Velhagen & Klasings Roman-Bibliothek.

9. Band.

Perlen

von

Friedrich Jacobsen

Hohe Schule

von

C. von Dornau

Das Marienbild von Busowiska

von

W. Łoziński

Misé Féréol

von

Jacques Vincent

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
830.83
V54
v.9
GERMANIC
DEPARTMENT

Velhagen & Klasings

Roman-Bibliothek.

Neunter Band.

Perlen von Friedrich Jacobsen	Seite	1—132
Hohe Schule von E. von Dornau	„	133—256
Das Marienbild von Busowiska von W. Łoziński	„	257—301
Misé Féréol von Jacques Vincent	„	303—388

Beigabe zu Velhagen & Klasings Monatsheften, XIII. Jahrgang 1898/99.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

Digitized by the Internet Archive
in 2021 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

https://archive.org/details/velhagenklasings09unse

830.83
V54
v.9

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS
URBANA

Perlen.

Roman

von

Friedrich Jacobsen.
(Verfasser von „Waldmoder“, „Im Weltwinkel“, „Elfe“ u. s. w.)

293294

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY

I.

Es ist Nacht.

Eine dunkle Nacht, von der man glauben möchte, daß sie nicht tiefer und schwärzer und undurchdringlicher sein könnte, wenn man sie in einen Erdschacht einschließen wollte, oder in einen Sarg, oder in das Herz eines gottlosen Menschen.

Eine nebelschwangere Nacht, die von Feuchtigkeit so vollgesogen ist, wie ein Schwamm, der tausend Jahre auf dem Grunde des Meeres lag, und die von so durchdringender Nässe triefst, daß gegen sie der Ocean eine Wüste Sahara genannt werden könnte. Eine gefräßige Nacht.

Sie hat unendlich viel Licht verschlungen — zunächst freilich nur die kümmerliche Helle eines späten Herbsttages, sodann aber jenen seltsamen feurigen Dunst, der zwischen sechs und zwölf Uhr abends über einer großen Stadt zu schweben pflegt, und der als schwarze Wolke hängen bleibt, wenn die zweite Hälfte der Nacht ihm die glänzende Seele ausgesogen hat. —

Die ruhelose Stadt Hamburg hat endlich einen bleischweren Schlaf gefunden. Von der Michaeliskirche schlägt es drei Uhr, und damit ist jener Zeitpunkt erreicht, wo die tiefste Stille über dem ineinandergefilzten Dächergewirr der Altstadt schwebt, oder von dem man zum mindesten sagen kann, daß er ein heimliches Leben und Treiben nur ahnen läßt — für eine kleine Summe flüchtiger Minuten, vielleicht nur auf den Zeitraum einer einzigen Stunde.

Dann werden die Pioniere der Tagesarbeit wieder ausziehen; der Schlotfeger, der Bäckerjunge, der Milchmann und die Zeitungsfrau — aber vor der Hand ist in der ganzen engen Straße, die von allen Gassen und Gäßchen die älteste zu sein scheint, nur eine einzige Gestalt zu erblicken, und es bleibt zweifelhaft, ob das Werk, welches sie verrichtet, dem vergangenen oder dem kommenden Tage angehört.

Mitten auf dem nassen, schlüpfrigen Pflaster brennt ein kleines, schwelendes, von Steinkohlen genährtes Feuer, das mit seinem dunstigen Schein nur einen Umkreis von wenigen Schritten zu erhellen vermag; über der trägen Flamme hängt zwischen zwei Gabeln ein rußgeschwärzter Kessel, und der teilweise verdeckte Inhalt desselben entsendet die üblen Dünste einer brodelnden Asphaltmasse in die schwere Luft.

Neben dieser schlichten Einrichtung sitzt auf zwei zusammengelegten Holzscheiten ein dürftig gekleideter Mann und rührt mit einem Knüppel von Zeit zu Zeit den zähen Brei durcheinander, während er in den Zwischenpausen den Kopf in die Hände stützt und scheinbar gedankenlos an einem Priemstückchen kaut.

Das ist Klaus Busse, oder „der alte Klaus", wie seine nähern Bekannten ihn nennen; er hat in der benachbarten Mühlenstraße eine Kellerwohnung inne und ist seines Zeichens Asphaltarbeiter, aber den besondern Beinamen hat er weniger seinen Jahren — denn er steht erst im Beginn der Fünfzig — als dem Umstand zu verdanken, daß gewisse Begebenheiten der jüngsten Zeit ihre Furchen in sein Gesicht gruben.

Er sieht in der That sehr hinfällig aus und jedenfalls weit weniger selbstbewußt als ein andrer Mann, der in diesem Augenblick aus der Nebenstraße unter die einzige in der Nähe brennende Nachtlaterne tritt und dort unbeweglich in beobachtender Haltung stehen bleibt.

Ein Polizeibeamter oder Konstabler, wie diese Leute nach englischer Sitte in Hamburg genannt werden.

Klaus Busse nahm sein Priemchen aus dem Munde, steckte es in die Westentasche und stand mühsam auf, um die eigentliche Arbeit zu beginnen; er seufzte tief, spuckte in die Hände und blickte dann scheu zu dem Polizisten hinüber, dessen blanke Uniformknöpfe im Laternenlicht blitzten.

Der Beamte kam langsam näher und blieb neben dem Arbeiter stehen.

„Guten Morgen, Busse," sagte er, „Ihr könntet Euch wohl ein bißchen sputen, denn wenn das da bis sechs Uhr nicht fertig ist, dann muß ich Euch aufschreiben."

Der Angeredete nickte.

„Weiß schon, Herr Brinkmann. Das Arbeiten ist meine Sache, das Aufschreiben ist Ihre Sache. Na, nichts für ungut, Sie müssen es ja von Amts wegen. Aber haben Sie das Ding noch nicht satt?"

„Man könnte es schon satt kriegen," brummte der Konstabler in den großen schwarzen Bart und zog seinen Rockkragen in die Höhe. „Übrigens von morgen ab sitze ich Euch in diesem elenden Winkel nicht mehr auf der Pelle; ich kriege ein andres Revier."

„Wo denn?"

„Drüben in Uhlenhorst."

„So, wo die feinen Leute wohnen. Da werden Sie es freilich besser kriegen, Herr Brinkmann."

Der Beamte zuckte die Achsel und hustete, denn der Qualm war ihm in die Kehle geraten.

„Wie man das nimmt, Busse. So'ne Stänkerei kommt da freilich nicht vor, aber die Augen wird man desto besser offen halten müssen."

„Die reichen Leute stehlen doch nicht," sagte der Arbeiter ruhig.

„Nein, aber sie werden desto mehr bestohlen. Hier in diesem Viertel wohnt das Gesindel, und drüben arbeitet es. Da stehe ich nun schon eine ganze Weile auf der Lauer — —"

Er brach ab und schien sich zu besinnen, ob er fortfahren sollte. Klaus Busse

hatte sich inzwischen an das Ausbessern des Trottoirs gemacht, und man hörte nur das Scharren seines Spatels auf den Steinen.

„Ja, auf der Lauer," nahm Brinkmann endlich wieder das Wort. „Ich weiß, Busse, daß Ihr nicht gern davon hört, aber ich meine es gut mit Euch. Euer Karl ist doch seit ein paar Tagen aus dem Gefängnis zurück, nicht wahr?"

Klaus Busse hatte sich wieder an den Kessel begeben, um das Feuer anzufachen. Die plötzlich aufglimmende Glut beleuchtete sein Gesicht, und es hatte einen harten Zug angenommen.

„Herr Konstabler," sagte er stockend, „Sie sprachen da vorhin von Gesindel, und nun nennen Sie den Namen meines Sohnes. Gott sei's geklagt, der Junge hat von wegen einer Schlägerei seine sechs Monate Gefängnis abreißen müssen, und das ist für einen Vater kein Pappenstiel. Aber Sie werden doch hoffentlich nicht damit sagen wollen, daß der Bengel nun auch unter das Gesindel gehört, wie es hier in Hamburg zu Tausenden herumlungert, ich meine, zu den Leuten, denen Sie auf die Finger passen müssen!"

„Nein, Alter," entgegnete Brinkmann sehr ruhig, „es sollte bloß eine Warnung sein. Schaut mal da hinüber, was ist das?"

Am Ende der Straße lief ein Fleet an der Rückseite einer Reihe baufälliger Häuser entlang, und aus einem der nach dem schwarzen Wasser hinausgehenden Fenster schimmerte trübes Licht.

„Das da meine ich," sagte der Polizist und hob den Arm.

„Ein Licht, weiter nichts."

„Jawohl, weiter nichts. Ich kenne diese Löcher, eins bei dem andern, und ich kenne einen jeden, der darin steckt. In dem zweiten Hause das dritte Fenster unter dem Dach, das ist die Schlafstelle von einem der Schlimmsten, die in Hamburg jemals geschränkt haben. Vor drei Jahren holte ich den Dieb dort zum letztenmal heraus, er kriegte damals mildernde Umstände und kam nur ins Gefängnis. Nun ist er wieder auf dem alten Platze untergekrochen, wie die Sorte das gerne thut. Der hat das Licht."

„Was soll ich damit?" brummte Busse und rührte in seinem Kessel.

„Er heißt Ludwig Köhler, oder mit seinem Spitzbubennamen ‚Schlosserlude'. Und vor einer Stunde habe ich die beiden zusammen gesehen."

Klaus Busse setzte sich plötzlich auf die noch immer zusammengeschichtet daliegenden Holzstücke und versuchte in dieser Stellung das widerspenstige Feuer aufs neue anzufachen. Aber seine Hände zitterten so stark, daß er nicht damit zu stande kommen konnte.

Brinkmann sah dem Alten eine Weile schweigend zu, dann nahm er den Schürhaken und stieß kräftig zwischen die Kohlen.

„Übernehmt Euch nicht," sagte er mit rauher Gutmütigkeit, „sonst wird das da gar nicht fertig. Also Ihr habt mich verstanden, Busse, ohne daß ich Euch zu sagen brauchte, wen ich vor einer Stunde mit dem Schlosserlude zusammen gesehen habe. Ob er jetzt auch da drinnen steckt, wo das Licht brennt, weiß ich nicht, aber es steht beinahe zu vermuten, denn wozu sollte es sonst hell sein. Wer in solcher Nacht nichts zu schaffen und nichts zu bereden hat, der liegt auf dem Ohr. Ich sage

auch nicht, daß es was Schlimmes sein muß, aber seht zu, daß der Junge in andre Gesellschaft kommt, sonst könnte es passieren, daß wir den Karl Busse mal mit dem andern auf eine Liste schreiben — in den Akten steht er ja so wie so."

Der Polizeibeamte legte für einen Moment seine kräftige Hand auf die Schulter des stumm dasitzenden Mannes, schüttelte sie ein wenig und ging denselben Weg zurück, den er hergekommen war.

An der Laterne wandte er sich noch einmal um und rief zurück: „Also bis sechs Uhr, Busse, verstanden?" Dann verschwand er um die Ecke.

Als die Turmuhr der Michaeliskirche sechsmal schlug, legte Klaus Busse sein Handwerkszeug zusammen und begab sich auf den Heimweg. Die Arbeit war gethan, und die Leute mochten nun kommen, um mit Füßen darauf zu treten; es wußte ja doch keiner, wie sauer sie ihm geworden war.

Daran dachte der grauhaarige Mann, als er langsam der Mühlenstraße zuschritt, denn er liebte es, in seiner grübelnden Art Vergleiche anzustellen, und es fiel ihm ein, daß er andern Menschen den Weg ebnete. Aber sein eignes Leben war holperig gewesen, und wenn er mal an eine glatte Stelle gekommen war, dann hatten sich auch gleich Risse gezeigt.

So war es gewesen, als er vor Jahren eine feste Stelle als Magistratsarbeiter bekam und von dem sprichwörtlich teuren Pflaster Hamburgs seinen sichern Verdienst bezog; grad damals war ihm die Frau gestorben, und er mußte mit seinem Buben bei der Grünkramhändlerin Jansen in Schlafstelle gehen; und als dann später der Karl heranwuchs und durch Vermittlung von Mutter Jansen im Holsteinischen bei dem Grafen Friesen auf Rönnekamp als Gärtnerbursche einen guten Platz kriegte, da war wiederum durch die Weiber das Unglück hereingebrochen.

Es war ja freilich nicht gerade notwendig gewesen, daß der Bengel sich in die hübschen Augen der Kammerjungfer des gnädigen Fräulein vergaffte und wegen der Bertha Fischer in eine Schlägerei geriet, die ihm sechs Monate eintrug — aber wenn das eine nicht gewesen wäre, dann hätte sich auch das andre nicht begeben können, und im großen und ganzen war doch mehr Unglück als Schuld bei der Sache. Über dieses alles grübelte Klaus Busse, und er dachte auch daran, daß er sich selbst doch immer ehrlich durchs Leben geschlagen habe.

Es war ein wenig heller geworden, als er endlich vor dem bereits geöffneten Gemüsekeller von Mutter Jansen anlangte, aber der Nebel strich noch immer vom Niederhafen herüber, und man hörte an der Landungsbrücke die Schlöte der Dampfschiffe pfeifen.

„Das bedeutet schlecht Wetter," sagte die dicke Händlerin, die schon bei dem Morgenkaffee saß und ihren Mietsmann begrüßte. Aber Busse entgegnete:

„Für mich gibt's kein gut Wetter, Frau Jansen; ich wollte nur, daß ich auf alles so pfeifen könnte, wie die Dampfschiffe, und dann in die weite Welt hinausfahren; aber ich habe nun mal die schwere Gemütsart, wie der Nebel draußen, und das wird nimmer anders."

Hinter dem Keller nach dem Hofe zu war die Kammer von Klaus Busse. Es stand in derselben ein Bett und ein altes zerrissenes Kanapee; auf dem letztern lag ein junger Mensch im tiefen Schlaf.

Sein Gesicht war ein wenig blaß von der überstandenen Gefängnishaft, aber hübsch und offen.

„Es ist nichts Schlimmes darin," murmelte der alte Mann, als er die kleine Petroleumlampe angezündet hatte und den Schläfer beleuchtete, „nein, noch nicht, aber gezeichnet ist er doch. Der Konstaber hat es gesagt, und die von der Polizei wissen damit Bescheid. He, Karl!"

Der andre hatte wohl gar nicht so fest geschlafen, denn er öffnete sofort die Augen, so daß der Vater ihn wieder mißtrauisch betrachtete.

„Wo bist du seit gestern abend gewesen, Bengel? Als ich um zwei Uhr ausrückte, warst du noch nicht daheim."

Der junge Mensch setzte sich aufrecht und reckte die Arme.

„Ein recht angenehmes Wort, Vater — daheim. Als ich vorgestern ankam — na, du weißt ja, woher — da war's auch bloß ein Wort. Sonst nicht viel mehr. Ich habe frische Luft geschnappt, wenn du es gerne wissen willst."

„Die ganze Nacht?"

„So ungefähr bis vor 'ner Stunde. Hamburg bei Nacht ist für unsereins nicht gerade lustig, aber immer noch besser, als Hamburg bei Tage."

„Du bist in schlechter Gesellschaft gewesen," sagte der Alte ernst, und Karl Busse streckte sich wieder auf das Kanapee.

„Sechs ganze Monate lang, Vater, das stimmt. Man wird nicht eingeladen dazu und kann sich's nicht aussuchen. Aber schlechter als die draußen sind die meisten im Gefängnis auch nicht."

Klaus Busse stellte stillschweigend die Lampe auf den Tisch und begab sich ans Kaffeekochen. Während dieser Beschäftigung sagte er plötzlich:

„Kennst du einen gewissen Ludwig Köhler, den Schlosserlude da hinten vom Ebräergang?"

„Soll wohl sein — wir haben zusammen in — na, im Loch an einem und demselben Tisch Maßstäbe gefertigt; und wir schliefen auch auf demselben Saal."

„Was hast du diese Nacht mit dem Menschen zu thun gehabt, Karl?"

Es war, als ob der junge, scheinbar so gleichgültige Mann von einer Natter gestochen worden wäre. Er sprang auf und stammelte:

„Was weißt du davon, Vater? Wo hast du das her?"

„Nicht von mir," entgegnete der Alte traurig, „nein, wahrhaftig nicht. Ich muß mein Brot auf der Erde suchen, wenn andre Leute schlafen, ich habe keine Zeit zu spionieren. Aber einer von der Polizei, den ich kennen thue, der hat es mir gesagt."

„Also doch!"

Man hörte nur das Singen der Kaffeemaschine, sonst war es ganz stille in der engen, dumpfen Kammer.

Endlich aber nahm Karl Busse wieder das Wort.

„Vater," sagte er leise, „als die Herren vom Gericht mich verurteilten, da dachte ich nicht, daß es so sehr schlimm sei. Ich hatte ja dem Kutscher von unserm Herrn Grafen ein tüchtiges Loch in den Kopf geschlagen, und wenn der Kerl das auch verdiente, weil er frech gegen die Bertha war, so mußte die Strafe

doch sein. Ich dachte eben, daß es einen Unterschied ausmache, weswegen man bestraft wird, und tröstete mich damit. Im Gefängnis kriegte die Geschichte schon ein andres Aussehen, sie waren da alle so fürchterlich gleich, bloße Nummern, weiter nichts. Und sie sagten alle, das wäre hinterdrein nicht viel anders, man thäte am besten, auch draußen zusammenzuhalten. Das habe ich denn doch nicht glauben wollen, Vater, und ich habe mir vorgenommen, keinen mehr zu kennen, wenn ich erst einmal frei wäre. Nun sehe ich freilich ein, daß solche Vorsätze lauter Dummheit sind, und daß sie zu nichts nützen. Denn wenn man doch als ein bestraftes Subjekt auf Schritt und Tritt von der Polizei belauert wird, dann ist es ja ganz einerlei, was einer anfängt, es wird ihm doch schlecht ausgelegt."

Klaus Busse saß auf dem Rande seines Bettes und wiegte den Kopf.

„Der Konstabler hat es gut gemeint, Karl," sagte er endlich kleinlaut; „er kennt mich ja."

„Er kann's gut gemeint haben, Vater, ich will ihm nicht zu nahe treten. Aber ich stehe nun doch zusammen mit dem Schlosserlude in seinem Notizbuch. Und wenn der eine was ausgefressen hat, dann muß der andre mit dabei gewesen sein. Weißt du, Vater, was der Lude von mir wollte?"

„Wohl nichts Gutes, Karl."

Der Sohn lachte bitter.

„O doch, was sehr Gutes, wenn man es hat. Geld wollte er! Ich traf ihn ganz zufällig, weiß Gott, und da klagte er mir seine Not. Ich gab ihm von meinem Überverdienst aus dem Gefängnis eine Mark, und ich gab's ihm von wegen unsrer Kameradschaft vom Gefängnis her. Das war eine dumme Gutthat, denn ich hätte ihn sollen ins Gesicht hauen, vielleicht wäre das von dem Herrn Konstabler weniger übel vermerkt worden. Aber wozu erzähle ich dir das alles, Vater? Du glaubst ja doch kein Wort davon."

Der Alte gab keine direkte Antwort, sondern goß den fertigen Kaffe in zwei henkellose Tassen und setzte sich an den Tisch.

„Komm," sagte er, „laß uns von was anderm reden. Ich habe gestern nicht gleich davon anfangen wollen, aber es muß doch mal aufs Tapet. Was gedenkst du nun eigentlich anzufangen?"

„Das Gescheiteste wär's schon, ich ginge gleich nach Amerika."

Klaus Busse schüttelte den Kopf und machte eine wegwerfende Handbewegung.

„Immer gleich oben 'naus wie ein Kochtopf — so schlimm ist die Sache denn doch nicht! Ich denke, mein Junge, Hamburg ist auch groß, und beisammen wollen wir doch gern bleiben."

„Daran wird dir wohl am wenigsten gelegen sein, Vater," sagte der Bursche ruhig. „Aber vielleicht nimmt mich mein Graf wieder in seinen Dienst."

„Der soll gar nicht mehr auf Rönnekamp sein."

„Woher weißt du das?" frug jener rasch und schob seine Tasse beiseite.

„Na, Mutter Jansen erfährt ja alles; der Graf wäre vom 1. Oktober ab hierher verzogen."

„Mit seinem ganzen Haushalt, Vater?"

Klaus Busse betrachtete den plötzlich so lebhaft gewordenen Sohn von der Seite und kratzte sich bedenklich hinter den Ohren.

„Na ja, da haben wir die Bescherung; also die Bertha steckt dir noch immer im Kopf! Was soll denn daraus werden, Karl?"

„Sie wird mich wohl nicht mehr wollen," meinte der junge Mensch seufzend und stand auf.

Das Gespräch kam wieder ins Stocken; draußen auf der Straße begannen die Wagen zu rollen, und die Lampe blakte in dem fahl hereinbrechenden Morgenlicht.

II.

Adolf Graf Friesen von Rönnekamp auf Rönnekamp gehörte einem alten holsteinischen Geschlecht an, welches seinen Stammbaum bis auf den großen Kaiser Karl zurückführte. Einer seiner Vorfahren hatte unter Waldemar dem Sieger gefochten, ein andrer war der Freund und Waffengenosse Graf Gerhards des Großen gewesen.

Es wurde seit Jahrhunderten als eine geheiligte Tradition angesehen, daß der älteste Vertreter der Familie dem jeweiligen Landesherrn Heeresfolge leistete, und Graf Adolf selbst hatte hiervon keine Ausnahme gemacht, sondern nach der Einverleibung der Herzogtümer in den Hohenzollernstaat eine hervorragende Stellung in der preußischen Armee eingenommen und den französischen Feldzug ehrenvoll mitgemacht.

Nun lebte er seit einer Reihe von Jahren auf dem an der holsteinischen Ostküste gelegenen Stammschloß Rönnekamp, aber sein einziger Sohn Dietrich hatte die Familientradition fortgesetzt und befand sich zur Zeit als einer der jüngsten und tüchtigsten Offiziere der kaiserlichen Marine in den afrikanischen Gewässern. Es war von jeher der Herzenswunsch des alten Grafen gewesen, sein einziges Kind und den letzten seines Stammes bei der Garde eintreten zu lassen, aber der abenteuerliche Sinn des jungen, an der See aufgewachsenen Mannes hatte diesem Wunsche ein unüberwindliches Hindernis entgegengesetzt, und Graf Friesen tröstete sich mit dem Gedanken, daß jener endlich doch den beschwerlichen und entsagungsreichen Dienst satt bekommen und alsdann die Verwaltung der väterlichen Güter übernehmen werde.

Graf Friesen stand erst im Beginn der fünfziger Jahre, aber ein durch die Kriegsstrapazen entwickeltes Herzleiden legte ihm die größte Schonung auf und machte ihn mit dem Eintritt eines frühen und plötzlichen Endes vertraut; auch aus diesem Grunde sehnte er sich heimlich nach der Rückkehr des einzigen Kindes, vermochte indessen seinen königstreuen Sinn nicht so weit zu verleugnen, daß er die Erfüllung des heißesten Wunsches durch ein väterliches Machtwort zu erzwingen versuchte.

Er fühlte sich einsam.

Hierzu trug nicht nur der Umstand bei, daß seine Gemahlin bereits seit einer Reihe von Jahren verstorben war, sondern es kamen noch andre Verhältnisse hinzu, die schwer auf der Seele des vornehmen und streng an der Überlieferung hängenden Mannes lasteten.

Seine einzige, nun auch schon verstorbene Schwester hatte eine Ehe unter ihrem Stande geschlossen.

Gräfin Valeska war noch sehr jung und sehr unerfahren gewesen, als sie gegen den ausgesprochenen Willen ihrer Familie einem zwar auffallend schönen, aber ziemlich vermögenslosen Mann bürgerlicher Herkunft die Hand reichte und damit zwischen sich und ihren Angehörigen eine Kluft aufriß, die durch lange Jahre fast unüberbrückbar zu sein schien.

Stanislaus Malinsky war Pole und Besitzer eines arg heruntergewirtschafteten Gutes in der Nähe der preußischen Grenze, aber schon ein Jahr nach Eingehung seiner Ehe mit der holsteinischen Gräfin hatte er sein Besitztum aufgegeben und war nach Warschau gezogen, wo er, unterstützt durch einflußreiche Verbindungen und ausgestattet mit einem gewissen Erwerbssinn, ein Bankgeschäft gründete und dasselbe in kurzer Zeit auf ziemlich ansehnliche Höhe brachte.

Man hatte ihm niemals irgend welche unehrenhafte Geschäftsführung nachreden können, aber schon der Übergang von der landwirtschaftlichen Thätigkeit zum kaufmännischen Beruf war für Graf Friesen ein hinreichender Grund gewesen, den unwillkommenen Schwager aus der Liste seiner Verwandtschaft zu streichen, und erst nach Ablauf einer Reihe von Jahren erfuhr er aus den gelegentlichen spärlichen Mitteilungen seiner Schwester, daß das so glänzend begonnene Geschäft später allmählich abgenommen und das Erbteil der Gräfin fast vollständig verschlungen habe.

Als dann Stanislaus Malinsky plötzlich starb und eine Regulierung seiner Verbindlichkeiten eintreten mußte, führte dieselbe zwar zu einer vollständigen Befriedigung sämtlicher Gläubiger, aber es verblieb der Witwe nur ein Rest von etwa hunderttausend Mark, mit dem sie sich nach einer kleinen mitteldeutschen Stadt zurückzog, um dort den Rest ihrer Lebenstage ausschließlich der Erziehung ihrer einzigen Tochter Wera zu widmen.

Als das junge Mädchen achtzehn Jahre alt geworden war, schloß Frau Valeska Malinsky geborene Gräfin Friesen auf immer die müden Augen, ohne den grollenden Bruder wiedergesehen zu haben, und Wera stand plötzlich ganz allein, scheinbar von allen Menschen verlassen, in der großen unbekannten Welt.

Bei dieser Wendung des Schicksals zeigte sich der eigentümliche Charakter des Grafen in einem vollkommen neuen Lichte.

Er hatte niemals seiner Schwester die freiwillige Aufgabe ihres Standes verzeihen können, und er hegte eine tiefe Abneigung gegen den Charakter und den Beruf seines aufgedrungenen Schwagers, aber er dachte keinen Augenblick daran, das unschuldige Kind die wirkliche oder vermeintliche Schuld ihrer Eltern entgelten zu lassen. Er nahm seine Nichte Wera Malinsky zu sich und erklärte sich zugleich bereit, die Vormundschaft über das verwaiste Mädchen bis zu dessen Volljährigkeit zu führen.

Dennoch aber täuschten sich alle, die der gräflichen Nichte nunmehr eine glänzende Zukunft prophezeien zu können glaubten.

Schon am ersten Abend, als Wera Schloß Rönnekamp betrat, hatte Graf Friesen eine lange und ernste Unterredung mit dem jungen Mädchen.

„Es muß von Anbeginn Klarheit zwischen uns herrschen," sagte er in seiner ernsten, gemessenen Weise. „Ich will nicht, daß meiner Schwester Kind unter fremden

Leuten aufwächst, und ich biete dir daher in meinem Hause die doppelte Stellung einer nahen Verwandten und meines Mündels. Es ist selbstverständlich, daß dir damit bis zu einem gewissen Grade die Rechte der Tochter, und da ich Witwer bin, für die Zukunft auch die Rechte einer Repräsentantin der Familie eingeräumt werden, oder um es klarer auszudrücken, du wirst in diesem Schlosse ebensogut die Herrin sein, wie ich der Herr desselben bin.

„Was hingegen das Verhältnis zwischen Vormund und Mündel anlangt, so hoffe und erwarte ich von dir, daß du die Sorge für die Verwaltung und Vermehrung deines Vermögens meinem Ermessen überläßt, und ich brauche nicht besonders zu betonen, daß ich die Zinsen desselben für dich zurücklegen werde, da du während deines Aufenthalts in meinem Hause den standesgemäßen Unterhalt von mir beziehst.

„Es ist um so wünschenswerter, für die Vergrößerung deines nicht sehr bedeutenden Vermögens Sorge zu tragen, als du dereinst auf dasselbe angewiesen sein wirst, denn mein Sohn, dein Vetter Dietrich, ist der gesetzliche und naturgemäße Erbe meiner gesamten Habe, und ich würde gegen mein eignes Fleisch und Blut ein Unrecht begehen, wenn ich etwa auf testamentarischem Wege zu deinem Gunsten irgend eine Abweichung von der Familientradition anordnen wollte. Ich sage dir das keineswegs, weil ich dich der Erbschleicherei für fähig halte, aber ich würde nach meiner Auffassung ein Unrecht begehen, wenn ich zwischen dir und mir auch nur den leisesten Zweifel über deine Zukunft bestehen ließe. Aus diesem Grunde halte ich unsre heutige Erörterung für unbedingt erforderlich, bin aber im übrigen der Ansicht, daß wir sie beide hiermit für abgeschlossen ansehen und niemals wieder auf diese etwas peinliche Angelegenheit zurückkommen."

Die Art und Weise, in welcher das junge, scheinbar so unerfahrene Mädchen diese geschäftsmäßig kühle Auseinandersetzung entgegennahm, war außerordentlich bezeichnend für ihren Charakter.

Wera Malinsky zeigte weder irgend eine Regung gekränkter Empfindung, noch erschöpfte sie sich in Worten des Dankes oder der verwandtschaftlichen Liebe, sondern sie blickte mit ihren großen, dunkeln Augen ganz unbefangen in das vornehme Gesicht des Oheims und entgegnete sehr ruhig:

„Ich bin ganz damit einverstanden, lieber Onkel, daß zwischen uns beiden die vollkommenste Klarheit besteht, und ich danke dir für die Offenheit, mit welcher du zu mir gesprochen hast. Die Auffassung über meine künftige Stellung in diesem Hause finde ich als deine nächste Verwandte ganz selbstverständlich, an den Vormund aber möchte ich jetzt gleich eine Bitte richten:

„Das von meinem Vater hinterlassene Vermögen beläuft sich auf rund hunderttausend Mark, und meine Mutter hat diese Summe einem zuverlässigen Freunde unsrer Familie, dem Bankier Laßen in Hamburg, als Geschäftsanteil übergeben, weil sie der Ansicht war, daß das Kapital durch seine Verwertung in einem Geschäft höhere Zinsen erzielen wird, als dies bei einer Anlage in Staatspapieren möglich ist. Diese Voraussetzung hat uns bis jetzt nicht getäuscht, und ich richte an dich die Bitte, es bei den getroffenen Bestimmungen zu belassen. Ich thue das weniger," fügte sie nach einer Pause hinzu, „weil ich jetzt die höhern Zinsen nötig habe, als vielmehr aus Rücksicht auf den alten Freund meines Vaters, der sich sicherlich

verletzt fühlen würde, wenn man ihm unter irgend einem, doch immer wie Mißtrauen klingenden Vorwand das Geld abfordern wollte."

Graf Friesen war über diese, in vollkommen geschäftsmäßiger Weise abgegebene Erklärung des jungen Mädchens nicht wenig erstaunt, aber er verbarg seine Verwunderung unter der stillen Erkenntnis, daß die Tochter des Bankiers und der Gräfin jedenfalls mehr die Eigenschaften des Vaters als diejenigen der Mutter geerbt haben müsse.

Diese Entdeckung war ihm keineswegs besonders erfreulich, er begnügte sich jedoch mit der Versicherung, daß die von seiner Schwester dem Bankier Laßen übergebene Summe dem alten, auch ihm persönlich bekannten Manne nicht gekündigt werden solle. Freilich machte er dabei einen geheimen Vorbehalt.

Er schrieb in seiner Eigenschaft als Vormund des jungen Mädchens und ohne dessen Wissen an Laßen, setzte demselben die Verhältnisse auseinander, verhehlte auch keineswegs seine Abneigung gegen jede Art der Spekulation und sprach schließlich den Wunsch aus, daß die von seiner Schwester als Geschäftsanteil übergebenen hunderttausend Mark in sichern Staatspapieren angelegt und künftig als Depositum angesehen, die Zinsen aber zum Kapital geschlagen werden möchten.

Um sich mit den Wünschen seiner Nichte nicht in Widerspruch zu setzen, betonte er in dem Schreiben ausdrücklich, daß er sein Anliegen nur in die Form einer Bitte kleide und nicht von seinem Rechte als Vormund Gebrauch machen wolle, für alle Fälle aber faßte er den Entschluß, bei einer endgültigen Abrechnung den Zinsausfall aus seinen eignen Mitteln zu decken.

Darauf erhielt er von Laßen folgendes Schreiben:

Hochwohlgeborener Herr Graf!

Im Besitz Ihres geehrten Schreibens vom .... beeile ich mich, ergebenst mitzuteilen, daß ich im Interesse des gnädigen Fräuleins die geplante Umwandlung der Geschäftseinlage in ein Depositum zwar nicht billigen kann, daß ich indessen gerne bereit bin, Ihren Wünschen Rechnung zu tragen.

Genehmigen Sie ꝛc. ꝛc.

Die lakonische Kürze dieses Briefes berührte den Grafen zwar etwas unangenehm, denn er sah in derselben einen versteckten Ausdruck gekränkten Gefühls, aber er verschloß den Brief in seinen Schreibtisch und dachte nicht weiter über die Sache nach.

So vergingen drei Jahre, während welcher das Verhältnis zwischen Oheim und Nichte sich nicht wesentlich veränderte.

Die beiden Naturen waren zu verschieden, um das Gefühl der Blutsverwandtschaft in den Vordergrund treten zu lassen, aber Graf Friesen behandelte das junge, zur vollen Schönheit aufgeblühte Mädchen mit ritterlicher Zuvorkommenheit, und Wera verstand es in hervorragendem Maße, ihrer immerhin nicht ganz leichten Stellung gerecht zu werden.

Die Mischung von deutschem und polnischem, von adligem und bürgerlichem Blut war so überaus glücklich, daß die Vorzüge beider Nationen und beider Stände körperlich wie geistig gleich sehr zur Geltung kamen, und wenn die Bekannten

des Grafen nicht müde werden konnten, zu versichern, daß Fräulein Malinsky mit ihrem schlichten, vornehmen Wesen eine Zierde der ersten Gesellschaft sei, so hingen wiederum die Untergebenen, vor allen Dingen aber die Kammerzofe Bertha Fischer mit leidenschaftlicher Verehrung an ihrer jungen Herrin, denn sie beriefen sich darauf, daß jene gleich ihnen dem bürgerlichen Stande entwachsen sei und obendrein ganz genau wisse, was es mit der Abhängigkeit für eine Bewandtnis habe.

Wera Malinsky wollte sich zwar selber niemals zugestehen, daß ihr diese Empfindung jemals nahe getreten sei, denn sie haßte nichts mehr als Abhängigkeit und Beugen unter den Willen andrer, aber dennoch sehnte sie sich bisweilen nach dem Erscheinen desjenigen, der sie aus diesen unklaren Verhältnissen in ein eignes Heim führen würde.

Sie sprach sogar bisweilen von dieser Möglichkeit mit einer Ruhe und Sicherheit, die man bei jungen Mädchen sehr selten findet und im allgemeinen auch gern vermißt, weil große Kreise der Gesellschaft das Natürlichste am tiefsten zu verhüllen lieben, aber sie that es niemals in einer Weise, die verletzend oder unweiblich genannt werden konnte.

Die Mehrzahl der ältern Damen aus Graf Friesens Bekanntenkreis faßte ihr Urteil dahin zusammen, daß Wera ein sehr klardenkendes, verständiges Mädchen sei, welches bei der Wahl des künftigen Gatten der Klugheit einen Vorrang vor dem Herzen einräumen werde, und die ältern Herrn ergänzten diese Auffassung gelegentlich mit der Andeutung, daß der Begriff „Herz" bei der jungen Dame erst bewiesen und bis zur Führung dieses Beweises ein entschiedener Mangel an Herz angenommen werden müsse. Die jüngern Herren aber nannten Wera Malinsky einen mit Asche bedeckten Krater und schienen mitunter mehr Scheu vor dem geahnten Feuer, als vor der allen sichtbaren kalten Hülle zu empfinden.

Inzwischen hatte das junge Mädchen eine Bekanntschaft angeknüpft, welche für die Zukunft entscheidend zu werden schien.

Der Graf pflegte jedes Jahr einige Wochen mit seiner Nichte auf Norderney zu verbringen, und im letzten Sommer war er dort mit seinem alten Freunde und Sachwalter, dem Rechtsanwalt Dr. Wilson aus Hamburg, zusammengetroffen. Dieser befand sich in Begleitung seines Sohnes Manfred, der das Bankfach ergriffen hatte und sich zur Zeit als Volontär bei der Bankfirma Laßen in Hamburg ausbildete.

Die beiden Familien bewohnten in Norderney eine und dieselbe Strandvilla und hatten an der Hoteltafel nebeneinander Plätze belegt; auf diese Weise verkehrten sie fast den ganzen Tag miteinander, und das zwanglose Badeleben brachte es ganz von selbst mit sich, daß namentlich die jungen Leute oft stundenlang beisammen waren, zu zweit Ausflüge auf die Insel unternahmen und bei schönem Wetter in die See hinausruderten.

Manfred Wilson war ein hübscher junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, hatte eine sorgfältige Ausbildung genossen, das Abiturientenexamen bestanden und das Patent als Reservelieutenant erworben; es war ganz natürlich, daß er einem jungen Mädchen gefallen mußte, und bei Wera Malinsky gesellte sich noch der Umstand hinzu, daß die junge Dame als Erbteil vom Vater eine besondere Vorliebe für den

Stand ihres Verehrers hegte, Grund genug, um eine Verbindung zwischen den beiden als durchaus angemessen erscheinen zu lassen.

Auch Graf Friesen schien diese Auffassung zu hegen, denn er war ungeachtet seines alten Adels modern genug, um die sociale Stellung und die Bedeutung eines Großkaufmanns richtig zu würdigen, und über traditionelle Bedenken half ihm die Erwägung hinweg, daß seine Schwester doch schon das Herkommen durchbrochen und eine Tochter bürgerlichen Standes hinterlassen habe.

Es war indessen während jenes Badeaufenthalts nicht zu einer förmlichen Aussprache zwischen Manfred und Wera gekommen; als aber die Abschiedsstunde schlug, da nannten sie sich bereits bei Vornamen und sprachen ganz unverhohlen ihre Freude über die Hoffnung eines baldigen Wiedersehens aus.

Graf Friesen hatte nämlich den Entschluß gefaßt, zum Herbst seinen Stammsitz an der Ostsee zu verlassen und für den Winter nach Hamburg überzusiedeln; dieser Wechsel entsprach zwar keineswegs seinen eignen Neigungen, aber Wera erreichte im November ihr einundzwanzigstes Lebensjahr, und der Oheim hielt es um so mehr für seine Pflicht, dem jungen Mädchen die Freuden der Großstadt nicht mehr vorzuenthalten, als damit gewisse andre Verhältnisse in leichtern Fluß kommen konnten.

Wer die Vermutung ausgesprochen hätte, daß Graf Friesen seine Nichte loszuwerden und zu verheiraten wünschte, der würde auf entschiedenen Widerspruch gestoßen sein. Doch war es am Ende natürlich, daß der kränkliche Mann das junge Mädchen thunlichst bald versorgt wissen wollte, zumal — die Hoffnung nicht ausgeschlossen war, daß Graf Friesen jun., Lieutenant zur See in Sr. Majestät Kriegsmarine, zum kommenden Frühjahr seinen Dienst quittieren und die Verwaltung der väterlichen Güter übernehmen werde — — —

III.

Es war heller geworden, und das Wetter hatte sich geändert.

Jene dunkle, nebelschwere Nacht, die alles Licht verschlungen zu haben schien, versprach in einen, wenn auch nicht sonnigen, so doch frostklaren Tag überzugehen, denn es begann zu schneien, und die leichten Flocken blieben auf der Erde liegen.

Das rauchgeschwärzte Hamburg trug ein nahezu festliches Kleid, und als Klaus um neun Uhr die Straße betrat, atmete er auf, und seine Gesichtszüge nahmen einen fast hoffnungsvollen Ausdruck an.

Er trug seinen Sonntagsrock, und Frau Jansen, die sich bereits das zweite Frühstück mit Thee und Weißbrot genehmigte, frug ihren Mieter ganz verwundert, wohin die Reise denn schon so früh gehe.

„Es ist wegen dem Bengel," sagte der Alte. „Die ganze Nacht hat er sich um die Ohren geschlagen, und nun schläft er. Ich will sehen, daß ich ihm irgendwo eine Stelle verschaffe."

„Kann er das nicht selbst?"

Klaus kratzte sich bedenklich hinter den Ohren.

„Er wäre ja wohl der nächste dazu, das ist schon richtig. Aber sehen Sie man bloß, Frau Jansen, das mit dem Gefängnis ist immer im Wege. Überall wird nach Papieren gefragt, und in den Papieren da steht es geschrieben. Er müßte ja vor Scham in die Erde sinken, während ich das schon besser auf mich nehmen kann."

„Wollen Sie denn Ihr Lebtag für ihn herumlaufen?"

„Dieses weniger. Es ist nur bloß für das erste Mal, nachher hat der Junge wieder ein reines Stück Papier in der Hand, und dann kriegt die Sache einen Schwung."

Frau Jansen blickte dem Davonschreitenden kopfschüttelnd nach.

„Wenn der man bloß nicht aufm Holzwege ist," murmelte sie langsam. „Ein reines Papier kriegt auch manchmal einen Fettfleck, absonderlich, wenn einer schon mal gewohnt geworden ist, sich mit unsaubern Dingen zu befassen. Na, mir kann es recht sein, solange der Alte seine Miete zahlt, geht das andre mich nichts an."

Klaus Busse überschritt den großen Neumarkt und ging die Werftstraße entlang. Diese große neue Häuserzeile war mitten durch das enge und schmutzige Gängeviertel gebaut, und man konnte nach beiden Seiten in ein Gewirr finsterer Gassen blicken.

Dort drinnen blieb auch der fallende Schnee noch nicht haften, sondern verwandelte sich in trübe Lachen, denn die reinere Luft hatte sich noch keinen Eingang durch die schmalen Ritzen verschaffen können, welche von den nahe gegenüberliegenden Dächern der hohen Häuser allein offen gelassen wurden.

In der Werftstraße wurden die großen Läden erst teilweise geöffnet, es war für die bis spät in den Abend arbeitende Geschäftswelt noch ziemlich früh.

Und der alte Mann ging immer langsamer.

Das sah alles nach vorne so behäbig aus, so solide und reputierlich; die Gesichter dieser geschniegelten Leute, die hinter den Glasthüren und den Schaufenstern zum Vorschein kamen, machten alle den Eindruck, als ob sie gewohnt seien, nur vor sich zu blicken in den Glanz, und niemals hinter sich in die Nacht und in das Grausen.

Würde einer von diesen einem Insassen des Gefängnisses Arbeit und Brot geben? Weiter!

Da kamen die Großen Bleichen, die mit ihren vielen Bankhäusern, Agenturen und Anwaltfirmen die Nähe des Börsenviertels verrieten, und endlich blinkte zwischen den sich öffnenden Häusermassen ein glänzender Spiegel auf.

Die Binnenalster. —

Klaus Busse kam selten in diese Gegend, wo das Fünfzigpfennigstück als die kleinste Münze gilt und die Hundertmarkscheine in der Westentasche zusammengeknittert werden, und er atmete tief auf.

Das Schneegestöber hatte sich gelegt, ein Windhauch zerriß die Wolken, und über das Wasser irrte der erste flüchtige Sonnenstrahl. Er war zwar ebenso rasch wieder verschwunden, als er gekommen war, aber der alte Mann nahm ihn dennoch als ein gutes Vorzeichen und ging nun mit festen, entschlossenen Schritten den Jungfernstieg hinunter.

Graf Friesen bewohnte in dieser altberühmten Straße das erste Stockwerk eines großen Eckhauses, in dessen Erdgeschoß sich ein bedeutendes Konfektionsgeschäft befand.

Es war dem an stille und vornehme Zurückgezogenheit gewöhnten Manne nicht gerade angenehm, sein Heim in unmittelbarer Nähe des geschäftlichen Treibens aufschlagen zu müssen, aber da er sich nur den Winter in Hamburg aufzuhalten gedachte, war es ihm nicht möglich gewesen, eine passende Villa in Uhlenhorst oder sonst irgend einem eleganten Vorortviertel zu mieten, und überdies glaubte er den Geschmack seiner Nichte berücksichtigen zu müssen, da die Übersiedelung nach Hamburg hauptsächlich ihretwegen erfolgt war.

Wera aber hatte erklärt, daß sie nirgends lieber wohnen möchte, als gerade im Centrum des großstädtischen Lebens, zumal die Lage des Hauses einen Blick auf die Alster gestattete und auf diese Weise eine freilich nur flüchtige Erinnerung an das Ostseeschloß wachrief.

Der Graf hatte nur einen Teil der Dienerschaft mit nach Hamburg genommen; unter derselben befand sich natürlich Bertha Fischer, die sich um keinen Preis von ihrer jungen Herrin getrennt hätte; außerdem waren nur der Kutscher, der Kammerdiener, die Köchin und ein Hausmädchen in den Umzug eingeschlossen worden.

Klaus Busse befrug sich bei einem Konstabler nach der Wohnung des Grafen. Er schellte bei dem Portier und wurde von dem Manne bedeutet, daß der Aufweg für Leute seines Standes im Hofe liege; er schüttelte aber den Kopf und stieg die breite marmorne und mit kostbaren Läufern belegte Freitreppe hinan, betrachtete eine Weile aufmerksam das kleine, unscheinbare Messingschild, auf welchem nur die beiden Worte „Graf Friesen" standen, und drückte dann den zierlichen Knopf der elektrischen Schelle mit seinem dicken Zeigefinger so anhaltend, daß drinnen ein kleiner Aufruhr entstand.

Das Hausmädchen, die Köchin und Bertha liefen auf dem Korridor zusammen; die erstere öffnete endlich, und alle drei begannen ein heimliches Kichern, als der eintretende alte Mann mit dürren Worten erklärte, daß er den Herrn Grafen zu sprechen wünsche.

Vormittags um zehn Uhr!

Bertha trat endlich vor und bedeutete den Arbeiter in etwas schnippischem Ton, daß die gnädigsten Herrschaften beim Kaffee seien und zu so früher Stunde —

Aber Klaus Busse unterbrach das junge Mädchen mit einer kurzen Handbewegung.

„Du bist wohl die Bertha," sagte er. „Die beiden dummen Dinger da mögen meinetwegen feixen, aber für dich ist es nicht zum Lachen. Ich bin der Vater von deinem Karl, und ich will zum Grafen, weil der Bengel sich schämt, dem Herrn unter die Augen zu treten. Also melde mich man getrost an, ich kann nicht später kommen, denn ich habe auch meine Arbeit."

Das hübsche junge Ding war blutrot geworden und stand verlegen da; inzwischen kam der Kammerdiener heraus und frug im Namen des gnädigen Herrn, was die Unterhandlung draußen zu bedeuten habe, und nach einigem Hin und Her wurde Klaus Busse wirklich in das Frühstückszimmer geführt, wo Graf Friesen mit seiner Nichte beim Kaffee saß.

Seine Zuversicht schrumpfte doch etwas zusammen, als er sich in dem glänzend ausgestatteten, mit Eichenholz getäfelten Raume befand und die etwas verwundert

dreinblickenden Augen des Grafen auf sich gerichtet sah; es war ihm vorhin so natürlich erschienen, daß ein Mensch zu dem andern geht, wenn er von demselben etwas begehrt, und nun wurde er plötzlich inne, wie schwer es unter Umständen sei, bis zu einem reichen und vornehmen Manne durchzudringen.

Er stotterte einige verlegene Worte und sah dann plötzlich an dem Gesicht des Grafen vorüber in die dunkeln Augen der jungen Dame, die freundlich und teilnehmend auf ihm ruhten, und nun gewann er plötzlich seine ganze Fassung wieder.

„Gnädiges Fräulein," sagte er, „Sie müssen für mich bei dem Herrn Grafen ein gutes Wort einlegen, denn Sie sehen so lieb und schön aus. Ich komme ja nicht, um für mich selbst zu bitten, sondern es ist wegen meines Sohnes Karl, und Sie denken gewiß nicht hart über den jungen Menschen, denn die Dummheit, die er begangen hat, geschah ja doch nur aus Liebe zu einem Mädchen."

Wera blickte mit etwas verwirrtem Lächeln zu ihrem Oheim hinüber, und dieser nahm nun das Wort.

Er war als Großgrundbesitzer und alter Soldat daran gewöhnt, mit Leuten unter seinem Stande zu verkehren und sich rasch in den Ideengang derselben hineinzufinden; er pflegte seine Fragen klar und präzis zu stellen und die zutreffende Antwort gleichsam hervorzulocken, aber es fehlte ihm die Gabe, Vertrauen zu erwecken.

„Sie sind also der Vater unsers frühern Gärtners Karl Busse," sagte er ruhig und jedes einzelne Wort leicht betonend. „Ich entsinne mich, daß er aus Hamburg stammte. Er hatte wegen einer Körperverletzung sechs Monate Gefängnis bekommen und wird diese Strafe nunmehr wohl verbüßt haben. Ist es nicht so?"

„Es ist so, gnädiger Herr," entgegnete Busse leise.

„Und Sie wünschen, daß ich mich für das Fortkommen des jungen Menschen interessiere. Warum kommt er nicht selbst?"

„Er schämt sich, Herr Graf."

„Dazu hat er allerdings Grund. Man schlägt einen Menschen nicht ohne weiteres über den Haufen, auch nicht aus Eifersucht. Aber es ist immerhin kein schlechtes Zeichen, wenn er sich schämt. Was könnte ich also für ihn thun?"

Der alte Mann fühlte sehr deutlich das Schwinden seiner Hoffnung, aber er entgegnete dennoch mit einem fast gewaltsamen Anlauf:

„Wenn Sie ihn wieder in Ihren Dienst nehmen wollten, gnädiger Herr —"

Graf Friesen richtete sich mit einem kleinen Ruck auf und legte die Spitzen der schlanken Finger aneinander.

„Das ist ganz ausgeschlossen," sagte er kalt. „Ich will davon absehen, daß mein Personal vollständig ist, aber ich verlange von meiner gesamten Dienerschaft unbedingte bürgerliche Unbescholtenheit; einen bestraften Menschen kann ich unter keinen Umständen beschäftigen."

Klaus Busse knitterte seinen Hut in der Hand zusammen und richtete sich etwas höher auf.

„Mein Sohn ist doch kein Spitzbube, Herr Graf!"

Auch Graf Friesen hatte sich vollends aufgerichtet.

„Lieber Freund," entgegnete er ruhig, „ich bitte Sie, mir nichts unterzuschieben,

was ich nicht gesagt habe. Über meine Grundsätze mit Ihnen zu streiten, habe ich keine Veranlassung. Wenn ich Ihnen sonst helfen kann —"

Er stand auf, ging an das Fenster und blickte, die Hände auf dem Rücken, hinaus. Es war eine ziemlich deutliche Verabschiedung, und der Alte drehte sich langsam um.

„Sie werden mir wohl nicht helfen können, gnädiger Herr," sagte er finster, „ich hatte mir das eben anders gedacht."

An der Thür blieb er plötzlich stehen und wandte sich um, denn er fühlte eine Hand auf seinem Arm.

Der Graf hatte durch eine Seitenportière das Zimmer verlassen, Wera aber stand neben dem Arbeiter und sagte:

„Sie dürfen so nicht gehen, Herr Busse, nicht mit der zornigen Falte. Mein Oheim meint es nicht böse, er hat nur so sehr strenge Anschauungen über Recht und Unrecht. Aber weil Sie mich nun doch einmal gebeten haben, ein gutes Wort für Sie einzulegen, so muß ich wohl den Versuch dazu machen —"

Klaus Busse sah einen Moment aufmerksam in das schöne Gesicht des jungen Mädchens und schüttelte dann leise den Kopf.

„Gott segne Sie, gnädiges Fräulein," entgegnete er dann einfach. „Es ist immer ein Trost, wenn man auf gute und mitleidige Menschen treffen thut, aber die Weichherzigen haben zumeist nicht die Macht. Der Herr Graf wird wohl im Recht sein, wenn er sich seine Leute aussucht, und so wie der Herr Graf denkt, so denken gewiß die meisten. Es gibt ja mehr als genug Hände auf der Welt. Am besten ist es immer noch, der Junge geht nach Amerika, da wissen sie nichts von der Sache und nehmen es auch nicht so genau."

Er machte eine linkische Verbeugung und verließ das Zimmer; draußen auf dem Korridor hielt ihn keiner mehr auf.

Wera war allein im Frühstückszimmer zurückgeblieben. Sie setzte sich nachdenklich an den Kaffeetisch zurück und begann ihren kleinen Seidenpinscher zu füttern, der während Busses Anwesenheit auf dem Teppich gelegen und merkwürdigerweise den fremden, schlicht gekleideten Mann nicht angebellt hatte.

„Das muß ein sehr guter Mann gewesen sein, gelt, Charly?" sagte sie zu dem Tierchen. Und dann begann sie sich ein wenig zu schämen.

Du lieber Gott, ein so furchtbar reges Interesse hegte sie ja schließlich gar nicht an dem Schicksal dieser Familie, wenn auch der junge Busse im Dienste ihres Oheims gestanden und sich immer sehr ehrerbietig gegen sie benommen hatte. Aber es war so hübsch, als gute Fee angesehen zu werden, die nur ihre Hand auszustrecken brauchte, um den Menschen zu helfen.

Das hatte in der ersten unwillkürlichen Anrede gelegen, und wie war es später gewesen, nachdem der Graf seine Ansicht ausgesprochen?

„Die Weichherzigen haben zumeist nicht die Macht — —"

Wera fühlte, daß sie gar nicht so weichherzig sei, aber Macht hätte sie zu gern besessen, recht viel Macht, einerlei, aus welcher Quelle sie herstammte. Heute konnte vielleicht die Probe darauf gemacht werden.

Wera schellte nach einer Weile, und gleich darauf trat Bertha Fischer ein, um sich nach den Befehlen ihrer jungen Herrin zu erkundigen.

Bertha war ein sehr hübsches Mädchen, aber an diesem Morgen schienen ihre Augen vom Weinen getrübt, und auf den frischen Wangen brannten große rote Flecken. Wera sah es und frug nach der Ursache; sie wollte heute recht teilnehmend sein.

„Ach, gnädiges Fräulein," sagte das Mädchen betrübt, „Sie haben ja gehört, wer der alte Mann war. Was Feines hat er gewiß nicht an sich, das muß wohl wahr sein, aber deshalb ist es doch nicht nötig, daß die da draußen mich mit meinem zukünftigen Schwiegervater necken."

„Also ihr seid einig, du und der Karl?" forschte Wera, und sie setzte hinzu: „Du nimmst keinen Anstoß daran, daß er im Gefängnis gesessen hat?"

„Es ist nicht hübsch," entgegnete Bertha betrübt, „aber gnädiges Fräulein wissen ja auch, wie die Sache zusammenhing. So eigentlich verlobt sind wir nicht, aber wir haben uns gern, und um meinetwegen ist die Geschichte doch hergekommen. Da kann man doch nicht böse sein und es dem armen Menschen entgelten lassen."

Wera dachte einen Augenblick nach und versuchte, sich in die Lage der beiden jungen Leute zu versetzen. Es war schwer, denn sie stellte sich dabei einen andern vor, einen Angehörigen der besten Kreise, dem auch nur Ähnliches niemals begegnen könnte. Aber Bertha hatte doch wohl recht.

„Sein Vater will ihn nach Amerika schicken, wenn er hier keine passende Stellung findet," sagte sie endlich langsam, und daraufhin begann das junge Mädchen bitterlich zu schluchzen.

Charly erhob sich von seinem Platze und winselte leise; es war eine förmliche Rührscene, die in diesem Hause sonst zu den unbekannten Dingen gehörte und Weras Nerven höchst unangenehm berührte.

„Tröste dich nur," stieß sie etwas ungehalten hervor, „du brauchst nicht gleich den Mut zu verlieren; ich will mit meinem Oheim reden, und es wird unserm Einfluß schon gelingen, deinem Bräutigam irgendwo unterzubringen. In einer halben Stunde kannst du dich in meinem Toilettenzimmer einfinden, bis dahin —"

Sie machte eine abbrechende Bewegung mit der Hand und wartete bis Bertha sich entfernt hatte; dann durchschritt sie etwas zögernd eine Reihe behaglich eingerichteter Räume und öffnete die zum Arbeitskabinett des Grafen führende Thür.

Graf Friesen saß an seinem in der Mitte des Zimmers stehenden Diplomatenschreibtisch und las die eingegangenen Postsachen; er liebte es nicht, bei dieser Beschäftigung gestört zu werden, und Wera wollte sich schon wieder leise zurückziehen, als der Oheim ihr freundlich zunickte.

„Du kommst wie gerufen, Kind," sagte er in unverkennbar guter Stimmung, „es sind da allerlei Dinge, die dich interessieren werden. Zunächst — oder nein, ich will dir erst das andre mitteilen."

Er schob zuvorkommend einen Stuhl neben sich und fuhr fort:

„Also zunächst ein Brief von deinem Vetter Dietrich. Das Schreiben ist ziemlich lange unterwegs gewesen, denn das Geschwader befindet sich noch immer an der afrikanischen Küste. Es wird auch den Winter über dort bleiben, aber zum Frühjahr steht die Rückkehr nach Wilhelmshafen bevor. Dietrich will uns alsdann einen längern Besuch abstatten und möglicherweise wird sich sein Austritt aus der

Kaiserlichen Marine demselben anschließen. Er schreibt zum erstenmal davon und macht die Entscheidung lediglich von meinem körperlichen Befinden abhängig. Du weißt, Wera, wie es mit demselben steht; mein Herzleiden hat in der letzten Zeit allerdings keine Fortschritte gemacht, aber ein derartiger Stillstand ist immer trügerisch, und ich wünsche in unserm allseitigen Interesse die Verwaltung meiner Güter so bald als möglich jüngern Händen zu übergeben. Da ich meinen Sohn von der Notwendigkeit dieses Schritts überzeugen zu können hoffe, so wird sein Abschied wohl eine Frage der nächsten Zeit sein."

Graf Friesen hatte vollkommen ruhig gesprochen und keineswegs wie ein Mann, der die Wahrscheinlichkeit seines nahen Todes andeutet; er lächelte sogar ein wenig und glättete mit der schlanken Hand fast liebkosend den vor ihm liegenden Brief. Dann fuhr er etwas lebhafter fort:

„Die in der nächsten Zukunft liegende Veränderung betrifft uns natürlich alle mehr oder minder. Es ist selbstverständlich, daß du, solange ich lebe, überall da ein Heim findest, wo ich zu Hause bin, aber der Gedanke, wie es nach meinem Tode sein wird, stellt sich doch mehr als bisher in den Vordergrund. Ich würde es als ein Glück betrachten, wenn du bei dem Eintritt gewisser Ereignisse an der Seite eines braven und tüchtigen Mannes geborgen wärest, aber ich berühre diesen zarten Punkt keineswegs in der Absicht, um dich in deinen etwaigen Entschließungen irgendwie zu drängen, sondern ich möchte dir nur die Gewißheit verschaffen, daß eine in deinen Willen gestellte vernünftige Wahl in meiner Person kein Hindernis finden wird. Wir haben uns in einem mehrjährigen Verkehr daran gewöhnt, klar und verständig miteinander zu reden, und ich hoffe deshalb auch in dieser Beziehung vor einer mißverständlichen Auffassung deinerseits gesichert zu sein."

Wera hatte vollkommen ruhig zugehört, und nur während der letzten Worte ihres Oheims in einem Anflug mädchenhafter Verlegenheit eine auf dem Schreibtisch liegende große gedruckte Karte in die Hand genommen.

„Wir haben uns immer verstanden, lieber Onkel," entgegnete sie, mit der Karte spielend, „und ich bin überzeugt —"

Dann brach sie plötzlich ab und beugte sich etwas vor.

„Die erste Einladung in diesem Winter?"

Graf Friesen nickte mit einem leichten Lächeln.

„Von Wilson auf Freitag über acht Tage. Ich habe die Karte soeben erhalten und möchte die Antwort von deiner Entscheidung abhängig machen."

„Wollen wir nicht zusagen?"

„Meinetwegen. Der Kreis, den wir dort voraussichtlich finden werden, entspricht nicht ganz unserm bisherigen Verkehr, aber wir befinden uns nun einmal in der Republik Hamburg, und Dr. Wilson gehört zu den angesehensten Bürgern. Also Freitag über acht Tage — sollte es übrigens nur ein Zufall sein, Wera, daß die Gesellschaft gerade an deinem einundzwanzigsten Geburtstage stattfindet?"

Das junge Mädchen dachte einen Augenblick ernsthaft nach.

„Manfred kennt das Datum," sagte sie dann leise.

Die kleine Uhr auf dem Schreibtisch des Grafen schlug elf; der feine, silberhelle

Ton war das einzige Geräusch in dem großen Gemach, und er summte noch zitternd nach in der tiefen Stille.

Wera erhob sich zögernd und ging nach der Thür.

Dort blieb sie noch einmal stehen und sagte hastig:

„Ich hatte eigentlich wegen des jungen Busse mit dir sprechen wollen, Onkel. Er ist mit meiner Kammerjungfer versprochen und soll sonst ein ganz braver Mensch sein; ich meine, das legt uns doch einige Verpflichtung auf. Ich habe zufällig gehört, daß Dr. Wilson einen Hausdiener sucht; ist es dir recht, wenn ich in deinem Namen einige empfehlende Zeilen an ihn schreibe?"

Graf Friesen hatte schon wieder den Brief seines Sohnes in die Hand genommen und entgegnete zerstreut:

„Wie du willst, Kind; Wilson ist, soviel mir bekannt, Mitglied des Gefängnisvereins und hat so gewisse humane Ideen; da paßt sich das am Ende ganz gut."

Eine Stunde später saß Wera Malinsky in ihrem kleinen Boudoir und schrieb einen Brief an den Rechtsanwalt Dr. Wilson; als sie denselben beendet hatte und zufällig durch das Fenster blickte, sah sie, daß sich über der Alster eine schwere Wolkenbank emporschob.

Sie betrachtete die schwarze Wand nachdenklich und empfand plötzlich ein sonderbares Gefühl der Trauer, ohne sich über den Ursprung desselben klar werden zu können.

„Ich wollte, daß diese dunkeln Wolken Schnee brächten," sagte sie ganz laut, und in demselben Augenblick schlugen auch schon große, klatschende Regentropfen an das Fenster.

Das Wetter war einem beständigen Wechsel unterworfen, aber es neigte zu trüben Tagen.

IV.

Die Saison hatte in Hamburg begonnen, aber der vornehmste Teil der reichen Stadt, die Villenkolonie Uhlenhorst, zögerte noch, sich dem großen Reigen anzuschließen. Die eleganten Häuser waren zwar sämtlich wieder bewohnt, ihre Eigentümer hatten sich jedoch zum Teil bis tief in den Herbst an der Riviera, in Neapel oder in irgend einem andern südlichen Erdenwinkel versäumt und fanden nicht gleich den Übergang vom leichten, behaglichen Müßiggang zu den geselligen Pflichten des Winters. Rechtsanwalt Dr. Wilson hatte den Bann gebrochen und die erste Einladung ergehen lassen.

Er besaß, wie die meisten Bewohner von Uhlenhorst, eine eigne Villa und galt für reich genug, um sogar in der teuren Hansestadt behaglich von seinen Renten leben zu können. Aber er fühlte sich noch zu rüstig, um seine ausgedehnte Praxis niederzulegen, und da der Hamburger, solange er sich überhaupt dem Geschäftsleben widmet, sehr wenig Zeit für seine Erholung zu erübrigen pflegt, so fand auch Wilson, abgesehen von einem kurzen Urlaub während der Gerichtsferien, keine Gelegenheit, die vorgeschriebenen Geleise des alltäglichen Lebens zu verlassen.

Es wurde ihm doppelt schwer, an ein Aufgeben seiner Praxis zu denken, da er dieselbe, entgegen dem hanseatischen Brauch, nicht den Händen eines Nachkommen übergeben konnte.

Er gehörte einer alten, angesehenen Juristenfamlie an, deren einzelne Glieder stets in der Advokatur, im Richterstande, in Bürgerschaft und Senat ehrenvolle Stellungen bekleidet hatten, und die Erziehung, welche er seinem einzigen Sohne Manfred zu teil werden ließ, erstrebte in allen Punkten eine Fortsetzung dieser geheiligten Überlieferung.

Als aber der junge Mann das Johanneum absolviert und nach Ableistung seiner Militärpflicht zwei Semester in Heidelberg Jura studiert hatte, erklärte er dem erstaunten Vater, daß die juristische Laufbahn seiner Geschmacksrichtung nicht entspreche und daß er es vorziehe, sich dem Bankfach zu widmen.

Es wäre den eindringlichen Vorstellungen des alten Rechtsanwalts vielleicht gelungen, den leichtbeweglichen Sinn Manfreds dennoch umzustimmen und ihn auf der einmal eingeschlagenen Laufbahn festzuhalten, aber der junge Mann fand einen mächtigen Bundesgenossen in seiner zärtlichen, schwachen und nervös veranlagten Mutter, die mit dem Eigensinn kränklicher Personen die Wünsche ihres Lieblings sich zu eigen machte und den Widerstand des Gatten um so leichter brach, weil die Ärzte schon seit Jahren jede seelische Aufregung als lebensgefährlich bezeichnet hatten. Dr. Wilson liebte seine Frau viel zu sehr, um durch eine häusliche Scene die von den Sachverständigen befürchtete Gefahr heraufzubeschwören, und so duldete er es mit schmerzlicher Resignation, daß Manfred die juristischen Studien an den Nagel hing und bei der Bankfirma Laßen in Hamburg als Volontär eintrat.

Er bewohnte nach wie vor das elterliche Haus, brachte einen erheblichen Teil des Tages im Geschäft und auf der Börse zu und verlebte die Abende größtenteils in einem Klub junger, reicher Kaufleute, wo bekanntermaßen sehr gut gegessen und getrunken, nach einem freilich weniger verbürgten Gerücht aber auch gelegentlich ziemlich hoch gespielt wurde.

Dr. Wilson kannte die etwas flotten Neigungen seines Sohnes, aber er duldete sie mit der Liberalität eines wohlhabenden Mannes und machte sich über diese Sache um so weniger Sorge, als Manfred noch niemals die Deckung erheblicher Schulden von ihm gefordert hatte.

Ja, er hegte sogar die stille Hoffnung, daß diese leere, nur auf das Materielle gerichtete Existenz den begabten Jüngling auf die Dauer anekeln und ihn vielleicht dennoch dem Studium wieder in die Arme führen werde. Allerdings wäre eine solche Rückkehr etwas spät gewesen, da Manfred nahezu das fünfundzwanzigste Lebensjahr erreicht hatte, aber Dr. Wilson war der Ansicht, daß einige verlorene Jahre sehr wohl durch ein langes Leben wieder aufgewogen werden können, sobald nur der erlittene Verlust eine Bürgschaft zur Verhütung späterer Verluste bietet. Aus diesem Grunde war es ihm nicht besonders angenehm, daß bei dem letzten Sommeraufenthalt in Norderney zwischen seinem Sohne und Wera Malinsky ein Verhältnis aufkeimte, welches allmählich ernsthafter wurde als derartige Badebekanntschaften junger Leute sonst zu sein pflegen, denn mit dem Augenblick, in welchem Manfred die Pflicht zur Begründung eines eignen Hausstandes auf sich nahm, war er natürlich seinem einmal erwählten Beruf bedingungslos verfallen.

Andrerseits hoffte freilich der in Herzenssachen sonst nicht sehr erfahrene alte Jurist, daß der verständige Sinn des jungen Mädchens einen günstigen Einfluß auf

Manfreds unbeständigen Charakter ausüben werde, und auf diese Weise schwankte er ziemlich unbehaglich und haltlos zwischen Wünschen entgegengesetzter Richtung, bis die Beratungen, welche im Schoße der Familie über das erste Winterfest gepflogen wurden, ihn von der Unfruchtbarkeit seines Grübelns überzeugten.

Manfred erklärte nämlich mit der größten Bestimmtheit, daß die Gesellschaft für ihn nur einen Reiz besitze, wenn Graf Friesen mit samt seiner Nichte dazu eingeladen würde, und er setzte es weiter mit Hilfe seiner Mutter durch, daß der 25. November gewählt wurde, indem er nicht das geringste Geheimnis daraus machte, daß Weras einundzwanzigster Geburtstag auf dieses Datum falle.

Es war ganz offenbar auf eine Verherrlichung der jungen Dame abgesehen, und als einige Tage später der Brief eintraf, in welchem Wera sich für Karl Busse verwandte, trat diese Absicht noch deutlicher zu Tage.

„Es ist ganz unmöglich," sagte Manfred bei dem Mittagsessen zu seinem Vater, „daß du eine von dieser Seite kommende Bitte abschlägst, sobald die Erfüllung derselben in deiner Macht steht. Wenn wir wirklich keinen Diener nötig hätten, so müßte eine neue Stelle in unserm Haushalt eingefügt werden, aber das ist gar nicht einmal der Fall, denn ich kann mit unserm alten Jacob, der täglich stumpfer wird, ohnehin nicht mehr auskommen, und wer in Graf Friesens Dienst gestanden hat, der bleibt auch empfehlenswert, wenn er mal im Gefängnis saß."

Diese letzte Wendung war bezeichnend für den Charakter des jungen Mannes. Er blickte zu dem Grafen mit einer Verehrung auf, die den Gepflogenheiten seiner republikanischen Vaterstadt keineswegs entsprach; der altadelige ehemalige Gardeoffizier war für den jungen Reservelieutenant eine Art Ideal, und Dr. Wilson konnte sich bisweilen der Empfindung nicht erwehren, als ob das Interesse seines Sohnes an Wera Malinsky wenigstens zum Teil auf Rechnung des Glanzes zu setzen sei, der von dem adeligen Namen auf den bürgerlichen zurückstrahlte.

Zwei Tage später zog Karl Busse in die Villa auf Uhlenhorst. Er fühlte sich sehr behaglich in seinem neuen Amte, denn da er dem jungen Herrn zur ausschließlichen Verfügung gestellt wurde, während der bereits vorhandene Diener Jacob Dirxen nach wie vor seine Thätigkeit den ältern Herrschaften widmete, so hatte er ziemlich wenig zu thun und konnte einen großen Teil seiner Zeit Vergnügungen widmen, die ihm nach der trostlosen Gefängnishaft auch dann verlockend erschienen, wenn Bertha Fischer sie nur in beschränktem Maße zu teilen vermochte. — — — —

Die Einladung, welche Wilsons zum Diner hatten ergehen lassen, lautete auf sechs Uhr; aber bereits bei dem Einbruch der Dämmerung, etwa um vier Uhr, hatte Manfred sich in sein Schlafzimmer zurückgezogen, um mit Karls Hilfe Toilette zu machen; denn er beabsichtigte heute einen besonders günstigen Eindruck hervorzurufen und verschmähte zu diesem Zweck keineswegs die Anwendung kleiner, mühseliger Künste, welche die Spuren einer lustig durchschwärmten Nacht verwischen sollten.

Er hatte in seinem der Schwaneninsel gegenüber in der Gurlitstraße belegenen Klubzimmer hoch gespielt und nicht unerheblich verloren; der Kopf schmerzte ihn den ganzen Tag über, und er befand sich in einer nervös gereizten Laune, die keineswegs zu den freudigen Hoffnungen stimmte, deren Erfüllung für den heutigen Abend in Aussicht stand.

Dabei fiel ihm plötzlich ein, daß sein glücklicher Gegner in der verflossenen Spielnacht ihm beim Abschied die übliche Revanche innerhalb vierundzwanzig Stunden zugesagt, und daß er selbst in der Aufregung vergessen hatte, sein Nichterscheinen zu entschuldigen.

Das war zwar nicht so schlimm, als wenn er selbst der gewinnende Teil gewesen wäre, aber man konnte ihm eine unbegründete Fahnenflucht als Furchtsamkeit oder Geldmangel auslegen, und er schrieb daher rasch einige aufklärende Zeilen. „Du kannst mir heute doch nichts recht machen," sagte er zu Karl; „nimm dieses Billet und trag es zum Hausverwalter unsers Klubs; eine Antwort ist nicht erforderlich."

Karl Busse machte sich ungesäumt auf den Weg.

Es hatte schon den ganzen Tag gestöbert, und der Schnee lag fast einen Fuß hoch. Dazu wehte ein kalter Wind von Norden her über die Alster herein und trieb die feinen Eiskrystalle in Schwaden durch die Luft und den Straßenpassanten in die Augen.

Es war, wie man zu sagen pflegt, ein Wetter, in dem man keinen Hund hinausjagt, und Busse murmelte einige kräftige Verwünschungen vor sich hin, während er mit hochgezogenem Kragen die Adolfstraße hinunterstapfte und dann rechts zu nach dem Wasser abbog.

Immerhin hatte er aber jetzt noch den Wind im Rücken, während er auf dem Heimwege die volle Gewalt desselben ins Gesicht bekam, und diese Aussicht dünkte ihn so wenig verlockend, daß er stehen blieb und sich nach einem Dienstmann umsah. Die Straße war indessen vollkommen menschenleer, nur ganz unten am Wasser dicht neben der Badeanstalt zeigte sich im flackernden Laternenlicht die Gestalt eines einzelnen Menschen.

Aber dieselbe trug keine rote Mütze, sondern einen alten, schäbigen Filzhut, der mit einem Tuch um die Ohren geknotet war, und wenn dieser lungernde, frierende Mensch auch vielleicht gern einen Botenlohn verdiente, er würde ja schon von dem Portier des Klubhauses an der Schwelle zurückgewiesen worden sein.

So eilte Karl mißmutig weiter, erreichte endlich die Gurlitstraße und entledigte sich seines Auftrags.

Der Rückweg war nicht so schlimm, wie es vorhin den Anschein hatte. Als ob der Wind im voraus gewußt hätte, daß nach einer Stunde elegante Equipagen diesen Weg fahren würden, hielt er plötzlich rücksichtsvoll den Atem an und ließ die Schneeflocken sachte auf die Erde fallen.

Karl ging langsamer und schöpfte Atem.

Drüben an der Badeanstalt stand noch immer der einsame Mensch; er hatte die Fäuste tief in die Hosentaschen versenkt, stampfte mit den Füßen im Schnee und kam nun langsam quer über die Straße auf Busse zugeschritten.

Es war Ludwig Köhler, der Schlosserlude.

„Guten Abend, Karl," sagte er hustend, „ich habe auf dich gewartet. Ich sah dich vorhin die Straße hinunterrennen, und ich dachte, du würdest schon zurückkommen. Wie ich höre, bist du jetzt auf Uhlenhorst bei feinen Herrschaften, du hast ja eine verd . . . noble Livree über deinen Leichnam gezogen!"

Busse war stehen geblieben und betrachtete seinen ehemaligen Mitgefangenen von oben bis unten.

Der Mensch sah fürchterlich verwahrlost aus; er trug bei der Kälte nur einen dünnen, hinten weit auseinander klaffenden Rock, und aus den krummen, zerrissenen Stiefeln guckten die bloßen Zehen hervor.

Es war ein Anblick zum Erbarmen, und Karl fühlte eine mitleidige Regung.

„Was treibst du hier draußen," frug er, sich umblickend, denn das Zusammentreffen war ihm doch unangenehm, „gibt es denn in ganz Hamburg keine warme Penne, wo du bei dem Wetter unterkriechen kannst?"

Köhler schüttelte mürrisch den Kopf.

„Pennen genug, aber kein Geld. Nicht mal die zwanzig Pfennige für ein Strohlager. Und der Magen ist ebenso leer wie die Taschen."

„Na, die Fäuste hast du wenigstens in den Taschen."

Der Mann zog seine klobigen Hände aus den Hosen und betrachtete sie finster.

„Hast du auch schon die Redensarten der feinen Leute aufgeschnappt? Du meinst, ich sollte arbeiten? Weißt du eine Arbeit für mich?"

Er lachte zweideutig und wies auf das Wasser zu seiner Linken, während er langsam an Karls Seite vorwärtsschritt.

„Ich sage dir, ich bin rein fertig. Ich war hier hinausgelaufen, um der Geschichte ein Ende zu machen, so oder so. Aber ich glaube, das Wasser ist noch kälter als der Schneesturm."

Das breite Bett der Außenalster bot in der That einen schauerlichen Anblick. Die am Bollwerk stehenden Laternen warfen gerade hinreichend Licht auf die bewegte Fläche, um ein dunkles Glitzern aus der Tiefe zu locken; weiter hinaus war alles schwarz und öde, nur jenseits von Harvestehude leuchtete es wieder heller herüber.

Und dazwischen nicht Weg und Steg.

Der Schnee, welcher die Straße und das Bollwerk bedeckte, ließ das Wasser noch finsterer erscheinen, als den schweren, sternenlosen Himmel über demselben; und dabei schwappte und blubberte Welle auf Welle an dem Pfahlwerk, als wenn jeder einzelne Laut eine Warnung enthielte vor etwas Entsetzlichem und Unbekanntem.

„Ja," sagte Köhler, „geh mal hinein, wenn du die Courage dazu hast. Ich habe sie nicht. Wenn es mal ein Ende mit mir nehmen soll, dann hänge ich mich in einer warmen Stube auf, und hell muß sie sein. Wenn du mir nicht beistehst, Karl, dann kann das heute noch geschehen, denn ich sage dir, ich bin rein fertig!"

Karl schüttelte den Kopf und beschleunigte seine Schritte; die finstern Reden des verzweifelten Mannes erregten in ihm ein heimliches Grauen, und doch hatte er wiederum das Gefühl, als ob sie nicht ganz ernstlich gemeint seien und nur eine Drohung enthalten sollten.

„Ich würde dir ganz gerne aushelfen, Ludwig," entgegnete er endlich, „aber ich habe kein Geld bei mir und bin überhaupt augenblicklich nicht gut bei Kasse. Wenn du in ein paar Tagen mal nachfragen willst — natürlich brieflich — —"

„Weiß schon, daß ich mich in dem Aufzug am hellen Tage nicht bei euch sehen lassen kann — aber mach mir keine Flausen, alter Kamerad. Jetzt ist es dunkel genug für solche Vogelscheuchen, wie ich eine bin, und wenn ich hinter dem

Hause warte, dann wirst du mir wohl ein paar Mark zustecken können. Du stehst doch bei Wilsons in Futter, was?"

Busse nickte.

„Na also; der Alte ist nicht knauserig mit dem Lohn, er hat Moos. Geht es hier herum?"

Sie waren bei der Villa angelangt, die mitten in einem großen Garten an einer Straßenkreuzung lag. Der Front gegenüber befand sich ein breites, eisernes Gitterthor, hinter welchem zwei Kieswege von rechts und links um ein Rasenstück herumführten und sich vor der mit Kandelabern geschmückten Freitreppe zu einer Auffahrt vereinigten. Das elektrische Bogenlicht der beiden Kandelaber warf seinen hellen Schein auf den vordern Teil des Gartens, während dessen hinter der Villa liegende Partie in tiefes Dunkel gehüllt war.

Ein schmaler, wenig benutzter Weg schlängelte sich dort zwischen den Nachbargärten durch, rückte ziemlich nahe an die Villa heran und mündete in einer Seitenstraße.

Köhler übersah das alles mit einem scharfen Blick.

„Hier vorne ist es zu hell," sagte er rasch, „ich werde also da hinten herumgehen und am Gitter warten. Du holst mir das Geld — zwei bis drei Mark genügen vor der Hand — und bringst es entweder hinaus oder gibst mir von einem Fenster aus ein Zeichen. Kann man in den Garten von hinten hineinkommen?"

„Es befindet sich eine kleine Pforte im Gitter, die nur nachts verschlossen wird."

„Desto besser. Keine Hunde?"

„Nein."

Sie sprachen rasch und leise, denn Karl Busse stand wie auf Kohlen und strebte fort. Die Straße war allerdings vollkommen menschenleer, und bis zur Auffuhr der Gäste fehlte noch eine halbe Stunde, aber Busse wollte seinen aufdringlichen Gefährten so rasch als möglich los werden. Er nickte daher nur flüchtig zum Zeichen des Einverständnisses und eilte in das Haus, während Köhler gemächlich in die Seitenstraße einbog und nun den einsamen und verschneiten Heckenweg erreichte.

Er sah nicht, daß in diesem Augenblick am entgegengesetzten Ende desselben ein Helm aufblitzte und gleich darauf wieder hinter einem schneebelasteten Busch verschwand, denn seine ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf die Rückseite der Villa, deren Parterrefenster in tiefem Dunkel dalagen, während der obere Stock bereits hell und festlich erleuchtet war.

Karl Busse betrat die Villa durch eine zum einstöckigen Seitenbau führende Thür. In diesem Anbau befanden sich die Schlafräume der Dienerschaft; da aber die letztere bereits vollzählig im Hauptbau zum Empfang der Gäste versammelt war, gelangte er ungesehen in seine Kammer, suchte im Finstern aus seiner Kommode einen Thaler hervor und blieb einen Moment lauschend stehn.

Kein Laut regte sich.

Um das verabredete Zeichen geben zu können, mußte er die Kammer verlassen, denn das Fenster derselben ging nach vorne, während Köhler hinten wartete. Busse verließ daher den Anbau und betrat durch eine Verbindungsthür das Schlafzimmer seines jungen Herrn.

Manfred hatte inzwischen seine Toilette vollendet und sich hinaufbegeben, sein

Zimmer war leer und dunkel. Dieses bildete den Abschluß einer Flucht von drei Räumen; man gelangte aus demselbem zunächst in eine kleine Bibliothek, und von dort wiederum in das große Arbeitszimmer Dr. Wilsons, welches sodann mit dem Hausflur in Verbindung stand.

Dieser Raum hatte zwei Fenster, zwischen denen der Schreibtisch des Rechtsanwalts aufgestellt war; an der Rückwand, gerade den Fenstern gegenüber, stand ein feuerfester Geldschrank, in welchem Dr. Wilson sein Privatvermögen aufzubewahren pflegte, während die Effekten seiner Klienten nach einer unverbrüchlichen Regel in den auf den großen Bleichen befindlichen Bureauräumen lagerten und sich dort ebenfalls unter diebessicherm Verschluß befanden.

Karl Busse hatte sich in das soeben beschriebene Zimmer begeben, weil die Fenster desselben gerade der kleinen Hinterpforte des Gartens gegenüber lagen; er tastete nach einer auf dem Schreibtisch stehenden Kerze, zündete sie an und öffnete geräuschlos das Fenster.

Der matte, auf den Schnee hinausfallende Lichtschimmer der kleinen Flamme war für Köhler das ersehnte Zeichen; er schlüpfte durch die unverschlossene Pforte und stand mit wenigen, langen Sätzen an der Fensterbrüstung.

Dort empfing ihn Busse mit der hastig geflüsterten Weisung, das Geldstück rasch in Empfang zu nehmen und alsdann um das Haus herum durch die Hauptpforte den Ausgang des Gartens zu gewinnen, da auf der Rückseite nicht alles in Ordnung zu sein scheine.

Infolgedessen hielt Köhler sich thatsächlich nicht längere Zeit auf, als erforderlich war, um den heißersehnten Thaler in die Tasche zu schieben, aber diese wenigen Augenblicke genügten doch, um ihm das Innere des Zimmers in der ungewissen Beleuchtung der Kerze zu zeigen und seinem für dergleichen Dinge ungemein geübten Gedächtnis jeden einzelnen Gegenstand in demselben unauslöschlich einzuprägen.

Er murmelte flüchtig seinen Dank, schlich gebückt um das Haus herum und schlenderte sodann, seinen Hut ins Gesicht drückend, dem Ausgang zu wie einer, der soeben in dem Gesindeflügel irgend eine Besorgung erledigt hatte.

Es war in der That auf dem zwischen den Gärten entlang führenden Wege nicht „alles in Ordnung".

Der Polizeisergeant Brinkmann, dessen Versetzung in das Revier Uhlenhorst thatsächlich erfolgt war, wußte um die bei Wilson stattfindende Gesellschaft und hatte in der Nähe der Villa seine Aufstellung genommen, um bei der Auffahrt der geladenen Gäste einer etwaigen Störung des Verkehrs vorzubeugen.

Während er in der vollkommen menschenleeren Seitenstraße langsam auf und ab patrouillierte, fiel sein gewohnheitsmäßig überall hinspähender Blick auf die Gestalt eines Mannes, der sich in auffälliger Weise an der Hinterpforte des Wilsonschen Gartens zu schaffen machte.

Er verbarg sich hinter einem mit Schnee bedecktem Busch und wurde von dort aus Zeuge jener flüchtigen Zusammenkunft zwischen einem Diener des Hauses und dem verdächtigen Subjekt.

In dem Diener hatte er bei dem Aufflammen der Kerze Karl Busse mit ziem-

licher Bestimmtheit erkannt, während das Gesicht des Fremden von der Dunkelheit verhüllt geblieben war.

Der Gestalt nach aber konnte es recht wohl „Schlosserlude" gewesen sein, und Brinkmann entsann sich sofort, daß er die beiden bereits einmal in einem verdächtigen Verkehr miteinander beobachtet hatte.

Nun war es allerdings nicht wahrscheinlich, daß die soeben stattgehabte Zusammenkunft einen Diebstahl bezweckte, denn der Fremde hatte sich sofort wieder auf einem Wege entfernt, wo seine Entdeckung sehr leicht erfolgen konnte, und außerdem war die Zeit denkbar ungünstig gewählt, allein der vorsichtige Kriminalbeamte schöpfte dennoch einen unbestimmten Verdacht, und er beschloß daher, die Augen offen zu zu halten, im übrigen aber seine Beobachtungen keinem mitzuteilen.

Wenn dann in der nächsten Zeit wirklich etwas passierte, dann hatte er die Spur sofort in Händen, und es konnte ihm das Lob einer feinen Kombinationsgabe keinesfalls entgehen.

Von einer sofortigen Verfolgung des Unbekannten nahm er aber um so mehr Abstand, als in diesem Augenblick das Rollen der ersten Wagen hörbar wurde und damit der eigentliche Revierdienst seinen Anfang nahm. — — —

V.

Ein Viertel nach sechs Uhr hatten sich die Gäste in dem großen Empfangssalon der Wilsonschen Villa vollzählig versammelt.

Als einer der letzten war Graf Friesen mit seiner Nichte eingetroffen, und wie er mit der jungen Dame am Arm unter das Licht des Kronleuchters trat, ging ein leises Ah! der Bewunderung von Mund zu Mund.

Wera Malinsky trug ein schlichtes Kleid aus blaßroter Seide, dessen Schnitt den schlanken Wuchs vorteilhaft hob. Das reiche, schwarze Haar lag in einem schweren kunstlosen Knoten tief im Nacken, und um den Hals trug sie eine dreifache Perlenkette, deren altertümlich geformtes Schloß aus den Emblemen des Friesenschen Wappens zusammengesetzt war.

Ihre eigentümliche Schönheit wurde durch diesen alten und prächtigen Schmuck nicht nur gleichsam würdig eingefaßt, sondern erhielt zugleich jenes charakteristische Gepräge, welches nicht selten in adligen Familien gefunden wird und in seiner kühlen, klassischen Reinheit an Kameen erinnert.

Man neigte sich vor dieser Schönheit und bewunderte sie; aber dennoch gab es Augen, die durch den matten Glanz der Perlen auf der frischen, warmen Haut des jungen Mädchens fast schmerzlich berührt wurden und in dem Ausschnitt des Kleides lieber eine leuchtende Blume, als das schlangenartige Geschmeide gesehen hätten, ja einzelne der Anwesenden gaben dieser Empfindung sogar verstohlen Ausdruck.

Ein alter Kaufmann, der viele Jahre in Brasilien gelebt hatte und nun seine Millionen teilweise dazu verwendete, um kostbare Sammlungen seltener Schmuckgegenstände anzulegen, brachte das Glas gar nicht mehr von den kurzsichtigen Augen weg.

Er schüttelte wiederholt den Kopf und sagte endlich leise zu seiner Nachbarin:

„Wenn ich recht unterrichtet bin, gnädige Frau, so besitzt die Nichte des Grafen nur ein sehr bescheidenes Vermögen; bei diesem Anblick aber könnte man gegen die Richtigkeit dieser Annahme wohl berechtigte Zweifel erheben."

„Wieso, Herr Petersen?" entgegnete die Angeredete und setzte ebenfalls ihr Lorgnon in Bewegung.

„Sehr einfach, meine Gnädigste; wer einen Schmuck von mindestens hunderttausend Mark Wert tragen kann, also vollkommen totes Kapital, der pflegt doch auch das Geld für solche kostspieligen Liebhabereien zu besitzen. Im entgegengesetzten Falle wäre das eine Thorheit, die ich der Tochter eines Bankiers kaum zuzutrauen wage."

„Hunderttausend Mark? Aber das ist ja kaum denkbar, Herr Petersen!"

Der alte Herr lächelte etwas überlegen.

„Wenn nicht noch mehr. Ich glaube, in solchen Dingen Kenner zu sein; natürlich müßte man die Perlen genauer betrachten können, um den wahren Wert zu schätzen. Übrigens, offen gesagt, ich hätte gegen eine nähere Augenscheinsnahme nichts einzuwenden, die junge Dame ist wirklich allerliebst."

„Pfui, Herr Petersen!"

Man ging zu Tisch, und der Kenner von Perlen und weiblicher Schönheit reichte seiner alten Freundin lachend den Arm.

Manfred führte natürlich Wera, er hatte sich das als selbstverständlich ausbedungen. Er hatte auch durch den Tafeldecker ein besonders lauschiges Plätzchen herrichten lassen, das durch große Blumenvasen den Blicken der Gesellschaft nahezu entrückt wurde, und dort saßen nun die beiden jungen Leute dicht zusammengeschmiegt, ohne sich viel um ihre Nachbarn rechts und links kümmern zu müssen. Aber das Gespräch wollte zuerst nicht recht in Fluß kommen.

Sie hatten in Norderney so harmlos miteinander verkehrt, es war ihnen schließlich ganz selbstverständlich erschienen, daß sie einer den andern mit Vornamen nannten, und nun schwebte plötzlich etwas zwischen ihnen.

Was war das?

Natürlich mochte wohl die Erwartung, daß der heutige Abend über ihr künftiges Leben die Entscheidung bringen werde, einen Teil zu dieser ungewöhnlichen und fast peinlichen Stimmung beitragen, aber sie fühlten beide, daß nicht die Spannung, mit welcher zwei Liebende dem ersten zärtlichen Wort entgegenlauschen, ihre Lippen fesselte, sondern vielleicht eher der Zweifel, ob es wirklich gesprochen werden sollte. Und dennoch erschien das letztere so sehr selbstverständlich.

Sie hatten ziemlich unverhohlen einander durch zahlreiche Handlungen und Worte zu verstehen gegeben, daß eine lebhafte gegenseitige Neigung zwischen ihnen bestehe und daß diese Neigung getragen sei von der Überzeugung einer sozialen Zusammengehörigkeit — es war eine zwar unausgesprochene, aber darum nicht weniger feste Vereinbarung dahin getroffen worden, daß Weras einundzwanzigster Geburtstag und die durch denselben erlangte Selbständigkeit als der Zeitpunkt der eigentlichen Verlobung angesehen werden sollte, und es fehlte, im Grunde genommen zu derselben nichts weiter, als daß Manfred zum erstenmal mit seinen Lippen den Mund des jungen Mädchens berührte — —

Sollte das heute wirklich geschehen?

Es war natürlich an diesem Platze nicht möglich, denn selbst der reiche Blumenflor und die diskrete Unaufmerksamkeit der benachbarten Paare boten keine genügende Bürgschaft gegen die Entdeckung heimlicher Zärtlichkeiten, aber in solchen Fällen pflegt man sich einstweilen mit den Augen zu küssen.

Und als Manfred Wilson das erste Glas des feurigen Rüdesheimers hastig getrunken hatte, heftete er seinen Blick auf den weißen Nacken des jungen Mädchens.

„Wie schön haben Sie sich heute geschmückt, Wera," sagte er leise — „sind diese Perlen ein Geburtstagsgeschenk Ihres Oheims?"

Wera lächelte flüchtig.

„Es scheint, Manfred, als ob Sie noch weniger davon verstehen als ich. Ich kann Ihnen nur sagen, daß dieser Schmuck sehr alt, und daß er ein Erbteil meiner Mutter aus der gräflichen Familie ist. Aber ich trage ihn heute zum erstenmal auf den ausdrücklichen Wunsch meines Oheims."

„Also nicht aus eignem Antrieb?"

„Nein, ich liebe diese Perlen nicht im mindesten."

„Das freut mich aufrichtig."

„Warum?" frug sie verwundert.

„Sie sehen so unnahbar darin aus, und ich möchte Ihnen gerade heute recht nahe sein."

Manfred beugte sich bei diesen Worten zu seiner Nachbarin hinüber, und das junge Mädchen lehnte sich auf den Stuhl zurück.

In ihrem Gesicht stieg eine feine Röte auf, und ihre dunkeln Augen gewannen einen zärtlichen Glanz. Aber sie beherrschte sich und schob leise seine Hand zurück, die nach der Ihren suchte.

„Später, Manfred, man beobachtet uns." Und dann ließ sie die Perlenschnur durch die Finger gleiten.

„Wenn es Ihnen lieber ist, werde ich den Schmuck nicht mehr tragen. Er hat ohnehin eine Geschichte, die mir seinen Besitz verleidet."

„Darf ich sie hören, Wera?"

„Gewiß, aber vielleicht werden Sie über meinen Aberglauben lachen. Ich erwähnte schon, daß die Perlen sich sehr lange in der Familie meiner Mutter befinden; ihr Ursprung ist mir indessen unbekannt, jedenfalls haben sie dereinst, wie alle ihresgleichen, auf dem Grunde des Meeres gelegen und sind von armen, unglücklichen Menschen mit Lebensgefahr aus der Tiefe heraufgeholt worden. Aber davon wollte ich nicht reden. Meine Großmutter mütterlicherseits trug den Schmuck zuletzt an ihrem Hochzeitstage, und da geschah das Seltsame. Ein Zigeunerweib hatte sich Eingang in die Gesellschaft zu verschaffen gewußt und wahrsagte der jungen Frau. Sie prophezeite natürlich alles Gute und Schöne, wie das bei solchen Gelegenheiten der Fall zu sein pflegt. Aber meiner Großmutter hat es zu viel geschienen. Sie nimmt deshalb das Weib beiseite und fordert die Wahrheit.

‚Wenn du die Wahrheit weißt,' hat sie gesagt.

Da sieht die Alte meiner Großmutter prüfend in die Augen und entgegnet:

‚Die Wahrheit ist selten gut, und ich kann sie nicht immer deuten. Aber eins hat noch niemals betrogen: Perlen bedeuten Thränen!‘

‚Auch diese Perlen?‘ fragt meine Großmutter, und jene entgegnet:

‚Ich kenne keine Ausnahme. Jede Perle, die ein Sterblicher trägt, fordert mehr Thränen, als das Auge eines Menschen in einer Stunde zu weinen vermag, und du mußt wissen, daß es ihrer viele sein können in einer Stunde.‘

„Mehr hat sie nicht gesprochen und ist gegangen, ohne einen Lohn für diese Weisheit zu fordern.“

Wera Malinsky schwieg und nahm ihren Römer in die Hand; irgend einer aus der Gesellschaft hatte die Parole ausgegeben: „Auf das Glück,“ und der feine Klang schwebte von Glas zu Glas.

Auch die beiden jungen Leute stießen miteinander an.

„Hat sich der Spruch jenes Weibes bewährt?“ frug Manfred nachdenklich.

„Ich kann weder mit ‚ja‘ noch mit ‚nein‘ antworten,“ entgegnete Wera leise. „Meine Großmutter hat den Schmuck niemals getragen, meine Mutter ebensowenig. Meine Großmutter soll eine heitere und glückliche Frau gewesen sein, meine Mutter hat viele Thränen vergossen. Aber keine derselben stand mit den Perlen in Verbindung.“

„Wäre das notwendig?“

„Ich weiß nicht. Die Wahrsagung ist ja ganz allgemein gehalten, jeder Mensch hat wenigstens einmal im Leben einen großen Schmerz zu tragen. Aber ich bin nicht ganz frei von Aberglauben. In einer wichtigen Stunde möchte ich diese Perlen nicht tragen.“

Das Diner war zu Ende, und man erhob sich von den Plätzen. Die Gesellschaft zerstreute sich in der an den Speisesaal stoßenden Zimmerflucht, Manfred frug Wera, wo er sie hinführen dürfe.

„Wo es kühl ist,“ sagte sie, „es war drinnen zuletzt sehr schwül.“

Er ging, seiner Mutter im Vorüberschreiten bedeutsam zunickend, durch mehrere Zimmer und kam zuletzt in einen Raum, wo nur eine Ampel brannte. Das Gemach war fast vollständig mit Gewächsen angefüllt, die sich malerisch um eine Fontäne gruppierten; die Außenwand wurde durch eine einzige große Glasscheibe gebildet, hinter welcher der schneebedeckte und jetzt vom Mondlicht überflossene Park sichtbar war.

Die beiden jungen Leute befanden sich ganz allein zwischen dem dunkelgrünen Blättergewirr, und nur aus der Ferne klang das Schwirren und Summen der Stimmen zu ihnen herüber.

Dann verstummte auch dieses urplötzlich, und über die eingetretene Stille hob sich eine schöne Frauenstimme im Gesang:

„Das Meer erglänzte weit hinaus — —“

„Wera,“ sagte Manfred leise, „weißt du noch, als wir den letzten Tag beisammen am Strande weilten? Da leuchtete auch die Nordsee im Sonnenschein, und es war sehr einsam. Aber ich dachte nicht an die seltsame Schönheit der Natur, die uns umgab — weißt du, Wera, woran ich dachte?“ — —

„Aus deinem Auge, sehnsuchtsvoll
Fielen Thränen hernieder.“

schwebte es leise durch die Räume.

Wera schwieg, und Manfred fuhr fort:

„Ich hegte den Wunsch, daß es mir vergönnt sein möge, dich niemals weinen zu sehen. Das ist ein kühnes Begehren, Wera, und in seiner Erfüllung nur denkbar, wenn man selbst das Recht hat, allen Schmerz von dem geliebten Haupte fernzuhalten."

„Auch dann nicht," sagte das Mädchen leise.

„Den tiefsten doch. Kennst du ihn?" — —

„Mich hat das unglückselige Weib
Vergiftet mit ihren Thränen"

sang die Diva, und Wera Malinsky strich sich die dunkeln Locken aus der Stirn.

„Da drinnen das Lied gibt uns die Antwort. Die bittersten Thränen sind wohl diejenigen, die um einen Menschen geweint werden, den wir lieb haben."

„Ja," sagte er, und durch seine sonst so kühle und ruhige Stimme schauerte es wie eine dunkle Ahnung. „Davor möchte ich dich bewahren, Wera. Das ist Liebe." Und dann streifte er leicht mit der Hand den Nacken des Mädchens.

„Ich bitte dich, lege diese Perlen ab — nur auf eine Minute. Du sagtest, daß du sie nicht tragen möchtest in dem wichtigsten Moment deines Lebens; willst du jetzt meinen Wunsch erfüllen?"

Sie verstand ihn, öffnete das Schloß und streifte die Perlen vom Halse. Ihre Hand zitterte dabei, und dieses Beben rann allmählich über den ganzen Körper. Aber sie regte sich nicht vom Platze und duldete es schweigend, daß er seinen Arm um den schönen, befreiten Nacken legte und sie auf den Mund küßte. Und dann sagte er aufatmend:

„Nun glaube ich nicht mehr an ein Unheil oder an eine Vorbedeutung, aber mein Geschenk zu unserm Hochzeitstage soll ein andrer Schmuck sein, und" — er neigte sich dicht zu dem Ohr des erglühenden Mädchens — „den Schmuck wird eine andre Hand von deinem Halse lösen."

So hatten sie sich miteinander verlobt.

Sie konnten sich noch nicht aus dem Raume trennen, in welchem mitten unter dem profanen Treiben der Welt eine kurze, aber märchenhaft schöne Spanne Zeit an ihnen vorübergegangen war, und sie traten Arm in Arm an die große Scheibe, hinter welcher eine schweigende, feierliche Nacht auf sie niederblickte. Die Täuschung, welche das klare, von keiner Einfassung in seiner Wirkung beeinträchtigte Glas hervorrief, war so groß, daß sie glauben konnten, mitten in dem überschneiten Garten zu stehen, ohne dennoch die Kälte der Luft zu empfinden. Und Wera gab diesem Gedanken Ausdruck.

„Das ist wie mein Dasein," sagte sie. „Glaube mir, Liebster, die Umgebung, in welcher ich meine letzten Lebensjahre verbracht habe, gleicht dieser prächtigen, kalten Winternacht. Ich sehe sie noch immer, sie ist mir noch immer nahe, aber wenn ich die Hand ausstrecke, wie eben jetzt, dann fühle ich die Scheidewand und diesseits derselben ist es warm. Wenn wir ganz beisammen sind, Fred, dann wollen wir einen Vorhang niederlassen und im lauschigen Nest sitzen. Ich gehöre ja doch zu euch mit Denken und Fühlen."

Und dann schauerte sie plötzlich zusammen.

„Sieh doch, was steht dort für eine dunkle Gestalt?"

Mitten zwischen den schneebelasteten Bäumen stand regungslos ein Mann im schwarzen Uniformmantel. Das Mondlicht glitzerte auf seinem Helm, und ein langer, scharfumgrenzter Schatten ragte weit hinaus auf das weiße Erdreich. Er machte den Eindruck eherner und unerschütterlicher Pflichterfüllung.

„Ein Konstabler," sagte Manfred lächelnd. „Der Mann wird hierher gestellt sein, um die Wagen zu überwachen und vielleicht auch uns. Denn das Parterregeschoß ist ganz leer und dunkel. Ist es nicht ein behagliches Gefühl, unter den Augen des Gesetzes zu weilen?"

Aber Wera wendete sich ab:

„Ich wollte, daß er fortginge. Was brauchen wir im Glück an das Gesetz zu denken? Komm, Liebling, wir wollen die übrigen wieder aufsuchen."

Eine halbe Stunde später hatte die Gesellschaft sich verabschiedet, und in den Empfangsräumen erlosch ein Licht nach dem andern.

Es schlug zehn Uhr.

Frau Dr. Wilson saß müde und abgespannt in ihrem Zimmer und ließ sich von der Zofe die noch immer schönen und reichen Haare auflösen; solch ein Tag griff ihre reizbaren Nerven ganz besonders an, und sie unterzog sich den gesellschaftlichen Pflichten nur mit Rücksicht auf die Stellung und den gesellschaftlichen Ruf ihres Mannes.

Sie selbst hätte am liebsten Tag und Nacht geschlafen, denn ein halbträumender Zustand, fern von allen Erschütterungen des Lebens, sagte ihrer Natur bei weitem am besten zu, und ihre Angehörigen hüteten sich sorgfältig, diese zum Teil wohl auf Einbildung beruhende Neigung in irgend einer Weise zu stören.

Aber als Manfred durch den bereits halbdunkeln Saal ging, um sich in das Erdgeschoß hinabzubegeben, blieb er doch nachdenklich stehen und frug den alten Dirxen, ob seine Eltern sich schon zur Ruhe begeben hätten.

„Der gnädige Herr wollte noch ein paar Stunden arbeiten," entgegnete der Diener, „und die gnädige Frau ist auch noch auf."

Manfred ging zu seiner Mutter hinüber.

„Ich möchte noch einige Minuten mit dir plaudern, Mama," sagte er, „wir haben den ganzen Abend nur einen einzigen Blick miteinander gewechselt."

Die Zofe entfernte sich, und der junge Mann setzte sich, wie er es gern bisweilen that, zu den Füßen der Frau, um mit ihren aufgelösten Haaren zu spielen.

Er liebte seine Mutter zärtlich und wurde von ihr fast abgöttisch verehrt, und nun zog sie seinen blonden Kopf in ihren Schoß und sah ihm mit nervöser Spannung in die Augen.

„Nur einen einzigen Blick," wiederholte er nachdenklich; „hast du die Bedeutung desselben verstanden?"

„Das war, als du mit Wera in das Gartenzimmer gingst," sagte sie, den Atem anhaltend, „ist dort etwas geschehen, Fred?"

„Wir haben uns miteinander verlobt, Mutter."

„Also wirklich!"

Frau Wilson vergrub die zitternden Finger in den Locken des Sohnes und faltete sie dort ineinander wie zum Gebet. Dann fuhr sie etwas ruhiger fort:

„Wir ahnten das alle, liebes Kind, es war ja vorauszusehen. Bist du denn nun glücklich, mein Junge?"

„Bist du es, Mama?"

„Du weißt, daß deine Wünsche von jeher meine Wünsche waren. Aber in dieser Sache werde ich wohl zurücktreten müssen."

„Hast du denn etwas gegen das Mädchen vorzubringen?" frug er, forschend zu ihr aufblickend.

„Gegen Wera? Nein. Ihr Charakter ist schwer zu ergründen, aber wenn sie dich wirklich liebt, dann wird es auch ihr Bestreben sein, dich glücklich zu machen. Es kommt nur darauf an, ob das Verhängnis nicht dazwischen tritt."

Manfred mußte unwillkürlich lächeln.

„Aber, beste Mama, was soll das Verhängnis denn gegen uns vorhaben? Was verstehst du überhaupt unter dem Verhängnis?"

„Ich weiß es nicht, Kind, ihr kennt mich ja und meine sonderbare Art. Wo andre Licht sehen, da sehe ich Schatten, bisweilen auch umgekehrt. Ich träume viel; manchmal mit wachen Augen, und dann sehe ich Dinge, die ich nicht erklären kann, erst wenn sie eingetreten sind, dann wird mir der Zusammenhang klar."

Manfred wurde nachdenklich.

Er wußte, daß die hochgespannte Nervosität seiner Mutter sich mitunter in sonderbarer Weise äußerte, und daß einzelne Ärzte, durchaus ernste und wissenschaftlich gebildete Männer, sogar behaupteten, Frau Dr. Wilson besitze bis zu einem gewissen Grade die Gabe der Clairvoyance.

Es war damals just die Zeit, wo diese dunkle und verworrene Frage in Fluß kam und ihre Erörterung zur Modesache wurde.

Er selbst stand, wie so viele Bewohner des Nordens, mit einem Fuße in dem Bannkreis des Übernatürlichen, und die Erzählung von dem Perlenschmuck, welche er vor kaum einer Stunde von Weras Lippen vernommen hatte, war deshalb auch nicht ganz spurlos an ihm vorübergegangen.

„Kannst du mir nicht sagen, Mutter, was du siehst und was dir Sorge macht?" frug er ganz ernsthaft.

Frau Wilson streckte sich erschöpft auf die Chaiselongue, welche ihr zum Sitz diente, und legte die gefalteten Hände unter den Kopf.

„Ich sehe eine tiefe, schwarze Nacht," sagte sie halb im Schlafe. „Sie wird allmählich etwas heller, und in der Dämmerung, welche unruhig hin- und herschwebt, ist ein Gesicht. Ich vermag die Züge desselben nicht deutlich zu unterscheiden, aber ich habe das Gefühl, als ob sie dir angehörten. Das ist alles. Das Gesicht ist sehr blaß und von Angst verzerrt, und wie ich es sehe, schnürt sich mir das Herz zusammen. Es ist mir, als ob ich daran zu Grunde gehen werde."

Frau Wilson sprach die letzten Worte leise und mit undeutlicher Stimme. Sie hatte die Augen geschlossen und schlief ein.

Auf diese Weise endete meistenteils jede Anstrengung oder Aufregung, der sie sich unterzogen hatte, und sie mußte alsdann mehrere Stunden hindurch vollkommen ungestört gelassen werden, da sonst ernsthafte nervöse Zufälle eintreten konnten.

Manfred hüllte seine Mutter vorsichtig in eine Schlafdecke und verließ auf den Fußspitzen das Zimmer.

Er benachrichtigte die Kammerzofe, daß sich wieder einmal die „Zufälle" eingestellt hätten, und stieg die Treppe in das Erdgeschoß hinunter.

Das Dämmerlicht, welches jetzt überall herrschte und im Gegensatz zu der vorhergegangenen strahlenden Helle einen peinlichen Eindruck hervorrief, dünkte ihn fast schauerlich.

Er hing seinen Mantel um und trat auf die Freitreppe hinaus, um noch einige Augenblicke Luft zu schöpfen; vor ihm lag der Garten in strahlendem Mondlicht. Die Dienerschaft hatte vergessen, das Einfahrtsthor zu schließen, es stand weit offen, und unmittelbar daneben, hinter einigen Büschen des Gartens, blitzte wieder der Helm auf, den Wera schon einmal an diesem Abend gesehen hatte. Manfred schüttelte verwundert den Kopf, stieg die Treppe hinunter und näherte sich der regungslosen Gestalt.

Es war Brinkmann, der fest in seinen Mantel gewickelt dastand und seinen Blick nicht von der immer mehr im Dunkel versinkenden Villa abwandte.

„Was machen Sie denn hier, Herr Konstabler?" frug Manfred halblaut. „Ist irgend etwas nicht in Ordnung?"

Der Beamte legte seine Hand grüßend an den Helm.

„Unsereiner hat manchmal seine Gedanken, Herr Wilson. Sie sind doch der junge Herr, nicht wahr?"

„Allerdings. Und wie ist Ihr Name?"

„Brinkmann, zu dienen."

Manfred nahm eine Cigarre aus seinem Etui und gab sie dem Schutzmann.

„Wenn Sie uns bewachen, dann muß man auch was haben, um sich wach zu halten. Also, wo fehlt's?"

„Es ist eigentlich nichts, junger Herr. Ich sah nur so gegen Abend allerlei verdächtiges Gesindel hier herumschleichen, und weil ich doch gerade bis zwei Uhr Dienst habe, so dachte ich, es könnte nichts schaden, wenn man sich in der Nähe aufhält."

Manfred lächelte.

Es war ihm, nachdem sich sein Geist mit unheimlichen und unfaßbaren Dingen beschäftigt hatte, förmlich eine Erleichterung, nunmehr plötzlich mitten in die nackte Wirklichkeit versetzt zu werden, und diese wechselnde Stimmung machte ihn fast sorglos.

„Gehen Sie nur ruhig heim, lieber Freund," sagte er gemütlich, „bei uns wird nicht eingebrochen. Der einzige Platz, wo sich Geld befindet, ist so nahe bei meinem Schlafzimmer gelegen, daß ein Dieb der Entdeckung unmöglich entgehen kann, und überdies sind wir von einer treuen und wachsamen Dienerschaft umgeben, auf die wir uns unbedingt verlassen können."

„Sind Sie dessen auch ganz sicher, Herr Wilson?" frug Brinkmann vorsichtig.

„Zweifellos, Herr Konstabler."

Der Beamte zögerte einen Moment. Er mochte nicht mit seinen Beobachtungen herausrücken, denn es war immerhin möglich, daß hinsichtlich der Person des Schlosserlude ein Irrtum obwaltete. Und dann dachte er an seinen alten Bekannten Klaus

Busse. Wenn der Sohn desselben verdächtigt wurde, dann hatte es mit dem schönen Dienste ein Ende, und der Alte steckte wieder mitten in Sorge und Leid.

Er besann sich noch eine Weile und entgegnete dann:

„Wenn es Ihnen nicht recht ist, junger Herr, dann kann ich auch weiter gehen. Es ist ohnehin eine verteufelt kalte Nacht, und die Füße frieren einem am Erdboden fest. Gute Nacht, und schlafen Sie recht wohl."

Er stapfte langsam davon, und Manfred kehrte in das Haus zurück. Nun war alles dunkel, nur aus dem Zimmer Dr. Wilsons fiel noch ein feiner Lichtstrahl durch das Schlüsselloch.

Der Rechtsanwalt hegte die Gewohnheit, niemals vor zwölf Uhr ins Bett zu gehen, und er hatte auch heute von dieser Regel keine Ausnahme gemacht.

Als Manfred bei ihm eintrat, saß er am Schreibtisch und rechnete auf einem Blatt Papier lange Zahlenreihen zusammen; neben ihm stand eine kleine, kunstvoll gearbeitete Kassette aus poliertem Stahl, unter deren zurückgeschlagenem Deckel eine Anzahl großer Kassenscheine sichtbar war.

Das Licht der Lampe fiel hell auf sein festgemeißeltes Gesicht, dessen unterer Teil von einem starken, ergrauten Vollbart nahezu verdeckt wurde; im Gegensatz zu demselben war die Stirn vollkommen kahl und erhöhte in ihrer massigen Form den Eindruck unbeugsamer Willenskraft.

Vater und Sohn waren einander sehr unähnlich, denn Manfred hatte mehr die weichen, hübschen Züge der Mutter geerbt, von dem Vater dagegen besaß er nur den kräftigen Körperbau und das große, blaue Auge.

„Ich hörte dich draußen, mein Junge," sagte Dr. Wilson, die Feder hinlegend, „du scheinst keine rechte Ruhe zu finden. Es gab eine Zeit, wo ich die nämliche Erfahrung machte, eine Zeit, in der auch ich den Mondschein aufsuchte, selbst wenn er über einer Winternacht schien. Wir sind heute wohl in vielen Dingen anders geworden, aber in einem blieben wir uns gleich. Habe ich recht mit meiner Vermutung?"

Manfred setzte sich neben seinen Vater an den Schreibtisch. In einem gedankenlosen Spiel schloß er den Deckel der Kassette und ließ seine Hand darauf liegen.

„Ich habe nicht geschwärmt, Vater," sagte er, „auch in dieser Beziehung ist die Jugend von heute nüchterner geworden. Sonst aber magst du recht haben, ich besitze Weras Hand."

„Möge es eine glückliche Hand sein," versetzte der Rechtsanwalt schlicht. „Seitdem du erwachsen bist, habe ich mir nie das Recht angemaßt, auf deine Entschließungen einzuwirken, so ließ ich auch dieser Sache ihren Lauf. Ob die Verbindung einer alten Hansefamilie mit der noch ältern gräflichen in allen Beziehungen günstig sein wird, muß die Zeit lehren; mir genügt es vorläufig, daß Wera Malinsky einen bürgerlichen Namen trägt. Bist du über ihre Vermögensverhältnisse unterrichtet?"

Manfred zog etwas empfindlich seine Hand von der Kassette; er spürte plötzlich das kalte Metall an den Nerven.

„Glaubst du denn wirklich, Vater —"

„Ruhe, mein Junge. Ich bin weit entfernt, die Ehe für ein Handelsgeschäft zu halten, und es freut mich sogar, einer gleichen Anschauung bei dir zu begegnen. Aber man muß doch rechnen, in Hamburg doppelt. Ich war soeben dabei, und du

kannst daraus ersehen, daß deine Zukunft mir am Herzen liegt, obgleich du nicht immer meinen Wünschen entgegengekommen bist. Aber davon wollen wir jetzt schweigen. Bist du hinreichend Hamburger Kind, um heute abend meine Berechnung mit mir durchzugehen — heute, an deinem Verlobungstage?"

Manfred richtete sich aus seiner nachdenklichen Stellung auf. Sein Vater hatte noch niemals Veranlassung genommen, mit ihm über Vermögenssachen zu reden, er wußte nur, daß er das einzige Kind eines reichen Mannes sei, und das Taschengeld, welches er monatlich erhielt, bestärkte ihn in diesem Glauben. Heute sollte ihm nun endlich Klarheit gegeben werden, und er bejahte daher die Frage seines Vaters mit einem versteckten Eifer, der dem Alten ein Lächeln abnötigte.

Ein sehr flüchtiges Lächeln, denn Dr. Wilson beugte sich sofort wieder über seine Papiere und sagte:

„Da deine Braut heute volljährig geworden ist, bedarf sie zu ihrer Verehelichung nicht der Einwilligung des Grafen, an welcher übrigens nicht zu zweifeln ist. Ihr werdet sodann natürlich den Wunsch hegen, sobald als möglich zu heiraten, und da Geburt, Familie und Stellung dich an Hamburg fesseln, so bleibt nur noch zu erwägen, welche Mittel euch für die Begründung eines Haushalts zur Verfügung stehen, und ob sie zu einem standesgemäßen Unterhalt ausreichen. Das Vermögen, welches deine zukünftige Frau dir frei und unbeschwert zubringen wird, beläuft sich auf rund hunderttausend Mark; ich bin als Sachwalter des Grafen mit diesen Verhältnissen genau vertraut und kann dir die Versicherung geben, daß Graf Friesen auch nicht im entferntesten daran denkt, diese nicht sehr bedeutende Summe durch Schenkung oder Erbverfügung zu erhöhen. Eine Schädigung seines einzigen Sohnes liegt ihm ebensofern, als ein wärmeres verwandtschaftliches Gefühl für Wera Malinsky, und wenn ich diesen etwas starren Rechtsstandpunkt auch nicht zu loben vermag, so ist derselbe jedenfalls vollkommen korrekt und für mich als Jurist durchaus begreiflich. Habe ich dir mit allen diesen Dingen irgend etwas Neues mitgeteilt, mein Junge?"

Manfred schüttelte etwas ungeduldig den Kopf.

„Weras Vermögen wird ja von Laßen verwaltet," entgegnete er hastig, „ich dachte, du wolltest von dir und mir sprechen, Vater."

Dr. Wilson lächelte etwas sarkastisch.

„Mit dir, mein lieber Manfred, wären wir wohl bald fertig. Das Salär, welches du zur Zeit als Volontär bei Laßen beziehst, beläuft sich meines Wissens auf Null Mark, es müßte denn neuerdings verdoppelt worden sein. Ich glaube nicht, daß du damit deine Cigarren bestreiten kannst. Also bleibt nur meine eigne Person übrig. Stimmt das?"

„Es wird wohl stimmen, Papa," sagte Manfred unbehaglich.

„Ich selbst, mein lieber Sohn, bin nicht so reich, wie manche Leute glauben — —"

Der Rechtsanwalt legte bei diesen Worten seine Hand auf den Arm des jungen Mannes und fuhr beschwichtigend fort:

„Du brauchst nicht so ängstlich auszusehen, Fred, vom Verhungern ist noch keine Rede, denn wer auf Uhlenhorst wohnt, der kann nicht gerade ein Bettler sein. Aber zum Reichtum gehören in Hamburg Millionen, will sagen, wenigstens eine Million,

und mein Vermögen beläuft sich nur auf ungefähr fünfmalhunderttausend Mark. Daß sich von dem Abwurf dieser Summe ein Haushalt, wie ich denselben zu führen gezwungen bin, nicht bestreiten läßt, liegt auf der Hand, und ich bin daher zum Teil auf den Ertrag meiner Anwaltspraxis angewiesen, der sich in frühern Jahren allerdings auf fünfzig- bis sechzigtausend Mark belief, in der letzten Zeit aber erheblich abgenommen hat, weil die Konkurrenz nicht mehr im Verhältnis zu meiner Arbeitskraft steht. Ich sehe die Stunde immer näher rücken, wo ich meine Thätigkeit ganz werde einstellen müssen, und alsdann bin ich lediglich auf die Zinsen meines Vermögens angewiesen. Begreifst du die Konsequenzen meiner Auseinandersetzungen?"

„So ziemlich," entgegnete Manfred bitter. „Ich soll mit andern Worten auf die Zinsen von dem Vermögen meiner Frau angewiesen sein, also auf ungefähr zwei Drittel des Gehalts, den du deinem ersten Büreauvorsteher zahlst."

„Mein erster Büreauvorsteher ist ein sehr tüchtiger Mann," sagte Wilson trocken. „Übrigens befindest du dich doch im Irrtum, denn ich habe keineswegs die Absicht, Unmögliches von dir zu verlangen. Meine Darlegung hatte nur den Zweck, deine Erwartungen auf ein vernünftiges Maß herabzustimmen. Hier in dieser Kassette liegen hundertundfünfzigtausend Mark; die Summe ist mir gestern auf eine gekündigte Hypothek zurückgezahlt worden, und ich bestimme dieselbe hiermit zu einer Abschlagszahlung auf dein zukünftiges Erbe, fällig am Tage deiner Hochzeit. Mit dem Vermögen deiner Braut ergibt das unter Annahme eines Zinsfußes zu 4% die jährliche Summe von zehntausend Mark, und wenn ich auch ohne weiteres zugebe, daß sich damit ein glänzender Haushalt nicht führen läßt, so entspricht sie doch ungefähr dem Durchschnittsgehalt unsrer höhern Beamten und muß demnach als auskömmlich bezeichnet werden."

Dr. Wilson erhob sich von seinem Platz, nahm die Kassette, in welcher sich die hundertundfünfzigtausend Mark befanden, und schloß sie sorgfältig in den Geldschrank ein.

Er schien die geschäftliche Auseinandersetzung mit seinem Sohne als beendet anzusehen und blickte auf die Uhr, deren Zeiger bereits Mitternacht wiesen.

Auch Manfred war mit einem leichten Seufzer aufgestanden.

Er hatte sich seine Zukunft weit glänzender ausgemalt, aber die bestimmte und trockene Ausdrucksweise seines Vaters belehrte ihn über das Unabänderliche der getroffenen Bestimmungen.

Da kam ihm plötzlich ein guter Gedanke.

„Papa," sagte er, „da meine Verheiratung mit Wera so gut wie fest steht, darf ich wohl diese hundertundfünfzigtausend Mark als mein Eigentum ansehen?"

Der Alte nickte.

„Gewiß, mein Junge; wenn auch vielleicht nicht juristisch, so doch thatsächlich."

„Dann bitte ich, sie mir heute auszuhändigen. Mein Chef, der Bankier Laßen, steht im Begriff, eine bedeutende, durchaus sichere Börsenoperation zu unternehmen, die einen voraussichtlichen Gewinn von etwa hundert Prozent abwerfen wird. Er wird mir sehr gerne gestatten, mich an derselben zu beteiligen, und ich würde auf diese Weise mein Kapital verdoppeln können. Da ich nun einmal das Bankfach ergriffen habe, so liegt es doch auf der Hand, daß ich mich auch in demselben bethätige, und eine günstigere Gelegenheit findet sich so leicht nicht wieder."

Um die feinen Lippen des alten Rechtsanwaltes spielte ein leises, ironisches Lächeln.

„Mein lieber Sohn," entgegnete er, „ich sehe, daß du noch recht sehr Volontär bist. Börsengeschäfte, mit denen hundert Prozent zu verdienen sind, liegen nicht auf der Straße, und wenn sie es thun, dann streckt ein vorsichtiger Mann seine Hand noch lange nicht danach aus. Denn Gewinn und Risiko stehen in einem festen Verhältnis zu einander, und in den sehr seltenen Ausnahmefällen bleiben diese ein tiefes Geheimnis des glücklichen Besitzers. Soviel davon. Ich ziehe es vor, dir an deinem Hochzeitstage dein vorläufiges Erbe in sichern Papieren auszuhändigen, und ich würde den Ankauf derselben schon heute bewirkt haben, wenn nicht ein momentaner Niedergang der von mir ins Auge gefaßten Effekten bevorstände. Du siehst, daß auch ich mich um die Börse bekümmere. Ich werde das Geld daher noch etwa eine Woche liegen lassen und bin überzeugt, daß ich alsdann ein gutes und sicheres Geschäft abschließen kann. Wolltest du noch etwas sagen, mein Junge?"

„Nein, Papa — gute Nacht."

Manfred zündete eine Kerze an und begab sich in die anstoßende Bibliothek, um durch dieselbe in sein eignes Schlafzimmer zu gelangen. Während er hinter der Thür einen Moment stehen blieb und auf die Schritte seines Vaters horchte, welcher ebenfalls das Zimmer nach der andern Seite verließ, sah er in dem flackernden Schein eine dunkle Gestalt in der Ecke zusammengekauert.

Er griff unwillkürlich nach irgend einem Gegenstand, der ihm als Waffe hätte dienen können, überzeugte sich aber dann sofort, daß er seinen Diener Karl Busse vor sich habe. Der junge Mensch hockte in der dem Arbeitszimmer zunächst liegenden Ecke auf einem niedrigen Sessel und schien zu schlafen; er fuhr wenigstens verwirrt in die Höhe, als Manfred ihn anredete, und starrte blinzelnd in das Licht.

„Was treibst du hier um diese Zeit?" frug Manfred scharf, und jener entgegnete stotternd:

„Gnädiger Herr, ich wartete darauf, daß Sie zu Bett gehen würden — ich dachte, Sie hätten vielleicht noch einen Befehl, und in meiner Kammer ist das Feuer ausgegangen!"

„Du hast geschlafen?"

„Ja, ich war sehr müde, aber es soll nicht wieder vorkommen."

Die Worte machten den Eindruck der Wahrheit, und Manfred sagte nichts weiter. Er winkte dem Diener, ins Bett zu gehen, und begab sich in sein Schlafzimmer. Während des Auskleidens dachte er einen Moment darüber nach, ob Karl wohl das Gespräch zwischen ihm und seinem Vater gehört haben könne, aber dann ließ er diese Idee wieder fallen, denn sein Kopf war zu sehr mit andern Dingen beschäftigt, und er lag noch lange grübelnd in seinem Bett, während die tiefe Stille um ihn von keinem Laut unterbrochen wurde.

Es blieb auch alles ruhig, bis das Morgengrauen heraufdämmerte und einen Traum brachte, in welchem Manfred mit Wera durch die kalte, mondhelle Nacht ging und nach einem Schatten ausspähte, der vor ihm herschwebte, dessen Gestalt aber immer wieder in unbestimmte Formen zerfloß. — — —

VI.

In der Dämmerstunde des folgenden Tages hatte sich eine kleine Gesellschaft auf dem Dammthorbahnhof versammelt.

Graf Friesen wartete im Reisepelz auf den nach Holstein fälligen Zug, und in seiner Begleitung befand sich das junge Brautpaar.

Manfred war bereits im Laufe des Vormittags bei dem Grafen erschienen und hatte um die Hand Weras angehalten; er war nach Erledigung dieser, unter den obwaltenden Umständen ziemlich belanglosen Förmlichkeit zum Frühstück eingeladen worden, und stand nun im Begriff, das junge Mädchen seinen Eltern allein zuzuführen, da der Graf eine zweitägige Reise auf sein Schloß vorbereitet hatte und von derselben keinen Abstand nehmen zu können erklärte. Es wäre mit einigem guten Willen vielleicht möglich gewesen, aber die beiden jungen Leute drangen nicht weiter in ihn, denn sie fühlten sich in seiner kühlen, vornehmen Nähe nicht recht behaglich und waren froh, ungestört eine Stunde miteinander verplaudern zu können.

Als der Zug abgefahren war, verließen sie Arm in Arm den Perron, aber sie wendeten sich nicht direkt nach Uhlenhorst, sondern schlenderten langsam durch die hinter dem Bahnhof nach der Gänseweide führenden Anlagen, um von dort aus eine die Außenalster durchkreuzende Fähre zu benutzen.

Der frostklare Wintertag neigte sich rasch seinem Ende entgegen, unter den überreiften Bäumen der Anlagen war es ziemlich menschenleer, nur die Laternenanzünder gingen stumm ihrer Arbeit nach, und während ein Licht nach dem andern aufflammte und seinen glitzernden Schein auf den Schnee warf, tönte von links herüber das einförmige, endlose Rollen der Wagen, hie und da unterbrochen von dem schrillen Pfiff einer Rangiermaschine und dem dumpfen Pusten des ausströmenden Dampfes.

„Das ist die Stimme der Großstadt," sagte Manfred, plötzlich stehen bleibend. „Wer nicht gezwungen ist, sie den ganzen Tag hören zu müssen, und wer sie dennoch nicht zu entbehren braucht, der ist glücklich."

Wera hatte sich dicht an die Seite ihres Bräutigams geschmiegt und blickte mit lächelnden Augen zu ihm auf.

„Ich verstehe dich vollkommen," entgegnete sie lebhaft. „Auf Schloß Rönnekamp war es immer sehr einsam, und in unsrer Wohnung am Jungfernstieg wird man von dem unaufhörlichem Getöse förmlich betäubt. Ein kleines, behagliches Heim irgendwo draußen in den Villenvierteln ist auch mein Wunsch, und ich denke, Schatz, wir werden uns unser Nest so hübsch einrichten, daß die Sehnsucht nach Bällen, Theater und Gesellschaften gar nicht aufkommt."

„Mitmachen muß man ja freilich doch —" fügte sie nach einer kleinen Pause nachdenklich hinzu und zeichnete mit dem Schirm ein verschlungenes M. W. in den Schnee. Manfred seufzte ein klein wenig.

„Wer weiß, Schatz, ob es uns möglich sein wird, in Hamburg zu leben," sagte er dann zögernd. „Es ist ja sehr prosaisch, am ersten Tage des Brautstandes — oder eigentlich am zweiten — über dergleichen Dinge zu reden, indessen meine ich, daß zwischen dir und mir nach allen Richtungen die größte Klarheit herrschen muß.

Du sprichst da so sorglos von einer Villa, von Gesellschaften und Bällen, als ob sich das von selbst verstände, und eigentlich versteht es sich ja auch von selbst in unsern Kreisen — aber glaubst du, liebe Wera, daß sich das alles mit jährlich zehntausend Mark in Hamburg bestreiten läßt?"

Sie waren langsam weiter gegangen und in den Lichtkreis einer Laterne getreten; Manfred blickte seine Gefährtin etwas unsicher von der Seite an und bemerkte, daß sich ihr Gesicht verändert hatte.

Es lag auf dem schönen Antlitz nicht mehr das sorglose, mädchenhafte Lächeln, sondern ein gespannter, grübelnder Ausdruck; ihre dunkeln Augen blitzten förmlich von Energie, und ihre Stimme erhielt eine volle, kräftige Klangfarbe.

„Du kannst dir kaum vorstellen, Liebster," entgegnete sie dann tief aufatmend, „wie glücklich mich dieses Vertrauen macht. Denn es ist Vertrauen, wenn der Bräutigam mit seiner Braut nicht nur von Liebe spricht, sondern auch von praktischen Dingen. Und ich gehöre nicht zu den thörichten Mädchen, die vor allen andern Sachen, als Küssen und Tändeln, die Augen verschließen. Nein, Schatz, ich bin die Tochter eines Geschäftsmannes und habe von dem Blut meines Vaters in den Adern. Und nun erzähle mir alles, was unsre Zukunft angeht, du wirst darum noch nicht glauben, daß ich auf eine Geldheirat ausgegangen bin und eine Enttäuschung empfinde, wenn nicht alles so ist, wie es vielleicht den Anschein hatte."

Manfred fühlte sich in diesem Augenblick sehr glücklich. Er zog den Arm des schönen Mädchens mit der Empfindung an sich, daß er nicht nur ein blühendes Weib, sondern auch einen guten Kameraden gefunden habe, und während sie dicht nebeneinander ganz langsam vorwärts gingen, berichtete er Wort für Wort das Gespräch, welches er am Abend zuvor mit seinem Vater gehabt hatte, und gab seinem Unmut darüber Ausdruck, daß der alte, eigensinnige Mann ihm die Gelegenheit, sein Heiratsgut durch ein günstiges Börsengeschäft zu verdoppeln, vorenthalten habe.

Wera hörte sehr aufmerksam zu.

„Also so stehen die Sachen," sagte sie endlich. „Nein, Schatz, soviel habe ich nun auch vom Hamburger Leben gesehen, um zu wissen, daß zehntausend Mark hier nicht mehr bedeuten, als anderswo die Hälfte. Leben können wir natürlich, und um meine eigne Person mache ich mir auch keine Sorge, aber du bist an einen gewissen Luxus gewöhnt, und ich möchte nicht, daß du denselben meinetwegen entbehren müßtest. Was das Börsengeschäft anlangt, so denke ich darin ganz anders als dein Vater, es wäre thöricht, einen sichern Vorteil aus der Hand zu geben. Es ist doch sicher?"

„Vollkommen," versicherte Manfred eifrig.

„Und wann müßte es gemacht werden?"

„Spätestens übermorgen."

Wera blieb wieder stehen und nagte mit den weißen Zähnen die Unterlippe; die Entschlossenheit ihrer Züge ließ diese im Augenblick fast hart erscheinen.

„Ich irre mich doch nicht, Fred, daß auch ein Mädchen, wenn es volljährig ist, mit seinem Vermögen machen kann, was ihm beliebt?"

„Natürlich, Wera."

„Dann unternimm das Geschäft mit meinem Vermögen!"

Manfred war etwas erschrocken, als Wera diese Worte hastig hervorstieß. Er

hatte aus dem Gespräch mit seiner Braut die Überzeugung geschöpft, daß Wera den Wert des Geldes sehr wohl zu schätzen wußte, und er fühlte um so mehr die Last des Vertrauens, welches rückhaltlos in seine geschäftliche Erfahrung gesetzt wurde.

Lagen die Verhältnisse denn wirklich so günstig, wie seine lebhafte Phantasie ihm dieselben vorgaukelte?

„Ich meine, Schatz," sagte er nachdenklich, „daß du in einer so wichtigen Angelegenheit doch erst mit deinem Oheim Rücksprache nehmen solltest. Natürlich kannst du machen mit deinem Gelde, was dir beliebt, aber ich scheue mich fast, die Verantwortung für unsern Plan allein auf meine Schultern zu nehmen. Wenn ich alles recht überlege —"

Weras Augen funkelten.

„Ich weiß, daß du alles überlegt hast," entgegnete sie stolz und zärtlich. „Ich bin von deiner Umsicht und Erfahrung vollkommen überzeugt und möchte diese Sache gerade in deine Hände legen. Mein Oheim — du lieber Gott, der bekümmert sich so wenig um meine Angelegenheiten, daß ich nicht die mindeste Verpflichtung fühle, ihn mit diesem Plan vertraut zu machen, und überdies kommt er erst übermorgen zurück. Wir wollen überhaupt zu niemand davon reden, auch nicht zu deinem Vater, denn ich weiß ja aus deinem Munde, daß er mit Börsengeschäften nicht einverstanden ist. Aber ich bin es, Fred, denn mein Vater war Kaufmann, und mein künftiger Gatte ist es ebenfalls — ich wäre nicht wert, deine Braut zu sein, wenn ich deinen Beruf gering achten wollte."

Ihre lebhaften Worte rissen ihn hin.

Er schlang seinen Arm um ihren Nacken und küßte sie auf den Mund; mit diesem klugen und entschlossenen Weibe wollte er die ganze Welt erobern, sie war ihm im eigentlichen Sinne des Wortes ein guter Kompagnon.

Und ihre Lippen glühten trotz der Winterkälte auf den seinen; sie hatten in diesem Moment des vollen gegenseitigen Vertrauens die ganze Welt um sich vergessen.

Aber plötzlich fuhren sie auseinander.

Die Anlagen waren immer einsamer geworden, und das Lichtermeer Hamburgs glühte durch einen langsam niedersinkenden Nebel nur noch wie ein rötlicher Schein zu ihnen herüber.

Da stand wie aus der Erde gewachsen ein verkommen aussehender Mann vor ihnen.

Er mußte irgendwo hinter einem Baume hervorgetreten sein, nahm seinen schäbigen Hut vom Kopf und sagte zu Manfred:

„Gnädiger Herr, ich bin ein armer, unglücklicher Mensch, der weder Brot noch Arbeit hat. Und ich möchte nicht gerne schlecht werden. Schenken Sie mir eine Gabe; wer eine so schöne, junge Dame am Arm hat, der muß ja glücklich sein, und die Glücklichen sollen sich der Elenden erbarmen."

Manfred zögerte.

Er war nicht hartherzig und hätte dem Bittenden gern eine Gabe geschenkt, aber der Mensch sah so unheimlich aus, und vielleicht war es auf einen Raubanfall abgesehen.

„Ich habe kein Geld bei mir," entgegnete er kurz und wollte mit seiner Be-

gleiterin weitergehen. Aber Wera blieb stehen, zog ihre Börse und gab dem Fremden eine größere Silbermünze.

„Wenn mein Bräutigam zufällig kein Geld hat, dann will ich für ihn eintreten," sagte sie freundlich, „denn er und ich sind doch eins. Nehmt das hin und bleibt Eurem Vorsatz, niemals ein schlechter Mensch zu werden, treu."

Der Vagabund schob die Münze in seine Tasche und sah das junge Mädchen einen Moment starr an. Dann sagte er leise und mit sonderbarer Stimme:

„Wenn es einen Gott gibt, gnädiges Fräulein, dann soll er Sie segnen. Sie sind sehr gut, besser als Ihr Bräutigam. Und Sie haben Vertrauen zu den Menschen — das ist nicht immer gut."

Damit wandte er sich ab und verschwand im Schatten der Nacht, lautlos wie er gekommen war, und fast wie eine Erscheinung.

Manfred atmete auf.

„Wie unvorsichtig, Wera," sagte er mit freundlichem Vorwurf, „der Fremde hätte uns berauben können, es ist niemand in der Nähe."

„Hat er denn den Versuch gemacht?" entgegnete sie heiter. „O Schatz, man muß den Menschen nur Vertrauen entgegenbringen, dann täuschen sie uns nicht."

Und dann wurde sie nachdenklich.

„Es war immerhin eine unheimliche Begegnung, und ich bin recht froh, dich an meiner Seite zu haben. Und wie sonderbar, er that gerade, als ob er dich kannte, und das kann doch nicht der Fall sein, denn er sprach nicht Gutes von dir."

Sie waren allmählich bis Harvestehude hinausgekommen und betraten den Dampfschiffpavillon an der alten Rabenstraße, um nach Uhlenhorst überzusetzen.

Die Dampffähre war gerade abgegangen, und sie mußten in dem Restaurant warten.

„Nun will ich den ersten Beweis meiner Volljährigkeit geben," sagte Wera geschäftig, als sie sich an einem kleinen Seitentisch niedergelassen hatten, „drüben bei deinen Eltern würde das auffallen."

Sie ließ sich von dem Kellner einen Briefbogen nebst Feder und Tinte bringen und schrieb quer über das Papier:

„Ich bevollmächtige meinen Verlobten, Herrn Manfred Wilson, hiermit, mein bei Herrn Bankier Laßen hinterlegtes Vermögen für mich zu erheben.

Wera Malinsky."

„Siehst du, Schatz," sagte sie stolz, „ich bin gar nicht so unerfahren in Geschäften und weiß recht gut, daß der alte Laßen dir ohne Vollmacht keinen Heller auszahlt, und wenn du zehnmal mein ein und alles bist. Ist es so richtig?"

Manfred nahm lächelnd das Papier und schob es in seine Tasche.

„Es fehlt ja wohl an einigen Förmlichkeiten, Liebling," entgegnete er leise, „aber was bedarf es deren zwischen dir und mir? Ich selbst bin so entsetzlich formlos, daß ich dir am liebsten in diesem Augenblick einen Kuß gäbe. Nicht der Geldsache wegen, Wera, aber weil du so unglaublich reizend aussiehst."

Sie öffnete leicht die Lippen und blickte ihn zärtlich an.

„Warte noch ein wenig — bald! Ich habe auch die Geschäfte satt und denke an Besseres." — — — —

Karl Busse hatte sich für diesen Abend Urlaub erbeten, denn er wollte seine Braut abholen und mit ihr einen Besuch bei seinem Vater machen. Ungefähr um dieselbe Zeit, als das andre Brautpaar durch die Anlagen ging, schellte er, mit seiner Sonntagslivree angethan, an der Thür der gräflichen Wohnung, und Bertha kam ihm bereits fix und fertig entgegen.

„Mein Fräulein weiß nichts davon, daß ich ausgehe," sagte sie, mit ihrem Schatz die Treppe hinuntersteigend, „aber sie ist draußen bei euch, und vor elf Uhr wird sie nicht zurückkommen. Also bis dahin habe ich Zeit. Müssen wir denn solange bei dem Alten bleiben?"

Karl lachte.

„Kein Gedanke, Schatz, höchstens eine oder zwei Stunden, so des Anstands halber. Mein Vater kriecht immer früh in die Falle, denn er muß schon bei Nacht und Nebel heraus, und so furchtbar nett ist es auch gerade nicht in seiner Bude. Nachher machen wir uns einen fidelen Abend."

Sie gingen Arm in Arm den langen Weg in die Mühlenstraße und plauderten miteinander von ihrer Zukunft. Gerade wie Manfred und Wera es um dieselbe Zeit thaten, nur daß es sich dabei nicht um Hunderttausende handelte, sondern um ein kleines, bescheidenes Nest, das sie sich bauen wollten.

Vielleicht so nach ein bis zwei Jahren. Karl hoffte alsdann soviel zurückgelegt zu haben, daß er eine kleine Restauration pachten konnte, irgendwo draußen in den Vorstädten. Dazu hatte er am meisten Lust, und er meinte, daß auch Bertha sich gut dafür eignen werde.

„Ein hübsches Gesicht zieht die Gäste immer an," sagte er treuherzig, „und die Zudringlichen wollen wir uns schon vom Leibe halten."

Bertha war mit allem einverstanden. „So, wie du es willst, ist es am besten," meinte sie zärtlich, und es sprachen vielleicht in demselben Augenblick zwei Mädchen dasselbe Wort, wie es von tausend Lippen zu allen Zeiten geredet wird.

Als sie den Gemüsekeller betraten, hinter welchem Klaus Busses Stube lag, stand Mutter Jansen an ihrem Ladentisch und handelte mit einem alten, schlichtgekleideten, aber sehr würdig aussehenden Manne wegen einer Kleinigkeit. Sie unterbrach das Geschäft einen Augenblick und sagte:

„Guten Abend, Herr Busse, Sie wollen wohl mit Ihrer Braut zu dem Alten? Er hat schon davon geredet und meinte, es wäre dumm, daß er so früh auf die Arbeit müßte; er läßt es sich arg sauer werden."

„Wir liegen alle nicht auf Rosen," entgegnete Karl ablenkend und fügte dann hinzu:

„Er soll keine Umstände von uns haben, denn wir gehen bald weiter. Ist hier irgend herum etwas los, Frau Jansen?"

Der Kunde am Ladentisch hatte den Kopf halb herumgedreht, als die Gemüsehändlerin den Sohn ihres Mieters anredete; nun mischte er sich in das Gespräch und sagte ruhig:

„Drüben am Zeughausmarkt hinter der englischen Kirche ist ein recht gutes Lokal, wo es sehr anständig hergeht. Es finden da jeden Abend Gesangsvorträge statt, das wäre vielleicht etwas für das Fräulein."

„Wie ist der Name?" frug Karl, und der Alte entgegnete, nach der Thür gehend: „‚Zum Stockfisch'. Guten Abend."

Busse blickte fragend die Händlerin an, und diese nickte beistimmend.

„Da können Sie mit Ihrer Braut ruhig hingehen, es ist wirklich anständig, und übrigens sah der Mann ja auch ganz reputierlich aus — —"

Der Besuch bei Klaus Busse währte in der That nicht lange.

Der alte Pflasterarbeiter konnte es noch immer nicht verwinden, daß sein Sohn wegen der Bertha Fischer hatte sitzen müssen, und die Scene im gräflichen Hause, wo das junge Mädchen ihn etwas schnippisch behandelt hatte, stand auch noch ziemlich lebhaft in seiner Erinnerung.

An dem Verhältnis zwischen den beiden war freilich nichts zu ändern, und sie schienen sich ja auch lieb zu haben, aber Klaus Busse begegnete trotzdem seiner zukünftigen Schwiegertochter mit einem gewissen Mißtrauen.

„Du hättest dich nicht so fein zu machen brauchen," sagte er mürrisch, „bei mir gibt es keine Plüschsofas. Aber man sieht euch beiden jetzt an, daß ihr in nobeln Häusern seid, ich will euch nur wünschen, daß es so bleibt."

Und dann begann er zu klagen, wie sein Tagewerk so schwer wäre, daß er es bald nicht mehr würde machen können.

„Immer bei der Kälte auf dem glitschigen Pflaster, und zu einer Zeit, wo andre schlafen," murrte er. „Sie werden mich ja wohl eines Morgens tot bei meinem Kessel finden; dann hat alles ein Ende, und es wird so am besten sein."

Bertha rutschte unbehaglich auf ihrem Holzstuhl hin und her, während Karl einen Versuch machte, seinen Vater auf freundlichere Gedanken zu bringen.

„Wenn wir geheiratet haben," sagte er, „dann sollst du es besser kriegen. Wir wollen eine Restauration einrichten, und du kannst zu uns ziehen, es ist immer gut, wenn man jemand zur Aushilfe hat."

„Luftschlösser," entgegnete der Alte hartnäckig. „Als ich jung war, baute ich auch welche, und sie sind alle zusammengepurzelt. Du kriegst die Konzeschon gar nicht, Karl, du hast ja gesessen. Wenn das Unglück nicht wäre, dann wollte ich gar nix sagen, aber diese Affäre wird dir am Bein klunkern, so lange du lebst."

Er begann zu gähnen und sehnsüchtige Blicke auf sein Bett zu werfen — da brachen die jungen Leute auf.

Bertha war dem Weinen nahe und machte auf der Straße ihrem Unmut Luft.

„Dein Vater thut gerade, als ob wir aus dem Spinnhause entlaufen wären," sagte sie, „ist es denn ein Unrecht, wenn man Pläne macht."

„Der Alte ist von jeher thranig gewesen," meinte Karl tröstend, „er ist ein Stockfisch."

Und dann lachte er:

„Das Wort kam just zu paß, Schatz; wollen wir in den Stockfisch gehen und unsern Ärger hinunterspülen?"

Es war ihr recht, und sie gingen die Mühlenstraße hinunter nach dem nahen Zeughausmarkt.

Das gesuchte Lokal lag wirklich hinter der englischen Kirche in einem versteckten

Winkel; es hatte eine rote Laterne über der Thür und sah etwas finster aus, aber das Innere machte einen behaglichen und bürgerlichen Eindruck.

Im Hintergrund saßen einige mittelalterliche Mädchen in weißen Kleidern auf einem Podium; eine derselben stand gerade vorne an der Rampe und sang ein patriotisches Lied. Sie sang es nicht gerade schön, aber ihre Kleidung war dezent, und das Publikum machte einen ruhigen, anständigen Eindruck.

„Ich glaube, hier können wir bleiben," sagte Bertha; „man hat mich so oft vor Hamburg gewarnt, aber sieh nur, da sind sogar Frauen mit ihren Kindern."

So nahmen sie in einer Ecke Platz, und Karl bestellte das Abendbrot. Dann blickte er sich um und stieß Bertha in die Seite.

„Sieh nur, du, da sitzt auch der Alte aus Mutter Jansens Grünkeller. Der ist hier gewiß Stammgast, er sieht aus wie ein pensionierter Schulmeister."

Der weißhaarige Mann saß wirklich an einem kleinen Tischchen ganz allein bei einem Glase Lagerbier. Er las in einer Zeitung und schien auf seine Umgebung nicht sonderlich zu achten, aber jetzt blickte er wie zufällig auf und nickte dem jungen Paare zu.

Nach einer Weile legte er seine Zeitung zusammen und kam langsam herübergegangen.

„Da sind Sie ja auch, Herr Busse," sagte er, „Sie und Ihre Fräulein Braut. Nicht wahr, es ist ganz nett hier — und sehr anständig."

„Woher kennen Sie mich eigentlich?" frug Karl etwas verwundert, und jener lächelte überlegen.

„Na, die alte Frau in dem Gemüsekeller nannte Sie ja bei Namen, und wenn man außerdem so viele Jahre in einer ähnlichen Stellung gewesen ist — Sie erlauben doch, daß ich einen Augenblick Platz nehme?"

„Bitte," sagte Bertha zuvorkommend.

„Jawohl, auch in der Livree," fuhr jener fort. „Da interessiert man sich denn für die frühern Kollegen und weiß ein bißchen damit Bescheid. Zum Beispiel, Herr Busse, der Rock, den sie da tragen — es ist ein ganz besonderes Blau — gehört dem Herrn Rechtsanwalt Dr. Wilson auf Uhlenhorst — ich sehe es auch schon an den Knöpfen mit dem ‚W'. Habe ich nicht recht?"

„Das stimmt," meinte Busse verwundert, „aber bei den vielen Livreen in Hamburg ist es doch erstaunlich —"

Der alte Herr legte seine weiße Hand auf den Arm des Sprechenden.

„Na ja, natürlich, Hans und Kunz haben heute Dienerschaft. Aber die wirklich vornehmen Häuser sind doch in der Zunft bekannt."

Er schwieg einen Moment und beobachtete lächelnd die Wirkung seiner Worte.

Karl war vor Stolz ganz rot geworden, das hatte er sich doch nicht gedacht, daß die Zugehörigkeit zu einem vornehmen Hause so deutlich sichtbar sei.

„Meine Braut ist Kammerzofe bei einer Gräfin," entgegnete er endlich selbstbewußt.

„Konnte ich mir ungefähr denken."

Der würdige Greis machte eine galante Verbeugung gegen das hübsche Mädchen und nahm eine Prise aus seiner goldenen Dose.

„Ein Geschenk meines seligen Herrn; auf der Innenseite des Deckels steht: ‚Für treue Dienste'. Sehen Sie —"

Die Dose wanderte von Hand zu Hand und wurde gebührend bewundert; die beiden jungen Leute blickten fast ehrfurchtsvoll zu dem treuen Diener hinüber.

Dieser hatte sich zurückgelehnt und drehte die Daumen umeinander; auf seinem glattrasierten Gesicht spielte ein leises, behagliches Lächeln.

„Und nun will ich Ihnen auch verraten, woher mein ganz besonderes Interesse stammt; ich habe nämlich jahrelang in demselben Hause konditioniert, in dem Sie selbst sich befinden, Herr Busse — Erlenkamp Nr. 3, die schöne Gartenvilla."

„Bei Dr. Wilson?" frug Karl erstaunt.

„Nein, verehrter Kollege, das nicht. Dr. Wilson kaufte die Villa vor etwa zehn Jahren von einem reichen Brasilianer — Gott habe ihn selig — und bei dem bin ich lange Zeit Kammerdiener gewesen. Wie gerne möchte ich die alten, lieben Räume mal wiedersehen, aber," fügte der Alte mit leicht bewegter Stimme hinzu, „ich würde mich wohl kaum darin zurechtfinden, denn es sollen in der letzten Zeit bauliche Veränderungen stattgefunden haben."

„Davon ist mir nichts bekannt, Herr — —"

„Goldner ist mein Name, verzeihen Sie, daß ich mich nicht schon vorstellte. Also wirklich nicht? Ich meine doch im Parterregeschoß, rechts vom Eingang — da befanden sich früher —"

Der Sprechende wurde von einem Hustenanfall unterbrochen; er trocknete sich die Augen und schien seine Rede vergessen zu haben.

„Parterre rechts vom Eingang sind drei Zimmer," sagte Karl.

„Also doch noch wie früher! Aber damals waren diese Räume unbenutzt, denn sie schienen etwas feucht zu sein."

„Dann sind vielleicht die Dielen umgelegt worden," meinte Karl kopfschüttelnd, „jetzt werden die drei Zimmer wenigstens bewohnt, das erste hat der Herr selbst als Arbeitszimmer, das zweite ist die Bibliothek, und in dem dritten schläft der junge Herr."

„Und Sie selbst haben niemals etwas von Feuchtigkeit verspürt? Denn da ist ja noch ein einstöckiger Anbau —"

„Niemals, Herr Goldner; weder ich noch mein Kollege Dirxen können darüber klagen, und wir schlafen doch alle beide in diesem Anbau."

„So, so."

Herr Goldner schien das Interesse am Gespräch verloren zu haben, denn er lockte einen anscheinend dem Wirt gehörigen großen Bernhardiner an sich und streichelte den Kopf des schönen Tieres.

„Ein prächtiger Kerl, was? Ich bin rein vernarrt in diese Rasse, mein seliger Herr hielt immer ein paar Stück von der Sorte. Geht es Ihnen auch so mit Ihren Pfleglingen?"

Karl lachte.

„Um Gotteswillen, meine Gnädige würde in Ohnmacht fallen, wenn ein Hund in ihre Nähe käme. Die ist nervös, sage ich Ihnen!"

„Eine unbequeme Eigenschaft," meinte jener kopfschüttelnd. „Da wird die Dienerschaft ein halb dutzendmal des Nachts herbeigeschellt."

„Doch nicht; die Gnädigste schläft wie ein Ratz!"

Goldner trank sein Bier aus und erhob sich.

„Ich muß nun gehen," sagte er, „sonst schmollt meine Alte. Ja, liebes Fräulein, den Damen sind wir alle unterthan, aber Ihren hübschen Augen sehe ich es an, daß Sie ein sanftes Regiment führen werden. War mir sehr angenehm, meine Herrschaften!"

„Ein charmanter alter Herr," sagte Bertha, als jener das Lokal verlassen hatte, „und so fein in seinen Manieren. Man sieht doch gleich, was aus einem vornehmen Hause ist. Wahrhaftig, schon halb elf Uhr, da müssen wir uns auf den Weg machen."

Über die Stadt spannte sich ein klarer, von keinen Wolken getrübter Sternenhimmel, aber der Dunst und Qualm, den die endlosen Häusermassen aushauchten, ließen ihn dennoch dem menschlichen Auge verschleiert erscheinen. Die beiden jungen Leute, die Arm in Arm rüstig ausschritten und an ihre eignen Angelegenheiten dachten, waren nicht daran gewöhnt, Wetterbeobachtungen anzustellen und die Stimmung des Augenblicks mit der Natur in Verbindung zu bringen, aber Karl sagte doch einmal unwillkürlich:

„Sieh mal, Schatz, das nennen sie nun in der Stadt eine schöne Winternacht, aber seitdem ich draußen gewesen bin, kommt es mir immer vor, als ob es gar nichts Reinliches in Hamburg geben könnte —"

Und Bertha entgegnete:

„Ja, es ist alles verräuchert und rußig, aber ich denke, die Menschen sind darum doch nicht schlechter als anderswo, und das bleibt immer die Hauptsache."

Da flog eine Sternschnuppe über den Himmel. —

VII.

Die Geschäftsräume der Bankfirma Laßen lagen am Alsterwall in fast unmittelbarer Nähe der Börse, und der jetzige Inhaber des Geschäfts, der „alte Laßen", wie er meistenteils genannt wurde, gehörte zu den eifrigsten Besuchern dieser Herzkammer der Handelswelt.

Jeden Nachmittag punkt eineinviertel Uhr konnte man ihn beobachten, wie er die Hamburger Weinhallen von Koll, wo er zu frühstücken pflegte, verließ und in dem rechten Flügel des großen, dreiteiligen Baus verschwand, um an der dort befindlichen Korn- und Schifferbörse teilzunehmen.

Jeden Nachmittag punkt drei Uhr kam er wieder zum Vorschein, und die Eingeweihten wollten wissen, daß er jedesmal um so und soviel Tausend an Gewicht zugenommen habe, denn er galt für einen außerordentlich gewiegten Kenner des Differenzhandels und für einen ebenso kühnen wie glücklichen Spekulanten.

Wenn Dr. Wilson ihm demnach seinen Sohn anvertraute, so geschah das in der Erwägung, daß Laßen trotz seiner mitunter etwas gewagten Geschäfte den Ruf eines ehrenhaften Mannes genoß, der wohl seine geistige Überlegenheit zum eignen Vorteil zu verwenden verstand, aber auch stets seine eigne Person dabei einsetzte und niemals die Grenzen des Erlaubten überschritt.

In der letzten Zeit ging das Gerücht, der alte Laßen habe sich etwas stark

engagiert und infolge ungünstiger Konjunkturen nicht unerhebliche Verluste erlitten; da er indessen seine sämtlichen Verpflichtungen prompt einlöste und auch in seinem gleichmäßig freundlichen Benehmen keine Veränderung zeigte, so verstummte allmählich wieder das Gerede und man nahm an, daß sein Vermögen entweder größer sei, als er es selbst zugeben wollte, oder daß er durch eine einzige seiner kühnen Spekulationen die erlittenen Scharten wieder ausgewetzt hätte.

An eine ernstliche Erschütterung des alten Hauses dachte niemand.

Übrigens redete Laßen neuerdings häufiger davon, daß er liquidieren und sich zur Ruhe setzen wolle; er war unverheiratet und besaß auch keine näheren Verwandten, man fand es daher ganz natürlich, daß der immerhin noch rüstige Sechziger daran dachte, seinen Lebensabend in Behaglichkeit und ohne die beständige Aufregung seines Berufs zu genießen.

So standen die Sachen um die Zeit, als Wera Malinsky volljährig geworden war und sich mit Manfred Wilson verlobt hatte.

Am zweiten Tage nach dieser Verlobung kam Manfred erst gegen Mittag in das Laßensche Bankgeschäft.

Er hatte am Abend zuvor seine Braut nach Hause begleitet und war alsdann auf dem Heimwege in die Gurlittstraße eingebogen, um noch eine Stunde im Klub zu verbringen.

Seine Freunde erwarteten ihn bereits dort und empfingen ihn mit Vorwürfen, daß er sie abends zuvor am Spieltisch im Stich gelassen habe; er wurde aufgefordert, das Versäumte nachzuholen, und mochte sich dem um so weniger entziehen, als er einen nicht unbedeutenden Verlust der letzten Tage wieder einzubringen hoffte.

Sein glücklicher Gegner, Namens Paul Brook, einer der reichsten Kaufmannssöhne Hamburgs und bereits selbständiger Besitzer mehrerer Millionen, bot ihm in der liebenswürdigsten Weise Revanche an. Aber das alte Sprichwort, nach welchem Glück in der Liebe Unglück im Spiel bringt, bewährte sich auch hier, denn nach Verlauf von ungefähr zwei Stunden hatte Manfred seinen bisherigen Verlust so erheblich vergrößert, daß er innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden eine Ehrenschuld von zehntausend Mark zu begleichen hatte.

Diese Summe war an und für sich nicht ungewöhnlich, denn es wurde in dem vornehmen Klub mitunter sehr hoch gespielt, aber für Manfreds Verhältnisse war sie, besonders nach den Mitteilungen seines Vaters, so bedeutend, daß der junge Mann nur mit Schrecken an die bevorstehende Deckung zu denken vermochte und sich in einer Stimmung auf den Heimweg machte, die von den reichern Genossen kaum begriffen wurde.

Er lag lange wach und verfiel erst gegen Morgen in einen tiefen, bleischweren Schlaf; als er aus demselben erwachte, war der Vormittag bereits ziemlich weit vorgeschritten, und Dr. Wilson hatte sich schon seit geraumer Zeit auf sein Bureau begeben.

Hierdurch wurde es Manfred unmöglich, seinen ursprünglichen Plan auszuführen und dem Vater eine Generalbeichte abzulegen; er verschob daher diese ohnehin sehr unangenehme Angelegenheit auf den Nachmittag und machte sich auf den Weg in das Laßensche Bankgeschäft.

Unterwegs spürte er ein Knistern in der Brusttasche; es war der von Wera

mit einer Vollmacht beschriebene Briefbogen, und nun entsann Manfred sich plötzlich wieder des Auftrags, den die Ereignisse der verflossenen Nacht in seinem Gedächtnis fast ausgelöscht hatten.

War es seiner Braut denn wirklich ernst damit gewesen, daß er das Vermögen erheben und mit demselben nach Gutdünken spekulieren sollte?

Unzweifelhaft — —

Durfte er sich selbst das Zeugnis geben, dieses blinden Vertrauens würdig zu sein?

Das war zum mindesten weniger zweifellos, denn wer im stande ist, seine gesamte künftige Jahreseinnahme an einem Abend zu verspielen — —

Manfred mochte nicht weiter denken, das Blut stieg ihm in die Schläfen. Aber einerlei, diese Sache war nun einmal nicht zu ändern, und mit etwas Glück mußte die ganze fatale Angelegenheit wieder in das richtige Geleis kommen — ohne Glück lohnte es sich überhaupt nicht, um irgend eine Sache den kleinen Finger zu rühren, und warum sollte es neidisch sein auf zwei junge, hoffnungsreiche Leute?

Von diesen Gedanken, die unklar hin- und herwogten, doch etwas gehoben, betrat Manfred das Bankhaus und frug sofort den ersten Buchhalter, ob Herr Laßen anwesend sei.

„Der Chef ist in seinem Privatkontor," engegnete der Gefragte halblaut; „wollen Sie ihn sprechen, Herr Wilson?"

„Freilich; weshalb?"

„Er ist heute nicht bei guter Laune; als ich vorhin wegen Diskontierung eines Wechsels zu ihm hineinging, fuhr er mich barsch an und sagte, ich solle es nach meinem Gutdünken machen."

„Ist er krank?"

„Ich weiß nicht, aber er sieht schlecht aus."

Manfred schüttelte den Kopf und begab sich nach hinten. Laßens Privatkontor lag gegen den Hof und wurde von der Wintersonne nur matt erhellt; der alte Mann saß am Schreibtisch und hatte sein Geheimbuch vor sich; er war sonst immer rosig und frisch, aber heute trug sein Gesicht einen müden und sorgenvollen Ausdruck, die Bläße desselben konnte indessen auch zum Teil von der fahlen Beleuchtung herrühren.

„Guten Morgen, Herr Laßen," sagte Manfred, „ich bitte zunächst um Entschuldigung, daß ich so spät komme, aber die neuen Pflichten — Sie haben meine Verlobungsanzeige wohl schon erhalten —"

Laßen nickte und stand etwas schwerfällig auf.

„Vor einer halben Stunde, lieber Manfred; Ihre Verlobung mit Fräulein Wera Malinsky — jawohl. Ich wünsche Ihnen Glück — viel Glück."

Er sagte es offenbar zerstreut und reichte mechanisch dem jungen Manne seine Hand, die sich kalt und feucht anfühlte; dann setzte er sich wieder hin und schlug langsam das Geheimbuch zu.

„Viel Glück, Manfred; wir können das brauchen in unsrer Zeit. Und es ist nicht immer da, wenn wir es suchen; aber die Jugend hat Mut. Es ist gut, wenn zwei junge Leute den Mut haben, zusammenzustehen, und sich nicht davor fürchten, daß die Zeit kommen kann, wo man am liebsten allein ist."

Es war ein seltsamer Glückwunsch, den der alte Mann da halblaut vor sich hinsprach, ohne die Augen von der Platte seines Schreibtisches und dem großen zugeklappten Buch aufzuheben, und Manfred fühlte sich fast unheimlich von dem Gebahren des sonst so heitern Mannes berührt.

Aber er dachte daran, daß jener einsam durch das Leben gegangen sei und vielleicht jetzt bei dem Anblick fremden Glücks von einer wehmütigen Empfindung erfaßt werde.

Er schwieg.

„Sie werden nun bald heiraten wollen," fuhr Laßen fort und drückte den jungen Mann neben sich auf einen Stuhl, als wenn er plötzlich das Bedürfnis fühlte, irgend jemand in seiner Nähe zu haben. „Ein eignes Heim ist ja das Bestreben jedes Menschen, und dann wird sich das Verhältnis zu diesem Hause ganz von selbst lösen. Dann sicherlich, wenn nicht schon früher."

„Aber Herr Laßen," wandte Manfred bescheiden ein, „glauben Sie denn wirklich, daß ich schon genug gelernt habe, um mich selbständig zu machen?"

Laßen schüttelte den Kopf.

„Was heißt selbständig, mein' lieber, junger Freund? Der Zufall schleudert uns herum, wir selbst sind nichts, gar nichts. Ich meine in diesem Beruf, den Sie angefangen haben — da ist unser Wille noch weniger als nichts. Eine Falte auf der Stirn dieses oder jenes Diplomaten — und die Herren haben Falten auf Vorrat — ein harmloses Wort aus hohem Munde, das die Reporter entstellt weiter tragen — ein leiser, zufälliger Mißklang in der Harmonie des Völkerkonzerts — und unser Kartenhaus bricht zusammen. Hausse und Baisse rollen durcheinander, wie die Wellen des Meeres — heute sind wir Millionäre, morgen können wir Bettler sein. Es wechselt auch wieder, aber wer hält's aus? Das zerfasert uns und vernichtet unsre Nerven. Ich glaube nicht, daß Sie starke Nerven haben. Manfred, sie sollten das Spiel aufgeben."

„Ist's wirklich ein Spiel?" sagte der junge Mann leise mit einem scheuen Blick.

Der Bankier stützte den Kopf in die Hand und lächelte bitter.

„Es ist sonderbar, wie ich gerade heute auf alle diese Dinge komme, aber selbst ein Geschäftsmann leidet mitunter an Stimmungen. Sie zweifeln daran, daß ein großer Teil der Börsenthätigkeit Spiel sei? Natürlich, Sie denken dabei an den grünen Tisch, Sie spielen auch, wie so mancher aus unsrer Hamburger Jugend es zu thun pflegt. Nein, so ist es nicht, Mann gegen Mann und Auge in Auge. Aber wenn ich meinen Gegner im Hazard ruiniert habe, dann ist es nur einer, und wenn er sich eine Kugel durch den Kopf schießt, dann ist es nur einer — ich kann ihm auch schlimmstenfalls seinen Mammon zurückgeben, ich werde dadurch nicht ärmer, als ich vor einer Stunde war.

„Aber da draußen am Adolfplatz kann ich nicht überblicken, wie weit die Fäden laufen, die sich in meiner Hand kreuzen, und ich weiß nicht, wieviel Existenzen an jedem derselben hängen. Aber daß es ringende Existenzen sind, Manfred, und daß es schwer errungene Existenzen sind — ich weiß es, ohne sie zu kennen. Und wenn Glück oder Unglück in sie hineinschlägt, wie der Blitz in den Pulverschuppen, so oder so, es muß immer zerstören.

„Bleiben Sie Kaufmann, wenn Ihr Blick weit genug reicht, um die Welt zu umfassen, es ist ein schöner und ehrenvoller Beruf, aber lassen Sie Ihre Hand vom Börsenspiel, und wenn Sie es dennoch nicht lassen können, hie und da mit dem Zufall in die Schranken zu treten, so wählen Sie lieber das geringere Übel und greifen Sie zur Karte."

Er stand auf und ging, die Thür hinter sich offen lassend, in das vordere Kontor. Manfred hörte, wie er den Buchhalter frug, ob der Telegraphenbote noch nicht da gewesen sei, und er hörte, daß die Antwort verneinend ausfiel.

Er blieb auf seinem Stuhl sitzen und legte die Hand auf die linke Brusttasche; zwischen seiner Hand und dem Herzen knisterte etwas, und es war das Papier, welches Wera ihm gegeben hatte.

Was wollte er noch damit, nachdem der Bankier ihm so dringend und prophetisch abgeraten hatte, sein Glück an der Börse zu versuchen?

Laßen kam zurück und schloß die Thür hinter sich.

„Sie sind noch da," sagte er mit veränderter Stimme, „haben Sie irgend ein besonderes Anliegen? Das Gespräch über Ihre Verlobung hat uns weit abgeführt."

Manfred raffte sich auf.

„Es hängt mit meiner Verlobung zusammen, Herr Laßen. Sie wissen vielleicht, daß meine Braut vorgestern volljährig geworden ist?"

Der Bankier nickte.

„Die Vormundschaft hat damit gesetzlich ihr Ende erreicht, und Graf Friesen ist augenblicklich verreist. Meine Braut wünscht — —"

Er stockte und wischte sich einige Schweißtropfen von der Stirn; es war sehr schwül in dem kleinen Raume, denn der Amerikaner sprühte eine tropische Hitze aus.

„Die junge Dame wünscht Auszahlung Ihres Vermögens, nicht wahr?" sagte Laßen vollkommen ruhig. „Ich kann mir das ungefähr denken, denn ihr Charakter verträgt keine Bevormundung über die notwendige Grenze hinaus."

Manfred atmete erleichtert auf; das ging ja alles wider Erwarten glatt von statten, es war, als ob der alte Mann heute die Gabe besäße, in den verborgensten Falten des Herzens zu lesen.

Das war unter Umständen ganz bequem, aber nur nicht zu tief — nicht zu tief!

„Wenn Ihnen diese Vollmacht meiner Braut genügt, Herr Laßen — —"

Abermals geschah etwas, dessen Manfred sich nicht versehen hatte. Der Bankier galt zwar als sehr kühn in Spekulationen, aber als ebenso vorsichtig in Rechtssachen, er würde sich niemals dazu verstanden haben, eine erhebliche Geldsumme an einen Bevollmächtigten auszuzahlen, ohne die Vollmacht genau zu prüfen.

Und das Blatt, welches Manfred jetzt zögernd auf den Tisch legte, hatte zwar den Namen einer Vollmacht, aber dieselbe war von der unkundigen Mädchenhand so unvollkommen wie möglich ausgestellt und trug nicht einmal eine Beglaubigung der Unterschrift.

Aber Laßen las das Schriftstück nur flüchtig durch.

„Ich kenne die Hand Ihrer Fräulein Braut," sagte er, „und ich kenne das Verhältnis der Dame zu Ihnen. Das genügt mir vollkommen, um Ihren Wunsch sofort zu erfüllen."

Er nahm den Schlüssel zum Geldschrank aus der Tasche und betrachtete denselben nachdenklich.

„Ja, ich kann Ihnen die Papiere sofort herausgeben, aber es ist vielleicht nur ein Zufall, daß ich dazu im stande bin. Die hunderttausend Mark sind ursprünglich nicht bei mir hinterlegt worden, sondern ich habe diese Summe als Geschäftsanteil erhalten — so gewissermaßen. Ich hätte damit spekulieren können, so gut wie mit allem Übrigen, denn ich pflege mich nicht mit Depositа abzugeben. Wenn mal etwas passiert, dann ist die Verantwortung zu groß, und der Staatsanwalt ist gleich bei der Hand. Aber mit Fräulein Malinsky habe ich eine Ausnahme gemacht und das kleine Vermögen stets als ein Depositum betrachtet, um es keinen Gefahren auszusetzen — denn die junge Dame war die Tochter meines besten Freundes."

Nach diesen Worten schloß Laßen den Schrank auf und entnahm einem besondern Fach desselben ein mäßig großes Couvert.

„Das ist es. Zwanzig Stück vierprozentige Konsols à fünftausend Mark. Ich habe die Papiere nicht außer Kurs gesetzt, denn bei dem Charakter des Grafen konnte man nie wissen, ob sich nicht der sofortige Verkauf eines oder mehrerer Stücke erforderlich mache. Sie stehen jetzt 106,75, aber bei der drohenden Konvertierung werden sie bald heruntergehen; ich glaube, es ist jetzt der günstigste Zeitpunkt, sie zu verkaufen. Bitte, Manfred, wollen Sie nachzählen?"

Es hatte fast den Anschein, als ob Laßen in demselben Moment erleichtert aufatmete, als er das Geld in die Hände des jungen Mannes legte. Er trat, während jener die einzelnen Stücke herausnahm und mit den Talons und Zinsabschnitten verglich, an das Fenster des Kontors und sah auf den kleinen Hof hinaus.

Derselbe lehnte sich an die Rückseite eines alten Gebäudes, und der Blick auf die fensterlose, von Rissen durchfurchte Wand konnte kaum von etwas Trostloserem überboten werden.

„Das Haus da drüben wird bald zusammenbrechen," sagte der alte Mann, „es wird nur durch die benachbarten Gebäude gestützt. Man könnte ein Gleichnis daraus herleiten auf viele andre Häuser."

Auf dem Schreibtisch schlug eine kleine, silberne Stutzuhr mit hellem Klang einmal; Manfred schob das Konvolut in seine Brusttasche.

„Es stimmt natürlich, Herr Laßen. Wissen Sie auch, daß es Börsenzeit ist?"

„Ich gehe heute nicht auf die Börse."

„Dann will ich sofort die Quittung ausstellen. Haben Sie ein Formular zur Hand?"

Laßen ging langsam an seinen Schreibtisch und zog eine Schieblade auf. Er horchte dabei nach dem vordern Kontor, wo ein plötzliches Stimmengewirr entstand. Er verschloß wieder mechanisch das Fach und stand regungslos da, die Augen fest auf die Thür gerichtet.

Dieselbe wurde hastig aufgerissen, und der erste Buchhalter erschien auf der Schwelle. Sein Gesicht war sehr verstört, und er hielt eine offene Depesche in der Hand.

„Geben Sie her," schrie Laßen, „aus Newyork, nicht wahr?!"

Er riß das Papier an sich, warf einen Blick darauf, knitterte es zusammen

und ließ den Klumpen auf die Erde fallen. So stand er einen Moment starr da und sagte dann leise:

„Meinen Hut — meinen Pelz — eine Droschke — rasch!"

„Aber die Quittung, Herr Laßen!"

Der alte Mann — er sah plötzlich um zehn Jahre älter aus — drehte sich um und schüttelte den Kopf, während er in den Pelz hineinfuhr.

„Was Quittung! Lumperei! Morgen — übermorgen. Seien Sie froh, daß Sie das Geld haben — — wo ist der Buchhalter?"

Der Mann war hinausgegangen und hatte die letzten Worte nicht gehört; dieselben waren allein zwischen den beiden Männern gefallen. Und bevor Manfred noch etwas entgegnen konnte, stürmte Laßen hinaus und sprang in eine Droschke, die der Lehrling durchs Fenster herbeigerufen hatte.

Manfred war allein in dem kleinen Kontor zurückgeblieben. Er nahm kopfschüttelnd die noch auf dem Tisch liegende Vollmacht seiner Braut und schob das Papier in seine Tasche, die schon von den darin befindlichen Konsols bauschte; dann hob er die zusammengeballte Depesche auf und glättete sie. Da stand noch deutlich lesbar zwischen den vielen kleinen Falten zu lesen:

„Jackson & Comp. Newyork falliert. Zwanzig Millionen Passiva. Keine Aktiva."

Es war das überseeische Haus, mit welchem Laßen die bedeutendsten Geschäfte zu machen pflegte. — —

Manfred war nicht hinreichend eingeweiht, um die Sachlage vollkommen überblicken zu können, aber er ahnte ein hereinbrechendes Unheil. Er knöpfte seinen Rock sorgfältig zu, zog den Pelz darüber an und ging mit der Depesche in das Hauptkontor, wo sämtliche Angestellte zusammenstanden und leise miteinander redeten.

Er wandte sich an den Kassierer und sagte:

„Was hat das zu bedeuten, Herr Petersen, sind wir mit in den Fall verwickelt?"

Der Angeredete nickte kummervoll.

„Mehr als Sie denken, Herr Wilson. Der Chef ließ ja keinen von uns in seine Karten hineinblicken, aber so viel weiß ich doch, daß wir an diesem Konkurs in sehr bedeutendem Maße beteiligt sind. Es laufen Wechsel im Betrag von mehr als einer Million. Wenn es Herrn Laßen nicht gelingt, Deckung zu verschaffen, dann befürchte ich das Schlimmste. Aber reinen Mund, meine Herren, es kann sich um eine Stunde handeln, und es handelt sich jedenfalls um unser aller Stellung. Sie waren ja zuletzt bei ihm, Herr Wilson — sollte er nicht schon etwas geahnt haben?"

„Er war sehr schwermütig," entgegnete Manfred und verließ langsam das Kontor. — — —

Man sah es dem Antlitz der großen Stadt nicht an, daß eines ihrer Kinder mit dem Untergang rang. Sie hatte davon zu viele, und das Gold rollte zu schnell von einer Hand in die andre, es wußte keiner, in wessen Besitz es sich gerade befand. Die Männer mit den glänzenden Seidenhüten, die sich gerade jetzt in dem Prachtbau am Adolfsplatz einfanden und deren Füße auf lauter in den Estrich gezeichneten Zahlen standen, sie ahnten vielleicht etwas davon, denn sie versammelten sich in kleinen Gruppen und redeten halblaut miteinander.

„Jackson falliert," sagte der eine, „man konnte sich das ungefähr denken, sie haben es zu toll gemacht, diese Amerikaner wollen Berge versetzen. Na, ich komme mit hunderttausend Mark davon, aber der alte Laßen soll stärker beteiligt sein."

„Er ist nicht hier," sagte ein andrer, „ich sah ihn vor fünf Minuten in einer Droschke die großen Bleichen hinunterfahren."

„Wahrscheinlich zu Aron Stern."

„Der Stern wird ihm auch nicht leuchten."

„Wird's wohl bleiben lassen."

„Und Laßen wird dabei bleiben."

So kalauerten die Männer nach Börsenart, und dann begann das Stimmengeschwirr.

„Ich nehme! Ich gebe — —"

Manfred war den Alsterwall langsam hinuntergegangen und befand sich jetzt am alten Jungfernstieg.

Er war ganz in der Nähe von Weras Wohnung, und es wäre eine kleine Mühe gewesen, die Treppe hinaufzusteigen, um die Papiere, welche er in der Tasche trug, seiner Braut zu übergeben.

Das erschien auch insofern am natürlichsten, weil Manfred gar nicht mehr daran dachte, mit dem Gelde an der Börse zu spekulieren; nach den Ereignissen des Morgens war ihm die Lust dazu gründlich vergangen, und ohne den erfahrenen Rat Laßens bestand ohnehin keine Aussicht auf günstigen Erfolg.

Der arme Laßen!

Übrigens konnte es als ein Glück betrachtet werden, daß Manfred unmittelbar vor dem Zusammenbruch der Firma das Vermögen seiner Braut gerettet hatte; ein eigentliches Depositum war es ja schließlich gar nicht gewesen, und vierundzwanzig Stunden später wäre das Geld vielleicht von den Gläubigern mit Beschlag belegt worden; man konnte fast behaupten, daß die ganze Summe schon thatsächlich verloren war, denn eine Geschäftseinlage von hunderttausend Mark spielte gegenüber den in Frage kommenden Millionen absolut keine Rolle. Und wenn man die Angelegenheit in diesem Lichte betrachtete, dann durfte es rechtlich zweifelhaft erscheinen, ob Wera wirklich einen Anspruch auf das Geld zu erheben hatte, ob diese Papiere, deren Knistern und Rauschen Manfred so deutlich in seiner Brusttasche verspürte, noch überhaupt ihr Eigentum genannt werden konnten, oder nicht vielleicht vielmehr das Eigentum eines andern? — Wessen? — — —

Es war ein gefährliches Sinnen, dem der junge Mann sich hingab, während er langsam zwischen all den hastigen und gleichgültigen Menschen dahinschritt und endlich, um diesem ewigen Drängen zu entgehen, in eine kleine Weinstube eintrat, wo er bisweilen ein Frühstück einnahm.

Die Zeit war freilich schon etwas vorgeschritten, und Manfred verspürte auch durchaus keinen Hunger, dafür aber klebte ihm die Zunge fast am Gaumen, und er sehnte sich förmlich nach einigen Gläsern des schweren Rotweins, der hier in ganz vorzüglicher Qualität verschenkt wurde.

Außerdem entsann er sich ganz beiläufig, daß in dem ersten Stockwerk des großen Hauses ein ganz neues Bankgeschäft entstanden war, dessen Inhaber erst seit

wenigen Wochen von Berlin hierher verzogen und mit den Hamburger Verhältnissen noch wenig vertraut war.

In welchem Zusammenhange übrigens diese sehr gleichgültige Thatsache zu dem Vorsatze stand, eine Flasche guten Wein zu trinken, darüber gab Manfred sich keine klare Rechenschaft, sondern nachdem er in dem vollkommen leeren Lokal eine halbdunkle Ecke eingenommen und das Getränk bestellt hatte, vertiefte er sich in andre Grübeleien.

Er sollte heute abend im Klub eine Ehrenschuld von zehntausend Mark bezahlen und hatte in seiner Brieftasche kaum den zwanzigsten Teil dieser Summe.

Die Hilfe des Vaters noch jetzt anzurufen, war etwas spät und überdies ein zweifelhaftes Unternehmen, denn der alte Wilson hegte in Beziehung auf Spielschulden ganz sonderbar veraltete Grundsätze; die Möglichkeit, daß er die Hergabe des Geldes verweigerte, war keineswegs ausgeschlossen, und jedenfalls setzte es eine sehr unangenehme Strafpredigt.

Was thun?

Bei dem dritten Glase Wein lichteten Alfreds Gedanken sich in einer ganz merkwürdigen Weise.

Weras Vermögen — es war ja eigentlich so gut wie sein eignes — betrug hunderttausend Mark; das hatte sie gestern selbst geäußert, und es mußte schließlich als ein Zufall angesehen werden, daß die Summe in Konsols angelegt war, welche augenblicklich einen sehr hohen Kurs hatten.

106,75. Das ergab beim Verkauf einen Überschuß von nahezu siebentausend Mark. Und da Wera ihr gesamtes Vermögen ohne die Umsicht ihres Bräutigams thatsächlich eingebüßt hätte, dann konnte der Bräutigam den Reingewinn doch wohl als eine Art Geschäftsspesen ansehen.

Oder im schlimmsten Falle wenigstens als ein Darlehn.

Ja, natürlich, nur als ein solches.

Und mit diesem Darlehn konnte das verpfändete Ehrenwort, auf dessen Bruch die Schande oder die Pistolenkugel stand, größtenteils eingelöst werden; für den Rest fand sich schon ein Ausweg, schlimmstenfalls im Spiel, dessen Glück sich doch endlich wieder wenden mußte.

Wenn Wera dann am nächsten Morgen ihre hunderttausend Mark ausgezahlt erhielt, und wenn sich zugleich die Nachricht von Laßens Konkurs verbreitete, dann war alles in schönster Ordnung, und nach den nähern Umständen würde nicht mehr gefragt.

Gelegentlich — so nach der Hochzeit — konnte dann immer noch gebeichtet werden, und wenn mit dieser Beichte das Versprechen verbunden wurde, nie wieder spielen zu wollen, dann hätte die junge Frau ja ein Herz von Stein haben müssen, wenn sie nicht die ganze thörichte Geschichte mit einem Kuß aus der Welt schaffte. — — —

Manfred hatte seine Flasche ausgetrunken; er fühlte sich ganz leicht und gehoben — er hätte die Welt umarmen können.

Nach Ablauf einer halben Stunde verließ er das Haus; in seiner Brieftasche befanden sich 106 700 Mark, und diese Summe war so getrennt, daß der bei weitem

größere Teil der Scheine, nämlich hunderttausend Mark, in einer besondern Abteilung steckte, gleichsam als Symbol dafür, daß dieses Geld als ein unantastbares Heiligtum angesehen werden sollte. —

VIII.

Dr. Wilson hatte sich niemals entschließen können, in ein Gesellschaftsverhältnis zu treten, denn er betrachtete die Stellung des Klienten zum Anwalt als eine höchst persönliche Vertrauenssache, die nicht ohne Schaden geteilt werden konnte. Infolgedessen wurde er allerdings in die tiefsten Geheimnisse eingeweiht und genoß ein fast unbeschränktes Vertrauen, aber auf der andern Seite wuchs seine Arbeitslast ins Ungemessene, und da er die Vormittage meistenteils auf dem Gericht zubringen mußte, so sah er sich genötigt, dafür den ganzen Nachmittag in seinem auf den Großen Bleichen belegenen Bureau anwesend zu sein.

Dort befand er sich auch ungefähr um dieselbe Zeit, als Manfred am alten Jungfernstieg das erste selbständige Geschäft abschloß.

Er war nach Schluß der Gerichtsverhandlungen in den ersten besten Frühstückskeller gegangen, hatte, noch halb in seine Akten vertieft, hastig etwas genossen und sich dann sofort auf die Expedition begeben, wo eine umfangreiche Arbeit seiner harrte; auf diese Weise war er mit niemand in Berührung gekommen, der ihm etwas über den ‚Fall Laßen' hätte mitteilen können — es war wohl auch außerhalb gewisser Börsenkreise kaum einer vorhanden, der um die Angelegenheit wußte.

Dr. Wilson hatte von drei bis viereinhalb Uhr Sprechstunde, und er liebte es nicht, nach dieser Zeit gestört zu werden; er blickte daher etwas unwillig von den Akten auf, als um fünf Uhr der Bureaudiener eine Karte hereinbrachte.

„Graf Friesen auf Rönnekamp."

Wie war das denn? Der Graf befand sich doch seit gestern auf seinem Gute und wollte erst morgen zurückkehren?

Sollte da etwas passiert sein?

Die schlanke, vornehme Gestalt des Grafen erschien unter der Thür, und Wilson erhob sich von seinem Schreibtisch, um dem Eintretenden entgegenzugehen; wenige Sekunden später waren die beiden Männer allein.

„Guten Abend, lieber Freund," sagte Friesen hastig und etwas befangen, „hoffentlich störe ich nicht allzusehr; sind wir vollkommen unbelauscht?"

Dr. Wilson deutete auf die mit Polstern versehene Thür und entgegnete:

„Vollkommen, Herr Graf, Sie können ganz unbesorgt sein; aber Sie sehen mich in Unruhe —"

„Sie mich nicht minder; es ist eine wunderliche Geschichte, und vielleicht rege ich mich durchaus unnötig auf."

Er setzte sich, trocknete die Stirn mit dem Taschentuch und fuhr fort:

„Sie wissen vielleicht, daß ich auf einige Tage nach Rönnekamp verreist war, oder vielmehr — bei den neuen Beziehungen unsrer Familien ist es Ihnen natürlich bekannt. Meine Geschäfte erledigten sich indessen schon gestern abend, und wie das bisweilen geht, ich wurde von einer ganz sonderbaren Unruhe erfaßt, die mich nicht

mehr rasten ließ. Von einer Sorge um alles, was ich hier in Hamburg zurückgelassen hatte. Ich glaube in der That, daß es Vorahnungen gibt, denn hören Sie nur weiter. Ich setzte mich heute früh auf die Bahn und kam gegen Mittag an; ich traf meine Nichte in der größten Aufregung."

Graf Friesen machte eine Pause und griff in die Brusttasche, während Dr. Wilson sich gespannt vorbeugte.

„Meine Nichte hatte eine halbe Stunde vor meiner Ankunft einen anonymen Brief erhalten; bitte, lesen Sie ihn."

Der Anwalt rückte die Lampe näher und nahm das Schreiben; dasselbe war mit ungelenken Zügen auf ordinäres Papier geschrieben und lautete folgendermaßen:

„Gnädigstes Fräulein!

Thun Sie diesen Brief nicht in den Papierkorb, sondern lesen Sie ihn aufmerksam, denn es ist ein wohlmeinender Freund, der Ihnen solches mitteilt. Nämlich Ihre Kammerjungfer, die ich nicht mit Namen kenne, aber sie hat ein grünes Kleid angehabt, und besagtes Frauenzimmer befaßt sich mit schlechten Wegen.

Denn ich habe sie gestern abend mit einem ältlichen Mann beisammen gesehen, und was dieser Mensch ist, so steht er in dem gerechten Rufe eines großen Spitzbuben, denn er hat unter den Dieben und Einbrechern seine Zunft und stiftet mit seinen Verführungskünsten was an, wo er es nur kann. Was sie aber beisammen redeten, das will ich nicht befürworten, denn ich saß nicht nahe genug dabei, und sie werden sich auch wohl gehütet haben von wegen ihrer Schlechtigkeiten, wo es doch ein ganz ordentliches Lokal war und lauter anständige Leute.

Und Sie werden niemals einen Namen von mir erfahren, denn ich mag nix mit der Polizei zu thun haben und mit den Gerichten, aber was ich Ihnen hier schreibe, das ist die reine Wahrheit, sintemal ich in einem Keller auf dem Jungfernstieg wohne und Sie ganz gut kenne, sowie auch den Herrn Grafen.

Ihr ergebenster N. N."

Dr. Wilson legte das Blatt hin und schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Sonderbar," sagte er dann endlich. „Also Fräulein Wera hat heute diesen Brief durch die Post erhalten?"

„Nein, das nicht. Derselbe hat nach Mitteilung meiner Nichte im Briefkasten gelegen und die Aufschrift getragen: ‚An das junge gnädige Fräulein bei dem Herrn Grafen.' Der Schreiber hat offenbar etwas von meinen Familienverhältnissen gewußt, aber nicht genug, um das Schreiben durch die Post befördern zu können."

„So — hm. Das spricht allerdings für die Vermutung, daß es sich hier nicht um einen schlechten Scherz, sondern um eine durchaus ernsthaft gemeinte Warnung handelt."

„Das ist auch meine Ansicht," sagte der Graf unruhig. „Aber was raten Sie mir?"

„Zunächst Vorsicht und Schweigen, Herr Graf. Es ist möglich, daß die ganze Angelegenheit sich in einer durchaus harmlosen Weise aufklärt, es ist aber auch das Gegenteil denkbar. Über die Zuverlässigkeit Ihrer Dienstboten werden Sie jedenfalls das beste Urteil besitzen."

Graf Friesen nickte beistimmend.

„Die Kammerzofe meiner Nichte — dieselbe heißt Bertha Fischer — verdient das beste Lob. Wir haben es aus diesem Grunde unterlassen, ihr persönlich Vorhaltungen zu machen und nur durch unauffälliges Befragen der Köchin festgestellt, daß sie gestern abend allerdings das Haus verlassen hat und erst kurz vor Heimkunft meiner Nichte zurückgekehrt ist. Da wir ihr indessen bisher in solchen Ausgängen ziemlich freie Hand gelassen haben, erscheint diese Thatsache nicht ausreichend, um Verdachtsmomente daraus herzuleiten. Es ist ja möglich, daß der Schreiber des Briefes sich doch nur einen thörichten Scherz erlaubt hat, es kann ein Racheakt gegen die Kammerzofe vorliegen, oder der Anonymus hat sich in der Person geirrt. Gegenüber all diesen Möglichkeiten würde es ungerecht sein, das bisher ganz unbescholtene Mädchen mit einem so häßlichen Verdacht zu belasten; wenn aber dennoch der Sache eine Wahrheit zu Grunde liegt, dann würde die Ermittelung derselben meines Erachtens nur gefährdet werden, wenn wir schon heute unsre Kenntnis verraten.

„Sie ersehen aus alledem, lieber Doktor, daß ich hinsichtlich des vorläufigen Schweigens vollkommen mit Ihnen einverstanden bin, aber nun kommt der zweite Punkt. Die Unruhe ist einmal wachgerufen und wirkt fort. Als Mann spreche ich natürlich weniger von mir, als von meiner Nichte, obgleich Wera sonst durchaus nicht zu den furchtsamen Naturen gehört; aber Sie werden begreifen, daß jede junge Dame sich unsicher fühlen muß, wenn sie ihrer allernächsten Umgebung nicht mehr Vertrauen entgegenbringen darf — —“

Graf Friesen machte abermals eine Pause und blickte vor sich nieder, als wenn er um eine Fortsetzung verlegen wäre.

Um Dr. Wilsons Lippen aber legte sich ein leises, feines Lächeln.

Der alte, kluge Jurist hatte längst gemerkt, daß Friesen etwas Besonderes auf dem Herzen trug und sich dennoch scheute, mit der Sprache herauszukommen. Seine weitschweifige Ausdrucksweise entsprach durchaus nicht dem knappen, soldatischen Wesen, das ihm sonst eigen zu sein pflegte, und außerdem war es mindestens auffällig, daß er sich in dieser rein kriminellen Sache an den Rat seines Anwalts wandte, anstatt die Polizei mit der Angelegenheit zu betrauen.

Wilson legte seine Hand leicht auf den Arm Friesens und sagte:

„Mein lieber Herr Graf, so kommen wir nicht weiter. Ich habe die ganz bestimmte Empfindung, daß Sie sich mit irgend einem Anliegen tragen, welches auszusprechen Ihnen schwer wird. Aber das Vertrauen, mit dem Sie mich bis heute auszeichneten, sollte Ihre Bedenken doch billigerweise beseitigen. Womit kann ich Ihnen dienen?“

Friesen atmete sichtlich erleichtert auf.

„Sie haben recht, lieber Freund, und Sie sind obendrein ein scharfsichtiger Gedankenleser. Was ich Ihnen bisher erzählte, war nur die Veranlassung zu etwas anderm.“

Er griff in die Tasche, nahm ein ledernes Etui heraus und öffnete dasselbe; in dem Schein der Lampe blitzte eine dreifache Perlenschnur auf dunkelrotem Sammet dem Anwalt entgegen.

„Kennen Sie diesen Schmuck?“ frug der Graf mit gedämpfter Stimme.

Wilson nickte.

„Wenn ich mich nicht täusche, so habe ich denselben vorgestern am Halse meiner zukünftigen Schwiegertochter gesehen."

„Richtig. Die Perlen stammen aus der Friesenschen Familie, sie sind im Wege der Erbteilung meiner Schwester zugefallen und sodann Eigentum meiner Nichte geworden. Der Schmuck ist sehr alt und selten, aber seinen Geldwert habe ich bis vor wenigen Tagen auch nicht einmal annähernd gekannt. Erst in Ihrer Gesellschaft wurde ich durch einen Sachverständigen — ich glaube, der Herr hieß Petersen — auf denselben gesprächsweise aufmerksam genacht — natürlich ganz absichtslos und nebenbei, wie das so geht. Der Betreffende nannte die Summe von hunderttausend Mark, und als ich ungläubig lächelte, belegte er seine Ansicht mit so triftigen Gründen, daß ich an seiner Kennerschaft nicht mehr zweifeln konnte.

„Und nun komme ich auf die heutige Begebenheit.

„Meine Nichte und ich erwogen infolge des Briefes die Möglichkeit eines geplanten Diebstahls, und Wera äußerte bei dieser Gelegenheit, daß ein Verbrecher kaum auf seine Rechnung kommen werde, da ich mein überflüssiges Geld und die wertvolleren Pretiosen der Hamburger Bank übergeben habe. Dagegen warf ich ein, daß sie jedenfalls den Schmuck besitze und teilte ihr den Wert desselben mit.

„Es wäre vielleicht besser gewesen, lieber Freund, wenn ich das letztere unterlassen hätte, denn es zeigte sich nunmehr bei der Tochter meiner Schwester eine Eigenschaft, die wenig mit den Traditionen unsrer Familie harmoniert und lediglich auf ihre Abstammung von einem — Geschäftsmanne zurückgeführt werden kann. Ich will damit keineswegs einen Tadel aussprechen, sondern nur einem gewissen Gegensatz der Anschauungen Ausdruck geben — nämlich Wera sprach ganz plötzlich und mit jener Bestimmtheit, die Sie an ihr kennen, die Absicht aus, unter den obwaltenden Umständen das alte Erbstück zu veräußern.

„‚Ich bringe meinem zukünftigen Gatten,' sagte sie, ‚kein so bedeutendes Vermögen mit, daß ich es verantworten könnte, die Hälfte desselben in einem vollständig toten Kapital liegen zu lassen; ich bin auch vollkommen frei von jeder sentimentalen Regung und hänge an diesen Perlen um so weniger, da ich nicht einmal den Namen der Familie trage, welche vielleicht ihre Erinnerungen mit diesem Schmuck verknüpfte, ja, es ist sogar besser, daß ich in meinem künftigen bürgerlichen Stande alles abstreife, was solchen Erinnerungen ähnlich sehen könnte — —'

„Das waren ihre eignen Worte, lieber Doktor, und Sie dürfen es als ein Zeichen meines Vertrauens ansehen, daß ich durch deren Wiedergabe Ihnen in der freimütigsten Weise das Verhältnis zwischen meiner Nichte und mir klarlege.

„Ein Verhältnis, welches von Weras Seite die Bezugnahme auf verwandtschaftliche Regungen fast schroff ablehnt und mir nur übrig läßt, die Eigentümerin dieses allerdings bedeutenden Wertobjekts nach Kräften in ihren Zielen zu unterstützen."

Graf Friesen machte eine kleine Pause, und sein feingeschnittenes, aristokratisches Gesicht nahm einen harten, stolzen Ausdruck an.

Als Wilson noch immer schwieg, fuhr er fort:

„Es ist selbstverständlich, daß ein Friesen sich nicht dazu entschließen kann, mit einem Erbstück seiner Familie auf die Märkte zu ziehen, und daß er, wenn es

dennoch sein muß, nach einer diskreten und freundschaftlichen Vermittelung sucht. Wenn ich Sie, lieber Doktor, als meinen langjährigen Sachwalter und Freund im Namen meiner Nichte bitte, diese Vermittelung zu übernehmen, so verkenne ich keineswegs das Eigentümliche Ihrer Lage, denn Sie verschaffen damit Ihrem Sohne gewissermaßen einen Zuwachs an Heiratsgut. Aber ich dächte, wir könnten uns darüber einigen, daß in Geldsachen die Sentimentalität schlecht am Platze ist, zumal, wenn die Hauptperson in dieser Angelegenheit so nüchtern denkt, daß sie uns Männer vielleicht beschämt. Habe ich recht, lieber Freund?"

Dr. Wilson hatte während der langen Auseinandersetzung des Grafen keine Miene verzogen; nur als jener die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen sich und seiner Nichte streifte, zuckte es wie ein feines Lächeln um die Lippen des Anwalts.

Nun nahm er den Schmuck an sich, schloß das Etui sorgfältig zu und entgegnete:

„Da Sie an den Geschäftsmann appellieren, Herr Graf, so will ich die Sache auch nur als solcher ansehen. Meine Beziehungen zu den großen Pretiosenmärkten, insbesondere zu London, sind allerdings derart, daß ich die günstigste Verwertung der Perlen in Aussicht stellen kann, zumal ich als Konkursverwalter schon mehrere Verkäufe in Juwelen abgeschlossen habe. Vielleicht ist es Ihnen recht, wenn ich den Schmuck sofort in Verwahrung nehme?"

„Natürlich," rief Friesen sichtlich erleichtert, und aufstehend fügte er halbscherzend hinzu:

„Ich selbst bin ja, wie Sie wissen, von heute ab Raubanfällen ausgesetzt, und das erinnert mich an etwas andres. Die Kassenschränke in Ihrem Bureau sehen zwar sehr zuverlässig aus, aber dieselben sind doch nachts über ohne Bewachung. Wollen Sie mir nicht den Gefallen erweisen, die Perlen einstweilen in Ihrer Wohnung aufzubewahren?"

Wilson dachte einen Moment nach.

„Meinetwegen," entgegnete er dann zögernd. „Es geht eigentlich gegen mein Prinzip, aber diese Sache ist in jeder Beziehung so ungewöhnlich, daß ich wohl eine Ausnahme eintreten lassen darf."

Einige Minuten später war der Rechtsanwalt allein.

Er erledigte noch einige eilige Unterschriften und besprach sich mit seinem Bureauvorsteher über die am folgenden Tage anstehenden Termine.

Aber er that das alles in sichtlich zerstreuter Weise und verabschiedete sich früher als gewöhnlich, um nach Hause zu fahren.

Auch auf dem Heimwege saß er in den Polstern der geschlossenen Droschke, ohne auch nur einen einzigen Blick durch das angelaufene Fenster derselben zu werfen.

Das Wetter stand im Begriff, sich zu ändern, der Wind war umgesprungen und schnob feucht über die Alster herum. Er trug vereinzelte große Regentropfen durch die Luft, und der Schnee begann auch dort, wo er nicht von Ruß und Rauch geschwärzt war, eine trübe, häßliche Färbung anzunehmen.

Der Horizont war im Westen von gelben Streifen umsäumt, und über diese türmten sich graue Wolken empor; es stand Tauwetter in Aussicht und eine sehr dunkle Nacht.

Als Dr. Wilson sein Haus betrat, kam Karl Busse ihm auf dem Flur entgegen, um den Pelz diensteifrig in Empfang zu nehmen.

Jener winkte ungeduldig mit der Hand, ging nach der Thür seines Zimmers und frug dann über die Schulter zurück:

„Ist mein Sohn zu Hause?"

Der Diener verneinte. Der junge gnädige Herr sei erst vor einer halben Stunde heimgekommen und dann gleich wieder fortgegangen. Er habe nur hinterlassen, daß man nicht mit dem Essen auf ihn warten möge.

„Es ist gut," sagte Wilson kurz und ging in sein Arbeitszimmer.

Ohne sich Zeit zu nehmen, seinen Pelz abzulegen, trat er sofort vor den Geldschrank, öffnete in der Dämmerung die Thür desselben, nahm die eiserne Kassette heraus, schloß sie mit einem in seiner Börse befindlichen Schlüssel auf und legte das Etui mit dem Perlenschmuck hinein.

Dann verschloß er wieder die Kassette, stellte sie in den Schrank zurück und verschloß auch zuletzt die schwere Thür des letztern.

Dieses ganze, kaum eine Minute in Anspruch nehmende Werk verrichtete er im Halbdunkel mit der Sicherheit eines Mannes, der daran gewöhnt ist, die genaueste Ordnung in seinen Sachen zu halten, und erst, nachdem er sich gleichsam einer unangenehmen Last erledigt hatte, warf er tiefaufatmend den Pelz ab und begab sich aus seinem Zimmer in die obern Räume der Villa. — — —

IX.

Der auf diesen Tag folgende Abend schritt immer weiter vor und ging allmählich in die Nacht über.

Der Wind hatte sich allmählich zum Sturm ausgewachsen und schnob mit Regenschauern vermischt durch die Straßen Hamburgs; wen nicht Arbeit, Verbrechen oder Laster ins Freie trieben, der blieb daheim und hockte hinter dem Ofen, oder steckte den Kopf früher unter die Bettdecke, als die Sitte der lustigen alten Stadt es für gewöhnlich gestattete.

Hie und da fanden sich auch besonders gute Freunde zu einem behaglichen Plauderstündchen zusammen; biedere Ehrenmänner, die von Vergangenem redeten und dabei entdeckten, daß die Jugend schöner sei als das Alter, unzufriedene Ehrenmänner, die auf die Steuern schimpften und auf die Polizei und den hohen Senat — dunkle Ehrenmänner, denen Jugend und Alter, Vergangenheit und Zukunft, Regiment und Gesetze gleichgültig waren, die aber dereinst in einer staatlichen Verpflegungsanstalt Wolle gesponnen hatten und nun an einem jener tausend dunkeln Fäden weiter spannen, deren Anfang in Finsternis beginnt, und deren Ende in Nacht verläuft. — —

In der dumpfen Hinterstube eines alten am Spielbudenplatz belegenen Hauses wurde eine solche heimliche Zwiesprache gepflogen.

Man mußte durch ein ziemlich geräumiges, mit allen nur denkbaren Trödelgegenständen angefülltes Gewölbe hindurch, um in das Heiligtum von Josias Dreyer zu gelangen, und nur wenige durften sich rühmen, wirklich bis dorthin vorgedrungen

zu sein, „denn," pflegte der würdige Althändler gelegentlich mit einem schlauen Augenwinken zu sagen, „wenn man den ganzen Tag von Gesindel überlaufen wird, dann will man wenigstens ein Plätzchen haben, wo nur anständige und zuverlässige Menschen hinkommen, und die anständigen Menschen werden heutzutage immer seltener."

Der „anständige" Mensch, welcher augenblicklich die Einsamkeit des alten Josias teilte, lag ziemlich ungeniert auf dem harten, schmutzigen Kanapee und wärmte seine Füße an dem kleinen, rotglühenden Kanonenofen; er hatte ein Glas Grog neben sich stehen, rauchte eine schauderhafte Fünfpfennigcigarre und spuckte in regelmäßigen Zwischenräumen mit großer Geschicklichkeit gegen den zischenden Ofenrost.

Es war Ludwig Köhler, und er sah in dieser nach seinen Verhältnissen ziemlich behaglichen Umgebung noch finsterer und verkommener aus, als wenn er sich draußen in Nebel, Regen, Sturm und Schnee, also unter dem Einfluß jener Naturmächte befand, die von Kindesbeinen an seine treuesten Genossen gewesen waren. Daß sie es aber gewesen waren, und daß sie es voraussichtlich bis an sein Lebensende bleiben würden, davon redete er in dieser Stunde, während er von Zeit zu Zeit den Kopf hob und in das Unwetter hinauslauschte.

„Sie sollen allesamt verdammt sein," sagte er. „Es ist ganz einerlei, was der Mensch will, denn es kommt nur darauf an, was er muß. Und der Mensch muß fressen, um nicht zu verrecken, das ist die Weisheit von der ganzen Geschichte, die Dummheit aber dabei ist die, daß der Mensch nicht aus freien Stücken verhungern kann, denn es thut weh. Sie hätten mich totschlagen sollen, als ich geboren wurde, denn dazumal wußte ich nichts davon, und ich würde keinen Mux dagegen gethan haben. Aber sie gaben mir gerade so viel zu fressen, daß ich Lust kriegte nach mehr. Das ist eine Ungerechtigkeit und eine Narrheit.

„Zum andernmal aber hätten sie mich totschlagen sollen, als sie mich mit Zuchthaus behaftet hatten und dann wieder laufen ließen. Denn man kann ebensogut einem Menschen die Hände abhauen und hinterdrein Arbeit von ihm verlangen, als daß man einem Menschen die Reputation bis in die aschgraue Ewigkeit abhaut und es in die Bücher schreibt und in die Welt hinausschreit, hinterdrein aber fein säuberlich verlangt, daß einer Ehre im Leibe haben soll. Wenn einer sie wirklich hat und arbeiten will, dann kriegt er einen Fußtritt, und wenn er sie nicht hat und maust, dann kommt er als unverbesserlich wieder ins Loch.

„Und so geht es, wie mit eines alten Weibes Rede; es fängt immer wieder da an, wo es angefangen hat.

„Und zum dritten sollten sie mich jetzt totschlagen.

„Ich bin bei den Herren gewesen, die dem Gefängnisverein vorstehen und habe die Hände zusammengelegt und um Arbeit gebeten, wie um ein Almosen. Weißt du, Josias, was sie thaten? In ihre Bücher schrieben sie mich ein mit Vor- und Zunamen und mit dem ganzen Rattenkönig von Vorstrafen. Und dann sagten sie, ich solle nach so acht bis vierzehn Tagen wiederkommen, dann wollten sie sehen, was sich machen ließe. Ich sollte mich inzwischen gut führen und auch nicht betteln gehen, sie würden sich erkundigen.

„Sie mögen allesamt zum Teufel gehen!"

Josias Dreyer strich sich das glattrasierte Kinn mit der Hand und lachte:

„Ich kenne die Litanei, Lude, ich kenne sie auswendig von vorne und hinten. Du bist ein Narr, daß du den Leuten nachläufst und dich von ihnen zum Besten halten läßt. Deine richtigen Freunde sitzen ganz wo anders, das solltest du nachgerade wissen."

„Sie sitzen in Löchern, wie dies eins ist," sagte der Verbrecher finster. „Du kannst auch zum Teufel gehen, Josias, du kommst mir mitunter vor wie eine Spinne, und ich bin die dumme Fliege. Aber ohne euch Halunken ist nun mal nichts zu machen, und ihr gebt uns wenigstens Arbeit. Also leg los, alte Unke."

Er warf den Cigarrenstummel weg und richtete sich auf, während der Trödler an den Ofen trat und sich den Rücken wärmte.

Nach einer kleinen Pause, während welcher beide auf das Heulen des Sturms lauschten, nahm Dreyer mit gedämpfter Stimme das Wort:

„Der Gimpel hat es mir ziemlich leicht gemacht," sagte er verächtlich. „Er war gestern mit seiner Braut bei dem Alten, ich hatte das glücklich herausbaldowert und lief ihm natürlich von ungefähr in den Weg. Nachher bugsierte ich das Pärchen in den ‚Stockfisch' — du weißt ja, hinter der englischen Kirche."

Köhler nickte.

„Da kommt unsereins freilich nicht hin, und du, Josias, bist wohl auch lange nicht in so anständiger Gesellschaft gewesen?

„Ich war natürlich ein sehr respektabler Mann; ich nannte mich Goldner — weißt du, das hat so'n netten Klang — und hatte als Kammerdiener in vornehmen Diensten gestanden. Ich verzehrte jetzt meine Renten, ha, ha, ha! Du hättest hören sollen, wie ich dem Schafskopf die Würmer aus der Nase zog, es fehlte nur noch, daß er mir den Plan vom Hause auf den Tisch malte."

„Ja, das verstehst du," meinte Köhler kopfschüttelnd. „Du hättest Spitzel werden sollen. Also, wie ist die Gelegenheit?"

„So günstig, wie nur möglich. Unten drei Zimmer; in das erste, wo der Geldschrank steht, hast du ja schon hineingesehen, dann kommt die Bibliothek und zuletzt das Schlafzimmer von dem jungen Herrn."

„Teufel," fuhr der Einbrecher auf, „und das nennst du günstig?"

Josias Dreyer spuckte verächtlich aus und schüttelte den Kopf.

„Ja, mein Junge, die Geldschränke pflegen nicht im Pferdestall zu stehen, ein bißchen Risiko ist immer dabei. Die Hauptsache bleibt immer, daß sich keine Hundeschnauze im ganzen Hause befindet, und daß du fünfzig Quadratfuß freie Luft hast. Wenn es überhaupt mein Metier wäre, dann wollte ich den Schrank im Schlafzimmer selbst aufmachen."

Köhler stützte den Kopf in die Fäuste und starrte vor sich hin.

„Du bist ein Großmaul, Josias, und du redest von Dingen, die du nicht verstehst. Aber ich kenne keine Furcht, und deswegen möchte es schon sein. Wenn's nur nicht gerade dieses Haus wäre —"

„Weshalb, Lude?"

Über das verwilderte Gesicht des Verbrechers ging ein eigentümliches Zucken, wie das flüchtige Aufleuchten einer Erinnerung an bessere Gefühle.

„Ich weiß nicht, ob du es verstehen kannst," sagte er. „Aber ich habe mit

ihm zusammen im Loch gesessen, meine letzte Geschichte war eine Lumperei, wofür es nur Gefängnis gab. Mit ihm zusammen im Loch, Josias, du weißt ja, was das heißt. So was kittet zusammen, und wenn's zu vermeiden ist, dann reitet man einen Kameraden nicht gern hinein. Es gilt für schuftig, Josias. Außerdem ist er noch gut gegen mich gewesen und hat mir einen Thaler geschenkt, und ohne das Geld wäre ich vielleicht verreckt."

Der Trödler zuckte die Achsel.

„Narr, was soll das? Der dumme Bengel macht ja gar nicht mit!"

„Stimmt. Aber er hat gesessen, und man hat uns beisammen gesehen. Glaubst du, Josias, daß es mehr braucht, um die von der Polizei und vom Gericht auf eine Spur zu bringen? Sie sind ja so ungeheuer klug, die Herren, daß sie das Gras wachsen hören, warum sollten sie es denn nicht auch fertig bringen, das arme Schaf zu verdonnern, bloß weil das Schaf einen schwarzen Fleck hat? Kannst du mir nicht was andres ausbaldowern, Josias? Die Sache ist mir leid geworden."

Der Sturm hatte seinen Höhepunkt erreicht und warf die Ziegel von den Dächern; dazu klatschte der Regen an die Scheiben, untermischt mit Hagel und Schnee. Dreyer entfernte sich langsam von seinem warmen Ofenplatz und trat an das Fenster.

„Es ist schade," sagte er gleichgültig. „Das wäre gerade ein Wetterchen, um die Konstabler in die Kneipen zu locken und unter die Thorwege. Die armen Luders werden auch nicht gerade fürstlich bezahlt, man kann es ihnen nicht übelnehmen, wenn sie irgendwo unterkriechen. Es ist schade, wenn so'ne Nacht vorübergehen soll, ohne daß etwas passiert. Und du, Lude, wirst es ihnen nachmachen und auch dein Bett aufsuchen. Oder hast du vielleicht zufällig keins?"

„Der Hauswirt hat mich auf die Straße gesetzt, weil ich nicht mal das Loch unter dem Dach bezahlen konnte. Ein Bett stand schon längst nicht mehr darin."

„Das thut mir leid, alter Junge. Dann wirst du wohl mit einer Fleetbrücke vorlieb nehmen müssen — so unten bei den Ratten. Ich würde dich ja ganz gerne hier behalten, aber ich stehe mal gerade wieder unter Polizeiaufsicht, und da könnte es den Herren einfallen, bei mir Haussuchung zu thun. Geschäft ist Geschäft, Lude, und wenn wir keins miteinander machen können, dann habe ich auch kein Geld."

Er steckte die Hände in die Hosentaschen und klimperte mit einigen losen Thalern, und dieser Klang rüttelte den Verbrecher aus seinem dumpfen Brüten auf. Er erhob sich, reckte die muskulösen Arme und stieß einen Fluch aus.

Es war vielleicht ein gefährlicher Augenblick, denn die beiden Männer befanden sich ganz allein hinter dem großen, leeren Gewölbe, und das Unwetter mußte jeden Laut ersticken. Josias Dreyer schien auch instinktiv zu empfinden, daß er eine schreckliche Sekunde heraufbeschworen habe, einen Moment, in welchem die Verzweiflung die Mutter des Verbrechens wird — und er trat hastig hinter den schweren Tisch, auf welchem die Lampe stand.

Dann war dieser Augenblick vorüber.

Ludwig Köhler begann keine Hetzjagd um den Tisch, die ohne Zweifel mit dem Erlöschen des Lichts, mit dumpfem Gepolter, erstickten Hilferufen und grauenvoller Stille geendet haben würde, sondern er griff unter das Sofa, holte einen leinenen Beutel hervor, in welchem allerlei Werkzeug rasselte, und sagte:

„Leuchte mir hinaus, Josias, ich will es unternehmen."

Und als jener zögerte, fügte er hinzu:

„Ich werde vorausgehen, und du kannst dich hinter meinem Rücken halten. Ich weiß, daß du dich jetzt vor mir fürchtest, und es wäre vielleicht das beste, wenn ich dir den Hirnkasten einschlüge und dein Geld nähme, aber ich habe noch nicht rot gefärbt, und ein andrer kann das ebensogut besorgen. Mach vorwärts!"

Er hob mit einer kurzen, verächtlichen Bewegung die Hand und trat aus der hellen Stube in das dunkle Verkaufsgewölbe, aus welchem von den dort aufgehäuften und aus allen Winkeln zusammengeschleppten Sachen ein dumpfer Modergeruch aufstieg.

Während Josias Dreyer mit der Lampe folgte, ging Köhler langsam tastend vorwärts und schob hie und da einen im Wege liegenden Ballen alter Kleider mit dem Fuße beiseite.

„Es ist hier eine sehr schlechte Luft," sagte er. „Dieser Geruch erinnert mich immer daran, wenn man in das graue Zeug mit dem gelben Ehrenzeichen gesteckt wurde, oder wenn man nach Jahr und Tag seine alten Lumpen wieder ausgehändigt kriegte. Ob wir beide das wohl nochmals erleben, Josias?"

„Schweig still!"

„Ja, du magst davon nicht hören, aber ich habe so'ne Ahnung, als ob etwas in der Luft wäre. Halt! Lampe aus!"

Sie standen hinter der ins Freie führenden Thür des Gewölbes und horchten hinaus. Draußen ging ein langsamer, fester Schritt vorüber, der allmählich in der Ferne verhallte. Der Einbrecher legte seine schwere Hand auf den Arm des Trödlers.

„Sie sind doch auf dem Posten, Josias, ich kenne diese Schritte. Wenn sie in der Nähe waren, dann kriegte ich allemal das Zittern in die Knie, und ich kann es doch mit ein paar von ihnen aufnehmen. Aber ich habe das niemals versucht, und ich glaube, es ist darum, weil sie aus demselben Grunde ihre Arbeit verrichten wie unsereins. Aus Hunger, Josias. Hast du schon mal welchen in deinen Eingeweiden gespürt?"

Der andre öffnete wortlos die Thür und hielt sie gegen den Sturm offen.

Der Sturm nahm den finstern Mann auf, und die Nacht nahm ihn auf; seine Gestalt verschwand schattenlos in dem Gewirr der Gassen, und das geringe Geräusch, welches die schleichenden Füße verursachten, erstickte in dem Aufruhr der Natur.

Josias Dreyer aber kehrte eilig in seine Stube zurück, zündete die Lampe wieder an, schürte das Feuer in dem Kanonenofen und setzte sich fröstelnd davor.

„Wenn es glückt," sagte er nachdenklich, „dann kann ich ein hübsches Geschäft machen, denn ich habe ihn in der Hand. Aber es ist dennoch ein gefährliches Geschäft, und ich denke damit aufzuhören, sobald ich genug habe. Dann werde ich ein feiner Mann und ein solider Mann, und ich will eine Stiftung machen — —"

Ungefähr um dieselbe Zeit verließ Manfred das Klublokal in der Gurlittstraße und schritt langsam den Weg zur Außenalster hinunter.

Er hatte sich fest in seinen Pelz gewickelt und hielt den Kopf gesenkt wie einer, dem alle Dinge und Begebenheiten gleichgültig geworden sind und der nicht ausweichen würde, wenn ein Dachziegel ihm vor die Füße niederprasselte; vielleicht

mochte der Sturm es verschulden, daß er schwankend und unsicher seinen Weg verfolgte, vielleicht hatte es auch einen andern, weniger äußerlichen Grund.

Hinter ihm versank das Klubgebäude in Nacht, aber im Innern desselben war es noch hell, und in dem elegant ausgestatteten Spielzimmer saß eine Anzahl junger Kaufleute beisammen, die sich ernst und gedämpft von den Begebenheiten der letzten Stunden unterhielten.

„Meine Herren," sagte einer von ihnen, der dem Vorstand angehörte, „so geht das auf keinen Fall weiter. Es ist in der letzten Zeit viel zu hoch gespielt worden, und was wir heute erlebt haben, das übersteigt entschieden die Grenzen des Erlaubten. Ich bin ja kein Tugendbold —"

„Es wurde mir unheimlich bei der Geschichte, bestätigte ein andrer. So'n Märker zehn- bis zwanzigtausend habe ich auch schon durch die Finger gehen lassen, aber höher hinauf, das ist doch der reine Wahnsinn. Wieviel mag er denn verloren haben?"

„Es müssen an die hunderttausend Mark gewesen sein."

„Und er soll es gar nicht so dick haben — —"

„Unter die Millionäre zählt der Alte keinesfalls."

Die Unterhaltung wurde immer leiser, dann fiel plötzlich der Name des Bankiers Laßen.

„Der hat auch ausgespielt," sagte wieder einer. „Er soll bei Levy gewesen sein und bei Goldmark und bei Leiser. Aber die sind viel zu schlau, um sich auf den Rummel einzulassen. Morgen wird wohl der Konkurs eröffnet werden."

„Ob alles reinlich ist?"

Es erfolgte ein bedeutungsvolles Schweigen, und die Gasflammen sangen.

Sie summten leise das alte Lied von zwei Zwillingsschwestern, deren Name Unglück und Schande heißt, und sie sind selten eine ohne die andre zu finden. — —

Manfred Wilson ging den Weg hinunter nach der Außenalster.

Er vernahm schon von weitem das Klatschen der aufgeregten Wellen am Bollwerk, und er sah das Flackern der wenigen Nachtlaternen, die am Quai standen und ihr Licht auf die dunkle, tiefe, geheimnisvolle Fläche warfen.

Es war so einsam, als ob die ganze, große Stadt ausgestorben sei und er ganz allein auf der Welt wäre mit seiner Reue und mit seiner Verzweiflung. Er brauchte nur immer geradeauszugehen, hinaus aus der Gurlittstraße und quer über den breiten Fahrdamm „An der Alster", er brauchte nur dem Gesetze der Trägheit zu folgen und seinen eilenden Füßen keinen Halt gebieten; das übrige gab sich dann von selbst.

Es kam dann eine Stelle, wo das Erdreich, welches Glückliche und Unglückliche trägt, plötzlich aufhörte, und wo jenes andre Element begann, welches keinen Sterblichen trägt, möge er glücklich oder elend, möge er schuldig oder schuldlos sein.

Aber es nimmt sie alle auf, wenn sie zu ihm kommen. —

Es könnte der Sturm gewesen sein, es könnte die Dunkelheit schuld daran tragen. Aber es war grauenvoll. —

Im Sommer schwammen an dieser Stelle Hunderte von Schwänen, und sie schwebten friedlich auf dem stillen, sonnenbeglänzten Wasser, mit den schlanken Hälsen nickend, als wenn sie davon erzählen wollten, wie schön es in ihrer kühlen Heimat

sei. Sie tauchten auf und ab, als wenn es ein Spiel wäre, die Tiefe aufzusuchen, und als ob man beliebig aus der Tiefe wieder an das Licht steigen könnte.

Und jetzt murrte diese Tiefe und warf Schaum auf, und war schwärzer als die Nacht. Es war grauenvoll — vielleicht auch noch aus einem andern Grunde.

Konnte denn alles zu Ende sein mit diesem einen Schritt? —

Nein, es war nicht zu Ende.

Manfred stand auf dem Fahrdamm und blickte seinem Hut nach, den der Sturm ihm vom Kopf gerissen und hinaus auf das Wasser geschleudert hatte.

Oder wenigstens hinaus in eine unbekannte Wüste, nach jener Richtung, wo man nicht mehr gehen konnte — —

Weiter nach rechts, wo das Alsterbecken breiter wurde und die Wellen infolgedessen ungestümer hereinbrausten, bewegte sich etwas.

Man konnte nicht genau unterscheiden, was es war, aber es schienen Laternen zu sein, und die Bewegung derselben konnte nicht von einer Täuschung des flackernden Lichtes hervorgerufen sein, denn sie entfernten sich von ihrem Standpunkt und gingen sogar hinaus über das Bollwerk.

Dieser Anblick war so seltsam und so unheimlich, daß Manfred für einen Moment seine eignen Gedanken vergaß und mit eiligen Schritten der Stelle zustrebte, wo sich etwas Absonderliches zu begeben schien.

Im Näherkommen hörte er auch Stimmen, die der Sturm ihm entgegentrug. Es befand sich an jener Stelle die Badeanstalt und eine Anlegestelle für die von Harvestehude herüberkommenden Dampffähren, aber das Geschrei — denn die menschlichen Stimmen verstärkten sich allmählich zum lauten Rufen — konnte nicht mit jenen Einrichtungen in Verbindung stehen; es ging schon längst kein Fahrboot mehr, und die Badeanstalt war im Winter verlassen.

Nur wenige Boote lagen am Steg, und von diesen kam das Rufen — gleichsam aus der Tiefe.

Nun konnte Manfred auch erkennen, daß das eine der Fahrzeuge auf dem Wasser trieb; es befanden sich zwei Männer in der schwankenden Nußschale, und der eine beugte sich weit über Bord, während der andre eine Laterne hochhielt, so daß man die weißen Kämme der Wellen deutlich erkennen konnte.

Endlich waren auch einzelne Worte zu verstehen.

„Dort ist er!“ rief der mit der Laterne, und sein Gefährte entgegnete:

„Ich hab' ihn! — da, jetzt ist er mir wieder weggesunken!“

„Er muß noch einmal in die Höh' kommen!“

Eine kleine, angstvolle Pause — —

„Hier! Hinten am Stern! Schnell!“

Sie zogen jetzt beide an einem dunkeln, scheinbar schweren Gegenstand und brachten denselben endlich in das Boot.

Inzwischen war es lebendiger geworden.

Aus einer gegenüberliegenden Restauration waren mehrere verspätete Gäste herbeigekommen, die sich am Bollwerk versammelten; Manfred stand barhäuptig mitten unter ihnen, aber niemand beachtete den verstörten Mann, denn sie starrten alle hinaus auf das Wasser.

Und dann legte das Boot bei der Brücke an.

Es befanden sich zwei Konstabler in demselben, und als sie ihre Last emporhoben, sah man, daß es ein lebloser Mann war, dessen Arme und Beine schlaff und triefend herabhingen.

In wenigen Augenblicken war er von den am Ufer befindlichen Menschen heraufgehoben und lag nun langausgestreckt auf dem vom Tauregen zerfressenen Schnee des Fahrdamms dicht unter einer Laterne.

Alles drängte sich um ihn her, und Manfred konnte den immer dichter werdenden Kreis nicht durchbrechen, aber er hörte, wie nach einem Arzt gerufen und zwischendurch über die Ursache des Unfalls, oder wie andre sich ausdrückten, über das Motiv der That geredet wurde.

„Ich sah ihn ganz dicht am Bollwerk entlanggehen," sagte der eine von den Schutzleuten, und gerade, als er hier bei der Laterne angekommen war, blieb er stehen und drehte sich nach dem Wasser zu."

Aber sein Kollege fiel ihm in das Wort.

„Ich stand dichter dabei als du und konnte es besser observieren. Er drehte sich nicht von selbst nach dem Wasser zu, sondern der Sturm faßte ihn im Mantel und schmiß ihn hinunter. Da braucht einer noch nicht so alt zu sein wie der — "

Manfred zuckte zusammen und wußte doch eigentlich nicht, weshalb. Ein alter Mann — — es gab ihrer so viele — —

Die Umstehenden machten ein wenig Platz; es hatte sich richtig auch ein Arzt hinzugefunden, ein blutjunger Mann, der vielleicht soeben erst von der Universität gekommen und nun froh war, hier seine erste Praxis ausüben zu können.

Er kniete ohne Rücksicht auf Schnee und Schlamm neben die regungslose Gestalt, untersuchte dieselbe wenige Augenblicke und sagte dann mit einer Bestimmtheit, die dem Publikum Respekt einflößte:

„Dem Manne ist nicht zu helfen, der ist tot. Das Wasser hat es vielleicht nicht gethan, aber es ist ein Schlaganfall hinzugetreten, der das Herz gelähmt hat; ist unter den Anwesenden vielleicht zufällig jemand, der die Leiche rekognoscieren kann? Der Kleidung nach — —"

Es war endlich Manfred gelungen, bis dicht unter die Laterne zu kommen. Er sah das Gesicht des Toten, welches von dem zitternden Schein überstrahlt wurde und in dieser flackernden Beleuchtung auf einen Moment wieder aufzuleben schien; er packte den ihm zunächststehenden Konstabler am Arm und schrie laut auf.

„Kennen Sie ihn?" frug der Beamte und griff nach seinem Notizbuch.

Die Antwort erfolgte leise, aber sie weckte ein Echo.

„Bankier Laßen! Der alte Laßen! — —"

Dann trug man den Toten in die Restauration, und der eine der beiden Polizisten ging mit, um die Revierwache telephonisch zu benachrichtigen; die übrigen folgten, und Manfred blieb mit dem zweiten Konstabler allein am Unglücksplatz zurück.

Beide Männer schwiegen einen Moment und sahen einander stumm in die Augen.

„Sind Sie nicht der junge Herr Wilson von Uhlenhorst?" frug der Beamte endlich. „Mich dünkt, wir haben neulich miteinander gesprochen — vor der Villa Ihres Herrn Vaters. Mein Name ist Brinkmann."

Manfred nickte.

„Es ist richtig, Herr Brinkmann, ich entsinne mich. Meinen Sie wirklich, daß das da ein Unglücksfall gewesen ist?"

Jener zuckte vorsichtig die Achsel.

„Wer kann das sagen, Herr Wilson! Der alte Herr wohnte ja wohl hier irgendwo draußen, er kann auf dem Heimwege gewesen sein. Gesehen habe ich den Vorgang nicht so genau, aber ich meine, es ist immer für alle Fälle besser, ein Unglück anzunehmen. Oder wissen Sie mehr?"

„Ich weiß nicht mehr als Sie," sagte Manfred leise, „aber Sie haben wohl recht; es ist ein Windstoß gewesen, Herr Laßen stand so wie so nicht mehr ganz fest auf den Füßen — er war ein alter Mann."

Dann gingen sie auseinander, ohne die Sache weiter zu erörtern, und ein jeder mit seinen Gedanken beschäftigt.

Der Konstabler Brinkmann hatte eigentlich um diese Zeit hier draußen Dienst, aber er begab sich in die Stadt, um sofort der Vorschrift gemäß seinen Bericht zu erstatten.

Manfred schritt langsam seiner elterlichen Wohnung zu. Die eine Erregung war durch die andre abgelöst, er befand sich in einem Zustand geistiger Unklarheit, der eine ruhige Erwägung ausschloß.

Und dabei spürte er eine körperliche Erschöpfung, die seine Glieder nahezu lähmte.

Er schloß geräuschlos die Hausthür auf, tastete sich im Dunkeln nach seinem Zimmer und entkleidete sich mechanisch. Dann warf er sich auf sein Lager und versuchte einzuschlafen.

Aber immer wieder riß ihn die Erinnerung an die Begebenheiten der letzten Stunden aus dem dumpfen Zustand körperlicher und geistiger Erschöpfung empor; er sah die Karten nach rechts und links fallen, und einen der großen grauen Scheine nach dem andern davonflattern; dazwischen hörte er das Heulen des Sturms und das Klatschen der Alsterwellen und starrte in ein blasses, unbewegliches Antlitz, aus dessen Zügen ihm ein sonderbarer, geheimnisvoller Vorwurf entgegenzublicken schien.

Was wollte dieser tote Mann, er hatte doch von keinem Rechenschaft zu fordern, er durfte froh sein, wenn niemand ihn selbst oder seinen Schatten zur Verantwortung zog. — —

Es wurde nicht stiller draußen, wie es sonst wohl zu geschehen pflegt, wenn die Mitternacht überschritten ist und der neue Tag sich ankündigt, sondern die entfesselte Naturkraft wuchs.

Aber das junge Licht war noch fern, es war um die schweigsamste Stunde der Winternacht trotz dem Brausen in der Luft.

Und man konnte einen von dem Pfeifen des Sturms abweichenden Laut deutlicher hören, als wenn er sich unter die tausendfachen Stimmen des Tages gemischt hätte.

Horch? War das nicht solch ein Laut? — — —

X.

Jakob Dirxen, der alte, langjährige Diener des Wilsonschen Hauses, hatte die Verpflichtung, jeden Morgen das Arbeitszimmer seines Herrn in Ordnung zu bringen, und er wachte über diese Obliegenheit um so eifersüchtiger, als er den jüngern, neu hinzugekommenen Kollegen Busse ohnehin mit scheelen Augen ansah und das Überflüssige seiner Existenz bei jeder nur möglichen Gelegenheit hervorzuheben beflissen war.

So war er auch am Morgen nach der Sturmnacht der erste auf den Füßen. Er hatte wie gewöhnlich sehr gut geschlafen und sich nicht im geringsten vom Aufruhr der Elemente in seiner Ruhe stören lassen; erst als er zum Fenster seiner Schlafkammer hinausblickte, fiel ihm die im Garten herrschende Verwüstung in die Augen.

Einige Ziersträucher waren vollständig geknickt, und sogar in dem an der Rückseite des Hauses entlanglaufenden Zaune befand sich eine etwa mannsbreite Lücke. Dieser Umstand erschien allerdings etwas auffällig, denn es war nicht recht ersichtlich, wie der Sturm an jener Stelle die dichtverwachsene Hecke hatte fassen können, aber Dirxen machte sich darüber keine weitern Gedanken, sondern kleidete sich gelassen an und ging sodann in das Arbeitszimmer des Rechtsanwalts hinüber.

Es war noch vollkommen stille im Hause, und er vermied natürlich, das Schlafzimmer des jungen Herrn zu betreten, denn dieser pflegte ziemlich lange zu schlafen und ließ sich nur ungern in seiner Morgenruhe stören. Als der alte Diener die Thür zu dem Arbeitszimmer öffnete, stutzte er und schüttelte verwundert den grauen Kopf. Das war doch höchst seltsam!

Er wußte ganz bestimmt, daß er gestern wie gewöhnlich den innern Verschluß der Fenster sorgfältig geprüft hatte, und jetzt stand der Flügel des einen derselben sperrangelweit offen, und die unterste große Scheibe war teilweise zertrümmert.

Aber es konnte immerhin möglich sein, daß Dr. Wilson am Abend vor dem Zubettgehen das Fenster noch einmal geöffnet und dann zu schließen vergessen hatte, und Dirxen holte daher das Versäumte nach.

Es fiel ihm dabei auf, daß die teilweise zertrümmerte Scheibe mit Lehm beschmutzt war und daß sich sogar etwas lehmige Erde auf dem Fensterbrett vorfand; ja, diese seltsamen Spuren ließen sich sogar in das Innere des Zimmers verfolgen und führten über den Teppich bis — —

Jacob Dirxen wurde plötzlich leichenblaß; er stand in zwei Sprüngen vor dem großen Geldschrank und starrte darauf hin.

Es war nichts Auffälliges an dem schwerfälligen und etwas veralteten Möbel zu bemerken, dasselbe hatte seinen gewöhnlichen Platz, etwa drei Fuß von der Wand entfernt, seine Thür war wie immer verschlossen, und keine Spur deutete darauf, daß irgend eine unbefugte Hand dieses Heiligtum des Hauses angetastet hatte.

Aber der alte Diener ließ sich in seinem einmal wach gewordenen Verdacht nicht so leicht täuschen; er zwängte seinen Körper in den schmalen Raum, welcher von der Zimmerwand und der Rückseite des Schrankes gebildet wurde; er tastete vorsichtig über letztern hin, und dann hatte er auch schon eine Entdeckung gemacht, die ihm fast den Atem raubte.

Mitten in der Rückwand des Schrankes befand sich ein kreisrundes Loch. Es

war mit großer Akkuratesse gearbeitet und dadurch hergestellt, daß der Einbrecher mit einem feinen und sehr harten Instrument dicht nebeneinander eine Anzahl Löcher gebohrt und sodann mit der Faust oder einem besonders dazu bestimmten Gegenstand die umgrenzte Fläche eingestoßen hatte. Dieselbe war nach innen gebogen und gestattete nicht nur das bequeme Durchgreifen der Hand, sondern ermöglichte es auch, einen nicht allzu umfangreichen Gegenstand aus dem Innern des Tresors hervorzuholen.

Ob das letztere wirklich geschehen war, konnte Dirxen natürlich nicht beurteilen. Er blieb mehrere Minuten auf den Knien liegen und starrte vollkommen fassungslos vor sich hin.

Zunächst empfand er nur ein dumpfes Entsetzen vor der Thatsache, daß die Familie, in welcher er so viele Jahre gedient hatte, das Opfer eines Verbrechens geworden war, dessen Tragweite sich noch gar nicht überblicken ließ. Dann aber zuckte ein andrer Gedanke durch sein Hirn.

Der Geldschrank befand sich allerdings schon sehr lange im Hause und gehörte infolgedessen einer ältern Konstruktion an; er mochte der geschickten Hand eines mit allen Mitteln der Neuzeit ausgerüsteteten Verbrechers nur verhältnismäßig geringen Widerstand geleistet haben, aber immerhin war es kaum denkbar, daß diese verwegene und zeitraubende Arbeit von einem einzelnen und ohne vorbereitende Beihilfe ausgeführt worden sei; eine derartige Unterstützung konnte aber nicht von außen her gekommen sein, sie mußte vielmehr ihren Ursprung im Hause selber haben. In einem Hause, dessen Dienerschaft stets als musterhaft treu und zuverlässig gegolten hatte.

Jakob Dirxen stöhnte vor Zorn und Schmerz.

Er dachte keinen Moment daran, daß ihn selbst irgend ein Verdacht treffen konnte; diese Idee war so thöricht und widersinnig, daß er jede Andeutung mit einem verächtlichen Lächeln, oder je nachdem mit einem Faustschlag beantwortet haben würde — aber er war nicht allein.

Da hatte sich dieser Karl Busse, das bestrafte Subjekt, hereingedrängt!

Der alte Diener erhob sich mühsam aus der knienden Stellung; er zitterte noch immer, aber er war doch ruhiger geworden und beschloß, die ersten Nachforschungen allein und in aller Stille anzustellen.

Er verließ das Zimmer und begab sich geräuschlos durch den Korridor nach Busses Kammer, die ganz am andern Ende des Seitenbaus und ziemlich weit von Dirxens Stube entfernt lag. Aber schon auf dem Wege dahin blieb er stehen und griff sich an die Stirn; da war soeben ein neuer, fürchterlicher Gedanke aufgestiegen, unter dessen Einfluß sich die Haare zu Berge sträubten.

War es denn denkbar, daß Manfred, dessen Schlafgemach nur durch einen einzigen Raum von dem Orte des Verbrechens getrennt wurde, keinen Laut, kein Hämmern, kein Feilen und Bohren gehört haben sollte? Oder hatte man Vorkehrungen getroffen, daß er nicht im stande war, irgend etwas zu vernehmen —?

Vielleicht nie mehr — —?

Die Stille, welche um diese Stunde noch im Hause zu herrschen pflegte, dünkte dem alten Diener plötzlich nicht mehr natürlich, sondern entsetzlich; er glaubte zu fühlen, daß sie nicht das Schweigen des Schlafes bedeute, sondern die Stummheit des andern, den man als Bruder des Schlafes zu bezeichnen pflegt.

Und Dirxen schlich sich an die Thür von Manfreds Zimmer.

Kein Laut — —

Die zitternde Hand des Horchenden lag auf der Klinke und drückte sie nieder. Das Gemach wurde von dem ersten grauen Licht des heraufkommenden Tages ungewiß erhellt, aber man vermochte dennoch schon die einzelnen Gegenstände mit ziemlicher Sicherheit voneinander zu unterscheiden.

Es herrschte in dem Zimmer nicht gerade eine auffällige Unordnung, aber ebensowenig war in demselben alles wie sonst.

Der Stuhl vor dem Bette, auf welchen Manfred seine Kleider zu legen pflegte, stand schief und weiter als sonst in das Zimmer gerückt; die einzelnen Kleidungsstücke waren wirr durcheinander geworfen und lagen zum Teil auf dem Teppich des Fußbodens; die Decke des Bettes hing halb herunter, und in den zerwühlten Kissen lag eine regungslose Gestalt.

Es war nicht zu erkennen, ob sie schlief — —

Aber jetzt kam ein leiser, röchelnder Laut von dorther, und im nächsten Moment stand Dirxen an dem Kopfende des Bettes.

„Junger Herr!“ schrie er, „um Gotteswillen, junger Herr!“

Der Ruf war laut genug, um einen Sterbenden aufzurütteln, aber im ersten Augenblick erfolgte keine Antwort.

Dann aber richtete Manfred sich langsam auf und starrte mit verstörten Blicken auf den alten Diener, der im plötzlichen Übergang vom Schreck zur Freude die Hände faltete und unter Thränen stammelte:

„Gott sei Dank, junger Herr, daß Sie leben und gesund sind! Ich dachte schon — es ist nämlich bei uns eingebrochen worden!“

„Ja, ja,“ entgegnete Manfred.

Er schien noch ganz vom Schlaf befangen zu sein und nicht zu wissen, was er sprach, denn er strich sich nach diesen halb gemurmelten Worten über die Stirn, fiel in die Kissen zurück und richtete sich gleich darauf wie einer empor, der jetzt erst zum vollen Bewußtsein gelangt war.

„Was sagen Sie, Dirxen?“

„Es ist diese Nacht eingebrochen worden — drüben im Zimmer des gnädigen Herrn,“ wiederholte der Diener langsamer und mit gedämpfter Stimme.

Manfred schien die Sache noch immer nicht recht fassen zu können; er saß jetzt aufrecht im Bett, schüttelte den Kopf und fingerte an der Decke.

„Eingebrochen, sagen Sie, Dirxen? Bei uns? Weiß mein Vater schon von der Sache?“

„Nein, der gnädige Herr schläft noch; ich habe es soeben entdeckt.“

„Dann müssen wir die Sache wohl untersuchen.“

Manfred erhob sich schwerfällig, kleidete sich mit Hilfe des Dieners langsam an und trat an eine im Zimmer befindliche Kommode, in deren oberm Schubfach der Schlüssel steckte. Er zog den Schlüssel ab, schob ihn in die Tasche und sagte:

„Nun wollen wir hinübergehen, Dirxen, und uns die Geschichte ansehen!“

Über die nähern Umstände kein Wort — nicht einmal eine Frage, ob denn wirklich etwas gestohlen sei.

Der alte Diener schüttelte den Kopf und folgte seinem jungen Gebieter in die Bibliothek.

Es war mittlerweile heller geworden, und das Tageslicht fiel durch die unverhüllten Fenster auf den getäfelten, von keinem Teppich bedeckten Fußboden. Manfred blieb in der Nähe der zum Arbeitszimmer seines Vaters führenden Thür stehen und deutete auf den Fußboden.

„Hier sind die Diebe auch gewesen," sagte er nachdenklich; „sehen Sie nur die Stearinflecken auf dem Parkett, Dirxen."

Es waren in der That einige Tropfen sichtbar, die offenbar von einer rotgefärbten Stearinkerze herrührten; Dirxen untersuchte dieselben genau und schüttelte den Kopf.

„Das kann ich mir gar nicht recht denken, junger Herr," sagte er endlich. „Solche Kerle pflegen doch ihre eignen Laternen mitzubringen, und wenn sie wirklich den Wachsstock auf dem Schreibtisch des gnädigen Herrn angezündet haben sollten — der ist ja nicht rot, sondern weiß."

„So — hm."

Sie betraten das Arbeitszimmer, und Manfred ging geradewegs auf den Geldschrank zu.

Er mochte wohl annehmen, daß dort der Einbruch verübt worden sei, und diese Vermutung erschien nach Lage der Sache ziemlich natürlich. Dagegen würde jeder gewiegte Kriminalist über die unerfahrene Art und Weise gelächelt haben, mit welcher der junge Bankbeamte die Untersuchung an dem Tresor vornahm.

Er schien keine Ahnung davon zu besitzen, daß jeder Einbrecher, wenn es ihm halbwegs möglich ist, die Rückwand der sogenannten „diebsfesten" Geldschränke in Angriff zu nehmen pflegt, da diese weniger Widerstand leistet als die Thür, und das Erbrechen eines zweiten, häufig im Innern vorhandenen Verschlusses erübrigen.

Manfred stellte sich vor den Schrank, schob die Hände nachlässig in die Taschen, betrachtete den Verschluß und sagte, zerstreut lächelnd:

„Ich glaube, Dirxen, daß Sie ein bißchen lebhaft geträumt haben; hier ist ja nicht das mindeste von einer Verletzung zu entdecken."

„Hinten, junger Herr!"

„Ach so! Also dort — — hm, ein tüchtiges Loch und eine saubere Arbeit. Na, ich denke, der Thäter hat trotz alledem ein ziemlich schlechtes Geschäft gemacht, denn soviel ich weiß, pflegt mein Vater keine bedeutenden Summen hier aufzuheben. Vielleicht ein paar tausend Mark — —"

Die ganze vornehme Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit des reichen Hamburgers kam in diesen Worten zum Ausdruck, aber der alte Diener schüttelte betrübt den grauen Kopf.

„Das müssen Sie ja besser wissen, junger Herr," sagte er beklommen, „aber das ändert nichts an der Sache. Der gnädige Herr wird den Verlust schon verschmerzen können, daran zweifle ich keinen Augenblick, aber wer nimmt denn den Verdacht von unsern Schultern? Ich denke dabei nicht an mich selbst," fuhr er fort, als Manfred erschrocken aufblickte, „nein, den Schimpf wird mir wohl keiner anthun, aber es sind ja noch mehr Leute im Hause, die ihre Hand dabei im Spiel haben könnten — bestrafte Leute, Herr Wilson, die schon im Gefängnis gesessen haben — —"

Manfred biß sich auf die Lippen und sann einen Moment nach. Sein übernächtiges Gesicht war noch blasser geworden, und seine Stimme klang unsicher, als er entgegnete:

„Reden Sie keine Thorheit, Dirxen, solche Worte können unter Umständen sehr gefährlich werden. Ich weiß recht gut, an wen Sie denken, Sie wollen sagen, daß Karl Busse seine Hand dabei im Spiel gehabt hat. Aber das ist ganz unmöglich. Hören Sie, Dirxen, dieser Verdacht ist so unsinnig, daß Sie ihn nicht einmal andeuten dürfen, meinem Vater gegenüber so wenig, wie irgend einem dritten. Ich verbürge mich für die Ehrlichkeit des jungen Menschen, denn er hat wohl im Gefängnis gesessen, aber nicht wegen eines gemeinen — nicht wegen irgend eines Vergehens gegen das Eigentum. Kein Wort mehr davon. Und nun wollen wir nicht mehr müßigen Grübeleien nachhängen, sondern meinen Vater herbeirufen, der wird wohl am besten wissen, was bei der Sache zu thun ist."

„Ich höre den gnädigen Herrn oben gehen," sagte der Alte mürrisch.

„Dann benachrichtigen Sie ihn."

Manfred blieb allein im Zimmer zurück.

Die Ruhe, welche er dem Diener gegenüber zur Schau getragen hatte, schien ihn zu verlassen, er ging langsam und scheinbar zwecklos hin und her, blieb am Fenster stehen, wo er nachdenklich die zerbrochene Scheibe betrachtete, betrat dann die Bibliothek und kehrte nach wenigen Augenblicken wieder zurück.

Er setzte sich an den Schreibtisch seines Vaters und stützte den Kopf in die Hand; dann schien er sich irgend eines körperlichen Schmerzes bewußt zu werden, denn er betrachtete die Hand und sog mit den Lippen an einer Stelle des Handgelenks, wo sich ein kleiner Riß zeigte. Dabei wanderten seine Augen nach dem Fenster, und er nickte langsam; er mußte sich wohl bei dem Betasten der Scheibe die Verletzung zugezogen haben, aber sie war nur geringfügig und blutete nicht einmal.

Oder doch — als er nochmals daran sog, rann ein einzelner roter Tropfen über die Haut, und Manfred blickte nachdenklich darauf nieder.

Dann horchte er abermals und erhob sich; sein Gesicht nahm den Ausdruck äußerster Spannung an; über den Korridor nahten sich eilige Schritte, die Thür wurde hastig aufgerissen, und Dr. Wilson erschien mit allen Anzeichen der Bestürzung auf der Schwelle.

Er hielt den Schlüssel zum Geldschrank in der Hand und rief atemlos:

„Manfred, um Gotteswillen, was ist hier geschehen? Dirxen redet allerlei wirres Zeug durcheinander —"

Der Sohn wandte sich nach dem Fenster und entgegnete halblaut:

„Die Sache ist ziemlich einfach, Papa, wenn auch nicht gerade angenehm. Man hat uns diese Nacht bestohlen, oder wenigstens den Versuch dazu gemacht, ich kann es ohne eine Untersuchung des Schrankes natürlich nicht feststellen. Wenn du vielleicht aufschließen möchtest — —"

Nach einigen Sekunden flog die Thür des Tresors auf, und Dr. Wilson griff hinein. Ein Moment atemloser Spannung verging, dann richtete der Anwalt sich auf und sagte tonlos:

„Die Kassette ist fort, Manfred; dieser Verlust trifft mich härter, als wenn man mir mein gesamtes Vermögen gestohlen hätte."

Der Angeredete hatte sich wieder an den Schreibtisch gesetzt und den Kopf in die Hand gestützt; er schien körperlich und geistig vollkommen erschöpft zu sein, aber um so bewundernswerter war die Gelassenheit, mit welcher er das allerdings vorauszusehende Ergebnis der Untersuchung entgegennahm.

„Ich begreife dich nicht ganz, Papa," sagte er, ohne seine Stellung zu verändern. „Es ist doch immer noch besser, einen Teil seines Vermögens einzubüßen, als das gesamte Vermögen, und soviel ich aus deinen Mitteilungen entnommen habe, bildeten die hundertundfünfzigtausend Mark, welche sich in der Kassette befanden, zwar mein vorläufiges Heiratsgut, aber doch nur eine allerdings bedeutende Quote deiner Kapitalien."

Dr. Wilson stutzte.

Er sann einen Moment nach und entgegnete dann ruhiger:

„Du scheinst nicht zu wissen, mein Junge, um was es sich eigentlich handelt; vielleicht kannst du es gar nicht wissen. Die hundertundfünfzigtausend Mark, von denen du sprichst, befanden sich gar nicht mehr in der Kassette, ich habe sie bereits gestern vormittag der Hamburger Bank zum Ankauf von Wertpapieren übergeben. Uns selbst trifft also überhaupt kein Verlust. Aber dafür ist etwas weit Schlimmeres eingetreten. Was hast du, Manfred?"

Dr. Wilson unterbrach sich und blickte zu seinem Sohn hinüber. Er konnte das abgewandte Gesicht desselben nicht sehen, aber es kam ihm vor, als ob jener einen leisen Schmerzensruf ausgestoßen hätte, und er sah ihn mit der Hand in die Luft greifen. Die Antwort erfolgte langsam und undeutlich.

„Nichts, Vater. Die Aufregung — ich fühle mich nicht recht wohl, aber es wird vorübergehen. Sprich nur weiter — etwas Schlimmeres, sagtest du — —"

„Jawohl, Manfred, der Verlust eines anvertrauten Guts."

Der Rechtsanwalt legte die Hände auf den Rücken und ging langsam auf und ab.

Ohne seinen Sohn anzublicken, berichtete er in kurzen Worten, daß Graf Friesen ihm tags zuvor den Schmuck seiner Nichte übergeben, und daß dieser seine Aufbewahrung in der leeren Kassette gefunden habe.

„Mit der Kassette befindet sich auch der Schmuck in den Händen der Einbrecher," schloß er seinen Bericht, „und abgesehen von dem bedeutenden Wert der Perlen, den ich natürlich ersetzen werde, ist es für mich ein quälender Gedanke, daß ich meine eigne Habe vorsichtig den räuberischen Händen entzogen und dafür das fremde Gut so schlecht gehütet habe. Das ist ein Schlag gegen meine Standesehre, den ich niemals wieder verwinden werde."

Manfred stand auf.

Die Aufregung und der Verlust des verflossenen Abends, die Begebenheiten der Nacht, die Ereignisse des Morgens und der Schmerz des alten Mannes — alles zusammengenommen mußte das überreizte Nervensystem Manfreds dermaßen erschüttert haben, daß ein plötzlicher Rückschlag die natürliche Folge war.

Er machte einige Schritte in das Zimmer, bewegte die Lippen, als wenn er etwas sagen wollte, griff dann abermals mit derselben Bewegung, die er schon

einmal, am Schreibtisch sitzend, ausgeführt hatte, in die Luft und brach dann plötzlich, wie vom Blitz getroffen, lautlos und ohnmächtig auf dem Fußboden zusammen. — — —

XI.

Wenn man auch anfangs der Meinung gewesen war, daß dem Ohnmachtsanfall, welcher Manfred betroffen hatte, keine ernstere Bedeutung beizumessen sei, so änderte sich diese sorglose Auffassung doch sehr bald, nachdem der Kranke in seinem Bette zum Bewußtsein zurückkehrte und die ersten zusammenhängenden Worte sprach.

Denn dieselben waren eigentlich zusammenhanglos.

Eine gewisse Ideenverbindung mit den Begebenheiten der letzten Stunden konnte allerdings nicht verkannt werden, denn Manfred redete ganz deutlich von Perlen, und es stand ja fest, daß ein Diebstahl an diesen begangen worden war, aber die Art und Weise, wie er sich darüber ausdrückte, ließ eine Art geistige Verwirrung und das Hinüberschweifen der Gedanken auf andre Gebiete, also die Unfähigkeit logischen Denkens vermuten.

„Sie liegen tief unten," sagte er. „Perlen müssen in der Tiefe liegen, denn sobald sie heraufgeholt werden, stiften sie Unheil an."

Dann war er eine Weile still und fing endlich an, von dem Wasser zu sprechen. Das stand wohl auch in Verbindung mit dem Gedanken an die Perlen, der seine Seele besonders lebhaft zu beschäftigen schien, aber wiederum drückte er sich in einer beängstigend unklaren Weise aus.

„Das Wasser ist sehr verschwiegen," sagte er, „und es ist wohlthätig, denn es wäscht alles ab. Bringt mir Wasser."

Er litt offenbar an Fieber, aber wenn man ihm ein Glas zum Trinken reichte, wies er es unwillig zurück.

„Was sollen die paar armseligen Tropfen? Ich brauche mehr — gebt mir die Alster!"

Er phantasierte und lag in den Kissen mit brennendem Kopf.

Die ganze Last der Gegenwart ruhte auf Dr. Wilsons Schultern, denn als Manfreds Mutter von dem Unfall hörte, der ihren Sohn betroffen hatte, verfiel sie in Krämpfe und mußte ebenfalls zu Bett gebracht werden.

Mitten in diese Verwirrung, welche für den Augenblick die Verfolgung des Diebstahls in den Hintergrund treten ließ, traf der herbeigerufene Hausarzt ein.

Er stellte bei Frau Wilson die ungewöhnlich heftige Wiederkehr jener Nervenzufälle fest, an denen die zarte Dame bereits seit Jahren litt, empfahl zur Vermeidung drohender Lebensgefahr das Fernhalten jeder Aufregung, und begab sich sodann zu Manfred, der jetzt anscheinend teilnahmlos dalag.

Als er den Kranken untersucht hatte, wurde sein Gesicht sehr bedenklich.

„Hier ist ein schweres Nervenfieber im Anzug, dessen Ursachen mir vorläufig noch unbekannt sind," sagte er zu Dr. Wilson. „Es kann eine starke Erkältung vorliegen, oder möglicherweise auch eine heftige Gemütsbewegung. Die Disposition ist jedenfalls erblich vorhanden. Außerdem aber habe ich noch ein Symptom entdeckt,

das mich ganz besonders beunruhigt. Der Kranke schien Schmerzen in seiner rechten Hand zu empfinden, und als ich dieselbe untersuchte, fand ich eine bedeutende Anschwellung. Diese rührt offenbar von einer an und für sich sehr unbedeutenden Verletzung des Handgelenks her, trägt indessen alle Merkmale einer beginnenden Blutvergiftung. Ich habe natürlich sofort energische Gegenmittel angewandt und hoffe zuversichtlich, diese nächste Gefahr glücklich zu beseitigen; immerhin aber haben wir es mit zwei Gegnern zu thun, von denen der eine so heimtückisch ist wie der andre. Die Besinnung des Patienten wird vermutlich gegen Abend zurückkehren und dann in ein längeres Stadium der Fieberphantasie übergehen; wenn Sie eine zuverlässige Person im Hause haben, die dem Kranken sympathisch ist, dann würde es sich empfehlen, derselben die erste Pflege zu übertragen; später ist es ziemlich einerlei, wer dieses Amt übernimmt.

„Ich werde selbst bei meinem Kinde bleiben," sagte Wilson gefaßt, aber der alte Arzt schüttelte den Kopf.

„Nicht Sie, lieber Freund, die Angst um den Kranken wird Ihnen die erforderliche Ruhe rauben, und außerdem bedarf Ihre Frau ebenfalls der Überwachung. Wissen Sie sonst keinen?"

„Doch," entgegnete Wilson zögernd, „der Diener meines Sohnes scheint ein zuverlässiger Mensch zu sein, und jedenfalls rühmte Manfred seine Anhänglichkeit — —"

„Kann ich mir den Menschen einmal ansehen?"

Karl Busse wurde herbeigerufen.

Er war natürlich von allen Begebenheiten längst unterrichtet, aber Dirxen schien noch keine Gelegenheit gefunden zu haben, mit ihm unter vier Augen zu reden, denn er machte wohl den Eindruck eines betrübten, aber keineswegs den eines verwirrten Menschen.

Der Doktor betrachtete ihn prüfend und nickte scheinbar zufrieden.

„Wir haben hier einen sehr schweren Krankheitsfall," sagte er ernst, „sind Sie bereit, die erste Pflege Ihres jungen Herrn zu übernehmen? Ich muß Ihnen dabei bemerken, daß die Gefahr einer Ansteckung nicht ganz ausgeschlossen ist."

Karl benahm sich in einer Weise, die das Herz des alten Arztes sofort gewann. Er versicherte, daß er sich nicht im mindesten fürchte, und daß es ihm eine Freude sein werde, die Dankbarkeit, welche er gegen dieses Haus hege, durch die That bestätigen zu dürfen.

Er sprach diese wenigen Worte mit Bescheidenheit und Ruhe, so daß dieselben den Eindruck der Aufrichtigkeit machten, und Dr. Wilson ihm dankbar die Hand drückte. Dann gab der Arzt Busse noch einige Verhaltungsmaßregeln.

„Der Kranke wird zeitweilig zum Bewußtsein zurückkehren," sagte er. „Ob seine Gedanken vollständig klar sein werden, läßt sich noch nicht überblicken, aber es kommt vor allen Dingen darauf an, jede Aufregung von ihm fernzuhalten. Widerspruch regt einen Fiebernden stets auf, hüten Sie sich also, in gleichgültigen Dingen seine Wünsche unbefolgt zu lassen. Dieselben werden sich vielleicht in einer sonderbaren Form äußern, es wird ihnen mitunter schwer werden, einen vernünftigen Zusammenhang in denselben zu erkennen, aber bedenken Sie, daß ein Kranker vor

Ihnen liegt, und thun Sie alles, was nicht geradezu schädlich ist. Ich verlasse mich auf Ihre Klugheit, denn Sie scheinen ein verständiger Mensch zu sein."

Nach diesen Anordnungen entfernte sich der alte Arzt und versprach, am Abend zurückzukehren. Dr. Wilson begleitete ihn bis an die Thür und nannte mit einem fragenden Blick Weras Namen.

„Unter keinen Umständen," sagte jener mit großer Entschiedenheit. „Es hieße die junge Dame einer ganz unnützen Gefahr aussetzen, und der Kranke wird schwerlich viel nach seiner Braut fragen. Vor den dunkeln Mächten, mit denen wir alle einmal im Leben zu kämpfen haben, tritt selbst die Liebe in den Hintergrund — aber sie bricht sich auch wieder Bahn, wenn ihre Zeit gekommen ist." — — —

Gegen Abend, gerade um die Zeit, als die Dämmerung niederzusinken begann, schienen die dunkeln Mächte, von denen der Arzt so geheimnisvoll gesprochen hatte, ihren Einzug zu halten.

Der Kranke, welcher bisher vollkommen teilnahmlos dagelegen hatte, begann unruhig zu werden und seine Umgebung zu mustern.

Die Vorhänge waren zusammengezogen, die Lampe brannte tief verschleiert auf dem Tisch, Karl saß neben dem Bette in einem Lehnstuhl, den Dr. Wilson eigenhändig aus seinem Zimmer herübergestellt hatte.

Manfred bewegte die trockenen Lippen.

„Karl," sagte er leise, „du bist bei mir, um mich zu pflegen, nicht wahr?"

„Ja, gnädiger Herr," entgegnete der Diener.

„Ich bin wohl sehr krank?"

„Sie waren besinnungslos, gnädiger Herr."

„Das wird wiederkommen. Habe ich phantasiert?"

„Nein."

„Aber ich werde vielleicht phantasieren — tolles Zeug. Ihr dürft nicht darauf achten, hörst du?"

„Ja, gnädiger Herr."

Es war eine Weile still, dann begann Manfred wieder:

„Willst du mir einen Gefallen thun, Karl?"

„Tausend für einen."

„Gut. In der Brusttasche meines Rocks steckt eine Brieftasche. Nimm sie heraus und leg sie hier vor mich hin auf die Bettdecke."

Karl that, wie ihm geheißen. Darauf fuhr Manfred fort:

„Nun nimm aus der rechten Tasche meines Beinkleids einen dort steckenden Schlüssel; du kennst ihn, er schließt meine Kommode."

Auch dieser Befehl wurde stillschweigend erfüllt. Darauf schien die Unruhe des Kranken zu wachsen.

Er blickte unentschlossen vor sich hin und zupfte an der Bettdecke, dabei glitten seine Augen prüfend über das Gesicht des jungen Menschen, der erwartungsvoll neben seinem Bette stand.

„Du mußt nun genau achtgeben," sagte er endlich. „Befolge jedes meiner Worte mit der größten Genauigkeit, es kommt viel darauf an, daß du nichts übersiehst. Nimm die Brieftasche in die linke Hand und den Schlüssel in die rechte;

öffne das oberste Schubfach der Kommode und lege, ohne die darin befindliche Wäsche auch nur mit einem Finger zu berühren, die Brieftasche obenauf. Schließe sodann die Kommode wieder ab und bringe mir den Schlüssel."

Karl befolgte ganz genau jeden einzelnen der ihm erteilten Befehle. Er konnte dabei seinen jungen Gebieter nicht ansehen, aber er hatte das Gefühl, als ob die fieberhaft glänzenden Augen desselben unausgesetzt auf ihm ruhten und ihn überwachten.

Und er spürte in seinen eignen Augen die Thränen aufsteigen.

Es mußte wahrlich eine schwere Krankheit sein, die diesen sorglosen Mann derartig verwirrte, daß er die an und für sich vielleicht ganz natürliche Aufbewahrung eines Gegenstandes mit soviel unnötigen und mißtrauischen Formalitäten umgab, wenn nicht etwa — —

Ja, es konnte auch alles ein Fieberwahn sein, aber der Arzt hatte befohlen, dem Kranken jeden Willen zu erfüllen und keine unnützen Fragen dabei zu stellen.

Manfred hielt den Schlüssel in seiner fieberheißen Hand. Er zögerte abermals.

„Karl," sagte er, „ich möchte nicht, daß während meiner Krankheitt irgend jemand die Kommode durchwühlt. Nimm du daher den Schlüssel an dich und bewahre ihn sorgfältig auf; sprich auch nicht von dem, was wir hier miteinander verhandelt haben, es würde mich beunruhigen und kränker machen. Und nun schraube die Lampe niedriger und nimm deinen Platz an meinem Bette wieder ein, es ist mir angenehm, dich in meiner Nähe zu wissen, denn du bist treu." — —

Allmählich nahm das Fieber wieder zu.

Manfred sprach noch einige Worte, aber dieselben hatten nicht mehr einen Zusammenhang, sondern sie verwechselten die Begriffe.

„Ich werde dir beistehen," sagte er, und wollte damit wohl die Bitte aussprechen, daß jener ihm in seiner Krankheit beistehen möge. „Sie werden kommen und dich peinigen, aber verlaß dich auf mich."

Und dann begannen seine Gedanken zu wandern. Sie schienen über das Wasser zu gehen und in die Tiefe des Wassers hinabzusteigen. Es fielen einzelne Worte von Perlen, die Thränen und Unheil bedeuten, und als Dr. Wilson, zum Ausgehen bereit, das Zimmer betrat, sagte Busse betrübt:

„Gnädiger Herr, wir haben es gewiß mit einer schlimmen Krankheit zu thun. Er spricht in einem fort vom Wasser, das macht gewiß die Fieberhitze. Aber verlassen Sie sich nur auf mich, ich wache die ganze Nacht bei ihm; Sie haben soviel für mich gethan, da wird es mir nicht schwer." — — — —

Dr. Wilson fuhr in die Stadt.

So sehr die häusliche Sorge ihn zurückhielt, so wenig dachte er daran, irgend etwas zu vernachlässigen, was die Entdeckung des Einbrechers und die Wiedererlangung der Perlen befördern konnte.

Er machte sich Vorwürfe, nicht schon im Laufe des Tages bei der Polizei Anzeige erstattet zu haben, erfuhr indessen zu seiner Beruhigung auf dem Centralbureau, daß damit keineswegs etwas verloren sei.

Der Kommissar, dem er die Sache vortrug, meinte vielmehr, es dürfe sich empfehlen, die Sache langsam und vorsichtig einzuleiten.

„Die Verwertung des Schmucks," sagte der Beamte, „wird in der nächsten

Zeit schwerlich versucht werden, denn es besteht in solchen Fällen in der Verbrecherwelt die Gepflogenheit, den ersten Sturm austoben zu lassen. Außerdem liegt die Vermutung ziemlich nahe, daß der Einbruch mit Wissen und Hilfe eines Hausgenossen ausgeführt worden ist, und unter dieser Voraussetzung ist es wesentlich, ein Gefühl der Sicherheit aufkommen zu lassen."

Dr. Wilson protestierte sehr eifrig gegen den Verdacht, welcher auf seine Dienerschaft geworfen wurde, aber der Beamte lächelte etwas überlegen und versprach im übrigen, die Angelegenheit persönlich in die Hand zu nehmen.

Darauf fuhr der Rechtsanwalt von der Polizei direkt zum Grafen Friesen.

Dieser Besuch wurde ihm sehr sauer, denn obgleich der Graf ihm den Schmuck förmlich aufgedrungen und ihn gebeten hatte, denselben in seiner Wohnung aufzuheben, so änderte diese Thatsache doch nichts an der andern, daß der Inhaber des kostbaren Geschmeides es möglicherweise an der erforderlichen Vorsicht hatte fehlen lassen.

Graf Friesen war allein zu Hause und empfing den Anwalt sofort auf dessen Anmeldung.

Seine ersten Worte enthielten den Ausdruck des Bedauerns, daß Wera, welcher doch wohl hauptsächlich der Besuch galte, nicht daheim sei, aber diese höfliche Phrase verbarg nur schlecht eine innere Unruhe, die sich deutlich genug auf dem hagern Gesicht des sonst so gleichmütigen und gelassenen Mannes ausprägte.

„Sie finden mich in einer etwas peinlichen Stimmung, lieber Freund," sagte er, ohne eine Mitteilung seines Gastes abzuwarten, „und ich darf wohl annehmen, daß diese höchst unangenehme Angelegenheit mit dem Bankier Laßen mir die Ehre Ihres Besuchs verschafft. Was sagen Sie nur zu der Sache?"

Dr. Wilson war sehr erschrocken.

„Ich komme selbst mit sehr betrübenden Nachrichten," entgegnete er beklommen, „und Sie deuten mir eine neue Hiobspost an — was ist mit Laßen geschehen?"

„Und Sie wissen das nicht, wovon seit heute früh ganz Hamburg redet? Sie haben noch nichts davon gehört, daß der Bankier verflossene Nacht in der Alster ertrunken ist?"

Der Anwalt schnellte in die Höhe.

„Mein Gott, nein! Verunglückt, sagen Sie? — —"

Graf Friesen zuckte mit den Schultern und legte die Fingerspitzen aneinander. „Ich glaube nicht, diesen Ausdruck gebraucht zu haben, lieber Doktor, obwohl derselbe ohne gewisse Thatsachen am nächsten liegen würde. Man kann da nicht recht klar sehen. Es hat in der verflossenen Nacht sehr heftig gestürmt, und wenn der alte Herr wirklich gegen seine Gewohnheit allein und zu Fuß in vorgerückter Stunde an der Alster entlang nach Hause gegangen ist, dann erscheint die Möglichkeit eines unglücklichen Zufalls nicht ausgeschlossen. Thatsache dagegen ist, daß Laßen infolge unglücklicher Spekulationen und durch den Bankrott eines New Yorker Hauses sein ganzes Vermögen eingebüßt hat. Aus diesem Grunde ist seitens des Gerichts bereits heute vormittag eine Versiegelung des Nachlasses vorgenommen worden, und es hat sich bei der Gelegenheit herausgestellt, daß das in den Büchern als Depositum verzeichnete Vermögen meiner Nichte — — nicht mehr vorhanden ist."

Es entstand eine schwüle Pause. — —

Endlich sagte Wilson hastig:

„Das ist unmöglich, Herr Graf! Laßen spielte ziemlich kühn an der Börse, ich habe das erst in letzter Zeit erfahren und wollte deshalb meinen Sohn zum Austritt aus dem Geschäft veranlassen, aber — ein Dieb ist er nicht gewesen."

„Ich habe das auch nicht behauptet, Herr Doktor," entgegnete Friesen kühl. „Nach den Bedingungen, unter denen das Vermögen meiner Nichte seinerzeit dem Bankhause übergeben worden ist, durfte Laßen die Summe als Geschäftsanteil betrachten und mit derselben arbeiten; da ich aber persönlich jeder Spekulation abhold bin, bat ich ihn in meiner Eigenschaft als Weras Vormund brieflich, das Vermögen als Depositum zu betrachten, und er sicherte mir die Erfüllung dieses Wunsches brieflich zu; wenn er dennoch schließlich von seinem vertragsmäßigen Rechte Gebrauch gemacht und die Summe an der Börse verspielt hat, so wird der Strafrichter — auch abgesehen von dem eingetretenen Todesfall — sich schwerlich mit der Sache zu befassen haben. Wie die Handlungsweise des Verstorbenen vor dem Richterstuhl der Moral zu verantworten ist, darüber, Herr Doktor, wird ein höherer Richter entscheiden, dessen Spruch der Unglückliche vielleicht selbst herausgefordert hat. Jedenfalls würde ich Ihnen dankbar gewesen sein, wenn Sie mir beizeiten einen Wink über die Börsenthätigkeit Laßens gegeben hätten — —"

Er wandte den Kopf zur Seite und lauschte.

„Ich glaubte, Wera zu hören, aber sie kann noch nicht zurück sein, sie hat sich auf den Weg zu Ihnen gemacht — —"

Dr. Wilson hob den Kopf wie aus einem schweren Traum.

„Weiß die Braut meines Sohnes, wie die Sachen liegen?" frug er mit Anstrengung.

„Ich habe ihr natürlich nichts verschweigen können," entgegnete der Graf weicher, als er die Erschütterung seines alten Sachwalters bemerkte. „Wera glaubt so wenig an eine Schuld des Verstorbenen, als Sie es zu thun scheinen, lieber Freund, und sie ist auf eine sehr sonderbare Erklärung verfallen. In einer Anwandlung mädchenhafter oder bräutlicher Laune — ich weiß keinen andern Ausdruck — hat sie gestern oder vorgestern Ihrem Sohne den Auftrag und die Vollmacht erteilt, das bei Laßen deponierte Vermögen abzuheben und — ich glaube, anderweit anzulegen. Sie ist der Meinung, daß Manfred diesen Wunsch bereits erfüllt hat und sich zur Zeit im Besitz der Wertpapiere befindet. In diesem Falle konnten dieselben natürlich nicht mehr im Nachlaß des Bankiers aufgefunden werden, aber alsdann würde das Konto in den Büchern auch abgeschlossen sein und die Quittung Ihres Sohnes nebst der Vollmacht meiner Nichte vorliegen. Beides ist indessen nicht der Fall. Ich habe dies alles dem Mädchen vorgehalten, aber sie beharrt auf ihrer Meinung und befindet sich wahrscheinlich in diesem Augenblick bei Ihrem Sohne, um —"

Graf Friesen erhob sich und trat an das Fenster.

Er blickte auf die Straße und vollendete seinen Satz:

„Um aus Manfreds Mund zu erfahren, daß sie thatsächlich ihr Vermögen eingebüßt hat und ihrem zukünftigen Gatten nur dasjenige zubringen wird, was sich etwa aus dem Verkaufe der Perlen lösen läßt."

Die beiden Männer schwiegen, und es war in dem hohen Gemach ganz stille.

Von der Straße brauste ein dumpfer Lärm herauf, und in denselben mischte sich der feine, silberne Klang einer kleinen Stutzuhr, die auf Friesens Schreibtisch stand. Der Rechtsanwalt hörte das alles zu gleicher Zeit mit jener Schärfe der Sinne, die uns in Momenten der höchsten Erregung zu überkommen pflegt, und er vernahm weiter das Rauschen eines Frauenkleides in dem anstoßenden Gemach, dessen Thür halb offen stand.

Er erhob sich mühsam, stützte beide Hände auf den Rand des Schreibtisches und sagte mit einer Stimme, die fast unnatürlich klar und ruhig klang:

„Der Schmuck, von dem Sie sprechen, Herr Graf, ist in der verflossenen Nacht durch räuberische Hände entwandt worden, und wir sind somit der Notwendigkeit überhoben, das Eigentum einer alten Familie zu veräußern. Es ist ganz selbstverständlich, daß ich Fräulein Wera Malinsky diesen Verlust ersetze, aber es ist fraglich, ob ich sie vor einem andern bewahren kann. Mein Sohn liegt in diesem Augenblick ohne Besinnung auf dem Krankenlager, und ich weiß nicht, ob er sich jemals von demselben erheben wird."

Er wurde von einem Schrei unterbrochen.

Wera war in das Zimmer getreten und stand zwischen den beiden Männern. Sie trug noch Hut und Handschuhe, und soweit die tief herabgesunkene Dämmerung es erkennen ließ, war ihr Gesicht von einer fahlen Blässe überzogen.

Sie hatte nur den einen Ruf ausgestoßen und atmete nun tief auf, während ihre Hände nervös an dem Schleier zerrten.

Und dann sagte sie:

„Also das ist die Wahrheit, Herr Doktor. Ich war bei Ihnen in einer elenden, erbärmlichen Geldangelegenheit, und man gab mir die Auskunft, daß niemand zu Hause sei. Also das ist die Wahrheit! Und ihr," schrie sie plötzlich auf, „ihr steht hier und redet ebenfalls von elenden, erbärmlichen Geldsachen, ihr sprecht hier von Perlen und andern Nichtigkeiten, während mein Bräutigam vielleicht stirbt! Wißt ihr, was das ist?! — —"

Während Wilson stumm und erschüttert vor dem erregten Mädchen stand, trat Graf Friesen an seine Nichte heran und legte seine kühlen Finger um ihr fieberheißes Handgelenk.

„Du hast das Blut der Malinsky in dir," sagte er halblaut, „aber ich bitte dich, dennoch deine Ruhe zu bewahren. Es sind höchst seltsame Dinge geschehen, und ich vermag die Tragweite derselben noch nicht zu überblicken, indessen glaube ich, daß wir gut thun werden, in dieser Stunde dem Gefühl keine Herrschaft über das verständige Denken einzuräumen. Herr Doktor Wilson — wenn die plötzliche Krankheit Ihres Sohnes, die niemand lebhafter bedauert als ich, Ihnen noch einige Minuten übrig läßt, dann bitte ich Sie, uns das Nähere mitteilen zu wollen; vielleicht finden wir durch Ihren Bericht die nötige Klarheit, um die erforderlich werdenden Schritte gemeinsam beraten zu können — —"

XII.

In der auf diese Begebenheiten folgenden Nacht fand Dr. Wilson keinen Schlaf. Obgleich seine Frau sich von ihrem Anfall zu erholen begann und Manfred unter der denkbar besten Pflege war, dachte der bekümmerte Mann gar nicht daran, sein Lager aufzusuchen, sondern wanderte ruhelos vom obern Stockwerk in das Erdgeschoß, und von dort wieder hinauf, um bald die fiebernden Atemzüge des Sohnes zu belauschen, bald in dumpfem Brüten am Lager seiner schlummernden Gattin zu sitzen.

Der Zustand Manfreds hatte sich, wie der Arzt vorausgesagt, zu einer tiefen Agonie gestaltet, die jede Mitteilung und jede Frage unmöglich machte; seine Umgebung konnte nichts thun, als den Ausgang abwarten, mochte derselbe sich nun zum Guten oder Schlimmen wenden, und diese machtlose Unthätigkeit hatte etwas unendlich Peinigendes für alle Beteiligten.

Aber da war noch etwas andres.

Dr. Wilson konnte sich keine Rechenschaft darüber geben, was es denn eigentlich sei; es glich einem Schatten, den unsre Augen sehen können, aber wenn die Hände danach greifen, dann ist es wesenlos.

Ein Unheil, schlimmer als der Tod.

Es schien, als ob Graf Friesen am verflossenen Abend mit einer ähnlichen Empfindung gekämpft hatte, ohne derselben indessen einen klaren Ausdruck zu verleihen, und der Rechtsanwalt holte mit einer selbstquälerischen Gründlichkeit in dieser stillen Nachtstunde aus seinem gehorsamen Gedächtnis jedes einzelne der kühlen und vorsichtigen Worte, mit denen Weras Oheim langsam eine Mauer zwischen seinem Hause und diesem Hause des Unheils zu bauen begonnen hatte.

Denn es war nicht anders zu deuten; so lange diese Unklarheiten über einem verworrenen Schicksal schwebten, konnte an eine Verbindung der beiden jungen Leute nicht gedacht werden, auch wenn der Tod barmherzig war und dem Leben die Lösung der Zukunft überließ. — —

Es redete plötzlich eine leise, müde Stimme.

Wilson hatte sich in einem Sessel neben dem Lager seiner Frau niedergelassen, und nun hörte er die Schlafende im Traume sprechen.

„Er wird nie glücklich sein," sagte sie. „Jede Perle bedeutet eine Thräne, und es ist eine dreifache Schnur. Wenn ich nur in die Dunkelheit sehen könnte, um zu erkennen, was da geschieht — aber das Licht ist zu klein, und es zittert hin und her."

Wilson horchte auf und nannte leise den Namen seiner Frau.

„Martha," sagte er, „du träumst."

Da öffnete sie die Augen und blickte ihn verwirrt an.

„Du hier, Ewald? Es ist Nacht, und du schläfst nicht?"

„Es ist keine Zeit zum Schlafen," entgegnete er finster, „ich warte den Tag ab und was er bringt."

Die kranke Frau schien zum vollen Bewußtsein zurückgekehrt zu sein und sich erst jetzt aller Vorgänge zu entsinnen. Sie richtete sich auf und strich mit der Hand über die Stirn.

„Ja, ja. Wie geht es unserm Sohne? Ist er sehr krank? Ich konnte nicht bei ihm sein."

„Er hat noch nicht zusammenhängend gesprochen," entgegnete Wilson ausweichend, „der Arzt meint, es sei eine Art Nervenfieber."

Sie legte sich zurück und sprach in ihrer unbestimmten, traumhaften Weise weiter.

„Ich sage dir, Ewald, es ist mehr. Du weißt, daß ich meine Gedanken nicht immer klar ausdrücken kann, sie schweben zu sehr in der Ferne. Aber es ist eine tiefe Nacht und ein tiefes Schweigen. Es wäre vielleicht besser, wenn das so bliebe. Ich hatte einen schrecklichen Traum — —"

Sie schloß wieder die Augen und murmelte sich in den Schlaf.

Wilson legte seine Finger auf ihren zuckenden Puls —

Fieber — — — —

So kam der Morgen.

Langsam zerfloß die Dämmerung in das Licht, auf den Straßen und in den Häusern erwachte das Leben mit seiner lauten, rücksichtslosen Stimme.

In diesem einen Hause, dessen vornehmes Antlitz von so vielen bewundert wurde, blieb es still.

Da waren wohl Hände da, welche die Vorhänge zurückzogen und die Fenster der frischen Morgenluft öffneten, aber es neigte sich kein lächelndes Gesicht hinaus, um die Sonne zu begrüßen; da kamen wohl die täglichen Morgengäste — Bäcker, Fleischer, Milchmann und Zeitungsfrau; aber sie wurden mit Flüstern an der Hinterthür abgefertigt und entfernten sich kopfschüttelnd auf den Zehen; es kam endlich eine vom Hausarzt gesandte Diakonissin und begann in dem Zimmer, wo Manfred noch immer ohne Besinnung lag, ihre Berufsthätigkeit; aber auch sie bewegte sich wie ein Schatten hin und her und sprach nur wenige Worte mit gedämpfter Stimme.

Karl Busse war mit seiner Nachtwache glücklich zu Ende gelangt; so oft auch der Schlaf seinen jugendlichen Körper zu überwältigen drohte, er hatte sich immer wieder aufgerafft und Stunde um Stunde mit den heißen Augen in das verschleierte Lampenlicht gestarrt — nun lag er in seiner Kammer und schlief, als ob er niemals wieder aufwachen wollte.

Dr. Wilson aber saß an seinem Schreibtisch.

Auch diese schwere Heimsuchung vermochte nicht, ihn seiner Pflicht abtrünnig zu machen, und während er, in einem umfangreichen Aktenstück lesend, den Irrwegen des Rechts nachging, horchte er bisweilen hinaus in den Hausflur, wo das Murmeln von Männerstimmen ankündigte, daß die Gerechtigkeit ohne Rücksicht auf Krankheit und Tod ihres ernsten Amtes zu walten begann.

Die Polizei war zur Besichtigung des Thatortes eingetroffen.

Polizeikommissar Krug galt bei seinen Vorgesetzten wie unter seinen Kollegen als ein Kriminalist von nicht gewöhnlichem Scharfsinn, und es war ihm in der That während seiner langjährigen Thätigkeit wiederholt gelungen, gewiegte Kapitalverbrecher zu entlarven und der wohlverdienten Bestrafung zu überliefern.

Wenn man aber diese einzelnen Erfolge einer genauern Prüfung unterzog, so stellte sich heraus, daß dieselben mehr auf gewissenhafter und sorgfältiger Anwendung weniger Erfahrungssätze als auf jener feinern psychologischen Erwägung beruhten, die jede neue Strafthat auf ihre individuellen Merkmale prüft, und eine Thatsache nicht schon als bewiesen annimmt, weil sie in ein allgemein gültiges System hineinpaßt.

So vertrat er unter anderm die unerschütterliche Ansicht, daß Einbruchsdiebstähle in vornehmen Häusern stets unter Mitwirkung der Dienerschaft stattzufinden pflegen, und als er sich durch Jakob Dirxen bei Wilson melden ließ, drückten seine ersten Worte bereits diese Überzeugung aus.

„Der Zweck meines Erscheinens," sagte er, „verfolgt weniger die Feststellung einer That, die ja bereits klar zu Tage liegt, als vielmehr die Bestätigung eines Verdachts, dessen Fäden in Ihrem eignen Hause verlaufen. Nach Erstattung der Anzeige haben wir bereits gestern abend eine umfangreiche Thätigkeit entwickelt und dabei folgendes ermittelt:

Erstens: In Ihrem Dienste befindet sich seit kurzem ein junger Mensch Namens Karl Busse, der bereits, wenn auch nicht wegen Vergehen gegen das Eigentum, in Haft gewesen ist.

Zweitens: Dieser Karl Busse hat im Gefängnis die Bekanntschaft eines unsrer berüchtigtsten Einbrecher, des Schlossers Ludwig Köhler, oder des sogenannten ‚Schlosserlude' gemacht.

Drittens: Beide sind von dem Kriminalschutzmann Brinkmann zweimal im verdächtigen Verkehr miteinander gesehen worden, und zwar das erste Mal in der Nähe der Wohnung des Köhler, das zweite Mal hier in Ihrem eignen Garten. Busse hat mit Köhler durch das Fenster Ihres Arbeitszimmers gesprochen und ihm etwas zugesteckt. Dieser letzte Vorfall ereignete sich an einem Abend, an welchem Sie, Herr Doktor, eine Gesellschaft gaben, infolge deren das Parterregeschoß des Hauses ohne Aufsicht war.

Viertens: Karl Busse ist mit der Kammerjungfer im Hause des Grafen Friesen verlobt, und es besteht die Vermutung, daß diese Kammerjungfer, Namens Bertha Fischer, nicht nur den Schmuck ihrer Herrin und den Wert desselben, sondern auch die Thatsache gekannt hat, daß der Schmuck in Ihre Hände, Herr Doktor, gelangt sei.

Fünftens: Ludwig Köhler steht mit einem unsrer berüchtigtsten Hehler, dem Trödler Josias Dreyer in Verbindung.

Sechstens: Karl Busse und seine Braut Bertha Fischer sind zwei Tage vor dem Diebstahl mit Josias Dreyer in einer Restauration zusammen gesehen worden.

Siebentens endlich hat man beobachtet, daß Ludwig Köhler am Abend des Einbruchs das Haus des Josias Dreyer verließ."

Der Kriminalkommissar Krug hatte beide Hände anwenden müssen, um seine Gründe herzuzählen; nun hielt er alle zehn Finger in die Höhe und blickte dem Rechtsanwalt triumphierend in das Gesicht.

„Ist das alles?" frug dieser ruhig.

„Aber, bester Herr," rief der andre erstaunt, „was wollen Sie noch mehr? Sie sind ja ein berühmter Verteidiger, aber abgesehen davon, daß Sie diese Sache natürlich nicht übernehmen würden, so läge dieselbe doch selbst für Ihren Scharfsinn ganz aussichtslos! Dies alles greift so haarscharf ineinander, daß ich Sie um die Erlaubnis bitten muß, bei Ihrem Diener eine Haussuchung abhalten zu dürfen, und das Resultat derselben wird voraussichtlich die sofortige Verhaftung des jungen Menschen sein."

Dr. Wilson erhob sich seufzend.

„Ich kann Sie in der Ausübung Ihres Amtes nicht hindern," sagte er tiefernst, „und wenn das auch in meiner Macht stände, so würde ich es dennoch für meine Pflicht halten, die Gerechtigkeit auf allen ihren Wegen zu fördern. Aber ich glaube fast, Herr Kommissar —"

Er brach ab und winkte dem Beamten, ihm zu folgen.

Sie betraten den Korridor und gelangten von dort in den Seitenbau, welcher die Wohnräume der Dienerschaft enthielt. An der Thür von Busses Stube blieb der Rechtsanwalt stehen und lauschte einen Moment; dann, als von drinnen tiefe, ruhige Atemzüge hörbar wurden, wandte er sich an seinen Begleiter und sagte leise:

„Ist es denn nicht möglich, Herr Kommissar, daß diese traurige Amtshandlung so lange verschoben wird, bis der arme junge Mensch, den Sie so schwer beschuldigen, sich wenigstens ausgeruht hat? Er ist die ganze verflossene Nacht am Bette meines schwerkranken Sohnes gewesen, und ich kann ihm diese Treue wohl kaum schlechter danken, als wenn ich ihn aus dem Schlafe reiße, um ihn den Händen der Polizei zu überliefern."

Die beiden Männer blickten einander stumm in die Augen, und auf dem scharfgeschnittenen Gesicht des Kommissars malte sich Verlegenheit und Zweifel.

Dann aber entgegnete der Beamte kühl:

„Wenn die notwendigen Nachforschungen Ihnen so peinlich sind, Herr Doktor, dann wäre es vielleicht besser gewesen, die Anzeige bei der Behörde zu unterlassen. Aber ich bitte um Verzeihung, es handelte sich dabei wohl nicht um Ihr Eigentum —"

Diese Mahnung hatte eine augenblickliche Wirkung.

Dr. Wilson riß fast ungestüm die Thür auf, trat über die Schwelle und sagte mit abgewandtem Gesicht zu dem erschrocken emporfahrenden jungen Menschen:

„Stehen Sie auf, Karl, die Polizei ist da und will Haussuchung halten."

Karl Busse hatte geträumt, und die ungewohnte Erschöpfung einer durchwachten Nacht war den Wanderungen seiner Seele nicht günstig gewesen.

Er hatte im Zeitraum einer kurzen Stunde wieder einmal jene lange, qualvolle Zeit durchlebt, die zwischen den Mauern des Gefängnisses an ihm vorübergezogen war, und nun sah er wieder einen jener ernsten, fürchterlichen Männer vor sich, die jedem einmal Bestraften ein unwillkürliches Entsetzen einzuflößen pflegen. Dieser Schreck und die Verwirrung der Überraschung malten sich sehr deutlich auf seinen Zügen, und während er mit gleichen Füßen vom Lager aufsprang, sagte er bleich und stammelnd:

„Was wollen Sie von mir, Herr Kommissar, ich bin wirklich und wahrhaftig unschuldig, ich weiß von gar nichts!"

Und dann fügte er, einem plötzlichen unglückseligen Gedanken Raum gebend, hinzu:

„Wenn der schlechte Kerl, der Köhler, mich angegeben hat, dann ist das eine niederträchtige Lüge, mit der er sich herausreißen will!"

Die Wirkung dieser Worte war verhängnisvoll.

Dr. Wilson zuckte zusammen und wandte sich stumm ab, über das Gesicht des Kommissars aber flog ein triumphierendes Lächeln.

„Da hätten wir dich ja schon, mein Bursche," sagte er mit jener Anrede, die

den ertappten Verbrechern gegenüber gebräuchlich ist. „Was weißt du denn überhaupt davon, daß wir einen Verdacht auf deinen saubern Freund geworfen haben, he?"

Karl Busse sah sofort ein, daß er eine große Unvorsichtigkeit begangen habe, und er verfiel nunmehr nach Art ungebildeter Leute in den entgegengesetzten Fehler einer übel angebrachten Vorsicht.

„Ich weiß von gar nichts," sagte er verstockt.

„Gut, mein Junge, dann wissen wir wahrscheinlich um so mehr. Gib mal den Schlüssel zu deinem Koffer heraus — aber rasch!"

Der Bursche zögerte einen Moment, dann riß er unwirsch den verlangten Schlüssel aus der Tasche. Dabei flog ein zweiter mit heraus und fiel auf die Erde.

Er bückte sich rasch danach, aber der Kommissar war schneller und kam ihm zuvor.

„Was ist das für ein Schlüssel?"

„Ich weiß es nicht!"

„Schön, also du weißt es nicht; wir werden das schon feststellen."

Die Untersuchung des Koffers ergab nichts Verdächtiges; Busse sah mit verbissenem Lächeln zu, wie der Beamte jedes einzelne Stück umwandte, dabei blickte er aber fortwährend verstohlen auf den zweiten Schlüssel, den Krug noch immer in der Hand hielt.

Der Beamte war endlich fertig, wischte sich den Schweiß von der Stirn und frug unwirsch:

„Haben Sie sich inzwischen eines Bessern besonnen, und wollen Sie mir nunmehr mitteilen, welche Bewandtnis es mit diesem Schlüssel hat? Denn ich will mich hängen lassen, wenn die Sache mit rechten Dingen zugeht."

Busse senkte den Kopf und schien mit sich zu kämpfen; endlich entgegnete er leise:

„Ich sehe schon, Herr Kommissar, daß ich doch nicht darum herumkomme, denn wenn einer schon mal gesessen hat, dann ist alles, was er thut, verdächtig. Ich hätte es Ihnen gleich gutwillig sagen sollen, dann wäre wohl nicht so viel dabei gewesen. Dieser Schlüssel gehört zu einer Kommode, die im Schlafzimmer meines jungen Herrn steht, und mein junger Herr hat ihn mir selbst gestern zum Aufheben gegeben; warum er es aber gethan hat, das kann ich Ihnen nicht sagen, denn ich weiß es selber nicht, und der junge Herr wird es Ihnen wohl auch nicht sagen können, denn er lag schon damals im Fieber, und die Krankheit hat ihn seither so arg mitgenommen, daß Sie ebensogut zu einem toten Menschen reden könnten, was er ja wohl auch bald sein wird."

Karl setzte sich auf den Rand seines Bettes und legte den Kopf in die Hände; es ging ein leises Zucken über seinen Körper, und man hätte glauben mögen, daß er um den Sohn seines Hauses weinte, in dem man ihn mit Schmach überhäufte. Aber es konnte auch Sorge um sein eignes Schicksal sein.

Dasselbe hing nur an einem Faden.

Das Gesicht des Polizeibeamten war vollkommen starr geworden; der größte Menschenkenner hätte nicht erraten können, was der Mann eigentlich dachte. Auch sein Handeln konnte verschieden ausgelegt werden.

Er schien nicht anzunehmen, daß die Auffindung des Schlüssels mit dem in der Villa verübten Einbruch im Zusammenhang stehe, und es war wohl auch schwer,

einen solchen Zusammenhang ausfindig zu machen; anderseits mochte ihm die Sache doch nicht ganz unverdächtig erscheinen.

Er überreichte dem Rechtsanwalt den Schlüssel und sagte achselzuckend:

„Der augenblickliche betrübende Zustand Ihres Herrn Sohnes schließt natürlich jede Nachforschung darüber aus, ob dieser junge Mensch wirklich die Wahrheit gesagt hat, und ich selbst will keine Vermutung darüber aussprechen. Die Haussuchung hat kein Resultat ergeben, Herr Doktor, aber es ist dennoch meine Pflicht, auf die vorhandenen Verdachtsmomente hin Ihren Diener den Gerichten zuzuführen und die Entscheidung über seine Person denselben anheimzugeben. Machen Sie sich fertig, Herr Busse, und kommen Sie mit."

Die Skala von dem „du" zu dem „Sie", und von dem „Sie" zu dem „Herr" war bezeichnend für eine Änderung der Sachlage, aber sie ließ nicht erkennen, nach welcher Seite dieselbe erfolgt war.

Auch Dr. Wilson, der so viele Unglückliche verteidigt hatte, wußte es nicht; er stand wie vor einem Rätsel.

Karl Busse aber sprach kein Wort.

Er schien sich in sein Schicksal ergeben zu haben, machte sich fertig und trat an die Seite des Beamten.

Dieser hatte einen draußen wartenden Konstabler herbeigerufen, sprach leise mit demselben einige Worte und sagte dann laut:

„Ich werde Sie nicht fesseln lassen, Herr Busse, denn ich setze voraus, daß Sie gutwillig mitgehen und keinen unnützen Fluchtversuch machen. Sollen Ihre Sachen hier stehen bleiben?"

„Ich bitte, dieselben meinem Vater zu schicken," sagte Karl zu Dr. Wilson. „Sie werden mich doch nicht behalten wollen, gnädiger Herr, und ich kann Ihnen das auch nicht verdenken. Nehmen Sie meinen Dank dafür, daß Sie sich meiner angenommen haben, aber ich sehe wohl ein, wer einmal im Gefängnis gesessen hat, der kommt auch wieder hinein — er mag es anstellen wie er will."

Mit diesen Worten, die in ihrer erschütternden Wahrheit einen tiefen Eindruck machten, schloß er sich den Kriminalbeamten an, und als er mit denselben durch den Garten ging, trat die junge Morgensonne hinter eine Wolke, und es begann leise zu regnen. — — — —

Dr. Wilson aber ging langsam in das Zimmer seines Sohnes hinüber. Die Diakonissin saß an Manfreds Bett und erhob sich, als der Rechtsanwalt eintrat. Sie sprach mit der leisen, gleichförmig sanften Stimme, die ihrem Stande eigen ist, und sagte:

„Die zunächst liegende Gefahr ist glücklich beseitigt, Herr Doktor, die Geschwulst an der Hand beginnt zurückzugehen, und die Rötung der Lymphgefäße ist fast gänzlich verschwunden. Es war eine richtige Blutvergiftung, Gott weiß, wie der Patient sich dieselbe zugezogen hat."

„Und das typhöse Fieber, Schwester Beata?"

„Ist noch ziemlich hoch, einundvierzig Grad. Aber wir dürfen von der Jugendkraft des Patienten das Beste hoffen. Sie können übrigens getrost laut sprechen, er hört und sieht nicht, was um ihn vorgeht."

Dr. Wilson hielt noch immer den Schlüssel in der Hand, den der Kommissar ihm übergeben hatte.

Er trat damit an die Kommode und schloß die oberste Schublade auf; er wußte eigentlich selbst nicht, warum er das that, aber ihn leitete wohl das unbestimmte Gefühl, sich davon zu überzeugen, ob nicht etwa unbefugte Hände das Innere durchwühlt hätten.

Das tiefe Schubfach war bis an den Rand mit sauber gefalteter Wäsche angefüllt, die in ihrer Ordnung auch nicht die geringste Verunzierung aufwies. Ganz oben auf lag eine Brieftasche.

Dr. Wilson kannte dieselbe sehr gut; sie war ein Geschenk der Mutter an den Sohn und trug auf ihrer Innenseite die in Gold gestickten Initialen des Eigentümers. Und während das Auge des Anwalts auf diesem Zeichen mütterlicher Liebe ruhte, seufzte der Kranke tief auf.

Manfred konnte nicht sehen, was hier vorging, oder es war ihm zum mindesten nicht bewußt; aber der eigne Vater hatte die Empfindung, als ob es ein Unrecht sei, die Sachen des Bewußtlosen zu durchwühlen, und bei dieser Gelegenheit vielleicht einige harmlose Geheimnisse zu entdecken — er schloß die Kommode wieder zu, legte den Schlüssel in eine kleine, etwas abseits stehende Schale und entfernte sich geräuschlos aus dem Zimmer.

Die Brieftasche behielt er in der Hand, denn es war doch immerhin möglich, daß sie Wertgegenstände enthielt, die einer sichern Aufbewahrung bedurften —

Sie sah freilich nicht so aus, sondern fühlte sich merkwürdig dünn an; es schien nur ein einzelnes weißes Stück Papier darin enthalten zu sein — —

Hatte nicht Graf Friesen eine Äußerung fallen lassen? Eine Andeutung — —

Dr. Wilson setzte sich an seinen Schreibtisch, zog das zusammengefaltete Papier heraus und warf einen Blick auf die von einer weiblichen Hand stammenden Schriftzüge:

„Ich bevollmächtige meinen Verlobten, Herrn Manfred Wilson hiermit, mein bei Herrn Bankier Laßen hinterlegtes Vermögen für mich zu erheben.

Wera Malinsky."

Der alte Jurist saß lange regungslos auf seinem Platz und starrte auf das Blatt nieder.

Also verhielt es sich doch so, wie der Graf gesagt hatte; die Vollmacht existierte wirklich, aber es war kein Gebrauch davon gemacht worden; denn wenn Manfred auf Grund dieser so formlos wie möglich ausgestellten Ermächtigung wirklich das Vermögen seiner Braut ausgehändigt erhalten hatte, dann konnte sich die Vollmacht nicht mehr in seinem Besitz befinden.

Dieses Blatt bildete den Schlußstein zu einem Beweise, der das Andenken des Toten vernichten mußte; aber es war zugleich — —

Dr. Wilson sprang auf und strich sich die grauen, spärlichen Haare aus der Stirn.

Nein, nein, er hatte niemals im Ernste daran gedacht, daß es anders sein könne; es wäre ja Wahnsinn gewesen, auch nur im Entferntesten an die Möglichkeit zu glauben, daß Manfred dennoch in den Besitz des Geldes gekommen sei —

Denn er hatte es ja nicht. —

Und dennoch fühlte der Rechtsgelehrte, dem das Leben so oft die Tiefen

menschlicher Verirrung entschleierte, dennoch fühlte er, daß die Bestätigung fremder Schuld ihm eine sonderbare Beruhigung gewährte.

Denn er war auch nur ein Mensch, und die edelste Empfindung der Liebe steht oft so nahe neben der Selbstsucht, daß beide ineinander zerfließen — — —

XIII.

Auch über dem Heiligengeistfelde, das Hamburg von Altona trennt, war es an diesem Morgen hell geworden, aber der einzige Sonnenstrahl, welcher schüchtern hinter einem Wolkensaum hervor über die weite unbebaute, von Baum und Gebüsch teilweis überwucherte Fläche leuchtete, zuckte wieder zurück, denn er konnte nichts Freundliches bescheinen.

Es war eine milde Winternacht vergangen, und aus Büschen, die spärlichen Schutz gewährten, aus Bretterbuden, die man zur Aufbewahrung von Handwerkszeug zusammengeschlagen hatte, ja sogar aus Erdlöchern, die mit einem Haufen dürren Laubs ausgefüttert waren, kamen fragwürdige Gestalten zum Vorschein, Menschen, die es aus mancherlei Gründen vorgezogen hatten, unter freiem Himmel zu nächtigen, anstatt in irgend einer Spelunke des Gängeviertels gegen Entgelt von zehn Pfennig ihren Körper an ein ausgespanntes Wäscheseil lehnen zu dürfen.

Zerlumpte, blasse, hagere, zitternde Gestalten, die aber dennoch aufrecht gingen, wie es dem zum Licht aufschauenden Gottesgeschöpf angeboren ist; Wesen mit menschenähnlichen Zügen, die aber einen stumpfen, rohen, vertierten Ausdruck trugen; unheilige Geister auf dem Heiligengeistfelde. Die Mehrzahl dieser Elenden war wohl nicht mehr im Besitze jenes Obolus gewesen, der ihnen den Zugang zum Hades eines Verbrecherkellers öffnete; andre wieder trugen Werte unter dem Hemd oder im Stiefelschaft, die sie nicht in Kupfer und Nickel umzusetzen wagten.

Alle hatten sie Furcht. — —

Durch die Büsche humpelte ein Leierkastenmann auf einem Stelzfuß. Er allein konnte sich ungescheut hier zeigen, es streckte sich keine Hand nach ihm aus, um den Inhalt seiner durchlöcherten Taschen zu untersuchen, es legte sich keine schwere Hand auf seine Schulter, um ihn im Namen des Gesetzes zu verhaften.

Sein Gebrechen hatte ihn neutral gemacht in dem Kampf zwischen Dasein und Recht, aber seine Neigungen gehörten der Hefe des Menschentums.

In der Nähe einer verlassenen, erbrochenen oder halb zusammengebrochenen Selterswasserbude machte er Halt, blickte sich nach allen Seiten um und entlockte vorsichtig mit einer langsamen Kurbeldrehung seinem Leierkasten die ersten Töne eines Liedes, das wie Hohn auf die ganze Umgebung klang:

„Freuet euch des Lebens — —"

Auf dieses scheinbar verabredete Zeichen hob sich aus der Bude das struppige, verwilderte Haupt eines Mannes, und gleich darauf stieg Ludwig Köhler an das Licht des Tages.

„Du sollst verdammt sein mit deinem Gedudel," brummte er mürrisch, „kannst du nicht pfeifen, wie ich dir gesagt habe?"

Der Angeredete setzte seine Kurbel in Ruh' und lachte.

„Du solltest froh sein, Lude, wenn ich nicht pfeife, das besorgen schon andre. Und auf meinen Kasten brauchst du auch nicht zu schimpfen, das ist ein gutes altes Tier, und ich kann nichts dafür, wenn es nur das eine Stück spielt."

Der Verbrecher nickte.

„Meinetwegen. Wie steht es?"

„Schlecht."

„Sind die Hunde auf der Spur?"

„Kann schon sein, Lude. Sie haben ihn ausgehoben."

„Wen, zum Teufel?"

„Den Trödler."

„Josias? So — hm."

„Und den andern auch. Ich weiß nicht, wie er heißt, aber ich habe selbst gesehen, daß sie ihn aus der Villa abführten. Ich habe meinen Leierkasten dazu gedreht, und der Kommissar gab mir einen Fünfer."

Ludwig Köhler bohrte die Fäuste in seine Taschen und starrte finster vor sich nieder.

„Also den andern auch? Den mit dem kleinen blonden Schnurrbart?"

„Stimmt auffallend."

„Aber der ist ja unschuldig!"

Der Drehorgelspieler zuckte die Schultern.

„Weiß ich nicht, Lude, geht mich auch nichts an. Das ist deine Sache."

„Meinst du?" knurrte der andre zwischen den Zähnen. „Also daran soll ich die Schuld tragen, wenn die von der Polizei so dumm sind, einen falschen zu erwischen? Habe ich ihn etwa angezeigt? Kann ich was dafür, wenn er just in demselben Hause den Sklaven spielt, wo ich zufällig was zu thun habe?"

Der Mann war immer unruhiger geworden, je weiter er sich in seine Rechtfertigung hineinredete, während sein Gefährte gar nicht auf diese Einwürfe antwortete.

Derselbe hatte die Drehorgel hingestellt und sich selbst auf einen Schutthaufen niedergelassen; nun zog er ein Stück Brot aus der Tasche und begann zu frühstücken.

„Willst du was abhaben, Lude?"

Dem Einbrecher quollen fast die Augen aus dem Kopf.

„Du hast was zu fressen, Peter, und rückst jetzt erst damit heraus? Gib her, ich habe seit gestern früh keinen Bissen genossen."

„Ja, es läßt sich nicht alles beißen, was man besitzt," meinte jener anzüglich, aber Köhler antwortete nicht auf diese Bemerkung.

Er schlang hastig eine Brotkruste hinunter, griff nach einem zweiten ihm dargebotenen Stück und gab es nach einigem Zögern wieder zurück.

„Ich weiß nicht, Peter, was das mit mir ist; ich hatte Hunger wie ein Wolf, und nun würgt es mich in der Kehle."

„Du hast zu lange gefastet."

„Nein, nein, das ist es nicht. Das mit dem Karl Busse — so heißt der Grünschnabel — konntest du mir auch verschweigen, bis ich gefrühstückt hatte."

„Ist er dir in die unrechte Kehle gekommen, Lude?"

„Ich glaube fast. Du mußt wissen, daß er mir zweimal was geschenkt hat — das zweite Mal sogar einen Thaler. Einen harten Thaler, Peter, und er hatte es nicht nötig."

Der andre schwieg. Nach einer Weile stand er auf und hing sich seinen Leierkasten um.

„Ich habe dir ja schon gesagt, Lude, daß du diese Sachen mit dir selbst ausmachen mußt. Es ist eine verteufelte Geschichte, den eignen Kopf in die Schlinge zu stecken, und es ist eine elende Sache, 'nen andern vorm Riß sitzen zu lassen. Ich muß nun auf meine Arbeit, denn die Hamburger wollen daran gemahnt sein, daß sie sich des Lebens freuen sollen. Es ist auch nicht gut, wenn wir hier beisammen getroffen werden, denn ich muß meine Reputation wahren."

Er humpelte langsam davon, und Ludwig Köhler blieb auf seinem Schutthaufen sitzen.

In tiefen Gedanken, den unbedeckten Kopf in die Hände gestützt, so daß die wirren Haare zwischen den zusammengekrallten Fingern hervorquollen.

Er sah nicht, daß der Helm eines Polizeibeamten zwischen den Bäumen aufblitzte, und daß der Beamte, die rechte Hand unter der Uniform, mit leisen, langen Schritten herankam.

Als er endlich aufblickte, war jener schon ziemlich nahe herangekommen, aber doch nicht so nahe, daß er nicht mehr hätte entfliehen können, zumal ihm bekannt war, daß die uniformierten Polizisten keine Schußwaffe trugen.

Aber er regte sich nicht, sondern blieb sitzen, bis der Konstabler vor ihm stand und ruhig sagte:

„Ludwig Köhler, im Namen des Gesetzes — —"

Dann stand er mürrisch auf.

„Lassen Sie mich mit dem Gesetz in Ruh', Herr Konstabler, es ist Ihr Metier, aber nicht das meinige. Was Sie von mir wollen, das kann ich auch ohne dieses wissen, denn wenn einer von Ihnen zu uns kommt, dann ist es nicht in Freundschaft. Ich gehe schon mit Ihnen, ohne daß Sie mir die verd . . . Schnur um das Handgelenk zu legen brauchen, denn wenn ich hätte ausreißen oder mich wehren wollen — es sind hier mehr von meiner Sorte, Herr Konstabler."

„Von meiner auch," sagte jener gelassen. „Aber meinetwegen könnt Ihr frei an meiner Seite gehen, alter Freund, es unterhält sich besser unterwegs."

„Meinen Sie?" entgegnete der Zuchthäusler höhnisch. „Ich kenne mich darin aus. Sie möchten mir gern in aller Freundschaft so eins bei dem andern herauslocken und hernach vor dem Herrn Untersuchungsrichter ein bißchen dick thun. Daraus wird nichts. Ich habe just keinen Pick auf Sie, Herr Konstabler, aber Ihre ganze Farbe ist mir ein bißchen unangenehm, und Sie dürfen mir das nicht gerade übel nehmen. Es liegt in der Konkurrenz, Herr Konstabler. Also bringen Sie mich man ganz sachte direkt zum Herrn Untersuchungsrichter und sperren Sie mich nicht erst in den ekligen Bullenstall. Auf dem Gericht will ich schon ein Stückchen pfeifen, aber Sie kriegen aus mir kein Wort heraus, und damit Schrumm!"

Der Konstabler kannte seinen Mann.

Er wußte, daß Ludwig Köhler zu den sogenannten anständigen Verbrechern

gehörte, die sich nicht mit viel Winkelzügen abgeben, sondern wenn sie einmal auf warmer Spur gefaßt sind, lieber gleich ein Geständnis ablegen.

Den kleinen Groll auf die Polizei verzieh er ihm gerne, und wenn der Mann sich einmal darauf kapriziert hatte, nur dem Richter seine Aussagen zu erstatten, so war das schließlich seine Sache.

Übrigens befanden sich die Akten schon in den Händen der Staatsanwaltschaft. Man hatte, zumal es sich um einen angesehenen Mann handelte, tags zuvor mit fieberhafter Eile gearbeitet und die Feststellungen der Polizei dem Staatsanwalt noch an demselben Abend zukommen lassen, und als der Polizeibeamte mit seinem Arrestanten auf dem Gerichte eintraf, wurde ihm die Nachricht, daß die Sache vor einer halben Stunde dem Untersuchungsrichter zur Führung der Voruntersuchung übergeben sei.

So stand bald darauf Ludwig Köhler in dem ihm wohlbekannten Untersuchungskabinett, welches seit Jahren von dem alten Landrichter Dr. Mannstedt geleitet wurde.

Er ließ seine Augen mit einer gewissen Teilnahme in dem schlichten Raume umherschweifen und stellte leise nickend fest, daß sich in demselben nichts verändert hatte, seitdem das letzte Verhör über sein Haupt hingegangen war.

Da stand noch der große eichene Schreibtisch, dessen ehemals grün gewesenes und jetzt mit unzähligen Tintenflecken bedecktes Tuch zu erneuern man keine Veranlassung gefunden hatte; da lagen noch die Stöße von Akten — nicht mehr dieselben und doch den alten so ähnlich an Aufschrift und Inhalt; da hing noch das schwarze Ebenholzkruzifix an der Wand, und das Antlitz des mit Dornen gekrönten Mannes blickte noch immer so schmerzlich und mitleidsvoll auf das Leid und die Schuld der Menschheit nieder. — —

Ludwig Köhler betrachtete das alles, ohne sonderlich aus seiner Ruhe aufgerüttelt zu werden, und dann wendete er seine Augen auf den ihm ebenfalls wohlbekannten Untersuchungsrichter, der, in einem Aktenstück eifrig lesend, den vorgeführten Gefangenen gar nicht zu beachten schien.

Dr. Mannstedt hatte diese Gewohnheit in seiner Praxis angenommen.

Er wußte, daß der Moment, in welchem ein Angeklagter zum erstenmal vor seinen Richter tritt, mit Spannung erwartet wird, daß dieser Augenblick den Beginn eines Kampfes bedeutet, auf den sich der Schuldige wie der Unschuldige mit Sorgfalt vorbereitet, zu dem er sich mit Ruhe wappnet. Und er wußte, daß diese mühsam behauptete Ruhe in Unsicherheit umschlägt, wenn das erste Wort verzögert wird. — —

Endlich legte der Untersuchungsrichter sein Aktenstück aus der Hand.

„Da wären wir ja wieder einmal beisammen, Köhler," sagte er in jenem gemütlichen Ton, den viele Verbrecher mehr fürchten, als eine rauhe Anrede, denn er ist häufig ein Gradmesser für das Gewicht der Beweise, „ich glaube, wir haben uns seit drei Jahren nicht gesehen."

„Das kann ungefähr stimmen, Herr Landrichter."

„Und Sie wissen natürlich, um was es sich handelt."

Der Gefangene nickte.

„Es hat mir zwar keiner gesagt, Herr Landrichter, aber ich weiß das doch. Es ist wegen der Geschichte auf Uhlenhorst, bei dem Rechtsanwalt Dr. Wilson. Ich will Ihnen auch ein ganz offenes Geständnis ablegen."

Dr. Mannstedt lächelte ein wenig und deutete auf einen Stuhl.

„Sie können sich setzen, Köhler. Es ist sehr vernünftig von Ihnen, daß Sie keine Flausen machen, ich hatte das auch gar nicht anders von Ihnen erwartet. Also Sie räumen ein, den Einbruchsdiebstahl bei Dr. Wilson ausgeführt zu haben?"

Köhler setzte sich nicht.

„Ich will lieber stehen bleiben, Herr Untersuchungsrichter," sagte er ruhig, „denn wenn Sie alles angehört haben, dann werden Sie doch nicht recht mit mir zufrieden sein. Die Sache liegt nämlich so: es ist wohl in Richtigkeit, daß ich bei dem Herrn Rechtsanwalt eingebrochen habe, und wenn Sie wirklich ein richtiges Loch in dem alten Geldschrank vorgefunden haben, dann soll das Loch auch von mir herstammen, und es ist obendrein keine schlechte Arbeit; aber weiter bin ich nicht gekommen, Herr Untersuchungsrichter, sondern es ist bei dem guten Willen geblieben, oder was die Herren vom Kriminal so einen Versuch nennen, und wegen dem Versuch können Sie mir die Strafe geben, die das Gesetz dafür ausgeschmissen hat — aber was Weiteres nehme ich nicht auf mich, und das ist meine Rede, die ich zu thun habe, und die Wahrheit muß sich ja ganz leicht ausweisen."

Die Worte kamen mit einer gewissen Treuherzigkeit heraus, die unter andern Umständen kaum ihre Wirkung verfehlt haben würden.

Aber Dr. Mannstedt hatte unwiderlegbare Thatsachen auf seiner Seite und glaubte das Manöver des alten Spitzbuben zu durchschauen.

„Das ist dumm von Ihnen, Köhler," sagte er kopfschüttelnd. „Natürlich, Sie wollen mir nicht verraten, wo Sie Ihre wertvolle Beute untergebracht haben, denn Sie denken doch mal wieder herauszukommen. Das ist dann schließlich Ihre Sache, und ich kann Sie nicht dazu zwingen, sondern höchstens darauf hinweisen, daß man Ihnen dafür wahrscheinlich mehr Strafe geben wird. Aber zu behaupten, daß es bei dem Versuch geblieben ist, und daß Sie nichts gestohlen haben, das, mein lieber Köhler, ist eine Thorheit gegenüber der Thatsache, daß der Geldschrank thatsächlich ausgeräumt worden ist."

Ludwig Köhler stand da, drehte seinen Hut in den Händen und sperrte den Mund auf.

„Das wäre doch noch netter, Herr Untersuchungsrichter! Ist denn wirklich Geld gestohlen?"

Es machte einen fast komischen Eindruck, daß der halbwegs geständige Thäter seinen Richter nach den nähern Umständen der That frug. Aber Dr. Mannstedt hatte in diesem Augenblick trotz seiner Ruhe mehr ein Gefühl des Ärgers.

„Sie wissen ja recht gut, Köhler," sagte er aufstehend, „daß kein Geld gestohlen ist, sondern ein sehr wertvoller Perlenschmuck, der sich ebenfalls in dem Schranke befunden hat."

Köhler ließ seinen noch immer offenen Mund zuklappen.

„Teufel auch!" Mehr sagte er nicht.

„Sie können sich ja denken," fuhr Mannstedt fort, „daß ein so seltener und auffälliger Gegenstand nur sehr schwer zu verwerten ist, und daß jedenfalls Ihnen die Früchte Ihrer That niemals zu teil werden können. Sollen denn Ihre beiden Kumpane — ich spreche natürlich von Dreyer und Busse — sich allein in die Beute teilen, Köhler?"

Das Gesicht des Verbrechers war immer finsterer geworden.

Er schien mit sich zu kämpfen und sagte endlich:

„Herr Untersuchungsrichter, ich sehe wohl ein, daß Sie mir keinen Glauben schenken können; es ist mir von der Geschichte ja selbst ganz dumm im Kopfe. Aber ich kann wahrhaftig nicht anders sagen, als wie es gewesen ist; darf ich die Sache mal erzählen?"

Dr. Mannstedt setzte sich mit einem leisen Seufzer.

„Dazu sind Sie hier, Köhler."

„Also der Josias Dreyer steckt mit darunter, Herr Untersuchungsrichter, aber Karl Busse ist ganz unschuldig. Er hat mir nur mal einen Thaler gegeben, aus reinem Mitleid und ohne Schlechtigkeit, aber bei der Gelegenheit kriegte ich einen Einblick in die Verhältnisse. Ich sah nämlich den Geldschrank im Zimmer des Dr. Wilson stehen, und weil ich mich auf die Sache verstehe, so merkte ich gleich, daß es eine alte Konstruktion wäre, und daß sich da was machen ließe. Aber ich kannte nicht die Hausgelegenheit und getraute mich auch nicht, mit dem Busse von der Sache zu reden, denn er hat noch nicht gestohlen und hätte mich am Ende angezeigt. So erzählte ich dem Josias Dreyer von meinem Plan, denn was die Kanaille ist, so gibt es keinen Lump in ganz Hamburg, der schlauer und verschwiegener wäre, wenn es gilt, eine Sache auszubaldowern und in Gang zu bringen. Notabene, wenn er seinen eignen Hals dabei salviert. Also, der wußte gleich Rat. Er pürschte sich an Busse, den guten, harmlosen Jungen, heran und stellte sich ihm als so'n alter pensionierter Kammerdiener vor; schauspielern kann der Kerl, Herr Untersuchungsrichter, und da währte es denn auch nicht lange, bis er wußte, was er wissen wollte. Ich meine die Gelegenheit mit den Zimmern, die Hausbewohner, die Hausordnung und alles, was unsereiner so für das Geschäft braucht. Aber gemerkt hat der junge Mensch nichts, darauf können Sie sich verlassen."

Ludwig Köhler machte eine kleine Pause und räusperte sich. Als er aber den etwas ungeduldigen Blick des Richters bemerkte, schüttelte er leise den Kopf.

„Ja, das glauben Sie mir nun wieder nicht, Herr Untersuchungsrichter; der Karl Busse muß eben partout dabei gewesen sein, und Sie denken natürlich, daß ich ihn nur herauslügen will, weil ich doch schon einmal in der Patsche sitze und er kann mir vielleicht nützen. Es ist schon richtig, wir pfeifen nicht gerne, denn wir haben auch unsre Ehre und unsern Komment, aber hier liegt die Sache tiefer, denn hier gehe ich mit der Wahrheit um, und das bißchen Gewissen, was wir aus dem Zuchthause zurückbringen, macht mir Pein.

Ich hätte ja ausreißen können, denn ich wußte schon, daß man mich suchte, und Schiffe gibt es genug; aber als mir gesagt wurde, daß Sie den jungen Menschen eingelocht hätten, da ließ ich mich auch fangen, weil ich dachte, es könnte ihm vielleicht

Nutzen bringen. Und nun sehe ich an Ihren Augen, daß es mir nichts genützt hat, und daß ich dumm gewesen bin."

Dr. Mannstedt lächelte ein wenig.

„Dann werden Sie klug, Köhler," sagte er, „erzählen Sie weiter und kommen Sie mit der Wahrheit ans Licht."

„Das, wovon ich nun sprechen soll, war eine dunkle Sache," fuhr der Verbrecher fort, „und es hat nicht mehr Licht dabei geleuchtet, als das Stümpfchen in meiner Laterne. Sie wissen ja, in der Nacht, wo es so stürmte. In der Villa schlief alles, und ich konnte ganz bequem ein bißchen Lehm an die Scheibe schmieren und das Glas einstoßen; Sie wissen ja, wie man das macht. Auch das Anbohren des Schrankes machte mir keine große Arbeit, denn es war noch alte Konstruktion. Bei den neuen müssen wir ja Sauerstoff haben und eine Stichflamme, ich brauche Ihnen das nicht auseinander zu setzen, aber sehen Sie sich nur mal den Schrank an, dann werden Sie begreifen, wie ich so schnell damit fertig wurde, und ohne Hilfe. Aber einmal kriegte ich es doch mit der Angst. Da kam einer mitten in der Nacht nach Hause. Wer's gewesen ist, weiß ich nicht, ich hörte ihn nur auf dem Korridor tappen, und daß er nicht hereinkam, das war sein Glück und mein Glück. Denn man wird bei so einer Sache leicht handgreiflich, und hernach ist die Sache schlimm. Als es wieder still wurde, machte ich weiter, und dann kam zuletzt das eine, wo man nicht mehr so stille hantieren kann. Sie wissen ja, Herr Untersuchungsrichter, wenn man den Kreis rundum gebohrt hat, dann thut man einen Faustschlag, und knax — dann ist das Loch offen. Wenn man den Schlag gethan hat, dann horcht man, das ist so Brauch, und ich horchte auch. Es stürmte, aber ich hörte auch sonst noch was. Woher es kam, weiß ich nicht, und ich kann mich auch getäuscht haben, aber vor meinen Ohren war's, als ob ein Stuhl umfiel. Und dann war ich mit zwei Sprüngen am Fenster, und mit einem dritten zum Fenster hinaus. Meine Hand hat nicht durch das Loch in den Schrank gegriffen, und meine Hand hat nichts herausgeholt — keinen Pappenstiel, Herr Untersuchungsrichter. Und das sage ich nicht, um eine gelindere Strafe zu kriegen, denn Sie werden mir schon ebensoviel aufknaxen, als wenn ich wirklich was genommen hätte, aber ich sage es, weil die Wahrheit ja doch mal an den Tag kommen muß, und ich dann nicht dastehen will als einer, der sich mit Lügen befaßt. Und nun bitte ich submissest, mich in meine Zelle abführen zu lassen, denn ich habe seit zwei Tagen nichts zu fressen gekriegt, und ich fühle mich flau."

Es mußte wahr sein, denn der Mann sah elend aus und konnte sich kaum auf den Füßen halten.

Er wurde abgeführt. —

Dr. Mannstedt aber saß noch längere Zeit an seinem Schreibtisch und sann darüber nach, warum es nicht wenigstens hier und da dem Menschen von der Vorsehung verliehen sei, in dem Herzen der Mitmenschen und in ihrem Gewissen lesen zu können.

Er gab sich sonst nicht gerne mit unfruchtbaren Grübeleien ab, aber in dieser Stunde empfand er die ganze Erbärmlichkeit aller Hilfsmittel, die dem Rechte zu

Gebote stehen. Hatte dieser Mann, dem die Pforten des Zuchthauses doch wieder aufgingen, denn wirklich ein Interesse daran, die Wahrheit zu entstellen?

Versuch oder Vollendung eines Verbrechens?

Du lieber Gott, der Gefangene selbst hatte es ja cynisch genug ausgedrückt, und Mannstedt wußte ebenfalls, wie es in der Praxis hergeht; ob da ein Schritt mehr oder weniger auf der Bahn des Verbrechens geschehen war, das blieb sich einem alten Zuchthäusler gegenüber ziemlich gleich, also aus diesem Grunde brauchte Köhler das Gelingen einer That nicht in Abrede zu stellen, die durch das Fehlen des Perlenschmucks deutlich genug für sich redete.

Das hätte alles einem jungen Beamten wenig Kopfzerbrechen verursacht, aber der grau gewordene Kriminalist suchte nach Gründen, und wenn der größte Psychologe auch gesagt hat, daß Gründe billig sind wie die Brombeeren, der alte Jurist wußte recht wohl, daß man sich oft durch Dorngestrüpp hindurcharbeiten muß, um auch nur eine einzige dieser schätzbaren Früchte zu finden.

XIV.

Es waren inzwischen einige Wochen in das Land gegangen, ohne daß die Untersuchung ein wesentlich andres Resultat zu Tage gefördert hätte, als wie es sich durch das Geständnis des Untersuchungsgefangenen Köhler herausgestellt hatte.

Dieser Mann, dessen zahlreiche Vorakten in keinem einzigen Falle ein hartnäckiges und zweckloses Leugnen aufwiesen, blieb mit sonderbarer Beharrlichkeit dabei stehen, daß er bei seinem Einbruch nicht die geringste Beute gemacht habe, und wenn man ihm die nackten Thatsachen entgegenhielt, dann schüttelte er den Kopf und meinte, wenn man ihn nicht etwa zum Besten halten wolle, dann gehe diese Sache über seinen Verstand.

Unter diesen Umständen war gegen seine beiden angeblichen Komplizen wenig auszurichten.

Die sorgfältigsten Nachforschungen in der Wohnung des Trödlers waren ebenso erfolglos geblieben, wie die Umfragen bei sämtlichen Juwelieren der Stadt, und da Josias Dreyer durch die Aussagen Köhlers nur in soweit belastet wurde, als es sich um eine juristisch höchst zweifelhafte Beihilfe zum Versuch handelte, so wurde der alte Hehler vorläufig wieder auf freien Fuß gesetzt und lediglich unter eine scharfe polizeiliche Überwachung gestellt.

Noch günstiger schien sich das Schicksal Karl Busses zu gestalten.

Gegen diesen lag eigentlich so gut wie gar kein Belastungsmaterial vor, denn seine Verhaftung war lediglich in der Voraussetzung erfolgt, daß Köhler ein umfassendes Geständnis ablegen werde; da letzterer aber im Gegenteil wiederholt und energisch die Unschuld des jungen Menschen beteuerte, so blieb nichts andres übrig, als auch gegen Busse das Verfahren einzustellen und den gegen ihn erlassenen Haftbefehl aufzuheben.

Er begab sich einstweilen in die Wohnung seines Vaters, verließ sie nur selten, und wenn seine unbedeutende Persönlichkeit überhaupt jemals irgend welches Interesse erregt hatte, so verschwand dasselbe rasch unter den Tagesbegebenheiten, die ebenfalls eine so einfache und alltägliche Thatsache, wie den Einbruchdiebstahl selbst, mit sich hinwegspülten.

Da trat plötzlich ein neues, vollkommen unerwartetes Ereignis ein.

Graf Friesen hatte unmittelbar nach der Entwendung des Schmucks und dem gleichzeitigen Zusammenbruch des Bankhauses Laßen seine Wohnung in Hamburg aufgegeben und war in Begleitung seiner Nichte nach Schloß Rönnekamp in Holstein zurückgekehrt.

Einen klaren und verständlichen Grund für diese überhastete Maßregel hatte er nicht angegeben, aber Wera konnte sich der Empfindung nicht verschließen, daß ihr Oheim durch diesen plötzlichen Abbruch seiner Hamburger Beziehungen zugleich die allmähliche Lösung eines Verhältnisses anstrebte, dem er stets, wenn auch nicht feindlich, so doch sehr kühl gegenüber gestanden hatte — einer Auflösung der Verlobung zwischen Wera und Manfred.

Wera hatte sich anfangs dem Plane des Grafen widersetzt und darauf hingewiesen, daß sie gerade jetzt nicht nur die Pflicht, sondern auch das Bedürfnis empfand, in der Nähe ihres schwer erkrankten Verlobten zu weilen.

Graf Friesen aber antwortete ihr mit einem kühlen Vernunftsgrunde.

„Wenn die Sitte und der Arzt es dir gestatteten," sagte er, „die Pflege deines Bräutigams zu übernehmen oder auch nur zu teilen, dann würde ich gegen deine Gründe nichts einzuwenden haben. Beides ist aber nicht der Fall, es ist dir im Gegenteil der Ansteckung wegen sogar untersagt, das Haus deiner zukünftigen Schwiegereltern zu betreten. Unter diesen Umständen ist dein Wunsch, die Nähe des Kranken zu teilen, das heißt, mit ihm in derselben großen Stadt zu leben, so illusorisch und phantastisch, daß ich demselben die sehr dringenden Gründe meiner Rückkehr nach Rönnekamp nicht zum Opfer bringen kann."

So mußte Wera sich dem Willen ihres Oheims fügen, aber sie that es mit trotzigem Herzen, und das Zusammenleben der beiden so verschiedenartig angelegten Menschen auf dem großen, durch die Jahreszeit doppelt einsamen Herrensitze gestaltete sich zu einem unbehaglichen Dasein.

Es war ein regenschwerer Abend, und der Sturm fuhr um die dicken Mauern des alten Schlosses.

Der Graf saß in seinem geräumigen Arbeitszimmer am Schreibtisch und sah Wirtschaftsbücher durch; er hatte sich in der letzten Woche fast ausschließlich mit dem Sichten seiner Papiere beschäftigt, und er zeigte bei dieser Arbeit gegen seine sonstige Gewohnheit eine gewisse nervöse Hast.

Dennoch schien er die Einsamkeit zu fürchten, und auch an diesem unfreundlichen Abend war Wera auf seinen Wunsch mit ihrer Handarbeit herübergekommen und saß am entgegenliegenden Ende des Zimmers in der Nähe des Kamins.

Jeder von den beiden hatte eine Lampe vor sich stehen, die indessen das dunkel gehaltene Gemach nur auf wenige Schritt erleuchteten; zwischen ihnen lag eine tiefe Dämmerung, und die Gestalt des einen erschien dem andern unendlich fern.

Sie sprachen nicht miteinander; man hörte nur auf der einen Seite das leise Rauschen der Blätter und auf der andern das noch leisere Schwirren des ausgezogenen Fadens. Dazwischen mitunter einen Windstoß — —

Da kam der Diener und brachte die Abendpost.

Alle für Rönnekamp bestimmten Sendungen wurden regelmäßig gegen Abend von dem Kutscher in einer verschlossenen Ledermappe auf der Poststation abgeholt; heute war es etwas später als sonst geworden.

Graf Friesen nahm die Mappe in Empfang, schloß sie auf und schüttete den Inhalt auf die Platte des Schreibtisches; es war eine bunte Sammlung von allerhand; Briefe, Zeitungen, Broschüren, Preiscourante.

Unter den Briefen befanden sich zwei, die den Poststempel Hamburg trugen; der eine war an Wera gerichtet, der andre, ein dicker Doppelbrief in starkem Hanfcouvert, an den Grafen.

Friesen nahm den ersteren, warf einen flüchtigen Blick darauf und trug ihn schweigend zu Wera hinüber; dann kehrte er an seinen Schreibtisch zurück und betrachtete kopfschüttelnd den zweiten Doppelbrief.

Derselbe trug eine schief und ungeschickt hingemalte Adresse mit orthographischen Fehlern:

„An den hochwohlgebohrenen Hern Grafen Friesen
auf Rönnekamp in Holstein.

Die Rückseite war mit einem Siegel verschlossen, welches den Abdruck eines Daumens trug.

„Ein dickleibiger Bettelbrief," sagte der Graf lächelnd und griff nach dem Falzbein; dann fiel sein Blick plötzlich auf ein zweites Schreiben mit überseeischen Marken; er stieß einen leisen Ruf der Freude aus, schob den ersten Brief achtlos beiseite und riß mit zitternden Fingern die Hülle vom zweiten.

„Wera! Ein Brief von Dietrich!"

Er erhielt keine Antwort und wartete auch nicht auf eine solche; er durchflog mit glänzenden Augen die enggeschriebenen Seiten und schlug dann mit der flachen Hand auf das knisternde Papier.

„Wera, eine Freudenbotschaft! Dietrich hat den erbetenen Abschied erhalten und wird in einigen Wochen hier sein! Das Schreiben ist ziemlich lange unterwegs gewesen, er kann vielleicht schon früher eintreffen, als ich zu hoffen wagte. Aber was hast du denn, Kind, du bist so schweigsam?"

„Was ich habe?" entgegnete das junge Mädchen eintönig — „den ersten eigenhändigen Brief meines Verlobten; das ist auch eine freudige Nachricht, nicht wahr, Onkel?"

Graf Friesen stutzte.

„Ja gewiß," sagte er dann unsicher, „ich wußte nicht, daß seine Genesung schon so weit vorgeschritten sei, denn bisher hast du doch nur Briefe von Manfreds Eltern erhalten."

„Willst du das Schreiben lesen?" frug sie leise.

„Deine Liebesbriefe, Wera?"

„Ich weiß nicht, ob man so sprechen darf, Onkel. Ist denn das wirklich ein Liebesbrief?"

Sie reichte ihm das kleine Blatt, und er nahm es zögernd.

Der Inhalt aber lautete folgendermaßen:

Liebe Wera!

Seit einigen Tagen gehe ich wieder aus; ich bin also sozusagen genesen und darf an Dich schreiben. Aber es wird mir schwer. Es ist alles wie tot in mir, deutlicher kann ich das nicht zum Ausdruck bringen. Mündlich wäre es vielleicht möglich, aber ich scheue mich wie ein Feigling vor einer mündlichen Aussprache. Darum schreibe ich Dir lieber und frage Dich, ob Du dasselbe Gefühl hegst, wie ich. Die Empfindung eines Schattens, der zwischen uns beiden steht und nicht weichen will.

Glaube nicht, Wera, daß Deine veränderte Vermögenslage einen Anteil an diesem Schatten hat, denn soweit mein eignes Verschulden hierbei in Frage kommt, wird es meine heilige Pflicht, Dich schadlos zu halten. Aber es sind andre Dinge — —

Ich kann nicht weiter schreiben, denn die alte Schwäche kommt zurück. Gib mir Antwort und sei aufrichtig; das Glück und die Freiheit Deines Lebens ruhen in Deinen Händen; auf mich selbst darfst Du keine Rücksicht nehmen.

Dein Manfred Wilson.

Graf Friesen legte das Blatt langsam aus der Hand und schüttelte den Kopf.

„Soviel Worte, soviel Rätsel. Er muß noch krank sein."

Aber Wera machte eine abwehrende Bewegung.

„Wenn ich das hoffen dürfte! Aber wo sind denn da die Rätsel? Ich habe mich während seiner ganzen Krankheit nicht um ihn gekümmert, nicht um ihn kümmern dürfen! Ist es denn da ein Wunder, daß er nicht mehr an meine Liebe glaubt und daß er es mir nahe legt, unser Verhältnis zu lösen?"

„Gegen eine Abfindung," sagte der Graf kühl.

Wera war erregt aufgestanden und durchschritt das Gemach. Nun blieb sie mit blitzenden Augen vor ihrem Oheim stehen.

„Du warst oft grausam gegen mich, aber dieser Spott ist mehr als grausam. Du machst meinen Verlobten zu einem Krämer, du mit deiner Geringschätzung gegen alle, die nicht deinem Stande angehören! Ich bin auch nicht deines Standes, und ich verstehe besser, was Manfred zu mir sagen will. Ich vertraute ihm mein Vermögen an, und er versäumte, es den Händen eines Börsenspielers zu entreißen. Das empfindet er als sein Verschulden, und dafür bietet er mir Ersatz. Ob ich diesen Ersatz jemals annehmen würde, das ist eine andre Sache, aber ich achte ihn deshalb nicht geringer, weil er es thut, obwohl er meine Liebe verloren zu haben glaubt. Da hast du meine Meinung!"

„Die wenigstens deutlicher ist, als dieser Brief," entgegnete Graf Friesen gelassen. „Und was denkst du zu thun?"

„Ich will zu ihm!"

„Hast du dir diesen Schritt mit seinen gesamten Folgen reiflich überlegt?"

„Die Folgen sind mir klar. Du wirst dich von mir wenden, und ich werde glücklich sein!"

In den grauen Augen des Grafen glomm etwas auf. Das war nicht Zorn, und man konnte es vielleicht kaum Erregung nennen, sondern es kam seltsam in der tiefklingenden Stimme zum Ausdruck wie eine leise Trauer.

„Armes Kind," sagte er weich, „es ist vielleicht mein eignes Verschulden, daß du in mir einen Gegner deines Glückes zu sehen glaubst. Und dennoch bin ich sehr weit davon entfernt, das einzige Kind meiner einzigen Schwester zu verlassen. Ich habe dich deine eignen Wege gehen lassen, Wera, weil es vergeblich ist, dem menschlichen Herzen eine bestimmte Bahn weisen zu wollen, und es ist mein aufrichtiger Wunsch, daß dein Weg dich zu einem befriedigenden Ziele führt. Ob das möglich sein wird, steht in Gottes Hand, ich will auch keinen Zweifel an der Möglichkeit aussprechen. Aber wie es auch kommt, von dem Augenblick an, wo ein unglücklicher Zufall dich der Mittel beraubte, jede Wendung des Schicksals äußerlich zu ertragen, von dieser Stunde an war ich entschlossen, für deine Zukunft zu sorgen. Ich habe die letzten Tage damit zugebracht, meine Vermögensverhältnisse genau zu prüfen, und ich bin zu der Überzeugung gelangt, daß ich meinem Sohne nicht zu nahe trete, wenn ich dir gegenüber eine Pflicht und ein Herzensbedürfnis erfülle."

Er schwieg einen Moment, und Wera frug:

„Ist das letztere die Wahrheit, Onkel?"

„Wir sind zwei sehr verschiedene Naturen," fuhr Friesen fort, „und deine Mutter hat gegen den Wunsch und die Überlieferung der Familie gehandelt. Das habe ich dich bisweilen entgelten lassen, und unser beiderseitiges Verhältnis gestaltete sich infolgedessen kühl. Diese Schuld nehme ich auf mich, und ich möchte sie sühnen. Nicht nur mit Geld, Wera, denn das allein würde deinen Stolz verletzen, sondern vornehmlich mit dem Ausdruck verwandtschaftlicher Liebe, die alsdann die Sorge für dein äußeres Wohlergehen als selbstverständlich erscheinen läßt. Verstehst du den Sinn meiner Worte?"

Das junge Mädchen nickte.

„Deine Worte sind gütig und klar, Onkel, aber ich begreife nicht ganz diesen Wandel deiner Gesinnung."

„Du meinst ihren Ausdruck," sagte der Graf lächelnd. „Ja, Wera, dafür gibt es zwei Gründe. Zunächst möchte ich uns beiden die Gewißheit verschaffen, daß du niemals in die Lage kommen darfst, als ein heimatloses Weib dir unter ungünstigen oder gar unwürdigen Verhältnissen eine Heimat suchen zu müssen; still, Kind, ich habe keinen Beweis für das letztere, es ist nur ein unbestimmtes Gefühl, dem ich Ausdruck gebe. Also das ist der eine Grund; der andre — —"

Graf Friesen nahm, während er sprach, den bisher uneröffneten Brief und begann denselben langsam und mechanisch aufzuschneiden.

Dabei fuhr er fort:

„Der zweite Grund, liebes Kind, ist schwer zu sagen. Aber glaubst du nicht, Wera, daß der Wunsch, die Zukunft uns nahestehender Personen gesichert zu sehen, mit der Wahrscheinlichkeit wächst, daß wir selbst nicht mehr lange in der Lage sein werden, mit unsern eignen Händen und mit unserm eignen Handeln für diese Zukunft Sorge zu tragen?"

Wera war dicht an ihren Oheim herangetreten und sah ihm in das Gesicht, während er selbst seinen Blick zur Erde senkte.

In diesem Moment sahen die beiden einander sehr ähnlich, nur von der ehernen Ruhe in dem Antlitz des Mannes war in den erregten Zügen des Mädchens nichts zu entdecken.

„Onkel," sagte sie atemlos, „hast du Grund, an eine solche Wahrscheinlichkeit zu glauben?"

Graf Friesen hatte den Brief vollends geöffnet und entnahm demselben einen aus zwei Hälften bestehenden flachen Pappkarton.

Er blickte etwas verwundert auf denselben nieder, hielt ihn aber einen Moment uneröffnet in der Hand und sagte, mit seinen Gedanken noch bei dem soeben geführten Gespräch weilend:

„Wir sind niemals sicher vor Überraschungen, Wera. Die Beobachtungen, welche mein Hausarzt und ich über den Fortschritt meines Herzleidens angestellt haben, lassen vermuten, daß eines Tages unerwartet — oder sagen wir plötzlich — —"

Er öffnete während dieser Worte den Karton und verstummte.

Vor ihm lag, im Lampenlicht schimmernd, Weras Perlenschmuck.

XV.

Die Nacht, welche auf diesen Abend folgte, brachte in ihrer Wende einen merklichen Wechsel der Witterung.

Bis Mitternacht hatte es heftig und unter Regenschauern gestürmt, aber mit dem Eintritt des neuen Tages legte sich das Brausen und ging in eine fast unheimliche Stille über.

Es zogen wohl noch einige Wolken über den Himmel, aber sie schienen sich gleichsam erschöpft zu haben, und zwischen ihren, vom Mondlicht beschienenen Rändern hindurch sah man hinauf in die Unendlichkeit.

In ein Rätsel, das sich scheinbar zu entschleiern beginnt und doch nur um so tiefer wird, je mehr es uns seine Tiefe zeigt.

Daran dachte Wera, als sie am Fenster ihres Schlafgemaches stand und über die nackten Wipfel der Parkbäume hinweg in die Ferne schaute.

Sie war mit ihrem Oheim bis gegen Mitternacht zusammengeblieben und hatte sich mit ihm über diese seltsame Begebenheit unterhalten, welche alle Vermutungen und Wahrscheinlichkeiten mit einem Schlage über den Haufen warf.

Die weiche, gütige Stimmung, in welcher sich Graf Friesen an diesem Abend befunden hatte, und die wohl auf das nahe Wiedersehen mit seinem Sohne zurückgeführt werden konnte, war nicht ohne Einwirkung auf das junge Mädchen geblieben; sie fühlte, daß sie eine Stütze gewonnen hatte, und es war ihr plötzlich, als ob sie derselben doppelt bedurfte — gerade in diesem selbigen Augenblick, der ihr einen wertvollen Teil ihrer verlorenen Habe auf geheimnisvolle Weise in den Schoß warf.

Aber dies Geheimnisvolle dünkte sie unheimlich, und sie wußte nicht warum.

Graf Friesen war anfangs zwar ebenso erstaunt gewesen, aber er hatte sofort

den Versuch gemacht, sich auf die einfachste und natürlichste Weise mit der Sache abzufinden.

„Es ist also doch wohl so, wie die Polizei es angenommen hat," sagte er im Laufe der Unterhaltung. „Daß der Schmuck durch einen Einbruchsdiebstahl entwendet worden ist, steht unumstößlich fest; die anonyme Zusendung desselben — denn es liegt kein Schreiben bei — kann also nur von dem Thäter, oder vielmehr von einem der Beteiligten erfolgt sein. Denn der eigentliche Einbrecher sitzt hinter Schloß und Riegel, es ist also vollkommen unmöglich, daß diese Sache von ihm ausgehen konnte. Damit ist aber das Vorhandensein von Komplizen festgestellt. Er selbst bezeichnet nur Josias Dreyer als Mitwisser der That, ich kann es mir aber nicht gut denken, daß der als habsüchtig und geizig bekannte Trödler sich freiwillig eines so kostbaren Schatzes entäußert haben sollte, falls derselbe wirklich in seine Hände gelangt wäre. Dann aber ist der auf unsern frühern Gärtnerburschen Karl Busse gefallene Verdacht gerechtfertigt. Er steht, wie auch die Polizei annahm, mit der That in unmittelbarer Verbindung, er ist durch den eigentlichen Thäter in den Besitz der Perlen gelangt und hat es ungeachtet der stattgehabten Haussuchung verstanden, diesen Besitz den Augen der Beamten zu entziehen. Ich halte den jungen Menschen nicht eigentlich für schlecht, sondern er ist wohl mehr das Opfer einer Verführung geworden. Außerdem mag es ihm zu gefährlich geschienen haben, die überall bekannt gewordenen Perlen zu verwerten, und wenn man außerdem noch ein gewisses Gefühl der Dankbarkeit annimmt — denn wir haben ihn immer gut behandelt, Wera —, dann erscheint es mir ziemlich natürlich, daß er sich zur Rückgabe eines Raubes entschloß, den er uns doch ursprünglich gar nicht hat entwenden wollen. Vielleicht ist es auch zu seiner Kenntnis gelangt, daß du dein übriges Vermögen verloren hast — es sind da so viele Möglichkeiten vorhanden, daß man nur die eine anzunehmen braucht, um auf ganz natürlichem Wege zu diesem Schlusse zu gelangen."

So hatte die kühle und klare Auseinandersetzung des Grafen gelautet, und Wera war derselben mit der ihr angeborenen Verstandesschärfe aufmerksam gefolgt.

Aber sie hatte keine Antwort darauf gegeben.

Sie glaubte nicht an diese Lösung des Rätsels, und es war ihr dennoch unmöglich, eine andre zu geben; sie scheute sich wenigstens, tiefer in dieses Labyrinth hineinzuirren, in dessen dunkelstem Winkel ihr vielleicht etwas Ungeheuerliches entgegentreten sollte. —

So sagte sie ihrem Oheim — zum erstenmal mit einem Kuß — gute Nacht und bat ihn, nicht weiter nachzugrübeln und ebenfalls die Ruhe aufzusuchen.

Aber der Graf schüttelte lächelnd den Kopf und legte seine etwas durchsichtige Hand auf den Brief des Sohnes.

„Ich bin zu freudig erregt, liebes Kind," sagte er, „als daß ich in dieser Nacht viel Ruhe finden könnte. Später vielleicht — ja. Wenn der Morgen kommt, Wera. Aber jetzt habe ich noch mancherlei zu ordnen, was keinen Aufschub erleidet, auch will ich noch in dieser Nacht einen kurzen Bericht an die Hamburger Polizeidirektion aufsetzen, damit endlich Klarheit in diese unangenehme Angelegenheit kommt."

„Ist es nicht vielleicht besser, die ganze Sache totzuschweigen, Onkel?“ meinte Wera zögernd.

„Wo denkst du hin, mein Kind! Das ist eine Rechtssache, und dem Rechte muß man seinen Lauf lassen. Es thut mir ja leid, daß der junge Mensch nun dennoch belastet wird, zumal wir ihm eigentlich dankbar sein können, aber persönliche Rücksichten dürfen uns niemals abhalten, einen Schuldigen der verdienten Strafe zu überliefern.“

Dann legte er die Perlen in Weras Hände.

„Ich sehe heller und ruhiger in allem, liebes Kind, auch in dem, was deine Verlobung anlangt. Ich kann das nicht näher ausdrücken, es ist wohl eine Gefühlssache. Nachdem wir uns miteinander ausgesprochen haben, brauchst du dich dieses alten Familienerbteils nicht mehr zu entäußern, und ich werde mich freuen, an deinem Hochzeitstage diese Perlen an deinem Halse zu sehen.“

Wera ging.

An der Thür des großen Zimmers wandte sie sich noch einmal um. Sie sah ihren Oheim wieder am Schreibtisch sitzen und sah, während der übrige Teil des Gemaches im Dunkeln lag, sein Gesicht von der Lampe hell überstrahlt.

Es war still und freundlich, aber sehr blaß.

Und sie öffnete noch einmal die Lippen.

„Du sprachst vorhin von deinem Befinden, Onkel. Ich habe Sorge, wenn ich dich hier so allein bei der Arbeit weiß.“

Friesen hatte einen Bogen Papier vor sich hingelegt und die Feder ergriffen — er wollte seinen Bericht schreiben. Nun deutete er lächelnd mit der linken Hand auf den elektrischen Knopf, der auf der Platte seines Schreibtisches angebracht war.

„Ich kann ja schellen, Wera, wenn ich etwas brauche.“

Sie nickte und stieg die Treppe hinauf in ihr Schlafzimmer. Unterwegs blieb sie stehen, um zu horchen; das Wetter hatte sich in diesem Augenblick geändert; Sturm und Regen schwiegen, und es trat jene seltsame Stille ein, die des Menschen Seele oft mehr bedrückt, als der Aufruhr der Natur.

In Weras Boudoir saß Bertha Fischer bei der Lampe und schlief; sie war nicht von ihrer Herrschaft entlassen worden, denn man hatte allmählich die Überzeugung erlangt, daß sie in keiner Beziehung zu jenen Begebenheiten stand, die über dem Haupte ihres Verlobten eine Wolke zusammenzogen.

Wera weckte das junge Mädchen mit einem gütigen Wort und ließ sich für die Nacht entkleiden.

Während dieses Geschäfts erzählte sie Bertha, daß der Perlenschmuck sich aufgefunden habe, daß derselbe ihr von unbekannter Hand in das Haus gesandt worden sei.

Sie that das in dem unbestimmten Gefühl, daß diese Mitteilung für die Ärmste einen Trost enthalten möchte, und obgleich Graf Friesen genau das Gegenteil angenommen haben würde, so schien Wera doch das Richtige getroffen zu haben.

„Gott sei Dank, gnädiges Fräulein,“ sagte Bertha treuherzig, „daß Sie die schönen Perlen wieder haben und daß diese dumme Geschichte nun aus der Welt ist. Sie sind ja immer gut zu mir gewesen, und Sie haben wohl niemals daran geglaubt,

daß mein Bräutigam eine Schlechtigkeit begangen haben sollte; aber besser ist besser, und nun kann kein Mensch ihm einen Vorwurf machen."

Die Worte waren nicht sehr logisch, aber sie besaßen dennoch mehr überzeugende Kraft, als die scharfsinnigen Auseinandersetzungen des Grafen — Wera nahm sie ebenso schweigend hin, wie sie vor einer Stunde ihren Oheim angehört hatte.

Sie entließ ihre Kammerzofe und betrat das Schlafgemach.

Es war wie alle Zimmer des Schlosses ein großer Raum mit dunkel gehaltenen Tapeten, die das ohnehin verschleierte Licht der Lampe vollends auffogen.

In dieser Dämmerung war nur ein heller Gegenstand — die leuchtende Perlenschnur, welche jetzt auf der schweren Brokatdecke des Tisches lag und sich wie eine glänzend beschuppte Schlange zu ringeln schien.

Wera griff sich an den entblößten Nacken, sie hatte das Gefühl, als ob diese kalten Thränen der Tiefe an ihrer warmen Haut entlang rieselten.

„Ich soll sie an meinem Hochzeitstage tragen," sagte sie leise. „Ich werde sie nie tragen."

Und dann sann sie darüber nach, welche Bedeutung dieser Gedanke berge.

Eine Hochzeit ohne Schmuck? — — Keine Hochzeit — —?

Da draußen war die Stille der Nacht.

Wera trat an das Fenster und sah über die jetzt regungslosen, von wechselndem Mondlicht überfluteten Bäume des Parks hinaus in die Ferne.

Sie konnte das Meer erkennen, welches sich nicht so schnell hatte beruhigen können, dessen Wellen noch über einer dunkeln geheimnisvollen Tiefe fluteten.

So war die Zukunft.

Die Gegenwart schien stille zu sein, aber die Vergangenheit wirkte über sie hinaus, es gab keinen Frieden. — —

An dem Parkthor zog sich die mondhelle Landstraße vorüber; Wera vermochte von ihrem Standpunkt aus auch diese zu überblicken, und sie sah einen Reiter in raschem Trabe herankommen.

Derselbe trug Uniform, denn die blanken Knöpfe blitzten, und das Rasseln des Säbels klang deutlich durch die Stille. Er hielt vor dem Parkthor und riß an der dort angebrachten, in die Gärtnerwohnung führenden Schelle.

Nach einer Weile kam der Gärtner aus seinem Häuschen, nahm durch die Gitterstäbe des Thores etwas Weißleuchtendes in Empfang und ging damit in den Herrenbau, während der Reiter sein Pferd wandte und langsam davonritt.

Die beiden Männer hatten auch einige Worte miteinander gewechselt, aber obwohl Wera das Fenster öffnete und sich hinausbeugte, vermochte sie wegen der Entfernung doch nichts zu verstehen.

Aber es mußte eine ungewöhnliche Begebenheit eingetreten sein, deren Nachricht mitten in der Nacht überbracht wurde.

Und das junge Mädchen begann zu zittern.

Sie kleidete sich wieder an, um zu ihrem Oheim hinunterzugehen, aber so sehr sie sich dabei beeilte, es vergingen immerhin einige Minuten, und sie hörte an dem Schließen der Thür, daß der Gärtner die Botschaft übergeben und das Schloß wieder verlassen hatte.

Es war alles still.

Und dann wurde diese Stille plötzlich durch den Ton einer elektrischen Schelle unterbrochen.

Es war kein kurzes, ruckweises Anklingen, sondern ein langes, einförmiges, gellendes Läuten, welches nicht wieder aufhörte, und mit seinem nervenzerreißenden hellen Tone das ganze Schloß bis in die entlegensten Winkel in Aufruhr versetzte.

Wera stürzte entsetzt aus ihrem Zimmer und traf schon auf dem Korridor mit einem Teil der aufgescheuchten Dienerschaft zusammen; man redete und schrie durcheinander, und alles drängte sich nach der Treppe, denn es unterlag keinem Zweifel, daß dieses unaufhörliche, keinen Moment aussetzende Klingeln seinen Ursprung in dem Zimmer des Grafen habe.

Der eine und der andre hatte auch die Thür gehen hören, und es wurde mitten in der grenzenlosen Verwirrung die Vermutung laut, daß der Schloßherr das Opfer eines räuberischen Überfalls geworden sein möge.

Allen andern voran betrat Wera das Zimmer, welches sie vor kaum einer Stunde verlassen hatte.

Es war keine merkliche Veränderung in demselben zu entdecken. — Die Lampe brannte nach wie vor auf dem im Hintergrunde des Raumes stehenden Schreibtisch und erhellte mit ihrem verschleierten Lichte nur die allernächsten Gegenstände. Am deutlichsten trat in diesem kleinen Lichtkreise die Gestalt Friesens hervor.

Er saß in seinem Arbeitsstuhl und hatte den Oberkörper leicht vorgebeugt; beide Arme lagen auf der Platte des Schreibtisches, der linke Arm etwas weiter vorgestreckt als der rechte, der Kopf war auf die Brust gesunken und das Gesicht von einer fahlen Blässe überzogen.

So sah ihn die Dienerschaft, die sich wie aufgescheuchte Lämmer an der Thür zusammengedrängt hatte, und keiner von den Versammelten wagte ein Wort zu reden oder auch nur eine Hand zu regen.

Aber es war kein einziger unter diesen bestürzten und verwirrten Menschen, der nicht mit einem einzigen Blick gesehen und mit einem einzigen Gedanken begriffen hätte, was hier geschehen sei.

Graf Friesen war tot, das Leiden, von dessen Vorhandensein die meisten unterrichtet waren, hatte sein Herz stille stehen heißen — um die Wende der Nacht. Und das schreckliche Klingeln dauerte fort.

Man sah nun auch die Ursache dieses unheimlichen Vorganges.

Der Graf hatte vermutlich in dem Augenblick, wo der Schlagfluß eintrat, und in dem letzten Aufzucken einer Empfindung den Knopf der elektrischen Schelle niedergedrückt, um Hilfe herbeizurufen.

Dann war die Hand erstarrt, und ihr bleiernes Gewicht hielt das Läutewerk in Gang; der Tote rief selbst die Zeugen seines Todes herbei. —

Man hob den Grafen empor und bettete ihn auf das Sofa; es wurden die üblichen Belebungsversuche angestellt, und ein Bote ritt zum nächsten Arzte; aber man befolgte damit mehr eine Sitte, als daß man einen Zweck im Auge gehabt hatte; der Graf Friesen war so tot, wie es nur ein Mensch sein kann, dessen Herz nicht mehr schlägt.

Und sie sagten alle, daß ein plötzlicher und heftiger Schreck ihn getötet haben müsse.

Dann wurde auch die Ursache desselben festgestellt.

Man sah auf dem Teppich neben dem Schreibtisch ein erbrochenes Schreiben liegen und machte Wera auf dasselbe aufmerksam, denn in diesem Augenblick und bis zu dem Eintreffen des jungen Erben war sie die Herrin in diesen Räumen. Sie besaß Fassung genug, um das Papier aufzuheben und von seinem Inhalt Kenntnis zu nehmen, aber die Worte, welche sie lesen mußte, erschienen ihr unfaßlich.

Der Brief war von dem Marine-Kommando abgesandt und als Expreß bezeichnet.

Sein Inhalt lautete folgendermaßen:

Ew. Hochgeboren

habe ich die hier soeben eingetroffene erschütternde Nachricht zu übermitteln, daß Ihr Herr Sohn, Leutnant zur See Dietrich Graf Friesen von Rönnekamp in den afrikanischen Gewässern ein Opfer seines Berufs geworden ist.

Er fand bei der Rettung eines über Bord gestürzten Matrosen seinen Heldentod in den Wellen.

Indem ich mit der Erfüllung meiner traurigen Pflicht den Ausdruck der aufrichtigsten Teilnahme verbinde, bitte ich Ew. Hochgeboren einigen Trost aus der Versicherung schöpfen zu wollen, daß die gesamte Marine Sr. Majestät in dem so früh Dahingeschiedenen den Verlust eines liebenswürdigen und braven Kameraden tief beklagt.

N. N., Kapitän z. S.

Der Zusammenhang der Begebenheiten lag nunmehr klar zu Tage.

Graf Friesen hatte, nachdem Wera ihn verlassen, zunächst den beabsichtigten Bericht an die Hamburger Polizei abgefaßt; derselbe lag gesiegelt und adressiert auf dem Schreibtisch und konnte als das letzte Werk des Verstorbenen gelten.

Sodann mußte er sich abermals in jenes Schreiben vertieft haben, in welchem sein Sohn die bevorstehende Ankunft meldete, denn auch dieses Blatt fand sich offen auf der Platte des Schreibtisches und der leere Rand desselben trug eine kleine, von der Hand des Grafen herrührende und mit Bleistift geschriebene Berechnung, aus welcher erhellte, daß Friesen mit Hilfe des Kalenders die ersehnte Ankunft seines Kindes bis auf Tag und Stunde festgestellt hatte.

Und dann war um Mitternacht die Botschaft über den Toten eingetroffen. Sie mußte in ihrer furchtbaren, von der Strenge des Dienstes gebotenen Kürze einen geradezu erschütternden Eindruck gemacht haben — diese beiden Blätter nebeneinander, von denen das zweite eine Begebenheit berichtete, welche die ungeahnte Erfüllung jener Botschaft enthielt, die auf dem ersten Blatte verzeichnet stand.

„Ich kehre heim!“ hatte der junge Offizier jubelnd geschrieben und — „er ist heimgekehrt,“ meldete um Mitternacht der Todesbote.

Und dann war Graf Friesen zusammengebrochen.

Ein wohlthätiger und schmerzloser Tod hatte ihn so blitzschnell vor dem drohenden Gespenst eines vereinsamten Alters bewahrt, daß seine Züge nicht einmal

einen gramvollen Ausdruck anzunehmen die Zeit fanden — es lagen noch auf denselben der Wiederschein des letzten Glückes und eine hehre, unendliche Ruhe.

Und diese Ruhe teilte sich, nachdem die erste Bestürzung überwunden war, den gesamten Bewohnern des Schlosses mit.

Man hörte kein Schluchzen, sondern nur gedämpftes Flüstern, man sah in den Augen keine Thränen, sondern nur verstohlene Blicke, die mit fragendem Ausdruck auf Weras blassen Zügen haften blieben.

Graf Friesen war ein streng gerechter, aber niemals besonders gütiger Herr gewesen, und wenn auch niemand seinen Heimgang als eine besondere Erlösung empfand, so erschien er auch keinem als ein unersetzlicher Verlust.

Der andre Tote aber war stets wie ein Schatten gewesen.

Man hatte gewußt, daß er dereinst, früher oder später, das gräfliche Erbe übernehmen werde; er war ein unbeschriebenes Blatt.

Der Wind hatte das Blatt verweht; ein alter Name war erloschen, das Leben rauschte darüber hin, und die Lebenden wandten ihren Blick in die neue Zukunft. Sie lag in Weras Händen. —

Wera Malinsky bedurfte naturgemäß einiger Sammlung, bevor sie sich die Folgen der letzten Begebenheiten klar machen konnte; ihr Geist drängte nicht darauf hin, aber sie wurde von den Thatsachen zur Erkenntnis getrieben. Sie wußte, daß der Graf kein Testament errichtet hatte, und es war ihr ebenfalls bekannt, daß Rönnekamp kein Lehen oder Fideikommiß sei.

So war sie die einzige, nächste und gesetzliche Erbin ihres Oheims und von diesem Augenblick an Herrin seines gesamten Vermögens.

Alle materiellen Fragen, die sich bis jetzt an ihre Zukunft geknüpft hatten, erschienen jetzt so unendlich gleichgültig gegenüber der einen, die nun in den Vordergrund trat.

Der Frage nach einer treuen, stützenden und schützenden Hand! — —

Schon in den Morgenstunden dieser Nacht schrieb sie an ihren Bräutigam.

Sie teilte ihm den Tod des Oheims und ihres Vetters mit, und wenn es ihr auch widerstrebte, gleichsam unter den Augen des Abgeschiedenen von ihrer äußern Lage zu reden, so deutete sie dieselbe doch zwischen den Zeilen an.

Der Schluß ihres Briefes aber lautete:

„Du hast eine schwere Krankheit hinter Dir und bist von derselben noch nicht vollkommen hergestellt. Das habe ich aus Deinem Schreiben ersehen und will aus diesem Grunde auf dasselbe nicht näher eingehen.

Bei dem Begräbnis meines Oheims werden wir uns wiedersehen, und wenn in Deinem Herzen noch die alten Wünsche und Hoffnungen leben, dann wollen wir die Zuversicht hegen, daß eine freundliche Zukunft uns die Schatten der Vergangenheit verscheuchen wird."

XVI.

Manfred war thatsächlich noch immer krank.

Der Arzt hatte ihn allerdings aus seiner Behandlung entlassen und das körperliche Übel für gehoben erklärt, er hatte aber zugleich angedeutet, daß sich aus irgend einem verborgenen Grunde eine tiefe Melancholie des jungen Mannes bemächtigt habe, deren Beseitigung nur von der Zeit erhofft werden könne.

Manfred verlangte nicht nach Beschäftigung, und man ließ ihn in der Hoffnung gewähren, daß die vollkommene Unthätigkeit das beste Mittel sei, um eine endgültige Genesung herbeizuführen, aber wenn seine Eltern geahnt hätten, auf welche Weise er die langen Stunden zubrachte, während welcher er angeblich weite Spaziergänge unternahm, so würden sie vielleicht auf eine geregelte Beschäftigung gedrungen haben.

Er verweilte unter den Toten.

Jeden Tag wanderte er vor das Dammthor nach dem St. Petrikirchhof hinaus, und diese Neigung erschien um so sonderbarer und krankhafter, als er sich entschieden geweigert hatte, zur Beisetzung des Grafen Friesen nach Rönnekamp zu reisen, und diese Grille damit begründete, daß er die Nähe des Todes hinreichend gespürt und nun das Bedürfnis habe, jede Erinnerung an denselben abzustreifen.

Stundenlang und bis zum Hereinbrechen der Abenddämmerung wanderte er unter den laublosen Bäumen des alten Friedhofs zwischen schweigenden Gräbern auf und ab, und wenn er sich einmal bei besonders milder Witterung auf einer Bank niederließ, dann geschah das regelmäßig in der Nähe eines einzelnen frischen Grabhügels, der noch keinen Gedenkstein trug und auch nur spärlich mit Kränzen geschmückt war.

Es hatte fast den Anschein, als ob Manfred nur dieses einen Grabes wegen die Totenstätte besuchte.

Sie hatten dort den alten Laßen zur Erde bestattet, und weil der Verstorbene keine nähern Verwandten besaß, so war die Pflege seines Grabes dem Friedhofswärter anheimgegeben, der natürlich nicht mehr that, als seine Pflicht unbedingt von ihm verlangte.

Manfred gab dem Manne Geld.

Er erzählte, daß der Verstorbene ihm nahe gestanden habe, und daß es ihm peinlich sei, den Toten so rasch der Vergessenheit anheimfallen zu sehen. Er sei ein guter Mann gewesen.

„Ich habe nicht viel Gutes von ihm gehört, Herr," hatte der Friedhofswärter erwidert. „Er soll die Leute betrogen haben und dann in die Alster gegangen sein. Er mag froh sein — wenn er sich noch freuen könnte —, daß man ihm einen Platz auf dem Friedhof gegönnt hat und daß die Menschen ihn schnell vergessen. Es ist für manchen in Hamburg gut, daß Hamburg so groß ist."

Bei der täglichen Wiederkehr Manfreds wurden die beiden etwas näher miteinander bekannt.

Der Friedhofswärter war, wie dies sein Beruf so mit sich brachte, ein Grübler, der sich mit allerhand philosophisch klingenden Gedanken trug.

Eines Tages sagte er im Laufe einer Unterhaltung:

„Es ist wunderlich, wenn man so seine Betrachtungen darüber anstellt, was

für Volks alles hierher zu mir herauskommt. Ich meine damit nicht die Toten, denn die gehen mich nix an, sondern ich denke an die Lebenden. Natürlich sind es mehrstenteils Weiber, und wenn sie zu den Gräbern ihrer Kinder kommen, dann will ich nix gesagt haben. Aber die Witwen, Herr. Es sind viele darunter, die ihren Männern das Leben sauer gemacht und die ihre Männer damit unter die Erde gebracht haben. Die stellen sich am öfterstenein, manchmal jeden Tag, den Gott werden läßt. Die hätten vielleicht zu Hause was Besseres zu thun, aber es ist, als ob sie bei den Haaren hergezogen würden. Können Sie sich darauf einen Vers machen, Herr?"

„Ja," entgegnete Manfred, „ich kann es."

„So — eigentlich sind Sie zu jung dazu. Ich habe Jahre gebraucht, bis ich den Reim fand. Es ist das böse Gewissen."

„Und das Bedürfnis, etwas gut zu machen," fügte Manfred hinzu.

Der Friedhofswärter spuckte verächtlich auf den Erdboden.

„Für das letztere gebe ich keinen Hamburger Schilling, Herr. Das wäre eine schöne Sache, wenn man hinterdrein alles gut machen könnte mit ein paar Thränen — so wie die Kinder es pflegen. Nein, ich sage Ihnen, es zieht was an. Sehen Sie da das Unkraut an dem Grabe?"

„Das mit den zackigen Blättern?"

„Ja, es ist das erste, was im Frühjahr herauskommt. Die Blätter haben fünf Zacken, wie eine Hand. Das sind die Finger von den Toten, die aus der Erde herauswachsen und nach den Lebenden greifen. Die Gelehrten haben einen besondern Namen für das Zeug, aber den kann ich nicht behalten, und ich bleibe bei meiner Meinung; man sollte es Fingerkraut nennen. Seien Sie froh, Herr, daß dieses Zeug nicht nach Ihnen greift."

„Wie können Sie wissen, ob das nicht der Fall ist?" sagte Manfred.

Da blickte jener ihn von der Seite an und brach ab.

In einiger Entfernung von den beiden wurden Schollen aus einem neuentstehenden Grabe aufgeworfen. Es arbeitete dort ein alter Mann, und der Friedhofswärter schien nach einem Vorwand zu suchen, um sich von Manfred zu entfernen, der ihm unheimlich geworden war.

„Ich muß mal hinübergehen und sehen, wie der sich anstellt," sagte er. „Das ist ein neuer, den ich erst seit gestern in Arbeit habe, und so'n Grabloch will gelernt sein. Das ist so gut wie Häuser bauen, nur mit dem Unterschied, daß es in die Tiefe geht, anstatt in die Luft."

Manfred hatte auch schon hinübergeblickt; das Gesicht des Alten, welches von Zeit zu Zeit über den Rand des Grabes auftauchte, kam ihm so merkwürdig bekannt vor, und er äußerte darüber seine Verwunderung.

„Vielleicht sind Sie schon mal an ihm vorübergegangen," meinte der Friedhofswärter gleichgültig, „denn der Mann war früher Asphaltarbeiter, und die sitzen einem ja überall im Wege. Ich glaube, er heißt Busse."

Die Dämmerung kam und mit ihr die Zeit, wo Manfred heimzugehen pflegte. Aber es war, als ob die Hand, von welcher der Friedhofswärter in seiner geheimnisvollen Weise gesprochen hatte, schon ihr Werk verrichte und ihr Opfer festhalte.

Manfred setzte sich auf die Bank neben Laßens Grab und schaute unverwandt zu dem neuangeworbenen Totengräber hinüber, der jetzt seine Arbeit beendet hatte und langsam näher kam.

Es lagen einige Werkzeuge in der Nähe, die der Mann anscheinend haben wollte, denn es war Feierabend.

Manfred redete den Alten an.

„Sie wollen wohl heimgehen?"

Jener nickte. „Einmal muß man ja doch in seine vier Wände zurück, und hier wird bald abgeschlossen, sonst würde ich ganz gerne bleiben."

„Ist Ihnen diese Arbeit denn so lieb, Herr Busse?"

Klaus Busse stutzte und schüttelte den Kopf.

„Sie kennen mich wohl? Na, meinetwegen, ich kenne Sie nicht. Aber was die Arbeit anlangt, junger Herr, so haben Sie mich wohl nicht richtig verstanden. Ich meine, es wäre gut, wenn man ganz hier bleiben könnte, ohne zu arbeiten und ohne zu denken! Aber davon weiß so ein feiner Herr wie Sie nicht mitzureden, denn Sie kommen doch nur hier hinaus, um sich die lange Weile mal auf eine absonderliche Weise zu vertreiben."

Er nahm sein Handwerkszeug auf und wollte sich zum Gehen wenden, aber Manfred hielt ihn zurück.

„Ich spreche nicht mit Ihnen aus müßiger Neugier," entgegnete er hastig. „Mein Name ist Wilson, und ich kenne Ihren Sohn, er war bei meinem Vater im Dienst. Was macht Karl?"

Der Alte war stehen geblieben und hatte sich auf seinen Spaten gestützt; seine rauhen Hände umklammerten fest den Griff des Werkzeugs, und er blickte starr in die Augen seines Gefährten.

„So," sagte er endlich mühsam, „also aus dem Hause sind Sie. Und Sie fragen mich auch noch, wie es meinem Karl geht? Wollen Sie mich denn verhöhnen, Herr?"

„Nein," engegnete Manfred leise, „das haben Sie nicht zu befürchten. Gott weiß, wie leid es mir gethan hat, daß Ihr Sohn in diesen falschen Verdacht geraten mußte, bloß weil er sich zufällig in unserm Hause befand. Und wenn ich nicht gerade zu jener Zeit schwer krank und besinnungslos darniedergelegen hätte, dann wäre es nie und nimmer so weit gekommen, das dürfen Sie mir glauben, Herr Busse."

Die Worte klangen so seltsam demütig, daß der schlichte Arbeiter schnell seinen Groll vergaß und den jungen Mann sogar mit teilnehmenden Augen betrachtete.

„Also Sie sind krank gewesen — ja, ja, ich entsinne mich, daß mein Karl davon gesprochen hat, und wahr muß das schon sein, denn Sie sehen noch immer was klaterig aus. Und dann können Sie wohl auch nix dafür, Herr Wilson, daß die Gerichte den Jungen noch immer nicht in Ruhe lassen wollen — —"

Sie hatten einige Schritt nach dem Ausgang des Friedhofs gemacht, und Manfred blieb plötzlich stehen.

Er stützte sich schwerfällig an ein Grabgitter und stammelte:

„Mein Gott, davon weiß ich ja noch gar nichts. Ich glaubte immer, daß Ihr

Sohn bereits am folgenden Tage auf freien Fuß gesetzt worden sei, weil die Aussage des eigentlichen — ich meine, weil die Aussage des andern ihn vollkommen entlastet hatte?"

Busse schüttelte den Kopf.

„Er ist frei," entgegnete er finster, „sie haben es doch nicht gewagt, ihn wieder hinter Schloß und Riegel zu thun. Aber die Sache ist nicht tot, oder sie ist wieder lebendig geworden. Ich kenne nicht den Gang der Gerichte, und ich weiß nicht, wie alles in den Gesetzbüchern geschrieben steht. Aber es muß ja wohl so sein, daß sie einen, der schon mal gesessen hat, nicht in Frieden lassen dürfen. Es handelte sich um einen Schmuck oder so was; ich weiß das nicht genau, denn ich habe niemals einen Schmuck in Händen gehabt. Wenn das verfluchte Ding nicht zum Vorschein gekommen wäre, dann hätte sich vielleicht alles im Sande verlaufen, aber der Deibel hat es wieder ans Licht gezerrt, und nun soll's mein Karl gewesen sein. So steht es in der Anklage geschrieben, und wenn man den Wisch liest, dann muß man sagen, daß es ein höllisch geschicktes Machwerk ist, wogegen unsereiner nicht ankommt, und was meinem armen Jungen wohl den Hals brechen wird. Und nun will ich mich von Ihnen verabschieden, junger Herr, denn ich sehe, daß diese Geschichte Sie mitgenommen hat; und Sie sollten auch nach Hause gehen, anstatt hier in der Abendluft herumzulaufen, denn wenn man so krank gewesen ist, wie Sie, dann kann man nie wissen, ob die Sache nicht noch hinterher eine schlimme Wendung nimmt."

Klaus Busse schulterte seinen Spaten, nickte kurz, aber nicht unfreundlich, und wendete sich zum Gehen.

Auch Manfred begab sich auf den Heimweg.

Er ging mit langsamen, müden Schritten wie ein Traumwandelnder, und als er an der Außenalster die Stelle erreichte, wo der alte Laßen in jener Sturmnacht sein Ende gefunden hatte, blieb er stehen und starrte in das Wasser.

Es lag tief und stille und schwarz vor ihm, wie ein schweigendes Geheimnis, und er ging immer näher heran, bis seine Füße am Rande des Bollwerks standen.

So mochte jener Unglückliche auch an diesem Platze geweilt haben, und dann war der Sturm gekommen und hatte ihn hinuntergeweht.

Vielleicht — —

Aber heute war es stille in der Luft. —

Ein Bootsmann kam angerudert und legte mit seinem Nachen gerade dort an, wo Manfred stand: der junge Mann mußte zurücktreten, um jenem beim Aussteigen Raum zu geben, und der Schiffer sagte:

„Se schullen nich so neg bi dat Water stahn, Herr, dat kümmt mitunner vör, dat man de Swindel kriegt, und wer dor unnen ligt, de kümmt sacht nich wedder herut."

Da ging Manfred weiter, und er begab sich auf die andre Seite des Fahrdamms, so weit, daß ihn der Schwindel nicht mehr packen konnte. —

Als er den elterlichen Garten betrat, glänzte ihm aus dem Arbeitszimmer seines Vaters Licht entgegen.

Er besann sich einen Moment, ging sodann in seine Stube, legte dort Hut und Mantel ab und begab sich darauf durch die ebenfalls erhellte Bibliothek in das Gemach des Rechtsanwalts.

Auf dem Wege dorthin blieb er einmal stehen und blickte auf das Getäfel des Fußbodens nieder; es war dort absolut nichts zu sehen, aber wie er so vor sich hinstarrte, machte sein Antlitz den Eindruck eines Menschen, der von einer plötzlichen Vision gepackt wird. Und es würde mancher zu der Überzeugung gelangt sein, daß die Krankheit nur äußerlich gehoben sei, daß sie aber im Verborgenen weiterglimme, wie ein Funke, der auf Luftzug lauert. —

Dr. Wilson saß am Schreibtisch.

Er hatte sich schon daran gewöhnt, daß Manfred bisweilen ohne ersichtlichen Grund bei ihm eintrat, daß er sich stumm in die Sofaecke kauerte, auf die an ihn gerichteten Fragen kaum eine Antwort gab und nach einiger Zeit wieder davonschlich; aber heute kam es anders.

Manfred zog sich einen Stuhl herbei, rückte die Lampe zurück, als ob selbst das verschleierte Licht ihn blende, und sagte ohne weitere Einleitung:

„Ich habe heute gehört, Vater, daß die Anklage gegen unsern frühern Diener Karl Busse erhoben ist. Beruht diese Nachricht auf Wahrheit?"

Dr. Wilson nickte.

„Das Wiederauftauchen der Perlen mußte den Verdacht der Staatsanwaltschaft aufs neue anfachen; ich habe die Anklageschrift selbst gelesen."

„Hältst du die Sache für irgendwie bedenklich, Vater?"

Der Jurist wiegte den Kopf.

„Das läßt sich schwer sagen, mein Junge. Die Gründe des Staatsanwalts greifen gut ineinander. Der Hauptthäter beharrt allerdings dabei, daß es sich lediglich um einen Versuch gehandelt habe, allein das Fehlen der Perlen und das geheimnisvolle Auftauchen derselben straft ihn Lügen. Daß er zu Gunsten Dreyers gelogen haben sollte, ist nicht anzunehmen, denn er hat den Trödler freiwillig als Anstifter denunziert, und sein Haß gegen denselben scheint so groß zu sein, daß er es aller Wahrscheinlichkeit nach nicht verschwiegen haben würde, wenn der gestohlene Schmuck wirklich in die Hände des Hehlers gelangt sein sollte. Dann aber bleibt nur die Annahme übrig, daß Karl Busse Mitthäter ist, denn ein andrer war weder in der Lage, den Raub zurückzugeben, noch ist bei einem dritten ein psychologisches Motiv denkbar. Wenn man endlich noch den verdächtigen Verkehr zwischen Köhler und Busse hinzunimmt, dann steht es allerdings ziemlich bedenklich um den jungen Menschen."

Es entstand eine kleine Pause. Dann sagte Manfred:

„Du hast Mitleid mit ihm, Vater?"

„Wir sind ihm trotz alledem zu Dank verpflichtet, Manfred. Er hat dich in deiner größten Lebensgefahr, am Beginn einer ansteckenden Krankheit, treu gepflegt."

Wieder eine Pause.

„Du glaubst nicht an seine Schuld," sagte Manfred dann abermals.

„Ich halte die Schuld nicht für bewiesen, mein Junge."

„Dann mußt du seine Verteidigung übernehmen."

Die Worte kamen so plötzlich und hastig heraus, daß der Rechtsanwalt stutzte.

„Das ist ein seltsames Verlangen," meinte er endlich zögernd. „Es ist wohl

noch niemals dagewesen, daß der Bestohlene denjenigen verteidigt, der des Diebstahls angeklagt ist."

„Steht ein gesetzliches Hindernis im Wege?"

„Das wohl gerade nicht — indessen —"

„Dann bitte ich dich, meinen Wunsch zu erfüllen," sagte Manfred schnell und dringend. „Du giltst als einer der besten Verteidiger in Hamburg, deiner Beredsamkeit und deinem Scharfsinn muß es gelingen, den Unglücklichen zu retten. Denke doch nur, welchen tiefen Eindruck es auf die Richter machen muß, wenn du selbst, der Geschädigte, für die Unschuld des Angeklagten in die Schranken trittst; es wäre in diesem Falle kaum denkbar, daß die Richter zu einer Verurteilung gelangen!"

Dr. Wilson war aufgestanden und ging, die Hände auf dem Rücken, langsam durch das Zimmer. Er kämpfte offenbar mit sich selbst und konnte nicht zu einem Entschluß kommen.

„Wenn ich noch wenigstens ein Beweismittel für seine Unschuld hätte," sagte er, und Manfred unterbrach ihn hastig:

„Aber seine Teilnahme an dem Diebstahl ist ja eigentlich unmöglich, Vater, das muß ich selbst am besten wissen —"

„Du, Manfred?"

Dr. Wilson blieb stehen und legte die Hand auf den Arm seines Sohnes.

„Du?" sagte er noch einmal erstaunt. „Ich denke, du hast die ganze Nacht hindurch fest geschlafen?"

Der andre schwieg einen Moment. Es kostete ihn offenbar Überwindung, auf diese Sache näher einzugehen, aber endlich erwiderte er:

„Gewiß, Vater — soweit ich überhaupt in jener Nacht daheim war. Ich kam indessen erst ziemlich spät nach Hause, die Zeit vermag ich nicht genau anzugeben, aber es muß wohl nach Mitternacht gewesen sein. Ich wollte Karl noch einen Auftrag geben und war in seiner Kammer, aber er schlief so schön, und darum habe ich ihn nicht geweckt. Kurz darauf muß der Einbruch ausgeführt worden sein, und wenn Karl wirklich an demselben beteiligt wäre, dann hätte er doch wohl nicht kurz zuvor so fest geschlafen."

Dr. Wilson hatte mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört und schüttelte wiederholt den Kopf, als wenn er irgend etwas nicht begreifen könne. Dann aber sagte er:

„Es ist bedauerlich, daß diese wichtige Thatsache nicht schon früher zur Sprache gekommen ist, aber der plötzliche Ausbruch deiner Krankheit macht das schließlich erklärlich. Unter diesen Umständen bin ich nicht nur bereit, die Verteidigung des Angeklagten zu übernehmen, sondern ich halte es sogar für meine heilige Pflicht. Selbstverständlich werde ich dich als Zeugen benennen, und wenn du deine jetzige Aussage vor Gericht unter dem Zeugeneide wiederholst, dann zweifle ich nicht daran, daß es uns gelingen wird, eine Freisprechung zu erzielen." — — —

Als Manfred an demselben Abend das Zimmer seiner Mutter betrat, um ihr eine gute Nacht zu wünschen, war er sehr blaß.

Frau Wilson sah es und strich ihm die Haare aus der feuchten Stirn.

„Mein lieber Junge," sagte sie, „dein Aussehen gefällt mir gar nicht; sind das immer noch die Nachwehen der bösen Krankheit, oder drückt dich irgend ein Kummer?"

Sie waren allein, und der junge Mann setzte sich, wie er es früher so gerne, in der letzten Zeit aber nur selten gethan hatte, zu den Füßen seiner Mutter auf einen niedrigen Schemel.

„Ich denke nur selten an mich," sagte er leise, „aber dagegen sehr häufig an dich, Mutter. In meiner letzten Krankheit ist es mir zum Bewußtsein gekommen, wie sehr ähnlich unsre Naturen einander sind. Über uns beiden schwebt die Krankheit der Zeit — eine Erschütterung, und sie packt uns an. Meine kräftigere Natur vermag solchen Angriffen zu widerstehen, aber für dich fürchte ich täglich und stündlich. Wenn einmal wieder etwas kommen sollte —"

„Was sollte denn jetzt kommen, mein Junge? Die Zukunft liegt doch freundlich vor uns — du wirst dich glänzend verheiraten — —"

Er seufzte.

„Ja, unverdient glänzend. Ich fühle auch eine Schuld gegen Wera, ich habe sie seit meiner Krankheit vernachlässigt und nicht einmal ihren Wunsch nach einem Wiedersehen erfüllt —"

„Du warst noch krank, liebes Kind," entgegnete die Frau tröstend. „Es ist besser, daß dieses Wiedersehen erst erfolgt, wenn die Nachwehen deiner Krankheit vollständig überwunden sind. Mache dir darüber keine Sorgen, ich habe ohne dein Wissen an Wera geschrieben und ihr deine jetzige Stimmung geschildert. Sie will Geduld haben und vernünftig sein —"

Manfred küßte die Hand seiner Mutter.

„Du bist gut," sagte er, „wenn ich dich nur behalte, dann bin ich mit allem zufrieden. Wir müssen nur erst einige Wochen weiter sein."

Er brach ab und verließ langsam das Zimmer. Frau Wilson aber sah ihm besorgt nach und legte die Hand auf ihr unruhig klopfendes Herz.

XVII.

Die Strafkammersitzungen des hanseatischen Landgerichts entbehrten für gewöhnlich jenes aktuellen Interesses, welches die feierlichen Verhandlungen des aus der Volksmitte emporgewachsenen Schwurgerichts regelmäßig beanspruchten, und es war daher an den regelmäßigen Verhandlungstagen mit Ausnahme der gewohnheitsmäßigen „Kriminalstudenten" nur selten Publikum in dem Zuhörerraume versammelt.

Ein Ausnahme von dieser Regel machte sich jedoch an jenem Tage bemerkbar, welcher die endgültige Entscheidung in der Untersuchungssache gegen Köhler und Genossen herbeiführen sollte.

Es fand zwar kein stürmischer Zudrang statt, denn dazu schien weder die Sache noch die Person der Angeklagten angethan, aber die Bänke hinter der Barriere waren doch ziemlich dicht mit Vertretern der bessern Stände besetzt, denn es hatte sich die Mär verbreitet, daß diese Verhandlung ein ungewöhnliches Ereignis bringen werde — die Verteidigung des Diebes durch den Bestohlenen.

Sogar einige Juristen waren erschienen und unterhielten sich während der

Pausen lebhaft darüber, ob in der Geschichte des Rechts schon ein ähnlicher Fall vorgekommen sei, und ob eine derartige Verteidigung überhaupt gesetzlich zulässig wäre.

Die erste Frage wurde mit einem zweifelhaften Achselzucken beantwortet, die zweite dagegen übereinstimmend bejaht, denn das Gesetz enthielt über diesen Fall keine Bestimmung, und es war schließlich nicht einzusehen, warum das Recht sich der idealsten Humanität, die überhaupt gedacht werden konnte, mit einem Verbot entgegenstellen sollte.

„Einer Humanität, die freilich nahezu an Thorheit grenzt," sagten einige in der Praxis grau gewordene Männer.

Andre meinten, der alte, in weiten Kreisen bekannte Verteidiger könne sich diesen sonderbaren Scherz schon erlauben; ein junger Anfänger dagegen würde entschieden den Verdacht der Propaganda auf sich laden — —

Man hatte hinreichend Zeit, seine Erwartung auf eine angenehme Folter zu spannen, denn die Sache gegen Köhler und Genossen stand als letzte auf dem Terminzettel, und die vorhergehenden Verhandlungen zogen sich schier endlos in die Länge.

Von den Beteiligten war vorderhand niemand zu sehen. Ludwig Köhler saß in seiner Zelle; Dreyer und Busse, von denen ersterer der Anstiftung, letzterer der Beihilfe und Hehlerei angeklagt war, befanden sich auf freiem Fuße.

Im Zeugenzimmer hätte man auch einen jungen, blassen Mann sehen können, der bis vor kurzem in den Hamburger Lebekreisen eine hervorragende Rolle gespielt und sich dann plötzlich von allem Verkehr zurückgezogen hatte. Manfred Wilson war auf Antrag der Verteidigung als Zeuge geladen worden, und er saß nun seit langen Stunden zwischen der bunten, schwatzenden und frühstückenden Menge der übrigen Zeugen wie ein Mann, der nicht berufen ist, einem andern die Freiheit zu retten, sondern der gekommen ist, um anzuklagen oder angeklagt zu werden.

Endlich rief die rauh gewordene Stimme des Nuntius die letzte Sache auf, und in dem Zuhörerraum entstand eine flüchtige Bewegung, die gleich darauf in erwartungsvolle Stille überging.

Dr. Wilson erschien in der Amtsrobe und nahm mit einer Verbeugung gegen den Gerichtshof seinen Platz vor der Anklagebank.

Gleich darauf wurde der Untersuchungsgefangene Köhler von einem Gefangenwärter gefesselt hereingeführt und wie das Gesetz es vorschreibt, von den Handschellen befreit. Sodann kam Karl Busse und setzte sich, ohne aufzublicken, neben seinen frühern Mitsträfling, und dann endlich trat als einziger Zeuge Manfred in den Saal und stellte sich, den Rücken der Anklagebank zuwendend, hinter den für die Zeugen bestimmten Tisch.

Es entstand eine kleine Pause; der Vorsitzende blätterte in den Akten und blickte nach der Thür, als ob er von dort her noch eine Person erwarte; es kam auch thatsächlich noch jemand, aber es war nicht der Angeklagte Josias Dreyer, sondern ein Schutzmann in Uniform, der auf den Zehen durch den Saal ging und dem Staatsanwalt ein Papier überreichte. —

„Bote," bemerkte der Vorsitzende etwas ungeduldig, „rufen Sie noch einmal den Namen des Angeklagten Dreyer auf; der Mann scheint sich nicht stellen zu wollen —"

Da legte der Staatsanwalt das Schreiben, welches er soeben erhalten hatte, vor sich auf den Tisch und setzte sein Barett auf.

„Ich erbitte mir das Wort zu einer Mitteilung," sagte er gedämpft. „Der dritte Angeklagte ist nicht mehr in der Lage, sich vor seinen Richtern verantworten zu können, denn ich erhalte soeben die amtliche Mitteilung, daß er in seiner Wohnung sich selbst entleibt hat."

Darauf wurde es sehr stille in dem Saal, und nur von der Anklagebank her ertönte ein leises, knackendes Geräusch.

Ludwig Köhler hatte mit der schwieligen Faust die Barriere umklammert, so daß das Eichenholz unter seinem Griff ächzte. Er sprach kein Wort, aber aus seinen Augen leuchtete eine wilde Freude. —

Dann wurde die ruhige und ernste Stimme des Vorsitzenden laut.

„Wir können die Toten nicht mehr rufen," sagte der alte Mann einfach; „haben Sie Anträge zu stellen, Herr Staatsanwalt?"

„Ich bitte in die Verhandlung einzutreten."

Der Vorsitzende nickte; in geschäftsmäßigem Ton, ohne den Blick von seinen Akten zu erheben, ersuchte er den Zeugen, einstweilen wieder abzutreten.

Manfred hatte ebensowenig wie die übrigen Anwesenden bei der Nachricht von dem Ende des berüchtigten Hehlers einen Laut von sich gegeben, aber der Ausdruck seines Gesichts unterschied sich doch sehr merklich von den Mienen der andern.

Sie hatten alle bis auf einen Schrecken gezeigt, und diesem einen war es nur mühsam gelungen, eine triumphierende Freude zu unterdrücken.

Aber Manfreds Antlitz zeigte nur dumpfe Betäubung.

Das war schon gewesen, als er den Sitzungssaal betrat, und es hatte sich nicht um eine Linie während der Vorgänge der letzten Minuten verändert. Es konnte sogar zweifelhaft erscheinen, ob Manfred von diesen Vorgängen irgend etwas gehört und begriffen habe, denn er sah immer unbeweglich nach der Anklagebank hinüber mit einem schief auf die Erde gerichteten, unsichern Blick.

Und diese Miene behielt er bei, als er wie ein Traumwandelnder den Saal verließ, um in das Zeugenzimmer zurückzukehren.

Auf dem Wege dorthin streifte er eine Frau, die mit ihrem Kinde an der Hand auf irgend jemand wartete, und sein Anblick war so furchterregend, daß das robuste Weib sein Kind beiseite riß und leise zu dem Gerichtsdiener sagte:

„Du lewer Gott, de füht ja ut, als wenn he wat Falsches beswören har," worauf der Nuntius ebenso leise entgegnete:

„Ne, lütt Fru, dat is een vun de Vörnehmen, de het man bloß swiert."

Inzwischen ging drinnen die Verhandlung vor sich.

Der Eröffnungsbeschluß wurde verlesen, nach welchem Ludwig Köhler des vollendeten Einbruchdiebstahls und Karl Busse der Beihilfe an demselben angeklagt war, und der Vorsitzende frug darauf zunächst Köhler, ob er etwas auf die Anklage erwidern wolle.

Der Gefragte erhob sich langsam. Er stemmte seine breiten Fäuste auf die Barriere und blickte sich im Saale um.

Dies war gewissermaßen sein großer Tag, den er schon mehr als einmal erlebt hatte und den er wahrscheinlich noch mehrfach erleben sollte.

Es schien fast, als ob er einen gewissen Kitzel darüber empfinde, hier in dieser feierlichen Versammlung die erste Rolle spielen zu können, und er schien vor dem Ausgang derselben keine Furcht zu empfinden.

„Meine Herren," sagte er gelassen, „ich soll mich hier vor Ihnen verdefendieren, und ich will das auch in allem Respekt vor dem hohen Gerichtshofe thun, aber es wird mir man bloß nicht viel helfen. Denn ich habe schon vor dem Herrn Untersuchungsrichter zugestanden, daß ich eingestiegen bin, um zu stehlen, und dieses bleibt unter allen Umständen bestehen und ist wohl die Hauptsache. Wenn Sie mir nun vorhalten, daß auch wirklich etwas gestohlen worden ist, dann kann ich darauf nix weiter erwidern, denn ich glaube nicht, daß der Herr Staatsanwalt und der hohe Gerichtshof mir mit Unwahrheiten unter die Augen gehen, bloß man, um mich hineinzulegen. Aber verknazt werde ich doch. Und dadrum wird es wohl das klügste sein, wenn ich mich mit Stillschweigen der bessern Einsicht des hohen Gerichtshofes unterwerfe und um eine gnädige Strafe bitte. Dieses, meine Herren, ist meine Verdefension, und damit wäre die Sache für mich wohl zu Ende. Aber wenn Sie mir erlauben wollten, noch für einen andern ein Wort zu sprechen, dann will ich Ihnen sehr dankbar sein. Nicht für den, der an allem die meiste Schuld trägt und der schlimmer war, als alle Spitzbuben von Hamburg zusammengenommen, denn dieser schlechte Kerl hat sich seine Strafe selbst vorweg zugesprochen, und der Herr Staatsanwalt wird sich wohl seinen Vers darauf machen. Aber hier sitzt neben mir einer, der nix gethan hat. Sie haben da verlesen, meine Herren, daß er mir geholfen hätte, aber ich, Ludwig Köhler, habe niemals nicht einen Gehilfen gebraucht, sondern was ich gethan habe in meinem Leben, das habe ich allein ausgefressen, und wenn es schon mal anders gekommen wäre, dann hätte ich mir zum mindesten einen Gescheitern ausgesucht. Denn dieser hier ist ein gutes Schaf, meine Herren, und in seinem Herzen ist kein Falsch nicht. Er ist auch gut gegen mich gewesen, als mir das Wasser an der Kehle stand, aber dadrum gehe ich nicht mit Lügen um, sondern es ist um deswegen, weil ein unschuldiger Mensch nicht ins Loch soll — es laufen genug Schuldige herum, die nicht hineinkommen!"

Ludwig Köhler setzte sich auf die Bank nieder und trocknete sich den Schweiß von der Stirn; das war die längste Rede, welche er in seinem Leben gehalten, und sie hatte ihm Mühe gemacht; aber er war stolz darauf. Und es hatte den Anschein, als ob sie nicht ohne Eindruck auf die Beteiligten geblieben wäre, denn als nun Karl Busse auf Befragen mit leiser, aber fester Stimme erklärte, daß er von der ganzen Angelegenheit nichts wisse, da nickte der Vorsitzende freundlich und drang nicht weiter mit Fragen in ihn.

Es waren wohl nicht gerade die Worte Köhlers gewesen, die den Eindruck hinterließen, aber der Mann hatte mit einem Tone der Überzeugung gesprochen, für den das feine und geübte Ohr der Richter Verständnis besaß.

Und dann erhob sich Dr. Wilson von seinem Sitz.

„Meine Herren," sagte er, „es ist in dieser Verhandlung so viel Seltsames zu Tage getreten, daß es Sie kaum noch in Erstaunen setzen kann, wenn auch die

Formen des Rechts ein verändertes Antlitz tragen. Obwohl ich selbst in dieser dunkeln Angelegenheit das Opfer eines Verbrechens geworden bin, habe ich dennoch kein Bedenken getragen, die Verteidigung des einen der Angeklagten zu übernehmen; aber ich habe es weniger in dem Bewußtsein gethan, Ihnen einen schlüssigen Entlastungsbeweis führen zu können, als vielmehr lediglich in der Hoffnung, durch dieses seltsame Zeugnis meines Glaubens an die Unschuld einen gleichen Glauben in Ihrem Herzen wachzurufen. Und ich möchte den Versuch machen, durch die Aussage meines Sohnes diesen Eindruck zu verstärken. Auch er ist nicht im stande, die dem Angeklagten vorgeworfene Schuld zu widerlegen, und es könnte aus diesem Gesichtspunkt seine Aussage vor dem hohen Gerichtshofe abgelehnt werden; ich stelle daher die Entschließung über meinen Antrag anheim und hege im Falle seiner Ablehnung die Hoffnung, daß das tragische Ende des dritten Angeklagten für meinen Klienten die beste Verteidigung wird."

Der Vorsitzende warf einen fragenden Blick auf den Staatsanwalt, und dieser sagte:

„Auch ich lege kein Gewicht auf die Aussage, deren Inhalt mir aus der Verteidigungsschrift bekannt ist. Da der Zeuge sich indessen an Gerichtsstelle befindet, bitte ich um seine Vernehmung."

So wurde Manfred von dem Boten vor das Gericht geführt und trat hinter den Zeugentisch.

Er war mit dem Vorsitzenden persönlich bekannt und machte vor demselben eine Verbeugung, die dieser mit leichtem, freundlichem Kopfnicken erwiderte und dann sagte:

„Ich bitte Sie, Herr Wilson, die rechte Hand zum Eide zu erheben."

Manfred hatte seine beiden Hände auf den Rand des Tisches gelegt und schien sich an demselben festzuhalten; er war totenblaß und regte kein Glied.

Da sprach einer der Beisitzer leise einige Worte zu dem Vorsitzenden.

Der alte Herr stutzte, besann sich und fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Ich werde," sagte er dann, „soeben darauf aufmerksam gemacht, daß die gesetzlich vorgeschriebene Eidesvermahnung noch nicht stattgefunden hat. Dieselbe ist in diesem Falle wohl überflüssig, indessen mache ich zur Erfüllung der Form den Herrn Zeugen auf die zeitlichen und ewigen Folgen eines Meineides ausdrücklich aufmerksam. Sie haben zu schwören, daß Sie die reine Wahrheit sagen, nichts verschweigen —"

Er unterbrach sich und blickte nach Manfred hinüber. Es mußte ihm irgend etwas aufgefallen sein, denn er stutzte, geriet scheinbar in Verwirrung und wiederholte nochmals die letzten beiden Worte:

„Nichts verschweigen — —"

Dann sprangen plötzlich alle von ihren Sitzen auf.

Manfreds Hände waren langsam vom Rande des Tisches niedergeglitten; er griff damit in die Luft und taumelte.

Sein Vater und der Diener eilten hinzu und stützten ihn; sie führten ihn nach der Zeugenbank und ließen ihn dort Platz nehmen; man brachte ein Glas Wasser, und er schien sich zu erholen.

„Ich bitte um Verzeihung," sagte er mit blassen Lippen, „aber meine Gesundheit ist noch nicht vollkommen wiederhergestellt, und das lange Warten — —"

Da erhob sich der Staatsanwalt.

„Es ist sonst nicht meine Gewohnheit," begann er, „dem Plaidoyer vorzugreifen, aber ich will im Interesse der Humanität eine Bemerkung nicht unterdrücken. Unter den neuen Gesichtspunkten, welche die Verhandlung ergeben hat, ist es meine Absicht, die Freisprechung des Angeklagten Busse selbst zu beantragen, ganz abgesehen von allem, was der Herr Zeuge vielleicht zur Entlastung vorzubringen im stande wäre. Da der Herr Zeuge offenbar unter dem Einfluß eines noch nicht überwundenen körperlichen Leidens steht, so bin ich mit seiner Entlassung einverstanden und hege die Überzeugung, daß auch der Herr Verteidiger nach meiner obigen Erklärung auf die Vernehmung Verzicht leisten wird."

Und so geschah es. —

Manfred erhielt die Erlaubnis, nach Hause gehen zu dürfen, und er verließ auch den Sitzungssaal, aber es hatte den Anschein, als ob dieser große, nackte Bau, in dessen hallenden Korridoren täglich so unendlich viele Menschen mit Furcht und Zittern verweilten, auf ihn eine dämonische Anziehungskraft ausübte.

Er trat in eine Fensternische und blickte hinaus.

Vor ihm lagen die Höfe des Gefängnisses, und er konnte von seinem Standpunkt aus über die Mauern hinweg in ein Viereck blicken, das baumlos, nur mit einem wüsten Rasenfleck in der Mitte, dalag.

Um diesen Rasen gingen in gemessenen Abständen, die Hände auf dem Rücken, eine Anzahl Gefangene in brauner Sträflingskleidung.

Sie hatten ihre Freistunde und mußten nach der Gefängnisordnung frische Luft schöpfen; aber viele von ihnen zitterten im rauhen Winde.

Manfred zählte die Schritte jedes einzelnen und sah auf den Sekundenzeiger seiner Uhr, um festzustellen, wie lange Zeit jeder brauchte, um die Runde zu vollenden.

Es war gerade eine halbe Minute, und das machte im Laufe einer Stunde einhundertundzwanzig Runden.

Dann war der Genuß der Freiheit — o trauriges Wort — auf einen Tag vorüber, aber am folgenden Tage begann das aufs neue, und so ging es im Jahr dreihundertfünfundsechzigmal, und so ging es jahraus, jahrein.

Denn es waren wohl manche da unten, denen ein einziges Richterwort viele Jahre ihres Lebens vernichtet hatte.

Wahrscheinlich in den meisten Fällen mit Recht, in allen Fällen sicherlich mit dem festen und guten Glauben an das Recht.

Denn die wissentliche Rechtsbeugung ist ein so entsetzliches Verbrechen, daß sie nur selten begangen wird. Der Irrtum der Richter ist fast immer fremde Schuld —

Durch die in der Nähe befindliche Thür des Sitzungssaales drangen einzelne zerrissene Worte auf den Korridor hinaus.

Sie sprachen da drinnen — zuerst der Staatsanwalt, dann der Verteidiger. Zuletzt wurde es still; der Gerichtshof hatte sich wohl zur Beratung zurückgezogen. —

Manfred stand noch immer auf seinem Platze in der Fensternische; es war jetzt schon so dämmrig geworden, daß er die Vorgänge im Gefängnishofe nicht mehr

erkennen konnte; aber die Gefangenen waren wohl in ihre Zellen zurückgeführt worden oder in die Arbeitssäle, denn man sah nur dann und wann eine graue Gestalt hin- und herhuschen.

In den Arbeitssälen aber spannen und flochten und webten sie, und sie spannen ihre Sehnsucht in den Faden, und sie flochten ihren Groll in den Bast, und sie webten ihren Gram in das Linnen.

Es war furchtbar, nur darüber nachzugrübeln.

Dann sprach wieder aus dem Sitzungssaal eine einzelne Stimme, als wenn ein Urteil verlesen würde, und währenddessen flammten auf dem Korridor die Gaskronen auf und begannen leise zu singen.

Auch ein Lied von Gram und Reue und Haß — —

Dumpfes Geräusch drinnen — —

Dann kamen sie alle heraus. Zuerst Karl Busse.

Er ging schnell und ohne sich umzublicken die Treppe hinunter; ihm folgte Ludwig Köhler zwischen zwei Gefangenwärtern mit gefesselten Händen.

Er mußte dicht an Manfred vorüber, der sich fest in die dunkle Fensternische drückte, und er sagte im Vorüberschreiten zu seinen Begleitern:

„Nun ist es wieder auf ein paar Jahre aus mit der Freiheit, aber ich pfeife was auf eure ganze Gerechtigkeit — jawohl, ich pfeife —"

Und dabei ließ er ein lautes, gellendes Pfeifen hören und lachte dazu in einer unheimlichen Weise, bis auch seine Gestalt im Schatten verschwand.

Zuletzt kamen die Richter, der Staatsanwalt und der Verteidiger; sie hatten es alle sehr eilig, nach Hause zu kommen, und einige zogen ihre Mäntel erst auf der Treppe an.

Manfred stand in seiner Nische. —

Er wurde von dem Gerichtsdiener, der bei der Verhandlung zugegen gewesen war, angeredet und darauf aufmerksam gemacht, daß hier kein Aufenthalt für ihn sei, und daß er nach Hause gehen möge.

„Sie sehen auch recht schlecht aus," fügte der Mann hinzu, um seiner Aufforderung die Spitze abzubrechen.

Manfred frug, wie die letzte Sache abgelaufen sei, und darauf nahm jener die wichtige Amtsmiene an, die ihm zur zweiten Natur geworden war.

„Die Herren sind sehr gnädig gewesen," sagte er. „Was der junge Kerl ist, so haben sie ihn freigesprochen. Natürlich, seine Vermahnung bekam er mit auf den Weg, denn er wird doch wohl mit dabeigewesen sein und es konnte ihm nur nicht bewiesen werden. Wir nennen das eine Freisprechung mangels genügender Beweise, und es ist eigentlich nur eine halbe, aber daraus macht sich so einer nichts. Er war so fix zum Saal hinaus, daß ich ihm nicht mal ‚auf Wiedersehen' nachrufen konnte, aber er kommt schon wieder, denn wir haben hier so was Fesselndes."

Der humoristische Beamte lachte über seinen eignen Witz und nahm eine Prise.

„Und der andre?" frug Manfred.

„Zuchthaus," entgegnete jener wichtig. „Drei Jahre. Wir haben es sehr gnädig gemacht, denn eigentlich hätte er wegen der unverschämten Lüge das doppelte verdient. Er dachte natürlich, daß er mit Gefängnis davon kommen würde."

Es war nicht Manfreds Art, sich mit Leuten dieses Schlages auf eingehende Erörterungen einzulassen, und die Frage, welche er dennoch stellte, würde weit besser von seinem rechtsverständigen Vater beantwortet worden sein. Aber eine geheimnisvolle Macht schien ihn zu treiben, als er frug:

„Sagen Sie mal, guter Freund, ich bin in solchen Dingen sehr unbewandert, aber die Sache interessiert mich; glauben Sie, daß es bei diesem viel bestraften Verbrecher einen Unterschied — ich meine, daß es einen großen Unterschied gemacht haben würde, ob er wegen Versuch oder wegen Vollendung des Einbruchdiebstahls bestraft wurde?"

Der Gefragte legte seinen Finger an die Nase und dachte geschmeichelt nach.

„Meiner Seel'," sagte er endlich, „das ist eine schwierige Sache. Sehen Sie mal, lieber Herr, ob ich einen totschlage, oder ob ich ihn man bloß totschlagen will, das macht ja wohl am Ende einigen Unterschied, denn in dem einen Fall ist der andre tot, in dem andern Falle aber ist er nicht tot. Aber ob ich nur ein Loch in den Geldschrank mache und hinterdrein Reißaus nehmen muß, oder ob ich bei der Gelegenheit was erwische, das kömmt wohl auf eins hinaus. Aber sicher bin ich meiner Sache doch nicht, denn die Herren machen sehr feine Unterschiede, wie es denn überhaupt mit der Justitia eine kniffliche Sache ist."

Manfred ging. —

Er stieg langsam die Treppe hinunter und versuchte, recht tief aufzuatmen, so wie einer, dem eine schwere Last von der Seele genommen ist.

Aber sonderbar — er konnte die Brust nicht ausdehnen, es war, als ob eine Hand ihm die Lungenflügel zusammengepreßt halte, und dennoch wehte ihm draußen eine kühle, frische Luft entgegen und er wußte überdies ganz genau, daß seine Brust vollkommen gesund sei.

War denn wieder jene unheimliche Krankheit im Anzuge, die ihn schon einmal an den Rand des Grabes gebracht hatte?

Freilich, er hatte den ganzen Tag über nichts genossen, und dieser Umstand mochte wohl die Schuld an dieser Schwäche tragen.

Manfred dachte gar nicht daran, daß sein Vater bereits zu Hause angelangt sein müsse, und daß man wegen jener Ohnmachtsanwandlung auf dem Gericht um ihn in Sorge sein werde.

Er trat in die nächste Restauration und forderte eine halbe Flasche Wein, sowie etwas zu Essen.

Und bis das Bestellte gebracht wurde, saß er da in einer unbestimmten Angst, als ob sich irgend etwas begeben müsse, ähnlich jener sonderbaren Beklemmung, die ihm ohne ein Gefühl des körperlichen Schmerzes den freien Atem raubte.

Richtig — da war sie, jene erwartete und gefürchtete Begebenheit!

Manfred vermochte von den ihm vorgesetzten Speisen keinen Bissen herunterzubringen, die Kehle war ihm ebenso zugeschnürt, wie die Brust.

Mit dem Weine ging es zwar etwas besser; das feurige Getränk rann ihm wohl über die Zunge, aber es hinterließ auf derselben einen faden, widerwärtigen Geschmack.

Die Luft war ihm vergiftet, die Speise war ihm versagt, der Trank war

ihn vergällt, und dennoch spürte er keine eigentliche Krankheit in sich — nichts Körperliches. —

Er begab sich auf den Heimweg und traf zu Hause bereits alles in Sorge. Aber er beruhigte schnell seine Eltern mit der Erklärung, daß die Schwäche, welche ihn auf dem Gericht angewandelt habe, nur eine Folge des langen und ungewohnten Fastens sei. Er habe deshalb auswärts gegessen und empfinde natürlich jetzt keinen Hunger, wohl aber das Bedürfnis nach Schlaf.

Man glaubte der Versicherung, daß er sich im übrigen vollkommen wohl befinde, und seine Mutter küßte ihn mit der zärtlichen Ermahnung, ja recht gut auszuschlafen und am folgenden Morgen ganz frisch zu sein.

Dr. Wilson aber rüstete sich zum Ausgehen, denn er besuchte an bestimmten Tagen einen kleinen Kreis vertrauter Freunde, und heute war einer jener Tage.

Er pflegte alsdann ziemlich spät nach Hause zu kommen und sich, ohne sein Arbeitszimmer noch einmal zu betreten, in den obern Stock hinaufzubegeben, und als er seinem Sohne eine gute Nacht wünschte, sagte er mit Beziehung auf diese Gewohnheit:

„Du wirst heute abend ganz ungestört bleiben, mein Junge, ich will bei meiner Rückkehr die Hausthür leise aufschließen — das heißt, wenn ich es nicht inzwischen vergesse." —

So begab Manfred sich zur Ruhe, und es wurde früher als sonst stille im Hause.

Diese Stille war sehr seltsam. —

Sie schien demjenigen, der ihr ganz anheimgegeben war, gleichsam die Gelegenheit geben zu wollen, mit atemloser Spannung auf das Herankommen von irgend etwas zu harren; auf das Nahen von jener geheimnisvollen Kraft, die sich mit dem Herabsinken der Nacht und der Dunkelheit über die Menschheit zu breiten pflegt —

Vergessen — Schlaf — Traum. —

Und diese Stille schien sich vorgenommen zu haben, den Harrenden davon zu überzeugen, daß jene Genossen der Nacht, anstatt zu kommen, immer weiter in die Ferne schweben — daß sie nie mehr zurückkehren werden — daß es fortan einen Menschen geben wird, der immer und ewig mit Bewußtsein denken muß. —

Kein freier Atemzug, kein Hunger, kein Durst, kein Schlaf — — —

Mit einem unsäglichen Gefühl der Angst erhob Manfred sich von seinem Lager. Er kleidete sich an und ging durch die Bibliothek in das Arbeitszimmer seines Vaters hinüber.

Dort zündete er die Lampe an, begann langsam auf- und abzugehen, und der dicke Teppich, welcher den Fußboden bedeckte, dämpfte seine Schritte so sehr, daß ihn mitunter das Gefühl überkam, er habe auch die menschliche Fähigkeit eingebüßt, ein Geräusch zu verursachen und nur jene andre übrig behalten, sich zu fürchten. Denn zu der beklemmenden, körperlichen Angst gesellte sich die seelische Furcht. Da stand die Thür offen zu dem dunkeln Nebenraum, und auf diesem schwarzen Fleck, der sich gleichsam in der beleuchteten Wand vertiefte, weilten die Blicke des einsamen Mannes.

Er hatte ihn bald vor sich und bald hinter sich, aber er sah ihn beständig.

Da waren Gestalten — undeutlich, blaß, schattenhaft, kummervoll, vorwurfsvoll. Männer und Frauen; solche, die ihm vertraut waren, und solche, die er kaum einigemal in seinem Leben gesehen hatte — unter diesen auch die Erscheinung eines Toten.

Die Uhr auf dem Schreibtisch schlug zehnmal an mit hellem, silbernem Klang; es waren noch zwei Stunden bis Mitternacht — was wird die Geisterstunde bringen? Manfred blieb plötzlich vor dem Schreibtisch stehen; er nahm den Schleier von der Lampe, so daß jede Dämmrung um ihn vom Licht verschlungen wurde; er zündete die beiden neben dem Schreibzeug stehenden Kerzen an und blickte starr in den flackernden Schein.

Aber es wollte nicht anders werden.

Und als er nach einem langen Seelenkampf dessen inne ward, setzte er sich plötzlich an den Schreibtisch, nahm einen leeren Bogen Papier und begann zu schreiben.

XVIII.

Manfred schrieb:

„Ich weiß nicht, wie ich Dich anreden soll, und daher unterlasse ich jede Bezeichnung, welche Liebe und Zärtlichkeit eingeben.

Aber Dein Name ist ‚Wera', das heißt die Wahre, Aufrichtige, und so will ich mein Bekenntnis an die Wahrheit richten und es in deine Hände legen.

Ich habe geglaubt, schweigen zu können, aber diese Abendstunden zeigen mir, daß die Wahrheit sich nicht in eines Menschen Brust einsperren läßt; es müssen zum wenigsten ihrer zwei sein, die darum wissen. —

Ich bin ein Verbrecher. —

Vielleicht kaum vor dem Gesetze, oder doch nur in einer milden Form; aber ich fühle, daß das Gewissen nichts mit dem Rechte zu schaffen hat, sondern nur mit dem, was recht ist.

So lasse ich denn mein Gewissen reden. —

Wera, es hat alles seinen Ausgang genommen von dem, was die Menschen vor andern Dingen am meisten beherrscht, und Du, als die Tochter eines Mannes, der das Geld zu seinem Handwerkszeug gemacht hatte, Du wirst mich am ersten begreifen.

Ich mache Dir keinen Vorwurf, daß in Deinen Adern das Blut Deines Vaters rollt, denn das ist ein Gesetz der Natur; aber weil schon über den ersten Tagen unsrer Liebe jenes Rechnen und Grübeln und Sorgen schwebte, mit dem die Liebe am wenigsten zu schaffen haben sollte, darum, Wera, ist unsre Verbindung zu einem Fluch für mich geworden.

Du legtest Dein Vermögen in meine Hände, und ich nahm es an mich.

Ihr glaubt alle bis auf den heutigen Tag, daß der Zusammenbruch des Hauses, dem Dein Geld anvertraut worden war, auch das letztere mit verschlungen habe. Aber ihr befindet euch alle in einem Irrtum, den ich nicht durch meine Worte hervorgerufen, den ich aber auch ebensowenig durch ein einziges Wort gehoben habe.

Der alte Mann — ich wage seinen Namen nicht niederzuschreiben — hat Dein Vermögen nicht angetastet, Wera, obwohl er rechtlich dazu die Befugnis gehabt hätte, sondern an demselben Tage und zu derselben Stunde, wo das Unglück über ihn hereinbrach, zahlte er es bei Heller und Pfennig an mich aus, und nur die Verwirrung

jener Augenblicke verhinderte es, daß eine Empfangsbescheinigung über die Auszahlung zu den Büchern kam.

Sein plötzliches Ende — mag es nun durch einen Zufall oder durch einen Vorsatz herbeigeführt worden sein — steht mit dieser Thatsache nicht in Verbindung; die Verdächtigungen, welche gegen ihn erhoben sein mögen und die ich zwar niemals gehört habe, aber desto lebhafter ahne — diese Vorwürfe sind nicht mehr zu seiner Kenntnis gekommen, und wenn er wirklich in Verzweiflung selber Hand an sich gelegt hat, dann trage ich zum wenigsten nicht daran die Schuld.

Aber es ist ein schlechter Trost, Wera, daß es Dinge gibt, an denen man nicht die Schuld trägt.

Mein Unrecht gegen diesen Mann bleibt doch bestehen. Und wenn der Welt hundertmal vorgehalten wird, daß er nach strengem Rechtsbegriff Dein Vermögen als Geschäftseinlage verwenden durfte, so wird die Welt tausendmal darauf antworten, daß er es dennoch nicht durfte, weil er das Gegenteil in einer allerdings nicht rechtsverbindlichen Weise Deinem Oheim versprochen hatte —, und die Welt hat recht, wenn sie einen Stein auf sein Andenken wirft.

Ich höre Dich fragen, Wera, warum ich diesen gerechten Tadel nicht mit einem einzigen Worte zerstreue?

Laß mich weiter kommen.

Ich besitze das Geld nicht mehr, ich habe es verspielt.

Es war Dein Wille, daß ich damit handeln sollte, um es zu vermehren, und der Handel an der Börse ist in vielen Fällen auch nicht mehr oder weniger, als ein Spiel —, das hat jener Mann mir in der letzten Stunde, wo ich mit ihm zusammen war, in warnenden und eindringlichen Worten gesagt.

Aber damit will ich nicht rechtfertigen, daß meine Hand nach einem andern Spiele griff; die Hoffnung auf Gewinn war wohl dieselbe, die Aussicht auf Gewinn war vielleicht nicht geringer, aber auch das Unrecht war es nicht.

Und als es geschehen war, da packte mich eine entsetzliche Angst.

Du hättest mir verziehen, Wera, und wir wären vielleicht dennoch glücklich geworden in gegenseitiger Aufrichtigkeit.

Aber der Mensch klebt so erbärmlich an äußerlichen Dingen, daß mein Unrecht mich lediglich darum so groß dünkte, weil es Dein ganzes Vermögen war, das ich auf eine Karte gesetzt hatte.

Wärest Du damals schon, wie heute, Herrin von Millionen gewesen, so würde ich Dir in derselben Stunde meiner Verirrung gebeichtet haben, aber damals dünkte mich dieses Bekenntnis so beschämend und so niederschmetternd, daß ich es nicht abzulegen wagte.

Das war das zweite Glied einer Kette von Schuld, und der Zufall —, nein, nicht der Zufall, sondern das Verbrechen eines andern schmiedete den dritten Ring.

Begleite mich in jene Nacht, Wera, wo das letzte geschah.

Bedrückt durch meinen Verlust, niedergeschmettert von meiner Schuld, verwirrt und fast unzurechnungsfähig durch den Anblick eines Toten, den man in meiner Gegenwart aus dem Wasser gezogen hatte, so kam ich heim. Ich warf mich auf mein

Lager, um den Schlaf und das Vergessen zu finden, aber der Schlaf wollte nicht kommen, sondern statt dessen kam ein Fieber.

Und urplötzlich höre ich in der Stille der Nacht, die nur vom Wehen des Windes unheimlich gestört ward, einen Laut.

Ein Krachen, einen Schlag — ich wußte nicht, was es war.

Aber das Geräusch kam aus dem Zimmer meines Vaters, und ich sprang von meinem Lager auf. Ich zündete eine Kerze an und betrat die zwischen meinem Zimmer und dem Gemach meines Vaters liegende Bibliothek. —

Ich muß bei dieser Gelegenheit einen Stuhl umgeworfen, oder sonst irgend ein Geräusch verursacht haben — es ist mir nicht mehr erinnerlich, aber als ich die Thür öffnete, da hatte sich der Einbrecher bereits geflüchtet. Ich habe ihn nicht mehr gesehen, und auch er kann meiner nicht ansichtig geworden sein.

Der Schrank war erbrochen, das heißt, die Rückwand desselben angebohrt und das kreisrunde Stück eingedrückt.

Man konnte mit der Hand in das Innere greifen, und ich that es, um mich zu überzeugen, ob dem Einbrecher sein Werk gelungen sei.

Ich verletzte mir an den scharfen und wahrscheinlich mit Grünspan bedeckten Rändern der Bruchstelle ein wenig die Hand, aber der Schmerz war so gering und meine Aufregung so groß, daß ich nicht weiter darauf achtete.

Es fiel mir eine kleine Kassette in die Hände.

Sie war verschlossen, und der Schlüssel befand sich nicht in meinem Besitz, aber ich wußte oder glaubte mit Bestimmtheit zu wissen, was dieses kleine metallene Kästchen enthielt.

Mein Vater hatte einige Tage zuvor eine große Summe — es waren über hunderttausend Mark — vor meinen Augen in die Kassette eingeschlossen; er hatte mir dabei mitgeteilt, daß diese Summe mein Eigentum, und daß sie dazu bestimmt sei, mein vorläufiges Heiratsgut zu bilden.

Sie war bereits damals mein unbestrittenes Eigentum, Wera.

Und in dieser Sekunde, von Nacht und Schrecken und Fieber verwirrt, faßte ich den wahnsinnigen Gedanken, der mir damals eine Rettung aus allem Wirrnis dünkte und den ich hernach tausendmal verflucht habe.

Ich beschloß, das Geld — mein Geld — an mich zu nehmen und Dir aus demselben Dein Vermögen zu ersetzen!

Mein Gott, es konnte ja gar nichts herauskommen, denn bei den sichtbaren Spuren des Einbruchs mußte jeder glauben, daß der Einbrecher sich des Kästchens bemächtigt hatte; er würde es ja genommen haben, wenn ich einige Sekunden später, oder wenn ich gar nicht kam, mein Eingreifen hatte seinen verbrecherischen Willen nicht vermindert.

Ich wollte auch nicht meinen Vater schädigen, Wera; es war mein fester Vorsatz ihm gegenüber — ach, mit einer erbärmlichen Großmut freilich — auf mein Erbteil zu verzichten; es sollte mir allein verloren gegangen sein — mir ganz allein!

Ich sehe in deinen großen Augen eine erstaunte und erschrockene Frage.

Ja, ich dachte in jener Sekunde auch daran, daß ich durch meine That einen Mitmenschen schwerer belastete, als er belastet zu werden verdiente.

Aber dieser Mitmensch war ein schwerer Verbrecher, und er hatte thatsächlich stehlen wollen. Ob er dabei einen Schritt weiter gegangen war, oder nicht, das dünkte mich damals so unendlich gleichgültig, daß ich mich gerade über dieses Bedenken am schnellsten hinwegsetzte.

Vielleicht habe ich ihm auch gar nicht weiter nachgegrübelt — —

Ich ging mit meinem Fund — —

Nein, Wera, die Mitternacht ist zu nahe, um einen Lichtstrahl zu finden!

Ich ging mit meinem Raub in mein Schlafzimmer zurück. Es war alles still im Hause, niemand hatte etwas gemerkt.

Aber die Stille durfte nicht durch ein Geräusch unterbrochen werden, und das Aufsprengen der festen Kassette hätte Geräusch verursacht.

So verbarg ich sie in meiner Kommode unter Wäsche an einer Stelle, die keines Menschen Hand berührte, außer meiner eignen.

Es kam ja auch nicht darauf an, ob ich einen Tag früher oder später in den Besitz des Geldes gelangte — und ich fühlte mich so unendlich matt.

Aber geschlafen habe ich nicht. Das Fieber wühlte in meinen Adern, die Hand, mit der ich die That vollbracht hatte, brannte wie Feuer, aber mein Gewissen schlug nicht laut genug, um mich zu zwingen, die That ungeschehen zu machen, obwohl das noch möglich gewesen wäre.

Und so kam der Morgen heran mit seinem schrecklichen Licht und mit seiner entsetzlichen Enthüllung.

Als ich aus dem Munde meines arglosen Vaters erfuhr, daß sich in jener Kassette nicht mehr mein Vermögen, sondern Dein Perlenschmuck befunden habe, als ich inne ward, daß alles, alles, umsonst gewesen sei — da brach ich zusammen. Ich will Deine Phantasie nicht quälen mit der Schilderung jener Qualen, die ich während meiner Krankheit erduldet habe, aber Du darfst versichert sein, Wera, daß jene Tage mir das volle Maß einer gerechten Strafe für alles Vergangene gebracht haben.

Ihr wähntet, daß ich besinnungslos sei und nichts von meinem Zustand wisse, aber so barmherzig durfte die Natur nicht gegen mich handeln.

Nicht alle Gedanken, die wir in gesunden Tagen denken, vermochten in meinem Hirn sich auszuspinnen, aber einer bohrte darin unablässig.

Nicht sterben dürfen — —

Ich weiß nicht, ob Du die ganze dunkle Tiefe dieses Gedankens wirst erfassen können, Wera.

Wir hängen ja alle am Leben, und wenn uns eine ernste Krankheit packt, dann denken wir mit Gram daran, daß sie uns vielleicht hinweglöschen wird. Aber so war es nicht.

Ich wäre so unendlich gerne gestorben, und ich fühlte, daß mein Fuß ganz nahe an der Grenze stehe, daß ich sie halb schon überschritten habe.

Und dennoch durfte das nicht sein, denn wenn ich starb, ohne Dir zuvor Dein Eigentum zurückgeben zu können, dann fand man früher oder später die Perlen in meinem Besitz, dann war ich ein gemeiner Dieb, der die eigne Braut um die letzte

Habe bestiehlt, dann war ich der Einbrecher in den Geldschrank meines Vaters, dann wurde ich — —

Wera, ich wurde der Mörder meiner Mutter, ich — der Tote.

Denn Du weißt, daß die zarte, kränkliche Frau niemals den Schimpf überlebt haben würde, daß ihr toter Sohn als ein gemeiner, habsüchtiger, niederträchtiger Verbrecher vor der Welt dastand — und dieser Gedanke verschloß mir auch während meiner Krankheit die Lippen, er ließ mich auf Genesung hoffen, um einen Schleier über mein Thun breiten zu können.

Ich glaube, es gibt eine Willenskraft, die den Tod zu verscheuchen im stande ist. Fast gegen das Gesetz der Natur genas ich, und als meine Füße mich zum ersten Ausgang trugen, da sandte ich mit verstellter Handschrift den Schmuck an Deine Adresse, und als ich erfuhr, daß er glücklich in Deine Hände gelangt sei, da atmete ich zum erstenmal auf.

Ich träumte nicht mehr von Perlen.

Aber die Schuld muß Übles gebären, Wera, es ist nicht anders.

Jene natürliche und selbstverständliche Handlung, die Rückgabe eines fremden Eigentums, das ich doch nicht hatte stehlen wollen, wurde die Ursache eines falschen Verdachts gegen einen Unschuldigen, der obendrein mich selbst unter Gefahr seines eignen Lebens gepflegt hatte — und sie wurde es nur deshalb, weil sie mit einer Lüge verflochten war.

So entsetzlich genau greifen die Zähne des Räderwerks ineinander, das wir als höhere Gerechtigkeit, als sittliche Weltordnung bezeichnen.

Vor dem Schrecklichsten bin ich bewahrt worden. Wurde der Unschuldige wirklich verurteilt, so mußte ich reden und der Welt meine Schande bekennen. Aber es kam nicht so weit, er ist freigesprochen worden.

Über die Mittel, die ich anwandte, um seine Freisprechung herbeizuführen, laß mich schweigen. Gott hat es nicht zugelassen, daß noch ein weiteres Verbrechen um deswillen begangen wurde, aber wenn Du vielleicht später von dem letzten Abgrund hörst, vor dem meine Füße am Tage des Gerichts standen, dann tröste Dich mit der Gewißheit, daß ich dennoch die Wahrheit gesprochen haben würde, sobald ich es unter Anrufung des Allwissenden thun mußte. —

Und damit, Wera, bin ich am Ende meines Bekenntnisses angelangt. Ich lege es in Deine Hände, weil ich weiß, daß der Rest Deiner Liebe für mich Dir Schweigen auferlegen wird.

Ich selbst gehe abseits in die schweigende Nacht, denn ich bin heute zu der Erkenntnis gelangt, daß das Leben für mich eine Unmöglichkeit geworden ist.

Ich weiß, daß auch dieser Schritt eine schwere Sünde birgt, aber ich finde keinen andern Ausweg aus dem Labyrinth meiner Schuld und ihrer Folgen. Bete für mich, das ist alles, um das ich zu bitten wage — — — —"

Es war die Mitternacht herangekommen. —

Manfred schloß das Schreiben in ein Couvert, versiegelte es fünffach, wie man einen letzten Willen zu versiegeln pflegt, und versah den Brief mit Weras Adresse.

Unter die Adresse schrieb er die Worte: „Nur eigenhändig zu eröffnen" und legte den Brief auf die Platte des Schreibtisches.

Dann ging er in sein Schlafzimmer hinüber und kehrte nach einigen Minuten zurück.

In seiner Hand blinkte etwas wie Stahl.

Er löschte die beiden tief niedergebrannten Kerzen aus und verschleierte die Lampe — —

So stand er mitten im Zimmer, ein Opfer jenes unseligen Wahns, der wie ein Gespenst durch die verblendete Welt geht. — —

Und in diesem Moment öffnete sich leise hinter ihm die Thür; Dr. Wilson war zurückgekehrt und hatte, seinem Versprechen gemäß, geräuschlos in den obern Stock hinaufgehen wollen; da war ein Lichtschimmer auf seinen Weg gefallen, und nun stand er hinter seinem Sohne.

Er übersah die Sachlage mit einem einzigen Blick, und mit jener Ruhe, die uns in dem Moment des höchsten Schreckens und des tiefsten Leids von oben gegeben wird, legte er seine Hand auf die schon gehobene Mordwaffe.

„Unglücklicher," sagte er leise, „was wolltest du thun —?!"

Manfred war wie erstarrt.

Er duldete es schweigend, daß der Vater den Revolver nahm und in seinen Schreibtisch schloß; er ließ sich willenlos zum Sofa führen und blieb dort sitzen, ein gebrochener Mann, die Hände vor dem Gesicht.

Und endlich löste sich seine Erschütterung in einem Strom von Thränen.

Dr. Wilson ließ ihn gewähren; er ging, die Hände auf dem Rücken, langsam im Zimmer auf und ab, und als Manfred endlich etwas ruhiger geworden war, blieb er vor ihm stehen und sagte schmerzlich:

„Du bist krank, Manfred, sonst hättest du nicht auf diesen wahnsinnigen Gedanken verfallen können."

Aber jener schüttelte langsam den Kopf.

„Wegen einer Krankheit würde ich nicht zu diesem letzten Mittel greifen, Vater. Eine Krankheit geht vorüber, oder sie löst uns auf; wozu da noch dem Lauf der Dinge vorgreifen? Aber weißt du, Vater, was nicht vergeht, wovon wir nicht sterben, und was uns dennoch nicht leben läßt?"

„Eine Schuld," sagte der alte Verteidiger ganz leise.

„Ja; eine Schuld, du hast es getroffen. Es ist nicht gut, daß du kamst, Vater; das sollte erst alles vorüber sein. Aber nun werde ich mein Bekenntnis nicht mehr ablegen können. Vielleicht —"

Manfred brach plötzlich ab und deutete auf den Schreibtisch.

„Dort liegt alles niedergeschrieben. Es war nicht für dich bestimmt, aber wenn du doch einmal an eine Schuld glauben mußt, dann ist es besser, daß du sie auch kennst. Öffne die Siegel, Vater, und lies."

Dr. Wilson ging langsam an den Schreibtisch und setzte sich schwerfällig nieder. Seine Hand zitterte sehr heftig, als er das an Wera gerichtete Schreiben erbrach, aber die langjährige Gewöhnung der Selbstbeherrschung gab ihm soviel Kraft, daß er, ohne eine Miene zu verziehen, den kaum trocknen Bogen durchlesen konnte. Er that es sehr langsam, und legte bisweilen den Kopf in die Hand, als ob er über

etwas nachdenken müsse, was ihm unbegreiflich erschien, aber kein Laut kam dabei über seine Lippen, kein Seufzer, kaum ein hörbarer Atemzug.

Und dann stand er auf und trat vor seinen Sohn hin.

Er hatte sich hoch aufgerichtet, und wer ihn so gesehen hätte, der würde ihn nicht für einen Verteidiger, sondern für einen furchtbar ernsten Richter gehalten haben.

„Manfred," sagte er, „das ist entsetzlich. Ich will jetzt nicht von der Schuld reden, die du in diesem Schriftstück bekennst, denn ich weiß aus meinem Beruf, daß ein Fehltritt sich aus dem andern mit zwingender Notwendigkeit entwickelt, und ich weiß, daß einem irrenden Menschen vieles verziehen werden kann, wenn er zur Erkenntnis seines Unrechts gelangt. Ich will auch nicht auf das geschriebene Recht hinweisen, denn soweit ich die Sache in diesem Moment überblicke, liegt eine Verletzung des Strafgesetzes kaum vor. Für das, was du im Leichtsinn und in Not gethan hast, ist dir eine Strafe zu teil geworden, die kaum härter gedacht werden kann, aber das, was du thun wolltest, Manfred, das wäre ein Verbrechen gewesen, vor dem mir graut. Du wolltest aus dem Leben scheiden, ohne den befleckten Namen eines Toten rein zu waschen; du wolltest schweigend hinweggehen, ohne den Verdacht, der noch heute auf einem Unschuldigen lastet, zu zerstreuen — und du, Manfred, wolltest vor deinen ewigen Richter mit dem Bewußtsein hintreten, daß deinetwegen ein Verbrecher schwerere Strafe erdulden muß, als ihm nach dem Gesetz zu teil werden durfte. Und das alles hast du Thor gewollt, um deinen Namen unbefleckt zu hinterlassen, du hast gehandelt in Selbstsucht und Feigheit und Unbarmherzigkeit. Was verdient der Mann, der das thut?"

„Die Verachtung," sagte der Unglückliche leise.

Dr. Wilson nickte finster.

Aber dann blickte er auf die gebeugte Gestalt seines Kindes nieder, und es brach dennoch ein mitleidiger Strahl aus seinen ernsten Augen.

„Du hast an deine Mutter gedacht, Manfred," fuhr er milder fort, „das entschuldigt vieles. Auch ich denke in dieser bittern Stunde mit Bangen daran, wie deine Mutter die Nachricht von dem tiefen Falle ihres Kindes überwinden wird. Aber glaubst du, Manfred, daß sie es überlebt haben würde, der Leiche eines Selbstmörders in das schuldbewußte Antlitz zu blicken?"

Manfred schwieg, und es wurde sehr stille in dem Gemach.

Dann erhob noch einmal der alte Mann seine ruhige, klare Stimme.

„Es ist so schlicht und einfach zu begreifen, Manfred, was du in dieser traurigen Sache zu thun hast, daß ich nicht weiter mit dir darüber zu reden brauche. Und es unterliegt auch für mich keinem Zweifel, daß du es selbst thun mußt. Ich habe wohl als Verteidiger häufig die Pflicht auf mich nehmen müssen, ein beschämendes Bekenntnis der mir anvertrauten Missethäter dem Gericht zu unterbreiten, und ich würde mich nicht scheuen, für mein eignes Fleisch und Blut die gleiche Last zu tragen. Aber das darf nicht sein. Es handelt sich nicht nur darum, ein Unrecht wieder gut zu machen, sondern dein eignes Gewissen muß entlastet werden, damit es dir in Wahrheit möglich ist, zu leben. Und glaube mir, Kind, das Gewissen kann nur befreit werden durch eine eigne freiwillige und mannhafte That. Was dann kommt, ist unabwendbar. Die Welt wird ein herbes Urteil über dich fällen, und ein Schatten

desselben wird auch das Leben derer umhüllen, die dir das Leben gegeben haben. Es wird ein Reif auf deine Liebe fallen, und es ist ungewiß, ob die Liebe hinreichende Wärme besitzt, ihn zu schmelzen. Aber selbst dann, wenn dein Fuß dazu verurteilt ist, auf rauhen und einsamen Wegen zu gehen, so wird dein Haupt doch im Lichte der Wahrheit sein, und die Wahrheit trägt uns über alles Leid in ihre ewige Heimat. Dazu helfe dir Gott!" — — —

Hohe Schule.

Roman

von

C. von Dornau.

I.

An einem trüben, regnerischen Herbstnachmittage tummelten eine größere Anzahl von Herren und Damen ihre Pferde in der Reitbahn der Dysenburger Kürassiere. Es war draußen aber auch ein so unfreundliches Wetter, daß an einen Spazierritt im Freien kaum zu denken war. Da bewegte man lieber die Pferde in der Bahn, wobei die Herren außerdem das Vergnügen hatten, die beiden reizenden Töchter ihres Kommandeurs bewundern zu können, die heute gleichfalls hier ihren täglichen Reitübungen oblagen. „Bewundern" war der richtige Ausdruck. Denn die beiden schlanken Mädchengestalten saßen so tadellos auf den schönen Braunen ihres Vaters, regierten die feurigen Tiere mit so meisterhafter Sicherheit, daß die zahlreichen anerkennenden Ausrufe der Herren wirklich nicht nur den Töchtern des Oberst, sondern den Reiterinnen als solchen galten. Daß die Reiterinnen jung und hübsch waren, that der Bewunderung freilich auch nicht gerade Abbruch. — —

„Sehen Sie nur, wie das älteste Fräulein von Machingen den Schwarzbraunen in der Hand hat!" sagte der dicke, kleine Reserveoffizier in der Mitte der Manege mit schier andächtigem Staunen zu den danebenstehenden Kameraden. Er selber war im Grunde seiner Seele immer wieder froh, wenn er vom Gaul heruntersteigen konnte, und das Dienstjahr bei den Dysenburger Kürassieren war mehr eine Laune seines Vaters, des reichen Weinhändlers, wie sein eigner, dringender Wunsch gewesen.

„Die beiden Braunen unsres Kommandeurs gehen noch, obgleich sie wahrhaftig auch nicht leicht zu reiten sind — aber den Fuchs verkaufte ich an des Obersten Stelle lieber heute als morgen," sagte ein andrer der Herren; „der ist ein gar zu heimtückisches Vieh!"

Der hagere Rittmeister neben ihm mit dem scharfgezeichneten, verlebten Gesicht lächelte spöttisch.

„Der Fuchs wäre eigentlich ein Pferd für Sie — was, Seebach?" fragte er boshaft, und sein dolchartig scharfer Blick streifte einen Augenblick höhnisch prüfend über die fette, untersetzte Figur des kleinen Lieutenants. Dann hingen seine Augen wieder, wie vorher, unverwandt an dem prächtigen Braunen, der so zierlich dahintänzelte unter seiner leichten Last, und in den kalten, dunkeln Augen glühte ein heißer Strahl auf.

Lenore von Machingen schien die Blicke nicht zu fühlen, die so leidenschaftlich an ihr hafteten. Unbekümmert ließ sie ihr Pferd alle Gangarten probieren, und kein einziger Blick fiel auf die Zuschauer. Sie ritt ganz allein und schien einzig in ihre Aufgabe vertieft. Der kleine, energische Mund blieb festgeschlossen, und keine Miene veränderte sich in dem jungen Gesicht.

Ganz anders war das Verhalten der beiden andern Damen, die hinter ihr ihre Pferde durch die Bahn lenkten. Die lebhafte junge Frau von Serben war in eifrigster Unterhaltung mit den begleitenden Herren begriffen, und die ganze zierliche Persönlichkeit atmete Frische und Heiterkeit. Der Kommandeur hatte die junge Gattin seines Etatmäßigen gebeten, die Rolle der Ehrendame bei seinen Töchtern zu übernehmen, und die niedliche kleine Frau war sehr stolz auf dies ihr anvertraute Ehrenamt. Ihr Mann freilich hatte lächelnd gefragt, wen der Herr Oberst denn nun zur Ehrendame für seine Frau bestimmen wolle? Denn sie habe doch selber noch eine solche oftmals sehr nötig! — Er ritt jetzt sehr vergnügt neben der jüngsten Tochter des Kommandeurs und scherzte mit dem reizenden Backfischchen, das seine Neckereien höchst gewandt parierte.

„Wird Ihr Herr Vater die beiden Damen nachher abholen?" fragte er jetzt, sein Pferd anhaltend. Fräulein Fanny hatte erklärt, daß sie müde sei und nicht weiter reiten wolle.

Die junge Dame schüttelte lachend das feine Köpfchen.

„Papa? Uns jetzt, nachmittags vier Uhr, abholen? Wo denken Sie hin, Herr von Serben!" lachte sie. „Der hat jetzt keine Zeit für seine Töchter — er hält nachmittags um diese Zeit stets seine Denkübungen ab, müssen Sie wissen!"

„Denkübungen?" Der Major gab sich Mühe, ein sehr ernstes Gesicht zu machen.

„Nun ja — mit dem Kopfe auf dem Sofakissen natürlich! Er behauptet freilich, er läse die Zeitung und ruhe dabei nur ein wenig auf der Chaiselongue. Aber ich kann Sie versichern, daß er nachher keine Ahnung hat, was in der Zeitung steht. — Als gute Tochter habe ich nun den schönen Namen ‚Denkübungen' für diese Stunde der Siesta erfunden — es klingt gut, was? So ganz eines Kommandeurs würdig!"

„Fräulein Fanny, Sie sind ein unverbesserlicher kleiner Spottvogel!" drohte Frau von Serben, die jetzt gleich ihnen in der Mitte der Bahn hielt.

„Ja, ich müßte mich eigentlich bessern, da ich nun morgen schon siebzehn Jahre alt sein werde," sagte Fanny ernsthaft. Sie sah über die Gruppe der jungen Leute fort, die plaudernd in der Nähe standen, und ihre Blicke blieben an dem scharfen Profil des Rittmeisters hängen, der noch immer seine ungeteilte Aufmerksamkeit der einsamen Reiterin widmete.

„Was sagen Sie denn dazu, Herr von Bissich?" fragte sie in erhöhtem Tone und zwang ihn so, seine Augen von der Schwester ab- und ihr zuzuwenden.

„Wozu, gnädiges Fräulein?" fragte der Angeredete, wie aus einem Traume aufschreckend.

Das Backfischchen warf hochmütig den Kopf zurück.

„Ja, ich bitte Sie, haben Sie denn geschlafen?" fragte sie pikiert. „Ich sprach davon, daß ich morgen schon meinen siebzehnten Geburtstag feiere!"

Rittmeister von Bissich machte eine ironische Verbeugung.

„Wirklich schon?“ versetzte er in spöttischem Tone. „Dann ist es mir wohl gestattet, meine allerunterthänigsten Glückwünsche zu diesem hochwichtigen Ereignisse —“

Er hielt mitten im Satze inne. Das kindliche Geschöpf da, welches Major von Serben soeben aus dem Sattel gehoben hatte, sah ihm mit dem kühlen Hochmut der gereiften Weltdame gerade ins Gesicht.

„Mein Geburtstag ist erst morgen, wie ich bereits vorhin erwähnte,“ sagte Fanny ruhig; „ich bedaure also, heute noch keine Glückwünsche annehmen zu können!“

„Bravo, Fräulein Fanny!“ lachte Frau von Serben amüsiert, die jetzt neben ihr auf dem sandigen Boden der Reitbahn stand. „Geben Sie's ihm nur tüchtig, unserm boshaften Rittmeister; er kann's vertragen! Ei — wer ist denn der bildhübsche Husarenoffizier, der eben da drüben mit Herrn von Radeck auftaucht?“

Fanny knixte lachend.

„Ich danke im Namen der gesamten Familie Machingen,“ sagte sie mit komischer Würde; „dieser bildhübsche, junge Husar ist mein reizender Bruder Hans, der seit heute vormittag auf Urlaub bei uns weilt, und jedenfalls kommt, um seine Schwestern ritterlich heimzugeleiten!“

„Ich wußte gar nicht, daß der Herr Oberst auch noch einen Sohn habe!“ rief der dicke Reserveoffizier.

„Jawohl — es geht mal in drei Teile, wenn überhaupt etwas da ist!“ sagte der Backfisch völlig ruhig.

Der dicke Seebach machte ein sehr verblüfftes und etwas entsetztes Gesicht, Rittmeister von Bissich aber lachte laut auf und blickte mit flüchtigem Interesse in das pikant unregelmäßige Gesichtchen mit den klugen, kühlen Augen. Welcher Unterschied zwischen den beiden Schwestern! dachte er dabei. Dieselben schlanken, ebenmäßigen Figuren, die wundervolle Haltung, das reiche, aschblonde Haar; aber damit hört die Ähnlichkeit auch auf. Nicht ein Zug in dem schnippischen Kindergesichtchen hier erinnert doch an die schöne Schwester! Und seine stechenden Augen folgten wieder der Richtung, die sie heute fast unausgesetzt genommen.

Fanny sah es mit ärgerlichem Stirnrunzeln. Sie stellte hastig den Bruder ringsum vor und winkte dann der Schwester energisch zu. „Hast du denn noch nicht bald genug, Lola?“ rief sie verdrießlich; „du siehst doch, daß Hans auch schon wartet!“

Der blutjunge Husarenoffizier lachte fröhlich auf. „Laß sie doch nur, Kleine,“ sagte er sorglos; „wir haben ja alle drei nichts zu versäumen, und ich habe euch so lange nicht zu Pferde gesehen. Von der Lola kann mancher von uns lernen! Was meinst du, Georg?“ Er stieß den jungen Offizier, der ihn hierher begleitet, neckend an.

Georg von Radeck antwortete nicht. Sein frisches, offenes Gesicht strahlte, seine ehrlichen Augen leuchteten vor Entzücken beim Anblick der jugendlichen Reiterin. Das junge Mädchen befand sich jetzt nur noch ganz allein zu Pferde. Sie hatte dem Bruder einen fröhlichen Gruß zugenickt und ritt ihm nun lächelnd den schönen Schwarzbraunen vor. Hans von Machingen stand mit komischer Grandezza in der Mitte des Zirkels, die Arme in die Seite gestemmt, und begleitete die Vorführung

mit halblauten Ausrufen und gelegentlichen Lobsprüchen. Der Rest der kleinen Gesellschaft hatte sich auf die niedrige Tribüne am Ende der Bahn begeben und sah von dort aus zu.

„Spanischer Tritt! Sehr schön, Lola!“ lobte jetzt ihr Bruder, in die Hände klatschend.

Die andern Herren folgten begeistert seinem Beispiel.

„Man sollte fast denken, man wäre in einem Circus,“ lachte Frau v. Serben.

„Hohe Schule, geritten von Leonore Freiin von Machingen,“ sagte die jüngere Schwester spöttisch. „Das wäre allerdings neu und ungewöhnlich! Übrigens — ein Engagement zur Schulreiterin haben wir schon in der Tasche, Lola und ich! Sie lachen? Bitte sehr, das ist Faktum. Habe ich Ihnen die Geschichte noch nicht erzählt?“

„Nein, und da bin ich doch sehr gespannt, — ist Ihr Ruf schon so weit gedrungen?“

„O, es war furchtbar lächerlich — — Sie wissen doch, gnädige Frau, daß Lola und ich in diesem Sommer ein paar Wochen bei unsrer Tante Breitenbach im Stift zubringen mußten — es war schrecklich dort, zwischen all den verbitterten alten Damen, die auf Gottes Erdboden nichts weiter zu thun haben, wie sich gegenseitig Bosheiten zu sagen; ich wäre gewiß vor Langeweile gestorben oder kurz entschlossen vorher ausgerückt, wenn nicht auf dem Ökonomiehof des Stiftes ein paar hübsche, junge, wirklich famose —“

„Volontäre, gnädiges Fräulein?“

„Pferde, Herr Major — gewesen wären. Sobald Lola und ich diese Entdeckung gemacht, ließen wir uns von Luischen unsre Reitsättel und -Kleider schicken und entsetzten die alten Damen durch stundenlange, einsame Spazierritte. Die Gräfin Tante war natürlich ganz besonders empört, — sie schimpft ohnehin schon immer über unsre extrem einseitige und unweibliche Erziehung, wie sie sich ausdrückt. Du lieber Gott, ja! Zu Stützen der Hausfrau oder Kindergärtnerinnen hat uns unser guter Vater nun mal nicht erzogen — aber was wollte ich doch gleich erzählen?“

„Wie Sie im Stift bei Ihrer Frau Tante Breitenbach ein Engagement für den Cirkus Renz erhielten — neugierig bin ich, wie das zusammenhängt!“

„Das werden Sie gleich sehen — übrigens habe ich kein Wort vom Cirkus Renz gesagt — der betreffende Besitzer heißt Ballini — —“

„Ah! Auch eine gute Marke! Und so werden wir also im nächsten Winter das Vergnügen haben —“

„Gar nichts werden Sie haben, Herr von Bissich, wenn Sie mich weiter fortwährend unterbrechen! Eines schönen Morgens reiten meine Schwester und ich weiter, wie je vorher, und befinden uns bald in ganz unbekanntem Gelände. Vor uns liegt eine kleine, sandige Mulde, ziemlich kreisrund, auf drei Seiten von Wald umgeben; uns gerade gegenüber öffnet sich die Aussicht auf eine weite Ebene, aus der sich in einiger Entfernung eine größere Stadt erhebt. ‚Wie geschaffen zur Reitbahn!‘ sage ich; ‚vorwärts!‘ Wir geben uns also gegenseitig eine kleine Vorstellung und amüsieren uns königlich dabei. Plötzlich ertönt ein donnerähnliches Beifallklatschen. Lolas Gaul war an derartige spontane Huldigungen nicht gewöhnt und steigt kerzengerade. Aber sie zwingt ihn natürlich sehr bald — da taucht vor uns aus dem Walde eine urdrollige Erscheinung auf: kleine, untersetzte Figur, dickes, rotes Gesicht, Cylinder,

kühn gewichster Schnurrbart, feuerroter Schlips. Das Ganze wendet sich verehrungsvoll an meine Schwester. ‚Ich bitte tausendmal um Verzeihung, meine Gnädige, aber Ihre berückenden Leistungen rissen mich hin — noch nie haben meine Augen' — na, und so weiter; kurz, der ganze Mensch floß über von Entzücken. Er stellte sich als Direktor Ballini vor, und fragte allen Ernstes, zu welcher Truppe wir gehörten. Zu meinem Schmerze mußte ich ihm gestehen, daß wir's leider noch zu keinem Engagement gebracht — —. ‚Kommen Sie zu mir,' flehte da der Dicke; ‚ich engagiere Sie sofort — Sie sollen es nicht bereuen, meine Damen!' Mit Mühe machte Lola ihm begreiflich, daß sie nur zu ihrem Vergnügen reite und auf sein freundliches Anerbieten nicht eingehen könne —. ‚Schade! Jammerschade!' sagte er immer wieder mit wehmütigem Kopfschütteln. Und so verließen wir ihn — ein entsagungsvolles, total geknicktes Rohr!"

Fanny erzählte mit übersprudelnder Lebendigkeit, wobei sie auf dem niedrigen Geländer der Tribüne saß und mit Vergnügen beobachtete, daß alle, ohne Ausnahme, ihr belustigt zuhörten. Auch Herr von Bissich stand jetzt neben ihr und sah ihr lachend in das gerötete Gesichtchen mit den lebensprühenden Augen. Die kleine Fanny war sich sehr genau bewußt, daß sie in diesem Augenblick besonders hübsch und fesselnd aussah. Herr von Bissich hatte ja auch einmal die Bemerkung gemacht, wie gut ihr diese kindlich naive Art des Erzählens stehe; sie ließ also ihre hübschen grauen Augen blitzen, und die kleinen Hände gestikulierten lebhaft.

Ihre ältere Schwester war herangeritten und hörte gleichfalls lächelnd zu. Als Fanny aber geendet, zog sie ihre kleine, goldene Uhr aus dem Gürtel, warf einen Blick darauf und rief erschreckt: „Schon vier Uhr vorbei! Papa wird uns sehnsüchtig erwarten — willst du so gut sein, Hans, und mir hinabhelfen?"

Der junge Husar war in ein scherzhaftes Gespräch mit Frau von Serben vertieft und hörte nicht sogleich. Die andern Herren sprangen aber eiligst herzu — allen voran Georg von Radeck, dem der Rittmeister von Bissich auf dem Fuße folgte.

„Das ist meine Sache heute, Radeck!" sagte der ältere Offizier kurz und machte eine Bewegung, als ob er den jungen Kameraden beiseite schieben wollte.

„Ich bitte gehorsamst um Entschuldigung, Herr Rittmeister!" rief Radeck mit aufblitzenden Augen. „Ich war zuerst hier und glaube deshalb auch den Vorzug haben zu dürfen — —"

„Mir wäre lieber, Sie wären bei Ihren Rekruten stets der erste," sagte sein Vorgesetzter in schneidendem Tone. „Sie sind heute früh mal wieder fünf Minuten zu spät zum Dienst gekommen — da fehlt's eben leider manchmal am nötigen Eifer!"

Der junge Offizier trat mit dunkelgerötetem Gesicht einen Schritt zurück und biß sich zornig auf die Lippen. Der Rittmeister aber schickte sich an, der Tochter des Kommandeurs den begehrten Ritterdienst zu leisten. Das junge Mädchen hatte ruhig die Scene mit angesehen; auch von Bissichs halblauten Worten war ihr kein einziges entgangen. Sie richtete sich jetzt hoch auf und sagte, abwehrend das schöne Haupt schüttelnd: „Ich bedaure, Herr von Bissich; in diesem Falle war Herr von Radeck entschieden der erste, und Sie müssen mir schon gestatten, mich nach meinen persönlichen Beobachtungen zu richten. Ich denke doch, daß wir im Verkehr zwischen Herren und Damen keine dienstlichen Angelegenheiten erörtern wollen!"

Sie streckte Radeck freundlich die Hand entgegen und ließ sich von dem freudig errötenden jungen Manne vom Pferde heben. Dann grüßte sie die beiden Herren ein wenig herablassend durch ein höfliches Neigen des Hauptes und schloß sich den beiden andern Damen an, die bereits dem Ausgang der Reitbahn zuschritten.

Fanny hatte ihren Arm ungeniert durch den der Frau von Serben geschoben und plauderte scheinbar unbefangen weiter. Trotzdem war ihrem scharfen Auge nicht die geringste Einzelheit der Scene zwischen Lola und den beiden Herren entgangen. Mit atemlosem Interesse sah sie sich jetzt nach dem Rittmeister um, der sich schweigend abgewandt hatte und sporenklingend quer durch die Reitbahn auf seinen Burschen zuging. Er sprach ganz ruhig mit dem Kürassier, der noch immer das Pferd seines Herrn am Zügel hielt, und schickte ihn mit dem Tier nach Hause. Und jetzt kam er wieder zu den Damen zurück, mit demselben kalten, gleichgültigen Ausdruck in seinem farblosen Gesicht, und redete Frau von Serben mit kühler Höflichkeit an. Die kleine Fanny bewunderte ihn in diesem Augenblicke noch glühender wie sonst. „Da steckt Rasse drin!“ dachte sie begeistert. „Er zuckt mit keiner Wimper und läßt's niemand merken, daß ihn die Lola hat abfallen lassen! Wie kann sie aber auch! Ja, wenn sie sich noch für den Radeck interessierte! Aber der ist ihr doch im Grunde ebenso gleichgültig, wie die andern alle. O, es ist abscheulich von ihr!“ Und Fanny ballte zornig die kleine Hand um die Gerte.

Die Reitbahn lag ein Stück außerhalb des Städtchens, in einem alten Kloster, dessen übrige Räume jetzt als Regimentskammer und Waffendepot benutzt wurden. Um zur Wohnung des Kommandeurs am entgegengesetzten Ende der Stadt zu gelangen, wählte die kleine Gesellschaft nicht den nächsten, aber holprigen Weg durch die unebenen Straßen, sondern den weitern, aber auch ungleich hübschern Spaziergang durch die Promenade auf den alten, grünbewachsenen Wällen des frühern Reichsstädtchens. Das Wetter hatte sich aufgeklärt, die frühe Dämmerung des Novemberabends war hereingebrochen, der Mond stand am östlichen Horizont, und hinter den Türmen und Zinnen verglomm das Abendrot. Das Ehepaar Serben war schon im Anfang der Promenade nach seiner Wohnung abgebogen, und ein Teil der jungen Offiziere schloß sich ihnen an. Die andern begleiteten die drei Geschwister noch ein Stück Weges. Fanny ging voraus, sie hatte mit einer ihrer herrischen Kopfbewegungen den Rittmeister von Bissich an ihre Seite gewinkt — das Backfischchen verstand es schon vortrefflich, sich die gewünschten Herren heranzukommandieren — und versuchte ihn durch sprudelnde Lebhaftigkeit und witziges Geplauder zu fesseln. Radeck hatte den Platz an Lolas Seite behauptet, und Hans machte mit den übrigen jungen Leuten den Schluß.

„Was haben Sie nur immer mit Ihrem Rittmeister, Herr von Radeck?“ fragte Lola plötzlich, nachdem sie einige Minuten schweigend, jeder in Nachdenken vertieft, dahingeschritten waren.

„Ich, gnädiges Fräulein? Was sollte ich wohl mit meinem Schwadronschef haben!“ sagte der junge Offizier lachend; aber eine tiefe Unmutsfalte senkte sich in seine offene Stirn. „Er beehrt mich mit seinem allerhöchsten Übelwollen — das ist alles.“

„Aber warum nur in aller Welt?“ fragte das junge Mädchen kopfschüttelnd. „Es ist mir schon mehrfach aufgefallen, daß er einen förmlichen Haß auf Sie hat. Er muß doch irgend einen Grund dazu haben!“

Der junge Offizier atmete tief auf und sah seine Begleiterin mit einem dunkeln, rätselhaften Blicke an; aber er erwiderte nichts auf ihre eifrige Frage, und sie fuhr mit erstauntem Aufblick fort: „Wissen Sie es wirklich nicht?“

„Doch — ich weiß es!“ versetzte Radeck mit einem erneuten, tiefen Atemzuge; „aber ich kann mich darüber Ihnen gegenüber jetzt nicht aussprechen — genug, daß Herr von Bissich mir den köstlichen, ungezwungenen Verkehr in Ihrem Hause neidet, den Ihr gütiger Vater dem frühern Herzensfreunde seines verstorbenen ältesten Sohnes gestattet — daß er in mir einen Gegner, einen Feind fürchtet, der seinen eignen Interessen entgegenzuarbeiten versucht. Er bemüht sich deshalb, mir den Dienst so unbequem wie möglich zu machen, was ihm auch reichlich gelingt. Ich habe schon mehr als einmal daran gedacht, mich all diesen Nadelstichen zu entziehen, die mir neben vielem andern in den letzten Zeiten das Leben verbittern. Aber Verzeihung, gnädiges Fräulein! Ich bin nicht gewohnt, zu klagen, und Sie werden Ihren alten, fröhlichen Georg Radeck gar nicht wiedererkennen — —“

„Ich hoffe, Sie nehmen meine Teilnahme nicht für Neugierde!“ versetzte die junge Dame ein wenig stolz. „Sie, der intimste Freund meines lieben verstorbenen Bruders, haben eben als solcher ein Anrecht auf unser aller Freundschaft — ich habe es Ihnen wohl angemerkt in der letzten Zeit, daß Sie Sorgen oder Kummer hatten, und bin recht betrübt deshalb gewesen!“

„Waren Sie das wirklich, Fräulein Lenore?“ fragte der junge Offizier mit aufleuchtenden Augen in leisem, innigem Tone.

„Ich habe sogar schon darüber nachgedacht, wie Sie am besten aus diesem unangenehmen Verhältnis zu Ihrem Vorgesetzten freikommen könnten!“ sagte das Mädchen mit so herzlicher Freundlichkeit, wie sie sie außer Radeck kaum noch einem andern Offizier in ihres Vaters Regiment bewies. „Wie wäre es denn, wenn Sie Papa bäten, Sie von hier fortzuversetzen?“

Radeck blieb unwillkürlich stehen und machte eine Gebärde des Schreckens.

„Fort — von hier? Und das raten Sie mir, gnädiges Fräulein?“

„Natürlich nicht in ein andres Regiment — das wäre ja ein Verlust für uns alle! Nein, nur nach Kleinhagen zur dritten Schwadron — das ist ja nicht weit von hier, und die Herren sind doch mindestens alle paar Wochen einmal in Dysenburg. Wäre das nicht eine sehr gute Idee?“

Der junge Offizier war sehr blaß geworden.

„Jeden Monat einmal nach Dysenburg kommen zum Liebesmahl, und dazwischen drüben in dem elenden Kleinhagen sitzen und sich vor Sehnsucht nach hier verzehren — das ist allerdings ein vorzügliches Mittel gegen alle meine Kümmernisse!“ sagte er bitter.

Lola sah erstaunt auf.

„Ich verstehe Sie nicht, Herr von Radeck!“ sagte sie fast erschrocken; „ich meinte es doch so gut!“

„Ja, Sie meinten es doch so gut,“ wiederholte Radeck tonlos. Er strich sich mit der Hand über die Augen und fuhr dann rasch in seinem gewöhnlichen Tone

fort: „Aber das kann mir ja nicht helfen — das Verhältnis zu meinem Rittmeister ist das kleinste von den Übeln meines jetzigen Lebens; ich muß da ganz andre Hebel ansetzen — doch das alles kann Sie wirklich nicht interessieren!"

„Sie kränken mich durch dies Mißtrauen, und das ist doch sicher nicht Ihre Absicht," sagte das junge Mädchen sanft.

„Nein, gewiß nicht, Fräulein Lenore — verzeihen Sie mir!" bat Radeck ernst. „Mir sind Kopf und Herz so voll und schwer, daß Sie mir in Ihrer Güte vielleicht ein wenig Nachsicht gewähren, wenn ich Ihre freundliche Teilnahme mit Undank zu lohnen scheine — ich hoffe mich bald wieder zurecht zu finden."

„Und dann werden Sie mir Ihr Herz ausschütten und mich teilnehmen lassen an allem, was Sie bedrückt, nicht wahr?" rief Lola herzlich und reichte ihm abschiednehmend die Hand; sie waren vor dem Hause ihres Vaters angekommen. Fanny stand schon in der Hausthür und wartete auf die Geschwister.

„Wie gut sich meine Schwester und Herr von Radeck immer unterhalten!" sagte sie freundlich zu Bissich, der neben ihr stehen geblieben war. „Nun, wir sind ja auch ganz alte Bekannte aus der Kinderzeit her! Da hat man so viele gemeinsame Interessen — guten Abend, meine Herren!"

Sie grüßte sehr liebenswürdig, warf noch einen raschen Blick auf das Gesicht ihres bisherigen Begleiters, sah befriedigt, wie zornig er die Lippen zusammenpreßte und wie kühl er sich vor ihrer Schwester verneigte, und verschwand lustig singend in dem dunkeln Treppenhause.

II.

Freundlicher Sonnenschein fiel am nächsten Morgen durch die Fenstervorhänge in das große Speisezimmer des Machingenschen Hauses und leuchtete auf dem Silber und Krystall des Frühstückstisches. Auf der Stirn des Obersten aber, der mit dröhnenden Schritten im Zimmer auf- und abging, lagen im Gegensatz zu der freundlichen Umgebung düstere Gewitterwolken. Sein Sohn, der mit sehr gedrücktem Aussehen noch am Frühstückstisch saß und verlegen mit dem Löffel in seinem längst kalt gewordenen Kaffee herumrührte, kannte und fürchtete diese drohenden Schatten auf der sonst so heitern Stirn des fast immer froh gestimmten, nachsichtigen Vaters — sie waren in den letzten Jahren, seitdem Hans als Avantageur bei den Husaren eingetreten war, mehr als einmal aufgetaucht und regelmäßig die Folge einer kleinen pekuniären Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn.

„Darf ich mir vielleicht nun die Frage erlauben, was du dir eigentlich dabei wieder gedacht hast?" fragte der Oberst jetzt sehr ärgerlich und blieb seinem Sohne gegenüber an der andern Seite des Speisetisches stehen.

Der junge Husar sah einen Augenblick in das strenge Auge des Vaters und senkte dann schuldbewußt von neuem das Haupt.

„Ja — eigentlich — offen gestanden gar nichts, Papa," sagte er zögernd; „es kam so ganz von selbst — Breller schlug ein harmloses kleines Feuchen vor nach dem Liebesmahl. Erst spielten wir auch um ganz bescheidene Einsätze; aber wir hatten

mächtig heiße Köpfe, und da verloren ein paar von uns die Besonnenheit und pointierten immer höher — und schließlich, als wir aufbrachen, da — —"

„Da hatte mein hoffnungsvoller Herr Sohn elfhundert Mark Spielschulden!" ergänzte der Oberst die stockende Rede. „Und dann kommt er ganz vergnügt angereist und beichtet dem Vater beim ersten Frühstück zu Hause so nebenher, daß er diesmal nicht bloß nicht mit der Zulage ausgekommen ist, sondern auch noch Spielschulden — Ehrenschulden hat. Der gute Vater ist ja dazu da, um ohne weiteres zu bezahlen — er soll doch ja nicht bloß Freude erleben an seinem Jungen, der seit drei Jahren sein einziger ist!"

„Lieber Vater!" rief der junge Offizier aufspringend und faßte zärtlich die Hand des ältern Mannes. „Verzeihe mir nur dies eine Mal noch — ich verspreche dir feierlich, daß es diesmal wirklich das letzte Mal sein soll!"

Der Oberst machte hastig seine Hand frei und schüttelte das Haupt mit einer Gebärde, die ebensoviel Unglauben wie Schmerz ausdrückte.

„Das versprachst du bisher jedesmal, Hans!" sagte er traurig. „Du kannst es mir nicht verdenken, wenn ich kein großes Zutrauen mehr zu deinen Versprechungen habe — und bisher waren es nur kleinere Schulden, die du mir eingestehen mußtest, und die ich ohne viel Federlesen zu machen bezahlte, so sauer es mir manchmal auch ankam. Ich bedachte eben deine Jugend, das Beispiel wohlhabenderer Kameraden, die vielen Ansprüche, die gesellschaftlich an einen jungen Offizier gestellt werden. Nicht viele Väter würden so nachsichtig und milde denkend gewesen sein, das glaube mir, Hans! Aber in diesem Falle liegt die Sache noch ganz anders — — du hast gespielt, mein Sohn, und damit den ersten Schritt auf der abschüssigen Bahn gethan, auf der so manches Familienglück, so manche Mannesehre zu Fall gekommen ist! Die Summe, die du verspielt hast, ist außerdem zu groß, als daß ich sie zahlen könnte — du hast dich gewaltig verrechnet, wenn du erwartetest, daß der Kommandeur eines Kavallerieregiments von seinem Gehalt derartige Ersparnisse machen kann!"

Der junge Offizier hob das hübsche, noch so kindliche Gesicht empor, das unter des Vaters strengen Worten dunkel errötet war.

„Bei Gott, das habe ich auch nicht gedacht," stammelte er verlegen; „ich meinte, daß mein mütterliches Vermögen — —"

Der Oberst schob den Stuhl, auf dessen Lehne er sich gestützt, mit einer heftigen Bewegung zurück.

„Dein mütterliches Vermögen?" wiederholte er scharf betonend. „Ich will dir sagen, mein Kind, worin es besteht — — es sind noch bare achtzehntausend Mark davon da, wovon also auf dein Erbteil zweitausend Thaler entfallen — das übrige Vermögen, das deine selige Mutter mir zugebracht hatte, ist in den zehn Jahren unsrer Ehe aufgebraucht worden — ich selbst besaß nicht einen Pfennig, als ich heiratete. Nachdem deine Mutter vor fünfzehn Jahren gestorben, legte ich den Rest ihrer Mitgift sicher für dich und deine Geschwister an — es ist alles, was euch einmal nach meinem Tode übrig bleibt!"

Hans war einen Schritt zurückgetreten und starrte fast fassungslos in das tiefernste Gesicht seines Vaters. Was er eben gehört, schien ihm förmlich die Sprache zu rauben vor Bestürzung.

Der Oberst nickte mit einem bittern Lächeln vor sich hin.

„Ja, da ist es mal wieder, das sogenannte glänzende Elend des Offizierstandes!“ sagte er nach einer kleinen Pause in schmerzlichem Tone. Die wenigen Notgroschen werden aufgebraucht, um die Kinder standesgemäß erziehen zu können, und nachher ist nichts mehr da, um ihnen die Wege zu ebnen, wenn sie nun ins Leben hinaustreten sollen. Nichts können die Eltern ihnen mitgeben auf dem Fluge in die Welt hinaus, wie den vornehmen Namen, der sich dann oft wie Blei an ihre Flügel hängt, und die gesteigerten Ansprüche ans Leben, die Rang und Stellung des Vaters ihnen eingeimpft haben — vanitas vanitatum!“

Er wandte sich ab und begann von neuem ruhelos im Zimmer auf- und abzugehen. Dann blieb er abermals vor seinem Sohne stehen.

„Ich werde die elfhundert Mark also von diesem deinem mütterlichen Erbteil für dich ablösen, um deine Schulden damit bezahlen zu können, und will versuchen, die Summe nach und nach wieder zu ersetzen, indem ich monatlich etwas von meinem Gehalt zurücklege. Aber ich mache dich darauf aufmerksam, Hans, daß es die letzten Schulden sind, die ich für dich bezahle — kommst du noch einmal mit einer ähnlichen Beichte, wie der heute abgelegten, so zahle ich dir den Rest deines Geldes aus und ziehe meine Hand von dir ab — du kannst dann sehen, wie du ohne mich fertig wirst! Nein — keine Versprechungen!“ Der Oberst hob schweigengebietend die Hand mit einem erneuten bittern Lächeln — „die Sache ist für heute abgethan und ich wünsche keine überflüssigen Redensarten zu hören — du weißt jetzt, woran du dich zu halten hast!“

Er nahm die Mütze von einem Seitentischchen und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen. Aber er legte die Kopfbedeckung wieder beiseite, und über sein ernstes Gesicht flog ein freundliches Lächeln: sein jüngstes Töchterchen tänzelte fröhlich singend in diesem Augenblick ins Zimmer. Sie trug einen großen Korb der herrlichsten Rosen vor sich her, hinter deren Blütenpracht ihr reizendes Köpfchen fast verschwand, und ihre zierlichen Füße schienen kaum den Fußboden zu berühren, als das liebliche, blonde Geschöpf jetzt hereinflog. Hinter ihr tauchte die breite Gestalt des alten Luischens auf, das schon lange Jahre im Machingenschen Hause weilte und von der Stellung einer Kinderfrau allmählich zu der Würde einer Beschließerin und Wirtschafterin avanciert war. Die Alte klatschte abwechselnd in die Hände und schüttelte wieder den grauen Kopf; ein fröhliches Lächeln verklärte ihr furchenreiches Gesicht, und ihre Augen hingen bewundernd an dem rosigen Antlitz ihres Lieblings.

Fanny setzte den Korb auf die nächste Tischecke, trat einen Schritt zurück, musterte die Blumen mit kritischem Blick und nickte dann befriedigt.

„Ei, sieh da,“ rief der Oberst scherzend, „ein Geburtstagsangebinde für Jungfer Fanny! Von wem denn, wenn ich fragen darf?“

Das junge Mädchen versteckte die Rechte, in der sie eine Visitenkarte hielt, schelmisch auf dem Rücken und warf übermütig lachend den Kopf zurück.

„Jawohl, das rätst du in deinem ganzen Leben nicht, Väterchen!“ rief sie ausgelassen. „Oder doch? Versuche es einmal!“

„Ich würde sagen, daß unser guter Georg Radeck der Jugendfreundschaft diese Rosen widmete — aber eine solche Fülle zu dieser Jahreszeit überstiege doch wohl seine Kasse!“

Fanny zuckte wegwerfend die Achseln.

„Der? I bewahre!“ sagte sie fast verächtlich. „Ja, wenn noch Lola Geburtstag hätte!“

„Was redest du da schon wieder für Unsinn!“ sagte die ältere Schwester in verweisendem Tone. Sie war unbemerkt hinter der alten Luise ins Zimmer getreten.

„Doch nur die Wahrheit, meine Gnädigste,“ sagte das junge Geburtstagskind schnippisch. „Nein, Papa — Lolas getreuster Anbeter war es nicht — rate also weiter!“

„Dann doch jedenfalls der Rittmeister von Bissich?“ fragte Hans, der gestern nachmittag Fanny in so lebhafter Unterhaltung mit diesem Herrn gesehen hatte. Er war der Schwester im Herzen innig dankbar für die Unterbrechung, die sie in seine Unterredung mit dem Vater gebracht hatte und hoffte, diese kleine Neckerei würde ihr Spaß machen.

Fanny errötete glühend und warf ihm einen sehr wenig freundlichen Blick zu.

„Nein! Der auch nicht!“ sagte sie kurz.

„Muß ich denn mein ganzes Offiziercorps durchraten, oder machst du's gnädig und bringst die Karte da wieder zum Vorschein?“ fragte der Oberst belustigt. Die Aussprache mit dem Jungen war ihm vorhin ein wenig auf die Nerven gefallen, und er war froh, den peinlichen Eindruck jetzt wieder abschütteln zu können. Dem lebensfrohen, gütigen Manne war jede Herbheit, jede Strenge selber höchst unbequem.

Fanny zog langsam die ominöse Karte hervor und sah triumphierend umher. Dann fing sie an, bedächtig, jede Silbe betonend, vorzulesen:

„Dem liebreizenden Geburtstagskinde erlaubt sich innigste Glückwünsche zu Füßen zu legen

von Kussow,
Generalmajor und Kommandeur
der ..ten Kavalleriebrigade.“

Der Oberst streckte lachend die Hand nach der Karte aus — er glaubte zuerst an einen Scherz seines losen Töchterchens. Aber nein, da stand es wirklich und wahrhaftig — er ließ die Hand mit der Karte sinken und sah seine Jüngste sehr erstaunt an.

„Der General! Wahrhaftig, der General!“ sagte er endlich ganz verblüfft.

Fanny nickte eifrig.

„Der General höchstselbst!“ kicherte sie. „Ja, was sagst du nur dazu?“

Der Oberst konnte sich noch immer nicht von seinem Erstaunen erholen.

„Das ist ja — außerordentlich liebenswürdig von ihm!“ brachte er endlich hervor.

„Und ein klein wenig verdächtig!“ scherzte Hans und drohte der Schwester mit dem Finger. „Wann hat unsre Kleinste denn diese Eroberung gemacht?“

„Als der hohe Herr vor vierzehn Tagen zur Schnitzeljagd hier weilte und nachher ein Mittagessen in unsrer bescheidenen Häuslichkeit einzunehmen geruhte,“ sagte Lola, nun gleichfalls lachend. Der Gedanke, daß der weit über dreißig Jahre ältere Mann dem Backfischchen da huldigen solle, erschien ihr unsagbar komisch.

„Und da hat ihn der Liebreiz dieser zarten Elfe bezwungen?“ fragte Hans und zog neckend an dem langen, blonden Zopf der Schwester.

„Ich selbst war in jenen Tagen leider nicht in Dysenburg, um das Kind beaufsichtigen zu können," lachte Lola; „ich war gerade beim Onkel Hugo zu Besuch und kenne den General überhaupt noch nicht. Aber nach allem, was ich gehört habe, hat sie ihm schon riesig imponiert, als sie bei der Schnitzeljagd den Fuchsschwanz errang. Als sie dann nach Tisch unserm Vater, wie gewohnt, die Cigarre angeraucht hat, soll er völlig bezaubert gewesen sein; das sehen und um die gleiche Vergünstigung bitten, war eins bei dem galanten alten Herrn!"

„Und daß sie seinen Wunsch erfüllte, hat seinem Herzen dann wohl anscheinend den letzten Stoß gegeben," vollendete der Oberst heiter; „jedenfalls sind diese Rosen das greifbare Resultat!"

Fanny versenkte das feine Näschen in die duftigen Blüten und hörte scheinbar gleichgültig zu. Aber ihre hellen Augen blitzten herausfordernd, und ein Lächeln befriedigter Eitelkeit spielte um den kleinen roten Mund.

„Wie sieht sie denn eigentlich aus, deine neueste Flamme?" erkundigte sich Hans, der das brüderliche Vorrecht des Neckens gar zu gern auskostete.

Fannys Gesicht veränderte sich augenblicklich; sie kniff die vollen roten Lippen fest zusammen, daß sie nur noch wie eine schmale Linie erschienen, streckte das Kinn vor, zog den Kopf ein wenig zwischen die Schultern und ging mit schleppenden, etwas unsichern Schritten durch das Zimmer. Dann blieb sie plötzlich vor Hans stehen, richtete mit einem förmlichen Ruck ihre zierliche Gestalt hoch, schlug die Hacken zusammen und sagte mit langsamem, etwas näselndem Tonfall: „So sieht er aus!"

Der Oberst lachte unwillkürlich laut auf. Es war unmöglich, in der von Fanny gleichsam nur mit ein paar Strichen gezeichneten Karikatur das Charakteristische in Aussehen und Wesen des Generals zu verkennen. Dann aber faßte sich Herr von Machingen und zwang sich zu einem ärgerlichen Stirnrunzeln. Die boshafte Kleine scharf ansehend, sagte er mit scheinbarer Strenge: „Zum Dank für den liebenswürdigen Glückwunsch machst du dich in dieser Weise über den Herrn General lustig? Schäme dich, Fanny!"

„Jawohl, lieber Papa, ich schäme mich," sagte Fanny sanft mit demütigem Augenaufschlag, hinter dem doch tausend Kobolde lauerten.

„Fräulein, man muß nicht médire in die absence von die Mensch!" mahnte auch Hans jetzt; er ahmte dabei getreulich in Worten und Stimme die ehemalige französische Erzieherin seiner Schwestern nach, die mehrere Jahre im Machingenschen Hause geweilt hatte und den Söhnen durch ihre kühne Behandlung der deutschen Sprache besonders lieb geworden war.

Der Oberst drohte ernsthaft mit dem Finger.

„Was ich für Kinder habe!" seufzte er dabei. „Jetzt macht sich der Bengel gar über eure ehrwürdige, alte Mademoiselle Héricourt lustig!"

„Mlle Coralie Héricourt-d'Astier; — bitte, Papa, das nicht zu vergessen!" sagte Lola heiter. „Sie legte immer hohen Wert auf ihren schönen Doppelnamen, die gute Alte!"

„Was machst du denn da, Fanny?" fragte der Oberst jetzt wirklich ärgerlich.

Die kleine Sünderin hatte sich in eine Ecke gestellt und fingierte ein zerknirschtes Schluchzen.

„Ich schäme mich noch immer so schrecklich," brachte sie stoßweise hervor. Dann wandte sie sich um und brach in ein unwiderstehliches Lachen aus. Ihre beiden Geschwister leisteten ihr dabei Gesellschaft, während sie auf den Vater zulief und ihn zärtlich umarmte.

„Ich will's nie wieder thun," flüsterte sie ihm ins Ohr.

Der Oberst war längst besiegt, sein Ärger gänzlich wieder verflogen.

„Na, das ist recht, mein Puttchen," sagte er liebevoll. „Und du schreibst morgen recht freundlich an den General und bedankst dich, hörst du wohl?"

„Jawohl, lieber Papa!" sagte Fanny wieder mit tiefer Demut.

„So, und nun habe ich genug Zeit mit euch Krabben vertrödelt — der Fuchs steht schon eine halbe Stunde gesattelt auf dem Hofe!" sagte der Oberst vergnügt und griff wieder nach seiner Mütze. „Ich reite nur ein Stündchen, nur um das Vieh zu bewegen — wenn das mal einen Tag gestanden hat, ist gar nicht damit fertig zu werden. Zum Empfang der Geburtstagsgratulanten bin ich wieder da — natürlich — — ja, Vaterpflichten, Vaterpflichten!"

Er stieß einen leisen Seufzer aus, als sein Auge das frische Gesicht seines Sohnes streifte, nickte den Töchtern noch einmal freundlich zu und schritt dann hinaus. Lola trat schnell ans Fenster, um ihm noch einen Gruß zuzuwinken, ehe er vom Hofe ritt; das war eine alte Gewohnheit von ihr. Hans ging an seines Vaters Cigarrenschrank und holte sich eine Echte, von der besten Sorte, die der Oberst nur für Spitzendiners und andre feierliche Gelegenheiten angeschafft hatte, und das Geburtstagskind bemühte sich, auf dem Gabentisch im Salon den Blumenkorb des Generals und die daran befestigte Karte möglichst vorteilhaft und ins Auge fallend zu postieren.

III.

Der Oberst war kurz vor zehn Uhr fortgeritten. Jetzt war es fast elf Uhr, und Lola legte schnell die letzte Hand an ihre Toilette und eilte dann die Treppe hinab. Denn es hatte bereits an der Hausthür geschellt, — das mußte der erste Geburtstagsgratulant sein! Und richtig — im Vorsaal stand Georg von Radeck in großer Uniform, den Helm auf dem Haupte.

„Ah, Sie sind's — und so pünktlich!" sagte Lola heiter. „Das Geburtstagskind ist noch nicht mit der Toilette fertig, da müssen Sie fürs erste mit mir vorlieb nehmen!"

Der junge Offizier, der bei ihrem unvermuteten Anblick zusammengefahren war, nahm den Helm ab und trat einen Schritt auf sie zu. Er sah sehr ernst aus, und auf seinem offnen Gesicht lag eine tiefe Blässe.

„Darf ich bitten, gnädiges Fräulein, mich vorläufig nur dem Herrn Oberst zu melden — ich habe ihn in einer dienstlichen Angelegenheit zu sprechen und wollte Fräulein Fanny erst später meine Aufwartung machen!"

Lola sah erstaunt zu ihm auf. „Dienstlich? Heute?" fragte sie sehr verwundert.

„Ja; es ist in einer Angelegenheit, die keinen Aufschub duldet — ist der Herr Oberst nicht zu sprechen?"

„Papa ist noch nicht vom Reiten zurück, aber wir erwarten ihn jeden Augenblick," sagte Lola rasch mit einem prüfenden Blick in das bewegte Gesicht des Besuchers. „Wenn Sie bitte sogleich in sein Arbeitszimmer eintreten wollen — ich werde ihn benachrichtigen, sobald er heimkehrt."

Sie öffnete die Thür zu dem Zimmer ihres Vaters und forderte Radeck durch eine Handbewegung auf, einzutreten. Aber er zögerte auf der Schwelle und sah sie gedankenvoll an.

„Sie haben keinen Augenblick Zeit für mich?" fragte er bittend.

„Aber gewiß — ich wußte nur nicht, ob es Ihnen lieb war, jetzt zu plaudern — Sie sehen aus, als ob Sie etwas sehr Ernstes vorhätten!" sagte Lola mit einem Blick warmer Anteilnahme. Sie trat in das Arbeitszimmer ein und blieb erwartungsvoll neben dem Schreibtisch stehen. Radeck folgte ihr und schloß hinter sich die Thür zum Vorsaal. Dann trat er mit einem tiefen Atemzug näher und blickte das junge Mädchen einige Augenblicke schweigend an.

„Fräulein Lenore, ich habe die Absicht, meinen Abschied zu nehmen und nach Amerika zu gehen!" sagte er dann plötzlich.

Lola erschrak und blickte ihn fast fassungslos an.

„O, Sie scherzen, Herr von Radeck!" rief sie endlich mit erleichtertem Aufatmen.

„Nein, Fräulein Lenore, ich scherze nicht — mir ist wahrhaftig nicht danach zu Mute," sagte Radeck tiefernst.

Lola hatte sich auf dem Sessel vor ihres Vaters Schreibtisch niedergelassen und blickte prüfend zu ihm auf. Sie bemerkte erst jetzt deutlich, wie verstört der Jugendfreund aussah. Er schien in den wenigen Stunden, seitdem sie ihn zuletzt gesehen, um Jahre gealtert.

„Nein, allerdings — Sie sehen nicht so aus!" versetzte sie nachdenklich. „Aber wie in aller Welt können Sie einen solchen Entschluß so plötzlich —"

„Es ist kein plötzlicher Entschluß!" unterbrach er sie mit einer abwehrenden Handbewegung. Er machte ein paar rasche Schritte durch das Zimmer und blieb dann ihr gegenüber auf der andern Seite des Schreibtisches stehen. „Schon lange trage ich mich damit herum — ich habe ihn seit einem halben Jahre schon in mir ausreifen lassen; aber immer wieder war hier zu viel, was mich zurückhielt — ich konnte mich nicht von — Dysenburg losreißen. Gestern abend — nachdem wir uns vor Ihrer Hausthür getrennt — bin ich noch lange in der dunkeln Promenade auf und ab gelaufen und habe mit mir gerungen — da ist es mir ganz klar geworden, daß ich fort von hier muß, wenn ich nicht zu Grunde gehen soll!"

Georg hatte leidenschaftlich erregt gesprochen. Beide Hände über dem Gefäß seines Palaschs zusammengelegt, den Blick starr auf den Fußboden gerichtet, mit finster gerunzelten Brauen stand er vor dem jungen Mädchen. Sie hatte die Hände im Schoße gefaltet und lauschte mit gespanntester Aufmerksamkeit. Jetzt machte er eine Pause, und sie sah ernst zu ihm auf.

„Sie erzählten mir einmal, daß Sie pekuniär ganz und gar von einem sehr wunderlichen und launenhaften, geizigen, alten Onkel abhingen — hat er Ihnen neue Unannehmlichkeiten bereitet?" fragte sie mit ruhiger Freundlichkeit.

Georg lachte bitter auf.

„Die erlebe ich am Ersten jedes Quartals, wenn er mir die Zulage schickt, die er meiner sterbenden Mutter, seiner einzigen Schwester, damals für mich versprochen — Sie sollten nur einen dieser liebevollen Begleitbriefe lesen! Da wimmelt es von Klagen über die schlechten Zeiten, Vorwürfen über meine Verschwendungssucht — ich habe noch nie einen Pfennig mehr gebraucht oder von ihm erhalten, wie diese feste, sehr bescheidene Zulage — und zum Schluß kommen jedesmal Ermahnungen, dankbar zu sein und ihm seine Güte und Barmherzigkeit nicht zu vergessen. O! Es ist oft zum Rasendwerden! Besser, tausendmal besser, mühsam sein Brot sich selber verdienen, wie von der Gnade andrer abhängen und im Wohlstand leben!"

Lola streckte ihm mit warmem Blick die Hand über den Tisch herüber.

„Ich verstehe Sie — o, ich verstehe Sie so gut!" sagte sie herzlich.

Er sah sie durchdringend an, aber er ergriff ihre Hand nicht.

„Thun Sie das wirklich?" fragte er langsam, bitter. „Ich glaube es nicht recht, Fräulein Lenore!"

Sie zog verletzt ihre Hand zurück.

„Sie sind jetzt zum zweitenmale in kurzer Zeit ungerecht und unfreundlich zu mir!" sagte sie, den Kopf zurückwerfend.

Er machte eine Bewegung, als ob er um den Tisch herum zu ihr stürzen wollte, aber er bezwang sich und blieb stehen. Die Hände, die noch immer das Gefäß seines Degens umklammerten, zitterten heftig.

„Habe ich Sie nicht gestern gebeten, ein klein wenig Geduld mit mir zu haben, Fräulein Lenore?" fragte er fast rauh. „Sie sollten es wirklich thun, um — um der alten Kinderfreundschaft willen!"

Sie sah ihn groß an und nickte.

„Ich will's thun, Georg!" sagte sie einfach.

Sie hielt einen Augenblick inne, dann fuhr sie mit ruhiger Stimme fort: „Sie wollen nun das unerträgliche Joch des geizigen, alten Mannes abschütteln: Das können Sie nur, wenn Sie auf jede Unterstützung von ihm verzichten. Ohne einen Heller Zulage aber können Sie nicht Offizier bleiben; Sie müssen also eine andre Laufbahn einschlagen. Sehen Sie, das verstehe ich alles sehr wohl. Aber warum Sie gleich die Flinte völlig ins Korn werfen wollen, wie man zu sagen pflegt, und an Amerika, die letzte Zuflucht verfehlter Existenzen, denken — das will mir nicht recht einleuchten. Im Gegenteil erscheint es mir — verzeihen Sie mir meine Offenheit — ein wenig phantastisch, über das Ziel hinausfliegend, und das sind wir von unserm klugen, verständigen Georg Radeck doch gar nicht gewohnt!"

Sie hatte mit ruhiger Sicherheit gesprochen. Bei den letzten Worten flog ein leichtes Lächeln um den feinen Mund. Er blickte in die klugen, kühlen Augen, die so unbefangen zu ihm aufsahen, und preßte einen Augenblick die Lippen fest zusammen. Dann begann er von neuem im Zimmer auf und ab zu gehen und blieb zuletzt am Fenster stehen.

Lola sah ihm mit demselben, freundlichen Lächeln nach. Sie kannte dies lebhafte Umherwandern als eine Eigentümlichkeit des nur um einige Jahre ältern Jugendgespielen schon seit der Kinderzeit.

„Ich bin nicht klug und nicht verständig!“ sagte jetzt die grollende Stimme vom Fenster her. „Aber ganz so phantastisch unreif, wie Sie mich in diesem Augenblicke halten, bin ich denn doch auch nicht — der Gedanke, nach Amerika, oder, um die Sache gleich zu präcisieren, nach Guatemala zu gehen, ist in mir im Frühling dieses Jahres zuerst durch einen Brief eines Verwandten angeregt worden, der sich jetzt seit fast drei Jahren dort befindet. Er besitzt drüben ausgedehnte Kaffeeplantagen und sucht einen völlig zuverlässigen, treuen Gehilfen, da ihm die Geschäfte allgemach anfangen über den Kopf zu wachsen. Er fragte mich in diesem Briefe, ob ich eine solche Persönlichkeit wüßte, sie brauche keine kaufmännischen Vorkenntnisse zu haben, müsse nur gesund, ausdauernd, genügsam und unbedingt ehrlich sein. Eine Hauptbedingung sei außerdem noch gutes Reiten, da die großen Plantagen weit auseinander liegen und die Kommunikationen bei den schlechten Wegeverhältnissen nur zu Pferde möglich wären — nun, ich denke, diesen Bedingungen vermag ich selber sämtlich zu entsprechen! Mein Vetter schrieb mir auch, daß es ihm am allerliebsten wäre, ich käme selbst zu ihm — — wir sind stets sehr gute Freunde gewesen.“

Lola war aufgestanden und mit lebhaftestem Interesse zu dem Jugendfreund ans Fenster getreten.

„Das — das ist allerdings ganz etwas andres!“ rief sie freudig überrascht; „wie ich mich für Sie freue, lieber Georg!“ Sie fiel unwillkürlich in die vertrauliche Benennung der Kinderzeit zurück, jener Zeit, als der Freund des ältern Bruders stets die Ferien mit demselben im Machingenschen Hause verlebte und die beiden Kadetten so fröhlich mit den drei jüngern Kindern des Hauses herumtollten.

‚Lieber Georg!‘ hatte sie gesagt! Radeck biß die Zähne zusammen und sah starr auf die zarte Mädchenhand hinab, die sich harmlos zutraulich auf seinen Arm gelegt hatte. Dann wandte er den Kopf mit einem schweren Seufzer seitwärts und ließ seine Blicke über den öden, winkligen Hof da draußen schweifen.

„Ich — ich wünschte, Ihr Herr Vater käme jetzt nach Hause!“ sagte er endlich in gepreßtem Tone.

„Ja, wo er nur bleibt!“ rief Lola verwundert. „Er wollte doch nur ein Stündchen den Fuchs bewegen, und jetzt ist es schon halb zwölf! Wenn er zu Pferde ist, vergißt er eben oft alles andre — Fannys große Gratulationscour muß jeden Augenblick beginnen.“

Sie zögerte einen Moment, dann sah sie offen zu Radeck auf.

„Sagen Sie, bitte, Herr von Radeck, ist es unbedingt nötig, daß Sie heute schon mit Papa sprechen?“ fragte sie ein wenig zaghaft. „Sehen Sie, die Unterredung mit Ihnen würde ihn doch sicher erregen und ernst beschäftigen; das paßt nicht recht zur Geburtstagsfeier. Und wenn er nach Hause kommt, muß er sich doch zunächst umkleiden — — hat's nicht Zeit bis morgen?“

Sie hatte mit leichter Verlegenheit, aber doch völlig vertrauensvoll gesprochen.

Georg schüttelte finster das Haupt.

„Dann muß ich mich krank melden — ich bin nicht im stande, noch einmal unter dem Rittmeister von Bissich Dienst zu thun!“

„Ah! Hat er Sie wieder gekränkt?“

„Allerdings! Ich habe heute vormittag sehr an mich halten müssen, um nicht loszubrechen — — ich bin es ja leider Gottes gewohnt, daß er bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit die Schale seines Zornes über mein Haupt ergießt — aber eine so perfide, von Bosheit triefende Behandlung, wie heute früh, hat er mir doch noch nie zu teil werden lassen. Ich darf es nicht riskieren, ihm noch einmal als Untergebener entgegenzutreten — ich fürchte, dann die Selbstbeherrschung zu verlieren und mich an meinem Vorgesetzten zu vergreifen — und was das bedeutet, wissen Sie ja!"

„Der Abscheuliche!" Lola errötete vor Unwillen. „Dann freilich begreife ich — —"

„Ich muß den Herrn Oberst um sofortigen Urlaub bitten und dann sobald wie möglich meinen Abschied einreichen — und da scheint ja auch Ihr Herr Vater zu kommen!" sagte Georg hastig.

In der That wurde es auf dem Hofe lebendig. Ein Bursche kam aus dem Stall gelaufen und öffnete das Hofthor, das nach dem Wegreiten des Oberst geschlossen worden war, weit — er konnte durch das Stallfenster ein Stück der Straße übersehen und so das Kommen seines Herrn rechtzeitig bemerken.

„Was hat denn der Peter?" fragte Lola erstaunt; „er prallt ja förmlich zurück!"

Der junge Offizier neben ihr antwortete nicht. Sein Blick haftete starr an der Menschenmenge, die jetzt dumpfmurmelnd durch das geöffnete Hofthor hineinströmte. Dazwischen wurde ein langer, dunkler Gegenstand sichtbar, etwas, das behutsam von mehreren Soldaten getragen und angstvoll von den Übrigen angestarrt wurde — — Radeck machte eine hastige Bewegung, um das junge Mädchen vom Fenster fortzureißen — aber sie hatte schon, gleich ihm, erkannt, daß es eine Bahre war, was die Leute da trugen.

Sie wurde totenblaß und taumelte zurück. Dann flog sie mit einem leisen Aufschrei zur Thür, die in den Vorsaal hinausführte. Georg stürzte hinter ihr her — sie riß die Hausthür auf und war einen Augenblick später mitten zwischen den Leuten, die scheu vor ihr zurückwichen. Ohne sich einen Moment zu besinnen, hob Lola den Mantel auf, der barmherzig verhüllte, was die schreckensblassen Menschen da herbeigetragen — dann fuhr sie mit der Hand nach dem Herzen, stieß einen dumpfen Seufzer aus und fiel bewußtlos neben der Leiche ihres Vaters nieder.

IV.

Es war am Morgen nach der Beerdigung des Oberst von Machingen. Noch durchzog den Vorsaal und die Gemächer des Hauses, das seinen Herrn verloren, der wunderlich unbestimmte Duft von welkem Laub und verloschenen Kerzen, vermischt mit dem durchdringenden, scharfsüßlichen Karbolgeruch, der sich beklemmend auf die Brust des Eintretenden legt und ihm verkündet, daß es ein Haus des Todes ist, in das ihn sein Weg geführt. Verdorrtes Grün, einzelne verwelkte Blüten, die Unordnung, der Staub, welche das Kommen und Gehen vieler geschäftiger Menschen, der Pomp und die Unruhe eines feierlichen Begräbnisses hinterlassen, prägten dem

großen, dunkeln Treppenhause des altmodisch weitläufigen Gebäudes ihren traurigen Stempel auf. Die verstörten Dienstboten, die alte Wirtschafterin an der Spitze, die den ganzen Tag über nichts that wie schluchzen und weinen, der junge Sohn des Hauses, der in dumpfer Betäubung umherging, die Töchter des Verstorbenen in ihrem tiefen Kindesschmerz — sie alle waren noch nicht so weit zur Besinnung gekommen, um mehr als die allernotwendigsten Anordnungen und Verrichtungen im Haushalt vornehmen zu können. Im Arbeitszimmer des so jäh aus dem Leben Geschiedenen lag und stand noch alles, wie Lola und Georg es an dem Unglückstage verlassen. Nur den so zierlich aufgebauten Geburtstagstisch Fannys hatte man in großer Eile hereingetragen und mitten ins Zimmer gestellt, um im Salon Platz für die Aufbahrung der Leiche zu haben. Der zarte, rosenrote Stoff des ersten Ballkleides, das der gütige Vater dem Liebling geschenkt hatte, war halb vom Tisch herabgeglitten und schleppte unbeachtet auf dem Fußboden — der prachtvolle Blumenkorb des Generals, der den Aufbau krönte, war zu einer häßlichen, fade duftenden Masse zusammengetrocknet, und die Karte, auf die die kleine Empfängerin so stolz gewesen, lag zertreten in der Nähe der Thür.

Vor diesem Tisch stand Fanny. Das junge Geschöpf in der düstern Trauerkleidung sah wehmütig auf all die Herrlichkeiten nieder, die sie vor vier Tagen so hoch entzückt hatten. Dann bückte sich Fanny, hob das Ballkleid auf, glättete behutsam seine Falten und legte es sorglich wieder auf dem Tisch zurecht. „Dich kann ich nun in diesem Winter nicht tragen!“ dachte sie dabei traurig. Wie hübsch es ihr wohl gestanden haben würde! ‚Rosa ist deine Leibfarbe!‘ hatte der Papa immer gesagt. Der liebe, gute Papa! Dicke Thränen stiegen von neuem in die großen, dunkelgrauen Augen, die noch so wenig vom Weinen gewußt hatten bis vor wenigen Tagen. Aber Fanny trocknete sie energisch mit ihrem kleinen, schwarzgeränderten Taschentuche. Sie wollte nicht mehr weinen; sie wollte verständig sein. Alle Thränen der Welt machten den lieben, guten Papa ja doch nicht wieder lebendig, und die Augen thaten einem so weh, und der Kopf auch, von all dem Weinen und Schluchzen.

Was für eine schreckliche Luft hier im Zimmer war! Wie im ganzen Hause — und dazu der düstere, trübe Novemberhimmel draußen! Aber es regnete wenigstens nicht, und da war es doch gewiß gut, das Fenster ein wenig zu öffnen — das Fenster neben dem Schreibtisch, an dem der gute Vater so oft gesessen. Aber daran wollte sie ja nicht denken — — da lag wieder ein Stoß von Briefen auf der Platte des Schreibtisches — der Bursche, den Major von Serben ihnen noch so lange gelassen, bis die Pferde verkauft sein würden, wußte es nun einmal nicht anders, als daß alle einlaufenden Postsendungen auf diesem Platze niedergelegt wurden. Oh, dieser Stoß von Kondolenzbriefen und -Karten! Schrecklich! Die Freundinnen aus der Pension schrieben natürlich auch alle. Alle machten schrecklich viel Kleckse und Ausrufungszeichen, und alle versicherten Fanny, daß sie bitterlich mit ihr weinten. Das wußte Fanny schon, ehe sie einen einzigen Brief geöffnet, und sie wußte auch, wie wenig wörtlich diese Trostreden zu nehmen waren.

Aber dieser Briefumschlag da, der auch die Adresse des Freifräulein Fanny von Machingen trug, war nicht von Mädchenhand beschrieben! Die jugendliche Empfängerin stutzte, sah nach dem Poststempel, schüttelte das Köpfchen, ließ sich im

Lehnsessel des Vaters nieder und öffnete hastig das Couvert. Sie schlug den engbeschriebenen Bogen, den es enthielt, um und las zuerst die Unterschrift — grenzenloses Erstaunen sprach aus ihren feinen Zügen. Und dann las sie langsam, bedächtig, als ob sie sich jede Silbe einprägen wollte. Eine dunkle Röte stieg dabei in das junge Gesicht, in das der Ernst des Lebens seine ersten Linien gezogen. Die weißen Zähnchen gruben sich in die volle, rote Unterlippe, und der kleine Fuß trommelte nervös auf dem Fell zu ihren Füßen. Als sie den Brief beendet, las sie ihn noch einmal ebenso langsam von Anfang bis zu Ende durch, dann ließ sie ihn in ihren Schoß sinken, stützte den Arm auf die Schreibtischplatte, das Haupt auf die Hand, und sah in tiefes Sinnen verloren vor sich hin. Und dann flog plötzlich ein unbesiegliches Lächeln über das reizende Gesichtchen. Sie sah den Schreiber so deutlich vor sich in diesem Augenblicke! Die lange, hagere Gestalt, die krampfhaft gerade Haltung, das blasse, alternde Antlitz mit den dünnen, blutlosen Lippen, das graugesprenkelte Haar, die Krähenfüße um die matten Augen — — und dann flog ihr Blick zu den welken Rosen in der Mitte ihres Geburtstagstisches und blieb an dem duftigen Gewebe hängen, das darunter lag.

Fanny stand mit einem leisen Seufzer auf, faltete den Brief sorgfältig zusammen und verbarg ihn in ihrer Kleidertasche. „Für alle Fälle!“ sagte sie dabei halblaut. Und dann schritt sie ruhig durchs Zimmer in den Speisesaal nebenan, und weiter durch denselben bis zu der Thüre, die in den Empfangssalon führte. Sie war offen, aber die Portiere, die drinnen herabhing, verbarg ihr den Blick in das Innere des Zimmers. Sie blieb einen Augenblick lauschend stehen, es war ihr, als höre sie eine leise Stimme darin sprechen. Ja, sie hatte sich nicht getäuscht; sie kannte das heisere, belegte Organ, das da im leidenschaftlichen Flüstertone erklang. Aber sie konnte nicht hören, was es sagte — der Sprecher mußte sich am andern Ende des großen, saalartigen Eckzimmers, in der Nähe der Fenster befinden.

Fanny schlich sich ganz nahe zur Thüre und blieb dort bewegungslos stehen. Jetzt schwieg der Mann da drinnen, der minutenlang so heißflehend gesprochen, und die kühle, klare Stimme ihrer Schwester Lola klang deutlich bis zu ihr herüber:

„Das hätten Sie sich und mir ersparen können, Herr von Bissich! Ich begreife nicht, wie Sie sich nur für eine Minute falschen Hoffnungen hingeben konnten — ich bin mir bewußt, Ihnen stets deutlich gezeigt zu haben, daß ich keine Spur eines wärmern Gefühls für Sie hege!“

Fannys Hände krampften sich zusammen; sie wurde totenblaß. Und dann lauschte sie wieder atemlos. Nichts war eine Minute lang drin zu hören, wie das schwere Atmen des Mannes.

„Allerdings — darüber haben Sie mich nie im Zweifel gelassen,“ brachte er endlich mühsam hervor. „Aber als mir Serben erzählte, daß Ihr sogenannter Jugendfreund, der vorzügliche Herr von Radeck, den Abschied nimmt und nach Amerika geht, da schöpfte ich Hoffnung. Du hast sie nicht unterschätzt, sagte ich mir; sie ist klug und besonnen genug, nicht einer so haltlosen, sinnlosen Neigung nachzugeben — sie weiß ja jetzt, daß sie ein ganz armes Mädchen ist — ich aber, Lola, ich bin reich, sehr reich — —“

Ein leiser Laut der Entrüstung klang von Lolas Lippen. Dann sagte sie unendlich verächtlich: „Und Sie würden sich an einer Frau genügen lassen, die Sie nur Ihres Geldes wegen heiratet?"

Der Mann machte eine ungestüme Bewegung, Fanny hörte das Klirren seiner Sporen, als er heftig einen Schritt näher an das Fenster trat.

„Wenn Sie die Frau wären — ja, Lola!" sagte er in demselben heisern, leidenschaftlichen Flüstertone. „Ich würde Sie dann doch besitzen — und ich habe Sie so wahnsinnig lieb, Lola —"

„Ich muß Sie bitten, Herr Rittmeister von Bissich, mich nicht mit meinem Vornamen anzureden! Und dann haben Sie wohl die Güte, mir den Weg zur Thüre freizugeben — ich glaube, wir haben einander nichts mehr zu sagen!" Wie hochmütig diese klare, kalte Mädchenstimme klingen konnte!

Fanny vernahm deutlich, wie der wilderregte Mann im Salon die Zähne knirschend aufeinander preßte.

„Wie Sie befehlen, mein gnädiges Fräulein!" sagte er nach einer kleinen Pause laut und höhnisch; „ich bin zwar überzeugt, daß Sie bald genug bereuen werden —"

„Das halte ich für ausgeschlossen, Herr von Bissich! — Sie wollen entschuldigen, wenn ich Sie jetzt bitte, mich zu verlassen — meine Verwandten können jeden Augenblick eintreten und beabsichtigen, eine wichtige Besprechung mit meinen Geschwistern und mir hier abzuhalten — ach Fanny, da bist du ja!"

Die letzten Worte wurden von einem erleichternden Aufatmen begleitet. Fanny war auf die Schwelle des Zimmers getreten und ging jetzt mit einer höflichen Verbeugung an dem Rittmeister vorbei auf ihre Schwester zu. In dem jungen, lieblichen Gesicht lag ein harter, scharfer Zug, der noch vor einer Viertelstunde darin gefehlt hatte.

„Ich glaube, Tante Erdmuthe sucht dich bereits," sagte sie kühl und völlig unbefangen.

Lola sah ihr dankbar ins Gesicht, aber sie erschrak fast vor dem eiskalten Blick, der sie aus den Augen der jüngern Schwester traf.

Bissich war bis zur Thüre zurückgewichen. Er ergriff seinen Helm, der auf einem Stuhle in der Nähe stand, machte Fanny eine tadellose Verbeugung und sagte mit ruhiger Höflichkeit: „Die Damen entschuldigen mich gütigst — ich muß zum Dienst!"

Er verbeugte sich abermals und ging. Fanny sah ihm mit brennenden Augen nach. Dann wandte sie sich zur Schwester, die in trübes Sinnen versunken am Fenster stehen geblieben war, und sagte kalt: „Findet denn der hochlöbliche Familienrat noch nicht bald statt? Ich habe meinem Vormund und euch eine wichtige Mitteilung zu machen!"

V.

Der große Salon war heute der Schauplatz wichtiger, ja einschneidend bedeutungsvoller Unterredungen. Die Auseinandersetzung zwischen den Kindern des Verstorbenen und seinem einzigen Bruder, den er ihnen zum Vormund und Berater bestimmt hatte, dauerte fast schon eine Stunde, und noch war der Major a. D. Freiherr Hugo von Machingen nicht fertig mit seinem Redefluß. Er ging lebhaft gestikulierend im Zimmer auf und ab und strich den eisgrauen Schnurrbart in die Höhe,

oder fuhr sich mit der Hand aufgeregt durch das spärliche, borstige Haar. Von Zeit zu Zeit blieb er vor dem Lehnstuhl stehen, in dem die alte Gräfin von Breitenbach kerzengerade und regungslos saß, und stieß fauchend ein „Ja, was sagen Sie bloß dazu!" heraus. Die Stiftsdame neigte dann jedesmal würdevoll das Haupt mit der schwarzen Schneppenhaube und faltete mit einem Seufzer die Hände fester um ihr Taschentuch.

Fanny saß scheinbar völlig ruhig auf einem Sessel neben der alten Verwandten; sie sah sehr blaß aus, und ihre Augen blickten trübe; aber um den feinen Mund lag der feste, energische Zug, der dem jungen Gesicht etwas ungewöhnlich Reifes und Sicheres verlieh. Lola lehnte am Fenster; sie hatte die Stirn an die Scheiben gedrückt und blickte starr in den düsteren Herbsttag hinaus. Hans stand mit untergeschlagenen Armen am Mitteltisch, und seine Augen hafteten nachdenklich an dem erhitzten Gesicht seines Oheims.

„Ziehen wir nun das Facit — ja, das Facit!" rief der Major und blieb mit einem Ruck vor dem jungen Offizier stehen; „es ist also faktisch nichts weiter da als die sechstausend Thaler, die Pferde und die Einrichtung; ihr steht sozusagen vis à vis du rien — was sagen Sie dazu, verehrteste Gräfin?"

„Daß man mit den gegebenen Faktoren rechnen muß," versetzte die alte Dame ruhig. „Die Thatsache, daß die Kinder meiner armen Nichte bettelarm dastehen, ist nun einmal nicht aus der Welt zu schaffen — es handelt sich jetzt meines Erachtens darum, vor allen Dingen über Hansens Zukunft zu entscheiden — für die Mädchen kann leichter gesorgt werden."

Der alte Herr war aufmerksam zuhörend vor der Stiftsdame stehen geblieben. Jetzt fuhr er sich mit der Hand wieder durch das Haar, drehte den Schnurrbart und stieß ein unverständliches Fauchen hervor. Dann sagte er zögernd: „die Machingens sind immer Offiziere gewesen —"

„Und Hans ist der letzte ihres Namens — da dürfen die Verwandten kein Opfer scheuen —" vollendete die Gräfin mit einem lauernden Blick ihrer scharfen, alten Augen.

Der Major machte eine Gebärde freudiger Überraschung.

„Und da wollten Sie, gnädigste Gräfin, es ihm ermöglichen — — wie liebenswürdig von Ihnen!" rief er sehr vergnügt.

„Ich bitte um Verzeihung — Sie irren sich doch ein wenig, Herr von Machingen!" sagte die alte Dame eiskalt. „Sie vergessen, daß ich keine Machingen bin — außerdem wäre ich nicht in der Lage, die Ausgaben eines jungen Husarenoffiziers allein zu bestreiten — Sie, mein lieber Baron, würden ja auch sehr wohl die eine Hälfte zusteuern können! Sie sind Witwer, kinderlos, und Ihre Gattin hat Ihnen, wie ich weiß, ein kleines Vermögen hinterlassen!"

Der Major zerrte unmutig an seinem Schnurrbart.

„Nun ja — freilich —" sagte er enttäuscht — „ein wenig könnte ich ja wohl immerhin zugeben — —"

„Die Hälfte, Herr von Machingen, die Hälfte!" nickte die alte Stiftsdame ruhig.

„Was sagst du dazu, Hans!" fragte Lola scharf. Sie hatte sich umgedreht und sah starr in ihres Bruders Antlitz. Ihre Augen flammten vor Entrüstung, und

eine Flut heftiger Worte wollte sich über ihre Lippen drängen — aber sie überwand sich mit großer Willenskraft und wartete schweigend auf das, was Hans sagen würde. Er mußte ja jetzt rufen: Ich danke euch für eure Großmut — aber ich verzichte auf jedes Almosen — ich will auf eignen Füßen stehen und mir meinen Lebensunterhalt selbst erwerben!

Der junge Husar war dunkelrot geworden und sah finster vor sich hin.

„Ich bliebe sehr gern Offizier," sagte er endlich zögernd. „Und wenn du, liebe Tante, und der Onkel mir ohne zu große Opfer die nötige Zulage vorläufig gewähren könnt — ich würde mir Mühe geben, recht schnell Carriere und unserm Namen und meinem Vater Ehre zu machen."

Die Gräfin nickte beifällig, und der Major schlug jovial auf die Schulter seines Neffen. Dann fuhr er sich gerührt mit dem Tuch über die Augen — er war sehr ergriffen von seiner eignen Großmut und überlegte zugleich schnell, daß die Gräfin doch mindestens die größere Hälfte zahlen sollte.

Lola hatte fast erstarrt zugehört. Jetzt flog sie auf Hans zu und faßte flehend seinen Arm.

„Hans!" rief sie beschwörend mit halberstickter Stimme. „Ich bitte dich — ich bitte dich innig — denke an Georg Radeck! Bedenke, was er gelitten! Laß dich nicht —" sie brach in leidenschaftliches Schluchzen aus, das sie nicht weiter sprechen ließ.

„Aber Lenore!" sagte die scharfe, kalte Stimme der alten Stiftsdame unwillig mahnend; „was soll das heißen, Kind! Hans hat sich sehr vernünftig und wohlbedacht geäußert — ich halte es für das einzig Richtige, daß er Offizier bleibt, und euer Onkel und ich der Familie das Opfer bringen, ihm das zu ermöglichen — was sollte er sonst wohl werden?"

„Soll ich vielleicht Kaffeebohnen sortieren lernen, wie der brave Georg?" fragte nun auch Hans sehr verstimmt. „Du glaubst doch nicht, daß es mir leicht wird, das — das Opfer der lieben Verwandten hier anzunehmen — ich bringe auch ein Opfer damit, eins, das ich unserm Namen schuldig zu sein glaube!"

„Das — verstehe ich nicht," sagte Lola tonlos. Sie stand unbeweglich, mit gesenktem Haupte und schlaff herabhängenden Händen, die großen, grauen Augen von heißen Thränen verdunkelt.

„Schlimm genug!" sagte Fanny achselzuckend; sie hatte bisher völlig geschwiegen, und nur ihre klugen Augen, die von einem zum andern gingen, zeigten, wie eifrig sie zuhörte und beobachtete. „Hans hat recht — ich bin vollständig seiner Meinung und der lieben Großtante und Onkel Hugo innig dankbar!"

„Du bist ein gutes Kind, Fanny," sagte die Gräfin freundlich, wenn auch überrascht. Der lose Mund dort hatte nicht oft so ehrerbietig zu ihr gesprochen — — ‚Sie ist eben klug, die Kleine!' dachte die alte Dame anerkennend.

„Ja, das bist du, mein Mädel!" sagte auch der Major mit erneuter Rührung. Er schneuzte sich heftig und fuhr dann fort: „Du kannst auch überzeugt sein, daß eure verehrte Tante und ich alles Mögliche versuchen werden, um Lola und dich standesgemäß zu versorgen!"

„Ich danke dir vielmals, lieber Onkel!" sagte Fanny sehr sanft. Sie faßte in ihre Kleidertasche und holte einen leicht zerknitterten Brief hervor, den sie sorg-

fältig glättete. Dann fuhr sie ruhig fort: „Ich selbst freilich habe nicht nötig, von eurer Güte einen Gebrauch zu machen — ich hoffe auf deine Einwilligung zu meiner Verlobung mit dem Generalmajor von Kussow!“

Fanny blickte triumphierend umher. Dieser Augenblick entschädigte sie für vieles — — wie erstarrt der Onkel sie ansah! Und die andern alle! Es war eigentlich zum Lachen, was sie alle für Gesichter machten!

Hans hatte ihr den Brief aus der Hand gerissen und sah fassungslos hinein — dann reichte er ihn dem Oheim, der bedächtig den Kneifer aufsetzte und ans Fenster trat, den Antrag des Generals zu lesen.

„Wann hast du den Brief bekommen, Fanny?“ fragte er während dieser Vorbereitungen.

„Vor zwei Stunden kaum — Herr von Kussow ist sofort nach dem Begräbnis wieder von hier abgereist, und hat dann zu Hause am selben Abend noch an mich geschrieben.“

„Der General war gestern bei der Beerdigung eures Vaters?“ fragte die Gräfin mit Interesse.

„Gewiß — er war ja unsres guten Vaters direkter Vorgesetzter,“ versetzte Hans lebhaft; dann faßte er aufgeregt die Hand der jüngsten Schwester: „Fanny! Mädchen! Was bist du für eine famose, kleine Kreatur! Eine solche Eroberung fertig zu kriegen! Ha, wenn ich dich gar erst nächstens als Excellenz begrüße — —“

Er hielt inne und sah fast erschrocken auf Lola, die mit glühenden Wangen zu den Geschwistern trat.

„Du glaubst doch keinen Moment, daß Fanny diesen Antrag annimmt?“ fragte sie mit bebender Stimme.

„Darüber haben doch wohl nur Onkel Hugo und ich selber zu entscheiden,“ sagte Fanny schnippisch; „ich mische mich ja auch nicht in deine Angelegenheiten und lasse dich Körbe austeilen nach Belieben — — ich bitte dich, lieber Onkel, dem General mitteilen zu wollen, daß ich seinen Antrag annehme!“

Herr von Machingen hatte die Hand mit dem Brief sinken lassen und sah die jüngste Tochter seines Bruders mit aufrichtiger Bewunderung an. Lola aber faßte außer sich den Arm der Schwester.

„Fanny! Bist du wahnsinnig?“ rief sie leidenschaftlich; ihre Augen sprühten. „Der Mann ist älter wie unser Vater!“

„Das weiß ich!“ sagte Fanny völlig ruhig. „Aber du wirst auch nicht leugnen können, daß er klug, liebenswürdig und ein vollkommener Ehrenmann ist; ich mag ihn sehr gern — —“

„Du hast dich über ihn lustig gemacht!“ sagte Lola, zitternd vor Empörung. „Du hast keinen Funken von Liebe für ihn!“

„Liebe!“ versetzte Fanny sehr erstaunt mit einem kalten Lächeln; „aber ich bitte dich! Wer spricht denn davon? Du hast immer so überspannte Ansichten, Lola!“

„Ein jeder vernünftige Mensch betrachtet diese Partie doch nur vom Standpunkt der glänzenden Versorgung!“ sagte der Major mißbilligend. Dann rieb er sich vergnügt die Hände.

„Nun brauchen wir also nur noch für Lola einen Platz ausfindig zu machen!“ sagte er schmunzelnd.

„Lola werde ich eine Stiftsstelle zu verschaffen suchen," sagte die alte Dame, die während der lebhaften Unterhaltung der andern ruhig den Brief des Generals gelesen hatte. Sie gab ihn jetzt Fanny zurück mit einem Blick, in dem etwas wie Hochachtung lag.

Lola war nach Fannys schroffer Zurückweisung auf einen Stuhl gesunken und hatte das Angesicht in den Händen vergraben. Bei den Worten der Gräfin fuhr sie wieder empor.

„Ohne Arbeit, ohne Lebensaufgabe, den kleinlichsten Interessen hingegeben, mein Dasein in einem Stifte vertrauern?" sagte sie kopfschüttelnd. „Nein, Tante Erdmuthe, das vermag ich nicht!"

Die alte Dame sah sie grenzenlos erstaunt an. „Ich habe es doch vermocht?" sagte sie hochmütig.

„Und was gedenkst du sonst also zu werden?" fragte der Major ärgerlich. „Da bin ich denn doch neugierig! Denn daß du von den Zinsen deiner sechstausend Mark nicht leben kannst, wirst du hoffentlich einsehen!"

Lola atmete tief auf und preßte die Hand einen Augenblick auf das Herz, das trotz all ihres Mutes heftig klopfte. Sie wußte, daß in den nächsten Minuten ein wahrer Sturm der Entrüstung von allen Seiten über sie hereinbrechen würde.

„Ich will mir mein Brot selbst verdienen — ich kann nur in einer Stellung leben, die mir das Recht gibt, selbständig über mein Leben zu entscheiden," sagte sie leise, aber fest.

Die Gräfin sah sie spöttisch an.

„Und wodurch willst du dir dein Brot selbständig verdienen?" fragte sie kalt.

„Durch das Einzige, was ich so gut gelernt habe, daß ich wirklich etwas darin zu leisten vermag — ihr werdet alle zuerst entsetzt sein, aber ich kann euch und mir nicht helfen, mein Entschluß steht ganz fest — ich werde versuchen, eine Stellung als Schulreiterin in einem Cirkus zu erhalten!"

Diesmal war es der Major, der auf dem Sessel bewegungslos saß, auf den er halb ohnmächtig gesunken, während die Gräfin aufsprang und hastig auf die Nichte zutrat. Die alte Dame zitterte vor Ärger. Fanny aber lachte gellend auf.

„Hohe Schule, geritten von Leonore Freiin von Machingen!" rief sie hohnvoll; „habe ich's nicht schon einmal gesagt?" Sie flog auf die Schwester zu, packte sie an den Schultern und schüttelte sie rücksichtslos. „Ich gebe dir deine Frage von vorhin zurück, Lola: nur der Wahnsinn konnte dir eine solche Idee eingeben!"

Lola war sehr blaß, aber völlig ruhig, als sie mit derselben leisen, festen Stimme antwortete: „Ihr könnt alle nichts mehr daran ändern — macht mir's nicht zu schwer, was doch geschehen muß — ich bin mir klar bewußt, daß ich mit unzähligen Vorurteilen und Schwierigkeiten zu kämpfen haben werde, aber das alles soll mich nicht hindern, meinen Weg fortzusetzen — —"

„Wir werden dich hindern, mein liebes Kind!" sagte ihr Onkel nachdrücklich und sprang zornbebend von seinem Sitze auf.

„Das kannst du nicht, Onkel Hugo!" sagte Lola mit sanfter Festigkeit; „ich bin majorenn — ich bin einundzwanzig Jahr geworden im Sommer — du hast keine Gewalt mehr über mich!"

„Und glaubst du, ich werde dulden, daß der Name unsres Vaters auf den Kunstreiterplakaten prangt?“ rief Hans in heller Wut. „Denke an meine Carriere, an Fannys Zukunft! Deine hirnverbrannte Idee ruiniert beides!“

„Ich werde einen andern Namen annehmen — niemand wird je erfahren, daß ich eure Schwester bin,“ sagte Lola noch leiser; sie senkte das liebliche Haupt mit einer Gebärde demütiger Ergebung; in die großen, traurigen Augen stiegen heiße Thränen; aber sie blieb fest — unerschütterlich all den Vorwürfen, Drohungen, Bitten gegenüber, die sie jetzt überwältigen sollten. Die Gräfin wandte sich endlich achselzuckend ab.

„Da sehen Sie das Resultat einer Erziehung, in der leider, leider jeder weibliche Einfluß fast gefehlt hat — mein Herr Neffe hat mir ja nach dem Tode seiner Frau nie die kleinste Zwischenrede gestattet,“ sagte sie kalt zu dem Major, der sich in offenbarer Verzweiflung durch die Haare fuhr. „Diese Mädchen sind sozusagen auf dem Pferde groß geworden — da sieht man nun, zu welchen Konsequenzen das führt!“

„Schmähe das Andenken unsres Vaters nicht, Tante Erdmuthe,“ sagte Lola mit aufblitzenden Augen; „er war der gütigste, beste Mann unter der Sonne; ich kann kein tadelndes Wort über ihn hören!“

Sie warf den blonden Kopf stolz zurück, ging mit festen Schritten an der alten Dame vorüber und verließ ohne ein weiteres Wort den Salon. Zu gleicher Zeit klopfte es an der Thür, die in den Vorsaal hinausführte, und das verweinte Gesicht der alten Luise lugte ängstlich hinein.

„Herr Lieutenant von Radeck wünscht seinen Abschiedsbesuch zu machen,“ meldete sie halblaut.

„Nimm du ihn an, Hans,“ sagte Fanny aufspringend; „ich bin augenblicklich nicht im stande, mich ruhig zu unterhalten — darf ich dich in dein Zimmer begleiten, Tante Erdmuthe?“

Die alte Gräfin hatte sich gleichfalls erhoben und ließ sich würdevoll von Fanny hinausführen; der Major folgte den beiden Damen schweigend. Er war „wie vor den Kopf geschlagen“ durch Lolas Eröffnung, hatte er soeben versichert, und maltraitierte nur noch in stummer Wut seinen grauen Bart.

Lola war in das Arbeitszimmer ihres Vaters hinübergeschritten. Dort blieb sie aufatmend stehen und preßte die Hände an die pochenden Schläfen. — Wie wohl die Ruhe hier that nach all dem wüsten Durcheinander der Stimmen und Meinungen drüben im Salon!

Sie sank in den breiten Armstuhl vor dem Schreibtisch nieder und legte erschöpft das schmerzende Haupt an die Rücklehne — sie fühlte jetzt erst, wie müde an Körper und Geist sie war. Was hatten diese kurzen vier Tage gebracht an Leid und Sorge, an Kampf und Bitterkeit! Die sonnige, sorglose Jugendzeit war nun unwiederbringlich dahin, und die ganze, schwere Last des Lebens lag drückend auf dem jungen Herzen, das der geliebte Verstorbene so sorgsam vor jedem Kummer, jeder Unruhe zu behüten gewußt hatte. Und mit dem Kummer und der Sorge war zugleich ein drittes, herbes Weh durch ihre Seele gezogen: die geistige Entfremdung, die sich zwischen ihr und den Geschwistern gezeigt, riß eine tiefere Kluft zwischen

ihnen, wie jedes örtliche Fernsein es vermocht hätte. Sie seufzte tief auf und schloß ermattet die Augen; aber sie öffnete sie sogleich wieder beim Klange des festen, raschen Schrittes, der jetzt im Nebenzimmer erscholl. Sie kannte diesen Schritt und erhob sich mit einem müden Lächeln. Georg von Radeck trat nach flüchtigem Anklopfen in das Zimmer und streckte dem jungen Mädchen beide Hände entgegen.

„Ich bin gekommen, Abschied von Ihnen zu nehmen, Fräulein Lenore," sagte er mit schwankender Stimme; „aber vorher muß ich noch eine heiße Bitte an Sie richten mit dem Recht des ältesten Jugendfreundes — Hans erzählt mir soeben, welch unüberlegten, unheilvollen Entschluß Sie gefaßt haben — Fräulein Lola, ich beschwöre Sie — —"

Sie ließ den hastig Redenden nicht vollenden, sondern zog mit einem bittern Lächeln die Hände fort, die er flehend gefaßt hatte.

„Wollen Sie mich auch quälen, wie die andern alle?" fragte sie finster.

„Nicht quälen, liebe, liebste Lola!" rief der junge Offizier leidenschaftlich; er ergriff mit selbstvergessener Innigkeit von neuem ihre Hände und hielt sie trotz ihres Sträubens fest. „Bitten nur, herzlich bitten möchte ich Sie, sich noch einmal klarzumachen, was Sie mit diesem Berufe auf sich nehmen! Sie haben ja keine Ahnung von all den Vorurteilen —"

Lola lachte bitter auf.

„O doch! Bin ich denen nicht vor einer halben Stunde da drüben im Salon genügend begegnet? Ich weiß, daß ich mich durch die Wahl dieses Lebensberufes für immer von meinen Standesgenossen lossage —"

„Wenn es nur das wäre! Aber Sie kennen die Welt so wenig — Sie wissen nicht, welchen Gefahren Sie sich aussetzen —"

„Gefahren? Bleibe ich nicht, was ich war? Bin ich nicht stets und immer meines Vaters Tochter, auch wenn ich seinen Namen ablege?"

„Nein, das bleiben Sie eben nicht für die Leute, die Geld bezahlen, um Sie im Cirkus reiten zu sehen! Begreifen Sie denn das nicht, Fräulein Lenore?" rief Georg mit schmerzvoller Heftigkeit.

Sie schüttelte trotzig das blonde Köpfchen.

„Nein, das begreife ich nicht!" versetzte sie hartnäckig. „Habe ich nicht von Kindheit auf zu Pferde gesessen? Habe ich nicht unzählige Male in der Reitbahn vor einem ganzen Kreise von Zuschauern geritten? Was ist da für ein Unterschied, als daß ich mir durch das von Kindheit an Ausgeübte und Gelernte jetzt mein Brot verdienen will?"

„Ein gewaltiger Unterschied, Sie armes Kind!" sagte Georg mit tiefer Traurigkeit; er ließ ihre Hände sinken und sah sie voll innigsten Mitleids an. „Es ist etwas ganz andres, ob Sie in der Reitbahn eines Regimentes reiten, dessen Kommandeur Ihr Vater ist, vor seinem Offiziercorps, — oder als Schulreiterin in einer öffentlichen Manege — — o, der Gedanke, Sie in einer so exponierten Stellung, der öffentlichen Kritik, tausend Kränkungen und Gefahren ausgesetzt zu wissen, könnte mich wahnsinnig machen! Das dürfen Sie mir nicht zuleide thun, Lenore!"

„Und doch muß ich es, Georg, mein lieber Freund," sagte Lola sanft. „Es ist der einzige Weg für mich, unabhängig zu werden von der peinigenden Barm-

herzigkeit meiner Verwandten — — bedenken Sie doch, was Sie mir vor wenigen Tagen hier, in diesem selben Zimmer sagten! Ich habe es wohl behalten — es war mir so aus der Seele gesprochen! ‚Besser, tausendmal besser, mühsam sein Brot verdienen, wie von der Gnade andrer abhängen‘ — war es nicht so, Georg? Sehen Sie, ich gebe Ihnen Ihre Rede jetzt zurück!“

Radeck war in höchster Aufregung durch das Zimmer geschritten; jetzt blieb er vor der Jugendgespielin stehen und preßte verzweiflungsvoll die Hände zusammen.

„Daß Sie das nicht einsehen!“ sagte er, hoffnungslos den Kopf schüttelnd; „nicht verstehen wollen, wie verschieden es ist, ob Sie, ob ich das sage! Lola, der Mann kann vieles ungestraft thun, was dem Weibe versagt ist — — oh, ich sehe es so deutlich vor mir, wie es werden wird!“ Er sank schmerzerfüllt auf einen Stuhl nieder und vergrub das Gesicht in den Händen; schwere Seufzer hoben seine Brust. „Und ich — ich bin dann auf der andern Seite der Erde, und niemand ist da, um meinen armen, kleinen Zugvogel zu schützen und zu behüten, wenn er sich müde geflattert hat!“

Lola trat hinter Radecks Stuhl, legte die Hand auf seine Schulter und beugte sich zu ihm hernieder.

„Haben Sie so wenig Vertrauen zu mir?“ fragte sie mit ernster Herzlichkeit.

Er fuhr herum, hielt ihre Hand fest und sah ihr bittend in die Augen. Der schmerzliche, erloschene Blick rührte sie tief, aber sie hielt ihm stand. Eine feste Linie grub sich um ihren lieblichen Mund, und die feinen Lippen preßten sich zusammen, als sie sein schweigendes Flehen mit einem stummen Kopfschütteln beantwortete.

Die alte Wirtschafterin war geräuschlos ins Zimmer getreten und blieb wartend an der Thüre stehen, als sie sah, daß ihre junge Herrin nicht allein war. Lola sah auf und blickte in das treue, alte Gesicht. Ein plötzlicher Gedanke durchfuhr sie; sie schritt auf die Alte zu und faßte freundlich ihre Hand.

„Luischen, hat Fräulein Fanny dir erzählt —?“ fragte sie zögernd.

Die Alte nickte, und Thränen stürzten aus ihren Augen.

„Alles!“ sagte sie schluchzend.

„Auch daß ich — Schulreiterin werden will?“

Die Alte nickte wieder unter erneutem Schluchzen und drückte den Schürzenzipfel gegen die roten Augen.

„Ich werde nicht allein gehen, Radeck!“ sagte Lola freudig; „nicht wahr, Luischen, du — gehst mit mir?“

Die alte Kinderfrau ließ den Schürzenzipfel sinken und sah das junge Mädchen einen Augenblick fassungslos an. Dann senkte sie die Augen wieder und drehte sehr verlegen an ihren Schürzenbändern.

„Ich weiß doch nicht, Fräulein Lola,“ sagte sie stockend; „ich bin immer in einem vornehmen Hause gewesen — und so zwischen die Kunstreiters — da paßte ich doch wohl nicht so recht hin!“

Lola wandte sich plötzlich ab; der freundliche Strahl in ihren Augen erlosch, ihr Blick wurde eiskalt.

„Du hast recht, Luise! Da paßt du nicht hin! Ich werde auch so fertig werden — — was wolltest du?“

Die Alte sah scheu zu der jungen Herrin auf, die plötzlich so kühl gemessen sprach.

„Ich wollte fragen, wann die Herrschaften heute essen werden," stotterte sie endlich.

„Frage Fräulein Fanny!" sagte Lola kurz und wandte ihr den Rücken. Die Wirtschafterin schlich stumm zur Thür hinaus.

Radeck hatte die kleine Scene ernst beobachtet. Sein prüfender Blick hing an Lolas veränderten Zügen. Sie fühlte es und sah mit einem stolzen Lächeln zu ihm auf. Er las den unbeugsamen Entschluß in ihren Augen, und der Mut entsank ihm völlig.

„Muß es sein, Lola?" fragte er tonlos.

„Ja, es muß sein, Georg!" versetzte sie fest.

Er sagte kein Wort weiter. Aufstöhnend trat er von ihr fort bis dicht an die Thür. Dort blieb er stehen, umfaßte noch einmal mit einem langen Blicke die schlanke Mädchengestalt inmitten des Zimmers, die alles für ihn verkörperte, was das Leben lebenswert macht, dann wandte er sich mit einem dumpfen Laute der Verzweiflung ab und stürzte aus dem Zimmer.

VI.

An einem schönen Augustmorgen gingen zwei Herren nebeneinander auf den Bahnhof der großen Provinzialhauptstadt zu.

„Ich kann mich also darauf verlassen, Herr Assessor," sagte der größere von ihnen zögernd, „daß es wirklich keinen andern Weg für mich gibt und ich mich diesem elenden Bummelzuge anvertrauen muß?"

„Aber ich bitte Sie, mein sehr verehrter Herr von Bergen! Auf mich können Sie sich unbedingt verlassen — ich kenne sämtliche Eisenbahnlinien, Fahrpläne und Reisegelegenheiten der Provinz und darüber hinaus in- und auswendig. Wenn Sie heute nachmittag schon in Dresden eintreffen und direkt nach Wien weiterfahren wollen, müssen Sie leider unbedingt von hier bis Halle mit diesem Zuge fahren — einen Schnellzug gibt's vor heute nachmittag nicht!"

„Nun, dann bleibt mir nichts übrig, als mich in mein Schicksal zu ergeben — haben Sie herzlichen Dank für Ihre freundliche Begleitung, Herr Assessor!"

Das klang wie eine Verabschiedung, und der große, stolz aufgerichtete Fremde schien auch eine solche beabsichtigt zu haben. Aber der kleine Assessor, der mit so ehrfurchtsvollem Blick neben der wahrhaft königlichen Erscheinung des reichen Großgrundbesitzers dahertrippelte, schien das nicht zu bemerken — er sonnte sich in dem Abglanz der vornehmen Persönlichkeit an seiner Seite und ließ seine runden, weit aufgerissenen Augen munter umherwandern in dem Chaos der Reisenden, die trotz der frühen Morgenstunde das stattliche Bahnhofsgebäude überschwemmten. Man war eben noch in der zweiten Hälfte des Monats August, und die Hochflut der Sommerreisenden hatte sich noch nicht verlaufen.

„Aber ich muß sehr bitten," rief der kleine Herr lebhaft. „Sie haben wahrhaftig keine Veranlassung zu danken — es war mir eine besondere Freude, Sie

infolge unsrer gestrigen Unterhaltung zur Bahn haben geleiten zu dürfen — wirklich eine außerordentliche Freude, mein werter Herr von Bergen!"

„Sehr freundlich von Ihnen," sagte der so schmeichelhaft Angeredete ziemlich kurz; gegenüber der emphatischen Liebenswürdigkeit des Assessors Scheerenberg lag etwas zugleich Herablassendes und Zurückhaltendes in seinem ganzen Wesen. Selbst eine leichte Ungeduld klang aus seiner Stimme, als er jetzt nach einer kleinen Pause sagte: „Sie entschuldigen mich einen Augenblick, Herr Assessor? Ich will mir eine Fahrkarte lösen — aber ich möchte Sie in der That nicht länger —"

„Bitte, bitte," fiel ihm der gesprächige Begleiter ins Wort; „ich warte selbstredend auf Sie und bringe Sie bis zum Zuge — das lasse ich mir nun mal nicht nehmen!"

Herr von Bergen fügte sich mit einem leichten Seufzer in das Unvermeidliche. Wenige Minuten später gingen beide Herren auf dem Bahnsteig auf und ab und erwarteten das Eintreffen des Zuges, mit welchem Bergen seine Reise fortzusetzen gedachte.

„Sie speisen uns hoffentlich nicht mit dem kurzen Besuche ab, den Sie diesmal unsrer schönen Stadt gewährten, sondern lassen sich bald wieder einmal, und dann auf längere Zeit, bei uns sehen?" fragte Assessor Scheerenberg in einschmeichelnder Liebenswürdigkeit.

„Nein — ich gedenke im Herbst oder zu Beginn des Winters wiederzukommen und einige Monate hier zuzubringen," versetzte der andre.

„Wie entzückend!" flötete der kleine Assessor. „Diese Neuigkeit muß ich sogleich im Klub verbreiten — das wird Aufsehen erregen und Staunen — freudiges Staunen!" Er rieb sich vergnügt die Hände.

Bergen war stehen geblieben und runzelte ärgerlich die Stirn. „Sie werden mich verbinden, wenn Sie das nicht thun wollen, Herr Assessor," sagte er in sehr bestimmtem Tone; „ich liebe es durchaus nicht, wenn meine Pläne und Absichten den Gegenstand allgemeiner Erörterung bilden! Ich sagte Ihnen ja auch, daß ich noch nicht genau weiß, wann ich kommen werde!"

Der Assessor wiegte bedauernd das Haupt mit dem spärlichen Haarwuchs. Er hatte den leichten Strohhut abgenommen und fächelte sich Kühlung damit zu. Ihm war ganz heiß geworden bei dieser wichtigen Neuigkeit, die er nun nicht weiter kolportieren durfte.

„Schade! Jammerschade!" flüsterte er nachdenklich.

Der andre hatte prüfend die einzelnen Wagen des Zuges gemustert, der jetzt an ihnen vorbei in die Halle des Bahnhofes einlief. Er schritt auf ein Coupé erster Klasse zu und blieb ruhig vor demselben stehen, bis ein herbeieilender Schaffner die Thür für den vornehm ausschauenden Reisenden öffnete — Herr von Bergen war es gewohnt, stets mit der größten Aufmerksamkeit bedient zu werden, und sie wurde ihm überall und immer ganz unwillkürlich entgegengebracht, ohne daß er sich auch nur mit einem Worte oder Blicke darum zu bemühen brauchte.

Der Assessor stand vor der geöffneten Coupéthür und lugte neugierig in das Innere, während sein bisheriger Begleiter dem Schaffner seine Fahrkarte vorzeigte. Nur ein einzelner Herr saß noch auf der entgegengesetzten Seite des Wagenabteils und blickte jetzt flüchtig von dem Taschenbuche auf, in dem er anscheinend gelesen hatte.

Assessor Scheerenberg stieß einen Laut der Überraschung aus, und seine runden Augen öffneten sich noch weiter. Der Fremde drinnen klappte lächelnd sein Buch zu und erhob sich.

„Guten Morgen, Herr Assessor," sagte er ruhig nähertretend und streckte dem kleinen Herrn die Hand hinunter.

„Herr von Radeck! Wahrhaftig! Sind Sie's wirklich?" rief der Assessor aufgeregt.

„Ich glaube ja — aber wollen Sie nicht den Herrn da erst einsteigen lassen, ehe Sie sich weiter wundern?" Und Georg Radeck trat lächelnd einen Schritt beiseite, um Herrn von Bergen Platz zu machen.

Dem Assessor wurde wieder ganz heiß. Das war heute entschieden ein Glückstag! Erst dies Zusammensein mit dem hochangesehenen Besitzer des Schlosses Friedenthal und seiner enormen Liegenschaften — dann die Nachricht, daß dieser interessante, steinreiche Mann einen Teil des Winters hier verleben wollte — denn natürlich würde er diese kostbare Neuigkeit doch unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit einigen besonders befreundeten Herren mitteilen — und nun schließlich dies unvermutete Zusammentreffen mit dem ehemaligen Lieutenant von Radeck! Er malte sich's in der Geschwindigkeit ordentlich aus, wie er es seinen beiden Intimsten, dem Regierungsrat von Messerfeld und dem alten Herrn von Gablentz, langsam, tropfenweise beibringen wollte — — sie kannten ja alle beide Herrn von Radeck ebenfalls, noch von der Zeit her, als er hier auf der Reitschule war — und zwei Jahre später ging er dann plötzlich nach Amerika — —

„Darf ich die Herren in aller Eile miteinander bekannt machen," rief der Assessor freudestrahlend; er kam sich ungeheuer wichtig vor in diesem Augenblicke; „Herr Rittergutsbesitzer von Bergen — Herr Lieutenant a. D. von Radeck — ja, was sind Sie eigentlich jetzt, Herr von Radeck?"

„Augenblicklich? Ein harmloser Tourist, der nach manchem Jahre des Fernseins mal wieder durch die Auen der Heimat ziehen will!" sagte Radeck lachend.

„Ja wirklich! Sie waren lange fort! Und so plötzlich — — wie kam es eigentlich, daß —"

„Nehmen Sie sich in acht, lieber Scheerenberg, der Schaffner klemmt Ihnen sonst jetzt die Finger ab, wenn er die Thüre schließt," mahnte Radeck trocken. „Da — der Zug setzt sich wirklich bereits in Bewegung — himmlisch, dies gemütliche Reisen in Deutschland — guten Morgen, Assessorchen!"

Der Zug rollte aus dem Bahnhof hinaus, der Assessor stand noch mit dem Hut in der Hand und winkte eifrig, obgleich keiner der beiden Herren an das Coupéfenster getreten war.

Die beiden Reisenden sahen sich einen Augenblick prüfend an. Jeder von ihnen sagte sich dabei, daß er mit seinem Gefährten zufrieden sein könne. So verschieden sie beide im Äußern und Wesen waren — es haftete beiden Männern der undefinierbare Stempel ausgezeichneter Vornehmheit an — jenes Etwas, das innerhalb der guten Gesellschaft wie ein Freimaurerzeichen gilt und unweigerlich verstanden wird.

Georg Radecks offenes, klares Auge überlief wohlgefällig die herrliche Reckengestalt des ältern Mannes mit dem unleugbar norddeutschen Typus in dem gleich-

mäßigen, schöngezeichneten Gesicht, dem das charaktervolle Kinn etwas ungemein Festes, Selbstbewußtes verlieh. Dann sagte er mit einem leichten Lächeln: „Unser gemeinsamer Freund, Assessor Scheerenberg, hat unsre Bekanntschaft so gütig vermittelt — werde ich längere Zeit das Vergnügen haben, Ihr Reisegefährte zu sein, Herr von Bergen?“

Der Angeredete war nicht ganz so rasch mit seiner Musterung fertig geworden. Die frische, unbefangene Anrede setzte ihn ein wenig in Erstaunen. „Ich bin entschieden der ältere — dieser Herr von Radeck konnte eigentlich warten, bis ich mit ihm die Unterhaltung anfing,“ dachte er. Immerhin war es offenbar ein Gentleman, der ihm da gegenübersaß. Er versetzte daher nach einer kleinen, fast unmerklichen Pause höflich: „Ich gedenke in Halle den Schnellzug nach Dresden zu erreichen — haben Sie das gleiche Ziel?“

Radeck sah erstaunt auf.

„In Halle?“ fragte er kopfschüttelnd. „Verzeihung, daß ich mich wundere — aber weshalb benutzen Sie denn nicht den Schnellzug, der drei Stunden später fährt und nur zehn Minuten nach diesem hier in Halle eintrifft?“

Bergen zuckte verdrießlich die Achseln. „Da hat mich also der Assessor doch falsch beraten!“ rief er mißmutig. „Er versicherte mich doch hoch und heilig, daß dies der einzig richtige Zug für mich sei, und ich hatte mich daraufhin gar nicht im Hotel erkundigt!“

Radeck lachte fröhlich auf.

„Ja, wenn Sie den fragen!“ sagte er heiter. „Wollen Sie, bitte, einen Blick in dies Kursbuch werfen — Sie werden sehen, daß ich recht habe!“

Er reichte das aufgeschlagene Heft Bergen hin, der es nach ein paar Minuten mit einem leichten Seufzer wieder zurückgab.

„Ich danke sehr, Herr von Radeck,“ sagte er mit einem halben Lächeln; „Sie haben allerdings recht, aber die neuerworbene Kenntnis nutzt mir nun nichts mehr, da ich mich einmal in diesem verwünschten Bummelzuge befinde!“

„Ich weiß nicht —“ meinte Radeck, nachdenklich in dem Buche blätternd; „wenn ich an Ihrer Stelle wäre —“

„Nun, was thäten Sie da?“ fragte Bergen gespannt.

„Ich würde an der nächsten größern Station aussteigen, an der in circa zweiundeinhalb Stunden der Schnellzug anhält, würde, anstatt in dieser langweiligen ‚Fortbewegungseinrichtung‘ hier fünf Stunden lang an jeder Wärterbude zu halten, dort einen kleinen Morgenspaziergang machen, dann auf den Schnellzug warten und mit diesem weiterreisen!“

Bergen sah den Sprecher sehr erstaunt an.

„Sie haben recht! Das wäre mir nie im Leben eingefallen!“ sagte er offenherzig. Seine Verwunderung war so groß, daß sie ihn seine gewohnte Zurückhaltung vergessen ließ. Er sah den Reisegefährten mit lebhafterm Interesse an: „Sie sind ungemein praktisch, Herr von Radeck! Sie haben gewiß schon viele Reisen gemacht!“

„Ich war fast vier Jahre lang jenseits des großen Wassers, da ist vielleicht etwas von der raschen Orientierungsgabe der Amerikaner auf mich übergegangen,“ lachte der andre.

„Ah! Sie waren in Amerika! Und früher Offizier, nicht wahr? So sagte doch der Assessor!“ fragte der ältere Mann in plötzlich wieder kälterem Tone.

Georg Radeck blickte rasch auf und sah sein Gegenüber durchdringend an. Es hatte etwas Mißtrauisches in der Zusammenstellung der beiden Fragen gelegen, und aus Blick und Stimme sprach vorsichtige Zurückhaltung.

„Jawohl, Herr von Bergen,“ sagte er kalt. „Ich war Lieutenant bei den Dysenburger Kürassieren und nahm den Abschied, weil mir meine pekuniären Verhältnisse nach dem Tode meiner Eltern nicht mehr gestatteten, ohne Beihilfe entfernter Verwandter Offizier zu bleiben. Das sagte mir nicht zu, ich zog es vor, auf eignen Füßen zu stehen und ging zu diesem Behuf als Kaufmann ins Ausland.“

„Es ist gewiß nicht leicht, anstatt des Palaschs die Schreibfeder in die Hand zu nehmen,“ sagte Bergen, nachdenklich seine Cigarre abstreifend.

„Allerdings nicht — es war sogar schwerer, wie ich's mir vorgestellt hatte! Besonders störte mich der Mangel an Sprachkenntnissen — wie viele Nächte habe ich nach harter Tagesarbeit über den Büchern zugebracht, um mich im Englischen und besonders im Spanischen zu vervollkommnen! Ohne die Kenntnis dieser Sprachen wird man da drüben eben nicht fertig. Aber man lernt schließlich dies und noch vieles andre, viel schwierigere, in der hohen Schule des Lebens!“

„In welchem Teile Amerikas haben Sie Ihr Domizil?“

„In Guatemala, bei einem Verwandten, der dort ausgedehnte Kaffeeplantagen besitzt. Von der Hafenstadt an der Küste bis zu den höher gelegenen Gegenden, in denen sich sein Besitztum befindet, bedarf es eines dreitägigen Rittes — bei der Gluthitze keine geringe Strapaze, besonders für Damen!“

„Wie! Damen in jenem unsichern Lande?“ rief Bergen in Wahrheit entsetzt.

Sein Gegenüber lachte.

„Allerdings! Und sogar deutsche Frauen sind dabei! Es wäre ja traurig, wenn sie gänzlich dort fehlen würden, wenn wir armen Pioniere der Kultur und des Handels ganz und gar auf den Zauber der Häuslichkeit verzichten müßten! Sie haben keinen Begriff, wie das liebliche Walten der jungen Frau meines Vetters auch uns Junggesellen unter seinen Angestellten das Leben verschönt!“

„Ja, aber daß eine junge Frau sich in derartige Verhältnisse hineinfindet —“

„Denken Sie so gering vom deutschen Weibe?“ fragte Georg Radeck ernst mit einem warmen Blick. „Und was die Unsicherheit betrifft — im allgemeinen wird der deutsche Name respektiert, und wenn wirklich mal bei einer der zahlreichen Revolutiönchen dieser gesegneten Republik vorübergehend Belästigungen erfolgen —“

„Ah! Das kommt also doch vor?“

„Gewiß, das thut es schon!“ sagte Radeck ruhig. „Wir sind selber mal von einem Trupp wüster, aufständischer Marodeure ein paar Stunden lang in unserm festen Steinhaus belagert worden, bis Regierungstruppen uns entsetzten — — da verrammelten wir eben einfach Fenster und Thüren im Erdgeschoß, zogen uns in den obern Stock zurück und hielten die Schufte mit unsern guten Gewehren so lange in Respekt, bis der Bote, der sich glücklich durchgeschlichen hatte, uns Hilfe brachte — wir waren unsrer acht Europäer und einige Indianer — die da draußen waren immerhin mehrere Hundert.“

„Ja, aber mein Gott, was geschah denn unterdes mit Ihren Damen?“ fragte Bergen eifrig.

„Meine Cousine und ihre Schwester — ein zartes junges Mädchen — unterstützten uns sehr wirksam, indem sie die abgeschossenen Gewehre immer von neuem für uns luden. Dazwischen besorgte die junge Mutter ihr kleines Kind, das erst drei Monate alt war, und das Fräulein verband einen Indianer, der sich unvorsichtig zu weit hinausgebogen und einen leichten Streifschuß abbekommen hatte!“

Bergen sah den Erzähler sinnend an. Was der Mann da sprach, klang ihm fremdartig, wie aus einer andern Welt, von der er bisher nichts gewußt. Er blickte in das braune, energische Gesicht mit dem kühnen, offenen Ausdruck; es fesselte ihn wider Willen und riß ihn aus seiner gewohnten Reserve, die es ihn als eine besonders wichtige Pflicht erachten ließ, nie einem Mitmenschen durch eine indiskrete Frage lästig zu fallen.

Er beugte sich lebhaft vor.

„Und weshalb kamen Sie wieder ins Vaterland zurück?“ fragte er mit Interesse.

Jetzt war es Radeck, der ein wenig kühl aufsah.

„Vor allem aus geschäftlichen Gründen,“ versetzte er etwas zögernd; „mein Vetter und Kompagnon ist durch Familienbeziehungen an die neue Heimat gefesselt, und so habe ich mir ein halbes Jahr Urlaub gewährt — ich kehre Anfang Februar spätestens nach Guatemala zurück.“

Bergen biß sich etwas ärgerlich auf die Lippen. Wie kam er dazu, den Fremden da so auszufragen? Trotz der höflichen, ausführlichen Antwort fühlte er, daß der andre nicht die ganze Wahrheit gesagt hatte. Wozu auch? Er war wahrhaftig nicht dazu verpflichtet!

In die kleine Verlegenheitspause hinein klang das Pfeifen der Lokomotive. Bergen sprang mit raschem Entschlusse auf.

„Ich werde jetzt Ihrem guten Rate folgen, aussteigen und den Schnellzug hier abwarten,“ sagte er hastig.

„Welch schöner Wald ist das hier!“ versetzte Radeck freundlich. „Da wird ein Spaziergang in dem kühlen Schatten erfrischend sein!“

Bergen winkte dem Schaffner und ließ sich die Coupéthür öffnen. Dann schieden die beiden Herren mit höflich kaltem Gruße. Der Ausgestiegene blieb einen Augenblick auf dem Bahnsteig stehen und sah dem davoneilenden Zuge mit einem leichten Gefühl des Unbehagens nach. Der Zurückgebliebene, der jetzt wieder der einzige Insasse des Coupés war, schlug von neuem die Brieftasche auf, in der er vorher geblättert hatte. Es lag ein Brief darin — acht enggeschriebene Seiten auf überseeischem Postpapier — ein anscheinend schon vielgelesener, monatealter Brief von Frauenhand. Den las er von neuem — und noch einmal — dann faltete er ihn zusammen, barg ihn wieder in der Brieftasche und blickte starr zum Fenster hinaus in die lachende Sommerpracht da draußen. Georg Radecks Gedanken waren in diesem Augenblicke weit ab von den geschäftlichen Interessen, die ihn nach Europa zurückgeführt hatten — weit ab auch von der Heimat seiner Kindheit, der kleinen Harzstadt, der er in diesem Augenblicke zueilte; ein tiefes, schmerzliches Träumen lag in den sonst so klaren Augen des jungen Kaufmanns.

VII.

Der kleine Assessor Scheerenberg hatte glücklicherweise keine Ahnung von den ärgerlichen Beinamen, die der von ihm so schlecht Beratene an diesem schönen Sommermorgen auf sein kahles Haupt regnen ließ; sonst wäre seine heitere Selbstzufriedenheit doch wenigstens vorübergehend getrübt worden, und das wäre schade gewesen. Denn diese fast unerschütterliche Selbstzufriedenheit bildete einen so wesentlichen Bestandteil seines Charakters, daß ohne sie nicht viel von dem kleinen Assessor übriggeblieben wäre. Glücklich sind die Unwissenden! Die alte Lebenswahrheit bestätigte sich da mal wieder.

Herr von Bergen stand ein paar Minuten lang in verdrießlichem Nachdenken auf dem Bahnsteig der kleinen Station, die einen wichtigen Knotenpunkt großer Eisenbahnlinien bildete. Außer ihm waren nur ein paar alte Hökerweiber diesem Frühzuge entstiegen, der jetzt bereits um die nächste Waldecke verschwand. Bergen verglich schnell noch einmal seine Uhr mit der des Stationsvorstehers und schritt dann an dem ehrfurchtsvoll grüßenden Manne vorbei dem Ausgange zu. Er wußte nicht recht, was er mit diesen Stunden unfreiwilliger Rast eigentlich anfangen sollte, und das verstimmte ihn. Auf der andern Seite des Stationsgebäudes hielt ein altmodischer Omnibus. „Nach Walddorf" stand in großen Lettern daran. Mit dem halb unbewußten Bedürfnis nach Beschäftigung, das jeder lebhafte Geist in solchen Augenblicken der Langeweile empfindet, versuchte er herauszubekommen, wo er diesen Namen schon einmal gelesen hatte. Er blieb nachdenklich stehen und sah den Kutscher des unförmlichen Gefährts grübelnd an. Der biedere Alte fand es angebracht, den zögernden Fremden zu animieren.

„Fahren Sie mit, Herr?" fragte er höflich grüßend; „ich bringe Sie in einer guten halben Stunde bis zu der Klosterruine und der neuen Quelle!"

Der fremde Herr winkte abwehrend, nicht ohne ein leichtes Lächeln, mit der Hand. Das sollte ihm passen! An diesem herrlichen Sommermorgen eine Spazierfahrt in diesem klappernden, rasselnden Vehikel zu unternehmen! Denn er wurde sich jetzt doch bewußt, daß es eigentlich ein wundervoller, selten schöner Augustmorgen sei. Ein wenig heiß zwar schon, aber lockte da drüben jenseits der Chaussee nicht der herrliche, dunkle, kühle Wald? Gerade vor ihm that sich der Waldweg auf, der hineinführte in den köstlichen grünen Dom — — einige Minuten später rasselte der Omnibus leer davon, und der fremde Herr schritt rüstig auf dem ebenen Promenadenwege in das lockende Waldesdunkel hinein.

„Fußweg nach Walddorf — dreiviertel Stunden," las er wiederum auf der Tafel vorn beim Eintritt in den Wald. Jetzt fiel's ihm auch ein, wo er den Namen neulich schon einmal gehört. In dem Klub war es gewesen, in den ihn vorgestern der kleine Scheerenberg eingeführt hatte. Da war viel von einem jungen, bedeutenden und unternehmungslustigen Arzte die Rede gewesen, der auf einer größern Fußtour im Frühjahr das liebliche Walddorf, und zugleich am Fuße seiner malerischen Klosterruine eine stark kohlensäurehaltige Quelle entdeckt hatte und nun beabsichtigte, im nächsten Jahre dort eine Kuranstalt zu errichten.

Wie wunderbar still und friedlich es hier im Walde war! Die Buchenstämme verschränkten sich hoch über seinem Haupte zu fast undurchdringlicher Wölbung, und

aus dem dämmerig kühlen Grunde zu beiden Seiten des Fußpfades hoben schlanke, zarte Farnwedel ihr feingefiedertes Grün.

Bergen nahm den modischen Cylinder vom Haupte, den er trotz der Sommerhitze trug, und strich aufatmend das Haar aus der Stirn. Dann blieb er einen Augenblick stehen und horchte aufmerksam. Ihm war's, als ob er nicht allzuweit entfernt Glockenklänge vernahm. Er sah nach der Uhr. Richtig! Er war schon über eine halbe Stunde rüstig marschiert und konnte nicht mehr weit von Walddorf entfernt sein. Ob er noch weiter ging? Er durfte den Schnellzug nicht versäumen, da er schon morgen in Wien eintreffen wollte — da hieß es rechtzeitig umkehren. Er sah fast mit einem Gefühl des Bedauerns um sich. Und dann huschte ein leises Lächeln über das stolze Gesicht. „Eine Eidechse oder eine Blindschleiche!" sagte er laut, in vergnügte Erinnerungen an seine Knabenzeit vertieft. Da, rechts vom Wege, unter den hohen Farnen, huschte gleitend, leicht raschelnd etwas dahin und verschwand unter einem großen, moosbewachsenen Steine. — Über den kalten, selbstbewußten Mann kam es wie ein knabenhaft fröhliches Gefühl, wie überquellende Lebensfreude. Er stieß mit dem Spazierstock übermütig gegen den Stein und bückte sich, ihn hochzuheben und das Tierchen so aus seinem Schlupfwinkel zu vertreiben — doch er fuhr sofort mit einem dumpfen Aufschrei zurück — etwas Kaltes, Glattes hatte sich an seiner Hand emporgeringelt, er spürte einen scharfen, stichartigen Biß, und zugleich zuckte ein furchtbarer, brennender Schmerz von der getroffenen Rechten durch seinen Arm empor und ließ jeden Nerv seines Körpers wie im Krampfe erbeben. Er riß die Hand in die Höhe, die fast augenblicklich anschwoll, und stieß einen neuen Hilferuf aus — die große, schöngezeichnete Schlange mit dem scharf abgesetzten Kopfe und dem dunkeln Zickzackstreifen auf dem Rücken huschte unheimlich, blitzähnlich unter dem Stein hervor und quer über den Weg. Der Aufschrei einer andern Stimme antwortete jetzt Bergen — um die Wegecke war eine Frauengestalt gebogen und blieb einen Augenblick bestürzt stehen. Die Dame sah einige Sekunden starr zu dem Manne herüber, der halb besinnungslos vor Schmerz an einen Baum getaumelt war, dann flog sie ohne weiteres Besinnen auf ihn zu.

„Was — was ist geschehen?" rief sie fast atemlos vor Schrecken.

„Eine Kreuzotter hat mich gebissen — da — da," stammelte Bergen, der vor Schmerz die Zähne nur mühsam auseinanderbrachte. Ihm schwindelte, und er lehnte den Kopf matt gegen den Baumstamm.

Die Fremde stand jetzt vor ihm und ergriff ohne Zögern die stark angeschwollene Hand, die eine dunkle, bläulichrote Färbung angenommen hatte. Sie sah eine Sekunde schaudernd auf die beiden kleinen, nadelstichartigen Bißwunden in der innern Handfläche und schloß dann erblassend die Augen mit einem momentanen Empfinden des Ohnmächtigwerdens. Doch mit einem starken Entschluß öffnete sie sie sogleich wieder — sie wußte, daß das Leben des Mannes hier in Gefahr war und sie vielleicht berufen, ihn zu retten — da galt es, keiner weiblichen Schwäche nachzugeben.

Eilig zog sie ein zierliches Taschenmesserchen hervor und klappte es entschlossen auf. Aber sie ließ die verwundete Hand, die sie schon erfaßt hatte, doch erbebend wieder sinken. — „Ich kann das nicht thun!" sagte sie angstvoll.

„Was denn? Was muß geschehen?" fragte Bergen, mühsam die Augen öffnend.

„Die Bißwunde muß durch einen kräftigen Messerschnitt erweitert werden, damit möglichst viel Blut ausströmt," sagte seine Gefährtin mit fliegendem Atem.

Der Verwundete nahm ihr, ohne ein Wort zu sagen, das Messer mit der Linken aus der Hand, setzte es fest auf die kranke Hand, die er an den Baumstamm stützte, biß die Zähne zusammen und drückte kräftig zu — eine breite Schnittwunde klaffte quer über die Hand und das Blut strömte reichlich hervor. Das brachte ihm ein Gefühl momentaner Erleichterung; er stieß einen Seufzer aus, atmete tief auf und öffnete von neuem die Augen, die ihm vor Schwindel immer wieder zufielen. — —

Die Fremde hatte das Hütchen vom Haupte gerissen und trennte in fliegender Hast das schmale Seidenband ab, das es schmückte. Seine mannhafte Selbsthilfe hatte auch ihr den Mut gestärkt; die Farbe kehrte in ihre bleichgewordenen Lippen zurück, und die Hände, die jetzt behutsam die verwundete, stark blutende Rechte des Mannes umfaßten, zitterten nicht mehr. Sie riß die Manschette ab, raffte das Taschenmesser vom Boden empor, auf den es Bergen hatte fallen lassen und schnitt ohne Zögern den Ärmel seines Überrocks damit auf. Er sah in halber Betäubung zu, wie sie mit dem starkgewebten, schmalen Seidenbande seinen Arm über dem Handgelenke fest umschnürte — er besann sich dunkel dabei, daß man die Pulsader unterbinden müsse, um dem Gift nach Möglichkeit den Eintritt ins Blut zu wehren. Wie kraftvoll und energisch diese kleinen Hände waren und doch so weich und lind dabei! Jetzt sah sie mit einem Blick voll unendlichen Mitleids zu ihm auf.

„Werden Sie ein paar hundert Schritte gehen können, wenn Sie sich dabei fest auf mich stützen?" fragte sie sanft; „wenige Minuten von hier ist eine Waldwärterhütte — dorthin möchte ich Sie führen."

Er trat, ohne ein Wort zu erwidern, schwankenden Schrittes vom Baumstamme weg, an dem er bisher noch gelehnt hatte, und versuchte allein vorwärts zu gehen. Aber der Schwindel überkam ihn von neuem, und er streckte unsicher die gesunde Linke nach ihr aus. Sie nahm sie ruhig und legte seinen Arm um ihren Hals. „So!" sagte sie ermutigend; „halten Sie sich nur ganz fest an mir — ich bin stark!" Er war zu schwach, um Einwendungen machen zu können. Und so führte sie den ächzenden, vor Schmerz halb betäubten Mann langsam, Schritt für Schritt, bis zu der kleinen, ärmlichen Hütte, an der sie vorhin vorbeigekommen war.

Der Wald lichtete sich dort plötzlich; man sah einen Abhang hinunter über eine weite, flache Thalmulde, in der sich das Dörfchen ausdehnte. Jenseits derselben ragten aus dem ansteigenden Walde malerische Ruinen empor — die Überreste des alten Klosters.

Bergen sah das alles wie im Traum; willenlos folgte er seiner Führerin. Sie half ihm, sich auf einer Bank vor der Hütte niederzulassen und stieß dann die Thür derselben eilig auf.

„Ist niemand hier?" fragte sie mit lauter Stimme.

Im Hintergrund der Hütte regte es sich; eine gebückte, von Alter und Gicht krummgezogene Gestalt kam langsam vorwärts und sah mit blöden Augen zu der fremden Dame auf.

„Wo ist der Waldhüter?" fragte sie von neuem.

„Mein Söhn?" fragte der Alte zweifelnd.

„Ja, ja!“ rief die Dame ungeduldig.

„Der is in'n Wald, Fräulein,“ sagte der Alte kopfschüttelnd in der breiten, langsamen Sprache seiner Gegend.

„Können Sie ihn nicht rufen? Ich muß sogleich Hilfe, einen Arzt haben aus Walddorf! Da draußen sitzt ein Herr, der von einer Kreuzotter gebissen ist!“ rief die Fremde erregt.

Der Alte schüttelte wieder schwerfällig den Kopf.

„Nee!“ sagte er endlich langsam. „Den finde ich nicht, — das weiß ich nicht!“

„Aber Mann, begreifen Sie denn nicht, daß es sich hier um Leben und Tod handelt?“ rief die Dame außer sich. Sie sah angstvoll umher; da fiel ihr Blick auf eine große Flasche, die auf einem Bort an der Wand stand.

„Ist das da nicht Branntwein?“ fragte sie, hastig auf die Flasche zeigend.

Der alte, halb blödsinnige Mann grinste vergnügt.

„Jawohl! Scheener Branntwein!“ sagte er schmunzelnd. Doch erschreckt starrte er dann die fremde Dame an. Sie hatte, ohne zu fragen, die Flasche und ein Trinkgefäß ergriffen und eilte vor die Hüttenthür. Der Alte humpelte ihr angstvoll, um seinen kostbaren Besitz besorgt, nach. Sie füllte das Glas, das sie in der Hand trug, bis zum Rande mit dem scharfen Getränke und hielt es dann ohne weiteres an Bergens Lippen.

Er kostete und machte eine Gebärde des Widerwillens. Aber seine Pflegerin ließ sich dadurch nicht irremachen.

„Sie müssen das ganze Glas hier voll Branntwein austrinken und noch mehr — so viel wie nur irgend möglich!“ sagte sie in sehr bestimmtem Tone. „Branntwein ist ein altes Volksmittel gegen Otternbiß!“

Der Verwundete trank gehorsam das große Glas auf einen Zug aus und reichte es ihr dann mit einem schattenhaften Lächeln. Sie füllte es sogleich von neuem und stellte die Flasche neben ihn.

„Ich hole sofort selbst Hilfe,“ sagte sie dann in festem Tone; „Sie bleiben hier sitzen und trinken so viel von dem Branntwein, wie Sie nur können. — Ja, ja, Ihr bekommt den Schnaps bezahlt, Alter! — Seien Sie guten Mutes, mein Herr! Ich hoffe den Arzt sehr bald aufzufinden — in spätestens einer halben Stunde ist Hilfe da!“

Sie lächelte ihm ermutigend zu und eilte dann in fliegender Hast den Weg hinunter, der gerade vor der Hütte ins Thal hinabführte. Noch ein paar Minuten lang leuchtete das weiße Kleid zwischen dem grünen Strauchwerk auf, dann war es verschwunden.

Bergen lehnte matt das Haupt zurück. Er fühlte nur undeutlich, daß seine gütige Retterin ihn verlassen. Aber er gedachte ihres Befehls, tastete mit der gesunden Hand nach dem Branntwein und trank in großen Zügen. Wie Feuer strömte das scharfe Getränk durch seine Adern und belebte ihn.

Die Fremde hatte in wenigen Minuten den Thalboden erreicht. Die Angst beflügelte ihre Schritte. Schon lagen vor ihr die ersten Häuser des Dorfes; sie bog um den Mühlenteich herum, der am Eingang des Dorfes sich ausdehnte und strebte der Hauptstraße, an der das Wirtshaus lag, zu. Dort mußte aller Wahrscheinlichkeit

nach der Arzt noch weilen, der sich in diesem Sommer hier aufhielt, um Unterhandlungen wegen des von ihm zu gründenden Sanatoriums einzuleiten — da ritt ja der Knecht aus dem Wirtshause gerade das eine Wagenpferd zur Schwemme, den konnte sie fragen.

„Ist Doktor Lüders noch zu Hause?" rief sie dem Burschen schon von weitem zu.

„Nein, Fräulein! der ging vor ein paar Minuten dort hinaus spazieren!" sagte der Knecht gemütlich, als sie nähergekommen war. Er zeigte mit dem Daumen nach der entgegengesetzten Seite des Dorfes.

„Nach den Ruinen zu?" fragte die Dame angstvoll.

Der junge Mensch nickte phlegmatisch.

„Steigen Sie sofort ab!" befahl die Fremde in einem Tone, der gar keine Widerrede aufkommen ließ. „Rasch! Rasch!" rief sie mit dem Fuße aufstampfend, als er einen Augenblick erstaunt zögerte.

Der Knecht stieg schwerfällig von dem breiten Rücken seines Gaules, der nur eine leichte Decke trug. Und dann sperrte er Mund und Augen in maßlosem Erstaunen weit auf — das feine, fremde Fräulein, das schon seit einer Woche mit ihrer alten Tante im Dorfe wohnte und im Wirtshaus seines Herrn speiste, war auf einen Meilenstein gesprungen und hatte sich von da aus auf den Rücken des Pferdes geschwungen. Eine Sekunde später jagte die leichte, weiße Gestalt die Dorfstraße hinunter und Roß und Reiterin verschwanden in der von dem Jungen angegebenen Richtung. Der Knecht besann sich ein paar Minuten mit schreckensbleicher Miene. Dann rannte er mit großer Angst im Herzen hinter seinem Schecken her — das Fräulein war doch am Ende nicht plötzlich verrückt geworden?

Fünf Minuten später parierte die kühne Reiterin ihr Pferd neben der Herrengestalt im leichten, grauen Sommeranzug, die fröhlich pfeifend auf einem Feldwege jenseits des Dorfes dem nahen Walde zuschritt. Atemlos glitt sie von dem Pferde und stand neben dem sehr erstaunten Arzte, der seinen Augen kaum traute.

„Aber, mein gnädigstes Fräulein! Was soll denn das bedeuten?" rief er lachend. Er wollte im neckenden Tone fortfahren, aber sie schnitt ihm mit einer Handbewegung das Wort ab. Bei ihrer hastigen, angstvollen Erzählung verwandelte sich seine Miene erst in tiefen Ernst, dann in unverhohlene Bewunderung. Er war sofort umgekehrt und schritt eiligst, aber trotzdem aufmerksam zuhörend, neben ihr her, dem Dorfe wieder zu. Sie führte das Pferd am Zügel und übergab es jetzt dem herbeieilenden Knechte, der es mit erleichtertem Aufatmen wieder in Empfang nahm.

„Einen Augenblick!" bat Dr. Lüders, vor der Thür des Wirtshauses stehen bleibend. Er eilte in sein Zimmer hinauf und kam nach wenigen Minuten mit seiner Instrumententasche und einem Päckchen Verbandzeug zurück. Mit ein paar Worten unterrichtete er den herbeigekommenen Wirt und erteilte ihm verschiedene Aufträge. Dann eilte er an der Seite seiner Führerin schweigend weiter. Nur einmal blieb er einen Augenblick stehen, um Atem zu schöpfen. „Die Sonne meint es heute gut!" brummte er dabei. „Und bei solcher Hitze ist ein Schlangenbiß doppelt gefährlich — — Wenn der Mann mit dem Leben davon kommt, verdankt er's einzig und allein Ihnen, Fräulein Lola Astier!"

VIII.

„Léonore, ma chère enfant, was maken Sie da? Woßu ſitzen auf die Balkon bei die große châleur — il fait beaucoup moins chaud ici!“

„Ich warte auf den Dr. Lüders, liebe Mademoiſelle; er wollte mich zu einem kleinen Abendſpaziergang abholen und mir zugleich Nachricht von ſeinem Patienten bringen.“

„Ah! Das ſein etwas andres! Aber er geht viel beſſer, Ihr protégé; Sie brauchen ſich nicht mehr zu maken des soucis für ihn. Wenn ich denke, wieviel er hat ertragen in die erſten Tagen — c'était affreux, pauvre homme! Und daß er Sie dankt ſein Leben ganz allein — vous avez le courage de feu votre père, mon enfant!“

Das junge Mädchen, das bisher an der niedrigen Brüſtung der Veranda gelehnt hatte und auf die Dorfſtraße hinabblickte, wandte ſich mit ungeduldigem Achſelzucken um.

„Sagen Sie nur das nicht immer, Mademoiſelle!“ verſetzte ſie ein wenig verſtimmt. „Es iſt doch wahrhaftig nichts Großes daran, einem Verunglückten die erſte Hilfe zu bringen, wenn man die Gelegenheit dazu hat! Das iſt etwas ſo Natürliches. — Und noch um etwas andres muß ich Sie bitten, liebes, gutes Tantchen — denn Sie wiſſen's doch, und vergeſſen's dabei immer wieder, daß ich hier Ihre demütige Nichte bin, die Sie unter Ihre mütterliche Obhut genommen haben — wäre es nicht beſſer, Sie verſuchten mich du zu nennen, wenn Sie mich vor Fremden anreden? Man nennt ſich doch nun einmal in Deutſchland unter Verwandten nicht Sie — das muß ſonſt auffallen!“

Die alte Franzöſin, die filetſtrickend am Fenſter des kleinen Wohnzimmers ſaß, blickte mit einem hilfloſen Lächeln auf.

„O, dies du!“ ſeufzte ſie; „ich kann nicht werden fertik mit es; aber ich werde Sie — dir — nennen ma nièce ſerr oft; peut-être ça ſuffira — du reste je ne comprends pas en effet —“

„Ei, deutſch ſprechen, Tantchen! Heute haben wir den deutſchen Tag — morgen ſpreche ich wieder ganz artig franzöſiſch mit dir!“

„Méchante!“ Das Garnknäuel flog durch die ganze Länge der Veranda, faſt bis an das blonde Köpfchen der jungen Dame. Dann ſeufzte die lebhafte, kleine Franzöſin wieder tief auf. „Nun alſo — ich begreifen nicht, warum du nicht nehmen den richtigen Namen von dir; ein komiſches Ding, das Stift —“ ſie ſprach das Wort mit großer Schwierigkeit aus — „wo du jetzt ſein! Ich 'abe nie gehört bevor — —“

Sie konnte nicht vollenden. Das junge Mädchen war dunkel errötet, und eine peinvolle Verlegenheit malte ſich in ihren feinen Zügen. Sie trat durch die offene Balkonthür ins Zimmer hinein und kniete vor der alten Dame nieder.

„Liebe, gute Mademoiſelle! Bitte, bitte, fragen Sie mich nie wieder danach!“ flehte ſie innig mit niedergeſchlagenen Augen. „Ich bin ſo froh, ſo herzlich froh und dankbar, daß ich meine kurze Urlaubszeit hier mit Ihnen gemeinſam verleben darf — daß ich eine kurze Spanne Zeit hindurch vergeſſen kann, was hinter mir

und was vor mir liegt! Quälen Sie mich nicht mit Fragen, nein?! Es war solch köstlicher Glückszufall, daß Sie gerade vor vierzehn Tagen auf der Rückreise von England Hamburg passierten und wir uns dort auf dem Bahnhof trafen. Ich hatte ja jahrelang nichts von Ihnen gehört —"

„A qui la faute?" fragte die alte Französin vorwurfsvoll. „Mon élève favorite, ma petite Léonore, 'at mich behandelt serr slecht in die letzte Zeit. Wenn nicht Fanny geschrieben 'ätte einmal nach dem Tode von monsieur le baron — ich nicht wüßte gar nichts von Sie alle drei!"

„Und Fanny hat Ihnen geschrieben, daß ich im Stift bei meiner Tante Breitenbach wäre?"

„Mais oui — woher sollte ich es wissen sonst?" fragte die alte Dame erstaunt.

Fannys Schwester senkte schweigend das Haupt. Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust, und die großen, klaren Augen blickten einen Moment trübe umflort. Sie erhob sich aus ihrer knieenden Stellung und trat wieder auf den Balkon hinaus. Die alte ehemalige Erzieherin der Kinder des Oberst von Machingen sah ihr nachdenklich nach. Wie verändert ihr Liebling war! Etwas Ernstes, Verschlossenes, Fertiges lag in ihrem Wesen und gab der schlanken, anmutigen Erscheinung eine frauenhafte Reife und Sicherheit. „Das macht das Stift!" dachte die alte Dame.

Ein fröhlicher Jodler erschallte von der Dorfstraße herauf. Lola Astier trat lächelnd an die Brüstung der Veranda und winkte heiter mit der Rechten. Dr. Lüders pflegte sich auf diese Weise anzumelden, wenn er seine junge Freundin zum gewohnten Spaziergang abholte. Mlle. Héricourt war nicht sehr gut zu Fuße, und so nahm ihre Pseudonichte gern die Begleitung des liebenswürdigen Arztes an.

Der volle Abendsonnenschein fiel in diesem Augenblick auf das unbedeckte Haupt des Mädchens und umwob das reiche, blonde Haar mit einem flimmernden Goldglanze — sie sah bezaubernd aus, wie sie da oben lehnte, im hellen, duftigen Sommerkleide, zwischen den Aristolochia- und Weinranken der Veranda, mit dem lieblichen Lächeln um den feinen Mund und dem freundlichen Blick der großen, tiefen Augen — — das empfand auch der hochgewachsene Fremde, der neben dem Arzte unten auf der staubigen Dorfstraße stand und unverwandt hinaufblickte. Lola errötete, als sie des Fremden ansichtig wurde, und neigte dankend das Haupt bei seinem ehrfurchtsvollen Gruße.

„Ja, was sagen Sie, meine Gnädigste, zu dieser unerwarteten Überraschung?" rief der Doktor heiter hinauf. „Unser Patient fühlt sich heute bereits so wohl und kräftig, daß er Lust bekam, sich unserm abendlichen Spaziergange anzuschließen — immer natürlich Ihre Erlaubnis vorausgesetzt, gnädiges Fräulein!"

Sein Begleiter runzelte leicht die Stirn bei den lauten Worten des Arztes und legte mahnend die Hand auf seinen Arm.

„Wollen wir nicht erst den beiden Damen unsern Besuch machen?" fragte er halblaut. „Ich bin ja dem gnädigen Fräulein noch gar nicht einmal vorgestellt!"

Dr. Lüders lachte mit einem Ausdruck gutmütigen Spottes in seinem klugen, sympathischen Gesichte.

„Richtig!" sagte er mit leichter Ironie. „Dazu sind Sie wohl bei Ihrem ersten Zusammensein mit Fräulein Astier nicht gekommen! Nun, dies Versäumnis

läßt sich ja jetzt leicht nachholen, und den Besuch können Sie gelegentlich auch noch machen — jetzt zieht's mich offen gestanden mit aller Macht in den kühlen, grünen Wald, und Ihre schöne Lebensretterin da oben ist bereits vom Balkon verschwunden; sie wird sogleich unten sein!"

„Dies ist das Pfarrhaus?" fragte Bergen.

„Jawohl — die Damen haben die Wohnung durch einen besondern Glückszufall bekommen, sie ist bis dato die hübscheste und komfortabelste in ganz Walddorf. Ah — noch einmal guten Abend, mein verehrtes Fräulein! Darf ich Ihnen in optima forma meinen augenblicklich einzigen Patienten, Herrn von Bergen, vorstellen? Er sehnte sich bereits danach, Ihnen persönlich seinen Dank stammeln zu können!"

Bergen verbeugte sich etwas gezwungen. Die freie, leichte Art des jungen Arztes sagte ihm in diesem Augenblicke wenig zu. Es wäre ihm lieber gewesen, seiner Dankesschuld, die er dieser fremden, jungen Dame gegenüber fast peinlich empfand, in förmlicherer Weise Ausdruck geben zu können. Dankbar fühlte dagegen Lola, wie der Arzt durch seine scherzhafte Art und Weise ihr über die erste Begegnung mit dem Geretteten hinweg helfen wollte, und so kam sie Bergen zuvor und sagte mit einem freundlichen Lächeln: „Ich bin außerordentlich froh, Herr von Bergen, daß Sie schon so weit hergestellt sind, um sich an der lieblichen Umgebung Walddorfs erfreuen zu können — der Weg nach den Klosterruinen und der Aufenthalt da oben ist geradezu bezaubernd!"

„Und daß ich beides nun an Ihrer Seite kennen lernen darf, verdanke ich Ihnen allein, mein gnädigstes Fräulein," sagte Bergen halblaut mit ernster Stimme. Er schritt neben Lola die Dorfstraße hinunter, während der Doktor vor einem Bauernhause stehenblieb und mit einer alten Frau plauderte, die kartoffelnschälend auf der Bank vor der Hausthür saß.

Lola blieb stehen und sah ihren Begleiter freimütig an.

„Wollen Sie mir einen Gefallen thun, Herr von Bergen?"

„Aber gnädiges Fräulein — Sie haben doch nur zu befehlen!"

„Nun, dann sagen Sie bitte nichts mehr von Dank oder Dankesschuld! Ich möchte nicht, daß der Gedanke, einer Fremden verpflichtet zu sein, Ihnen die Tage der Genesung trübt — es ist ja so wenig gewesen, was ich für Sie thun konnte, und es war so selbstverständlich, daß ich's that! Lassen Sie uns Dem unsern Dank sagen, der mich gerade an jenem Morgen auf den Pfaffenhügel führte — und nun erfüllen Sie meine Bitte und sprechen nie mehr davon, nicht wahr?"

„Der Gehorsam wird mir in diesem Falle sehr schwer," sagte Bergen mit einem leichten Lächeln; „gnädiges Fräulein werden mir schon erlauben müssen, dies Gefühl des Dankes innerlich in vollem Maße zu bewahren, wenn ich es auch nicht wieder aussprechen darf! Und meine Bewunderung Ihrer Kaltblütigkeit und Umsicht im Augenblick der höchsten Gefahr für mich darf ich doch äußern, nicht wahr?"

„Auch nicht," sagte Lola heiter; „besonders da ich mir gar nicht bewußt bin, im ersten Augenblick sehr kaltblütig und besonnen gewesen zu sein. Nun, Herr Doktor, wo blieben Sie denn so lange? Sie wollten uns doch heute auf einem neuen Wege nach den Ruinen führen — wer hat Sie so festgehalten?"

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung," sagte Dr. Lüders atemlos; er hatte sich ein wenig beeilen müssen, um die beiden anderen einzuholen, und er neigte schon entschieden ein ganz klein wenig zum Embonpoint. „Ich mußte die alte Webern doch nach dem Befinden ihrer Tochter fragen. Gestern ist bei der jungen Frau der erste Junge einpassiert, und die Freude darob riesig!"

„Sind Sie schon so gut bekannt mit allen großen und kleinen Ereignissen dieses gesegneten Erdwinkels?" fragte Bergen lächelnd.

Lola lachte heiter auf.

„Dr. Lüders hat ein wundervolles Talent, sich die Herzen und das Vertrauen der einfachen Waldleute hier zu gewinnen," sagte sie mit einem freundlichen Aufblick.

Bergen spürte ein leises Unbehagen. Das schöne Mädchen an seiner Seite lobte den jungen Arzt da ja sehr warm! Sie waren wohl sehr gute Freunde, seine beiden Retter! Jetzt plauderten sie wieder recht lebhaft miteinander, und er kam sich ein wenig überflüssig vor. Er faßte im stillen den Entschluß, am nächsten Tage allein spazieren zu gehen und die beiden Herrschaften hier nicht wieder mit seiner aufgedrungenen Gesellschaft zu belästigen.

Sie hatten jetzt die Dorfstraße verlassen und waren in einen Weg eingebogen, der zwischen Hecken und Gartenzäunen dem nahen Walde zustrebte. Lola war mit dem Doktor vorausgeschritten, für alle drei war der Weg zu schmal. Jetzt blieb Dr. Lüders wieder stehen und lehnte sich über den niedrigen Zaun zur Linken.

„Guten Morgen, Mariechen! Wie geht es dir, mein holdseliges Kind!" rief er in den Garten hinein, der sich jenseits des Zaunes ausdehnte.

Ein hübsches, etwa achtzehnjähriges Mädchen erhob sich von dem Erdbeerbeet, neben dem sie gekniet hatte, und kam kichernd an den Zaun, um dem Doktor die Hand zu reichen.

„Ich danke schön, Herr Doktor," sagte sie verschämt; und dann fing sie plötzlich an herzlich zu lachen.

„Nanu? Was fehlt dir denn, allerschönstes Mariechen?" fragte Dr. Lüders ernsthaft; „dieser plötzliche Lachanfall ist verdächtig — laß mich mal deinen Puls fühlen, süßer Engel!"

Er streckte die Hand über den Zaun herüber, aber das Mädchen entfloh lachend.

„Der Herr Doktor sind immer so komisch!" kicherte sie aus sicherer Entfernung.

„Sehen Sie, Doktor, das haben Sie nun davon," sagte Lola lächelnd, die ebenso wie Bergen stehengeblieben war und die kleine Scene amüsiert betrachtet hatte; „Sie sind aber auch unverbesserlich — wenn Ihre Frau Gemahlin wüßte, in welcher Weise Sie hier jedem Bauermädel den Hof machen!"

Bergen wandte sich mit einem Gefühl angenehmer Überraschung zu ihr.

„Dr. Lüders ist verheiratet?" fragte er ziemlich hastig.

„Ins Joch gespannt, jawohl!" versetzte der Arzt an Lolas Stelle mit einem drolligen Seufzer; „was denken Sie? Ich bin ehrwürdiger Familienvater, und dies Patriarchalische in meinem Wesen ist es gerade, was mir, wie Fräulein Astier vorhin so schön sagte, die Herzen meiner Mitmenschen gewinnt!"

Er schritt wieder plaudernd und lachend neben dem jungen Mädchen dahin, und Herr von Bergen folgte schweigend; aber er fand plötzlich, daß der Dr. Lüders doch

ein sehr netter und origineller Mensch sei und Fräulein Astier ganz recht thäte, sich seinem Schutze anzuvertrauen. Als der Weg wieder breiter wurde, schloß er sich den beiden Vorangehenden wieder an und plauderte bald ebenso angeregt wie sie. Selbst ein drohend heraufziehendes Gewitter, das sie zu schleuniger Umkehr zwang und den Besuch der vielgelobten Klosterruinen für heute unmöglich machte, konnte seine gute Laune nicht beeinträchtigen. Die drei Spaziergänger schieden vor der Thür des Dorfpfarrers unter heiterstem Gelächter, und Herr von Bergen bat vorsorglich um die Erlaubnis, sich am nächsten Tage wiederum an dem Ausflug nach den Ruinen beteiligen zu dürfen.

„Hoffentlich haben wir morgen mehr Glück!" sagte Lola heiter beim Abschied.

Und Bergen sagte sich innerlich, daß auch der heutige Abend, trotz der unfreiwilligen Abkürzung ihres Spaziergangs und des jetzt leise grollenden Donners ein recht glücklicher für ihn gewesen sei.

IX.

Das Wetter hatte sich nach dem heftigen, nächtlichen Gewitterregen schnell wieder aufgeklärt, nur die Hitze hatte nachgelassen, und Mensch und Tier empfand das als Wohlthat nach der hohen Temperatur der letzten Wochen. Schöne, klare Sommertage zogen über das stille Dörfchen in seinem lieblichen Waldeskranze, und ihr sonniger Frieden senkte sich in Herz und Sinn. In einem unendlich wohligen Einerlei glitten diese Sommertage an Lola vorbei, und ihre Gefährten empfanden gleich ihr den ganzen Zauber nordischer Sommerpracht. Bergen mußte noch immer den starkentzündeten Arm in der Schlinge tragen und litt zeitweise noch sehr heftige Schmerzen, aber doch beklagte er keinen Augenblick mehr den verhängnisvollen Zufall, der ihn nach diesem abgelegenen Erdenwinkel verschlagen hatte. Er dachte auch nicht mehr an Abreise und hatte dem Freunde, der ihn in Ungarn zur Jagd erwartete, telegraphisch abgesagt. Wunschlos, traumhaft friedlich, reihten sich die Tage; schon eine Woche war vergangen, seit er zum erstenmale an des Doktors Seite auf der Dorfstraße unter dem Predigerhause gestanden und die weiße Gestalt oben auf dem Balkon in dem grünen Rahmen von wildem Wein erschien. — Wie ihm doch schließlich der prächtige Doktor gefiel mit seinem unversieglichen Humor und dem klaren, weltkundigen Wesen! Er und die lebhafte alte Französin mit ihrem köstlichen Radebrechen der deutschen Sprache bildeten das belebende Element ihrer Tafelrunde. Denn die vier so wunderlich hier zusammengeführten Menschen hatten sich am Tage nach Bergens erstem Ausgange beim Mittagessen im einzigen Gasthofe des Dorfes, in dem die beiden Herren Wohnung genommen hatten, zusammengefunden und bildeten seitdem eine sehr fröhliche, kleine Tischgesellschaft. Was sonst im Dorfe noch von erholungsbedürftigen Lehrern, kleinen Beamten oder einzelnen Damen wohnte, verfertigte das einfache Mittagsmahl selbst oder teilte es mit den jeweiligen Quartierwirten. Und die wenigen Passanten, die dies weltentrückte Fleckchen Erde aufsuchten, aßen im niedrigen, verräucherten Wirtshaussaale, während die kleine Gesellschaft des Dr. Lüders sich im Garten den Mittagstisch bereiten ließ. Da saßen sie nun täglich um die

Mittagsstunde unter den herrlichen alten Linden im angeregten Geplauder, und die brave Wirtin trug das Beste herbei, was Küche, Keller und Garten lieferten, und freute sich der vornehmen, nie feilschenden Gäste — die waren bisher rar gewesen in Walddorf!

Die Vormittage verbrachte die alte Französin stets im Pfarrgarten oder auf ihrem Balkon, und ihre Nichte leistete ihr dabei getreulich Gesellschaft. Am spätern Nachmittag wurden dagegen täglich weite Spaziergänge oder kleine Ausflüge gemacht; Mlle. Héricourt fühlte sich durch die erquickende deutsche Waldluft so gestärkt, daß sie sich fast immer an diesen Partien beteiligen konnte. Sie war dann unermüdlich im drolligen Wortgefecht mit dem jungen Arzte, wobei sie mit ihrem gebrochenen Deutsch seiner gewandten Dialektik doch nie gewachsen war und sich schließlich nur retten konnte, indem sie ihn mit einer Flut stürmisch hervorgesprudelter französischer Sätze überschüttete. Die verstand dann wieder der Doktor nicht, und das schauderhafte Französisch, in dem er zu antworten versuchte, riß die alte Dame zu größter Heiterkeit hin, worauf für kurze Zeit das Kriegsbeil zwischen den beiden begraben wurde, um bei der nächsten Veranlassung wieder hervorgeholt zu werden.

Oft erst spät am Abend kehrten die vier Wanderer von ihren genußreichen Ausflügen heim, und sie trennten sich nicht ohne eine Verabredung für den nächsten Tag. Und dann zogen sich die beiden Damen in ihre Wohnung zurück, und Doktor und Patient steuerten ihrem Wirtshause zu — ersterer ebenso übersprudelnd heiter und gesprächig, wie vom frühen Morgen an, der andre meist still und nachdenklich, die Eindrücke des Tages noch einmal durchlebend. Er war sich noch nicht bewußt, worin eigentlich für ihn der wunderbare Zauber dieser Sommertage ruhte — er gab sich ihm ohne Skrupel, ohne nähere Prüfung hin, und der stolze, in allen Vorurteilen seines Standes befangene Aristokrat vergaß gänzlich, sich klar zu machen, daß er noch nie in seinem Leben so harmlos vertraulich mit Leuten aus einer andern Lebenssphäre, von denen er doch im Grunde genommen so gut wie gar nichts wußte, verkehrt habe. — Die beiden Damen waren sehr sparsam mit Mitteilungen aus ihrem Leben, und Bergen würde es für die unzarteste, unritterlichste Indiskretion gehalten haben, sie durch Fragen zu größerer Mitteilsamkeit anzuregen. Wozu auch? Das schöne Mädchen mit dem fremdländisch klingenden Namen, das doch so echt deutsch war im Außern und Wesen, trug unverkennbar den Ausdruck eines hohen, reinen Geistes, und auch bei der heitersten Unterhaltung umgab sie ein Hauch kühler, selbstbewußter Zurückhaltung. Dies klare, offne Auge hatte nichts zu verbergen; dieser liebliche Mund wäre einer Lüge unfähig gewesen, und die leichte Herbheit, das Abgeschlossene ihres Charakters war das Resultat einer tadellosen Erziehung — das heißt einer Erziehung, wie sie Herr von Bergen verstand und für eine vornehme Frau unerläßlich fand: in äußerster Zurückhaltung, geschaffen einzig und allein für das Haus und die Familie, streng abgegrenzt nach außen, in Unkenntnis, fern von allen den modernen Bestrebungen und Neuerungen, die das Wesen echter Weiblichkeit erschüttern wollen. Gott sei Dank! Davon hatte dies liebliche Frauenbild nichts — klar, kühl und lauter war es, wie der Mondschein, der jetzt allabendlich seinen Feenschleier über die schlummernde Erde senkte — — O! diese wundervollen Mondnächte nach den lieben, schönen Sommerabenden! Wie Balsam legten sie sich auf die Augen, die das

flimmernde, gleißende Sonnenlicht müde gemacht hatte — und der stolze Mann, der nie vorher geträumt hatte, saß stundenlang am geöffneten Fenster seines einfachen Wirtshauszimmers, in weltentrückte Träumereien versunken, bis der Arzt herüberkam und ihn scheltend zur Ruhe mahnte.

„Heute wird's leider nichts mit unserm Abendspaziergang nach Bebenheim — oder vielmehr: Sie müssen ihn ohne meine angenehme Gesellschaft machen, was ja ein großer Verlust für Sie ist!" sagte Dr. Lüders, als er am Sonnabend nachmittag zu Bergen ins Zimmer trat.

Bergen sah überrascht von dem Buche auf, in dem er soeben gelesen.

„Allerdings!" sagte er höflich; „das ist es ja entschieden — weshalb in aller Welt können Sie denn nicht mit uns gehen, Doktor? Sie waren doch heute mittag noch Feuer und Flamme für die Partie!"

Der Doktor fuhr sich durch das dichte, borstige Haar und zuckte etwas verlegen die Achseln.

„Ich will es Ihnen offen sagen," erklärte er endlich lachend; „Sie würden es ja doch auch so bald herausbekommen haben — der Förster feiert heute seinen Geburtstag und gibt dazu eine kleine Gesellschaft — er und ich sind schon sehr gute Freunde geworden, und so hat er mich dazu eingeladen, besonders da es an Tanzbeinen für seine Schmaltiere mangelt —"

„Für seine — Schmaltiere!?"

„Ja doch, so nenne ich die elf jungen Mädels, die bei der Frau Försterin in Pension sind — allerliebste Bälger darunter, ich versichere Sie! Als Tänzer für die niedlichen Geschöpfe hat er nur zwei Forstgehilfen, den jungen Schulmeister und den Sohn aus dem Kruge — das ist doch ein bißchen wenig für ein ganzes Dutzend tanzfreudiger Weiblichkeit — denn die Försterin macht auch noch mal ganz gerne eine Runde mit!"

„Allerdings! Und da wollen Sie einspringen?"

„Nun ja — ich bin nun mal solch gutmütiger Kerl und habe mich eben breit schlagen lassen — diese Schmaltierchen können zu reizend bitten!"

„Und um dieser abendlichen Tanzgesellschaft willen müssen Sie uns schon jetzt Ihrer angenehmen Gesellschaft berauben?"

Der Doktor wurde plötzlich ernst.

„Jetzt — ja wissen Sie, lieber Herr von Bergen — da möchte ich mal zu der alten Wassermüllerin weiter unten im Thal — sie hat ihren einzigen Sohn neulich bei einem Bergwerksunfall verloren — die Alte soll ganz untröstlich sein!"

Bergen war aufgestanden und sah den kleinen Arzt nachdenklich an.

„Sie sind ein wunderlicher Mensch, Doktor — aber ein guter!" sagte er endlich langsam.

„Danke verbindlichst für das Kompliment — — es ist übrigens schon später wie sonst geworden — wenn es Ihnen recht ist, gehen wir jetzt zu den Damen, sagen ihnen Bescheid und Sie machen die Partie zu dreien; den Weg kennen Sie ja!"

Lola stand schon vor der Thür ihres Hauses neben dem alten Pastor und sah etwas besorgt nach den beiden Herren aus.

„Toute seule? Wo ist la tante?" rief der Doktor schon von weitem.

Lola winkte ihm schweigengebietend.

„Tantchen ist leider heute nicht wohlauf," sagte sie hastig, als die Herren näher gekommen waren; „wollen Sie, bitte, einmal nach ihr sehen, Herr Doktor? Sie thäten mir einen großen Gefallen damit!"

„Aber natürlich! Sie entschuldigen einen Augenblick, Herr von Bergen, ich hoffe sehr bald wieder unten zu sein!"

Er trat in der That schon nach fünf Minuten an der Seite des jungen Mädchens wieder aus der Hausthür und schüttelte lachend das Haupt.

„Nein, da brauchen Sie keine Angst zu haben, gnädigstes Fräulein! Meine verehrte Feindin hat ganz entschieden heute nachmittag zu viel von den vorzüglichen Spritzkuchen gegessen, die Ihre Wirtschafterin backen soll, Herr Pastor — das hat ihr französischer Magen nicht vertragen. Lassen Sie sie nur jetzt ruhig schlafen, das wird ihr am allerbesten sein. Morgen ist sie denn ganz wieder auf dem Damme — auf Wiedersehen, Herr Pastor! Was? Sie wollen doch nicht hierbleiben, Fräulein Astier?"

Lola war zögernd auf der Schwelle stehen geblieben.

„Ich kann sie doch nicht gut allein da oben liegen lassen," meinte sie besorgt.

„Warum denn nicht in aller Welt? Schlafen können Sie ihr doch nicht helfen, und wenn sie etwas braucht, wird die alte Lisette gewiß in der Nähe sein — nicht wahr, Herr Pastor?"

„Aber gewiß," versetzte der alte Herr eifrig. „Gehen Sie nur ruhig mit den Herren, Fräulein Astier, Sie sind heute den ganzen Tag noch nicht herausgekommen!"

„Und jetzt ist es bereits sechs Uhr — wenn Sie von diesem herrlichen Tage noch etwas genießen wollen, müssen Sie gleich gehen! Wir wissen nicht, ob das schöne Wetter noch länger anhält. Wir haben heute Vollmond, und da schlägt's leicht um!"

Lola huschte noch einmal zu ihrer Kranken hinauf und fand sie schon fest schlafend. Beruhigt kehrte sie zurück und schritt bald zwischen den beiden Herren die Dorfstraße hinunter. Dr. Lüders hatte sie von seinen veränderten Plänen unterrichtet, und es wurde beschlossen, den Ausflug nach Bebenheim ganz aufzugeben. Lola und Bergen sollten den Doktor bis zu der eine halbe Stunde entfernten Wassermühle begleiten und dann auf einem etwas weitern Umwege durch den Wald in das Dorf zurückkehren.

„Mlle. Héricourt war Ihnen gewiß sehr dankbar für Ihren Besuch!" sagte Bergen unterwegs.

Der Doktor blieb stehen und schüttelte sich mit einem unbeschreiblich komischen Blicke.

„Dankbar? Ich danke!" versetzte er kategorisch. „Nachdem ich sie über die verschiedenen Symptome befragt und nur Ruhe und Diät verordnet hatte, richtete sie sich plötzlich auf und sagte: ‚Eh bien, docteur, was fehlt mich tout de bon?' — ‚Mademoiselle,' sage ich ganz ruhig und höflich, ‚vous avez mangé trop de gâteaux de Spritz!' Das ist nun wieder mir nicht gut bekommen, sage ich Ihnen! Ich war froh, als ich wieder draußen war — sie war geradezu wütend."

Lola lachte herzlich.

„Es war furchtbar komisch!“ sagte sie zu Bergen; „schon allein die Empörung meiner Tante und dann das wundervolle Französisch des Doktors —“

„Wissen Sie, was Spritzkuchen auf Französisch heißt?“ fragte der Doktor ärgerlich; „ich wünschte, alle Leute drückten sich so klar verständlich aus, wie ich!“

„Sie haben recht, Herr Doktor, und ich bitte demütig um Vergebung,“ sagte das junge Mädchen schelmisch. „Da liegt ja schon die Mühle vor uns! Scheiden Sie nicht im Groll von mir!“

Der Doktor seufzte gefühlvoll.

„Als ob ich das übers Herz brächte, meine Gnädigste! Meine tiefgefühlte Verehrung für Sie —“

„Bitte, bitte, Herr Doktor! Verausgaben Sie sich nicht zu früh — — Sie sollen heute noch elf Backfischchen die Cour schneiden! Da sparen Sie Ihre Kräfte!“

„Ein sehr weiser Rat!“ meinte Bergen lachend; es gefiel ihm, daß das junge Mädchen dem rundlichen Herrn da auch nicht im Scherz eine huldigende Anrede gestattete. Und jetzt würde der Doktor über den Steg dort hinüber zur Wassermühle gehen, und er würde allein an dieses Mädchens Seite emporsteigen zu der Höhe, die der schöne grüne Wald so lieblich krönte!

„Also Sie gehen hier quer über das Wiesenstück, steigen den schmalen Pfad drüben hinan, bis Sie den Wald erreichen, gehen den Waldweg bis zur ersten Wegeteilung —“

„Können wir den Weg auch nicht verfehlen?“ fragte die junge Dame, die aufmerksam den Erklärungen des Doktors folgte.

„Bewahre — Sie müssen nur rechtzeitig rechts abbiegen, dann sind Sie nach zehn Minuten wieder aus dem Walde heraus und sehen gerade unter sich Walddorf und das Pastorenhaus liegen. Also bei der ersten Wegeteilung im Walde rechts, Herr von Bergen — guten Abend, meine Herrschaften!“

Der Doktor schwenkte noch einmal grüßend den Hut, als er den Steg überschritten hatte; dann wandte er sich der Mühle zu. Die beiden Zurückbleibenden folgten stumm seiner Weisung und stiegen die mäßige Anhöhe empor, die zum Walde führte. Sie schritten langsam dahin, und keines von ihnen sprach ein Wort. Sie fühlten sich beide beklommen — — Und jetzt traten sie ein in den kühlen, grünen Bogengang, der sich vor ihnen aufthat. Lola blieb aufatmend einen Augenblick stehen und wandte sich um. Die Sonne verschwand bereits hinter den gegenüberliegenden Höhen, und ein süßes, zartes Rot glühte am westlichen Himmel auf. Von fern her tönten einzelne verirrte Glockenklänge, und leise rauschte zu ihren Füßen das Wehr der Mühle. Das Mädchen stand ganz still und trank den friedlichen Anblick in sich hinein — der Mann neben ihr ließ seine Augen auf der bewegungslosen weißen Gestalt an seiner Seite ruhen und lauschte auf die Stimme seines Herzens, das plötzlich laut und verständlich zu ihm sprach mit einer Machtfülle, vor der er fast erschrak.

Jetzt wandte sich Lola, und ihr Auge begegnete dem seinen und las die stumme Sprache darin. Verwirrt senkte sie das Haupt und trat an ihm vorüber in den Wald ein. Er folgte ihr schweigend und schritt mit ernstem Gesicht neben ihr weiter. Ein jedes von ihnen rang mit der Fülle der Empfindungen, die in ihnen urplötzlich

erwacht waren. Es begann bereits hier im Walde unter dem dichten Laubdach zu dunkeln, und die Stille ringsum wirkte fast beklemmend auf das Mädchen.

„Wie finster es hier schon ist!“ sagte sie endlich mit leise schwankender Stimme.

Er empfand, daß sie sich plötzlich unsicher und ängstlich fühlte und zwang sich zu einer harmlos heitern Antwort.

„Glücklicherweise wimmelt dieser friedliche Wald nicht von Räubern und wilden Tieren,“ sagte er scherzend; „ganz ohne Gefahren ist er freilich auch nicht“ — er zeigte auf seinen rechten Arm, den er noch immer in der Binde trug — „aber da ich meine Retterin zur Seite habe, fürchte ich mich wirklich gar nicht!“

„Bauen Sie nicht zu fest darauf,“ versetzte Lola, auf seinen muntern Ton eingehend; „Gott sei Dank sind aber die Kreuzottern doch schon recht selten in unsern deutschen Wäldern, und es gehört zu den Ausnahmen, daß ein Erwachsener von ihnen gebissen wird.“

„Ich wußte gar nicht, daß es überhaupt noch welche in unsern Gegenden gibt!“

„O doch, leider immer noch viel zu viel — Sie haben's ja selbst erfahren. Meistens fallen ihnen freilich arme beerensuchende Kinder zum Opfer, die mit bloßen Füßen durch das Unterholz laufen oder unverständig mit der ungeschützten Hand zufassen.“

„So wie ich zum Beispiel,“ ergänzte Bergen lachend. „Ja, es war ein recht knabenhafter Streich von mir, das muß ich selbst eingestehen! Aber man denkt eben in diesem deutschen Waldesfrieden nicht daran, daß einen sein Schicksal auch hier erreichen kann — ja, wenn man in Guatemala ist oder in einem andern tropischen Lande —“

Lola sah erstaunt auf.

„Wie kommen Sie gerade auf Guatemala?“ fragte sie frappiert.

Bergen lachte wieder.

„Ach, das Wort kam mir eben so über die Lippen, wohl weil ich neulich verschiedenes darüber gehört habe. Ich fuhr am Morgen des Tages, der mich nach Walddorf brachte, eine kurze Strecke auf der Eisenbahn mit einem Herrn zusammen, der jahrelang drüben gewesen war. Er erzählte ganz interessant von den dortigen Verhältnissen.“

„Den Namen dieses Herrn wissen Sie wohl nicht zufällig?“

„Doch, gnädiges Fräulein; es war ein Herr von Radeck, ein ehemaliger Offizier.“

„Georg von Radeck!“ rief Lola, lebhaft die Hände zusammenschlagend. „Wie mich das freut! Er ist also glücklich wieder hier! Nicht wahr, Sie irren sich doch nicht? Aber das ist ja nicht möglich!“

„Ob der Herr Georg mit Vornamen heißt, weiß ich leider nicht,“ sagte Herr von Bergen sehr steif. Seine Begleiterin war ja plötzlich Feuer und Flamme!

„O, er muß es sein,“ fuhr Lola eifrig fort; „es stimmt ja alles. Ich bin so froh, daß er die Reise glücklich überstanden hat — nur eins thut mir leid!“

„Und das wäre?“

Sie lachte etwas verlegen.

„Ach, Sie kennen die Verhältnisse ja nicht. Ich hatte gehört, daß die Frau seines Kompagnons eine reizende, jüngere Schwester bei sich habe, da hatte ich gehofft, er würde sich eine junge Frau von drüben mitbringen!“

„Und das hätte Sie so gefreut?"

„Aber natürlich — wir sind ja alte Freunde noch aus der Kinderzeit her," rief Lola lebhaft. „Und dann stand er auch eine Zeitlang in meines Vaters Regiment — —"

Sie schwieg plötzlich, biß sich auf die Lippen und wandte den Kopf seitwärts.

„Ihr Herr Vater lebt nicht mehr?" fragte Bergen sanft, der ihr Verstummen und Abwenden unrichtig deutete.

„Er starb vor bald vier Jahren ganz plötzlich," sagte Lola mit halberstickter Stimme; „das wilde junge Pferd, das er ritt, scheute vor einem Brückenpfeiler und schleuderte ihn in den tiefen Graben — er wurde uns tot ins Haus getragen!"

Sie hatte lebhaft, halb unbewußt, gesprochen. Jetzt wandte sie sich schnell um und ging hastig, ohne aufzusehen, in trübe Gedanken versunken, weiter.

Bergen ehrte ihr schmerzliches Erinnern durch Schweigen. Er versank gleich ihr in Nachdenken — Astier! Oberst Astier! dachte er; den Namen habe ich noch nie gehört — nun, ich bin allerdings auch nicht sehr bewandert in der Rangliste! Also ihr Vater war Offizier — nach seinem plötzlichen Tode die Verhältnisse gewiß sehr armselig — und sie wurde dann in ein Damenstift aufgenommen — sprach nicht die alte Französin einmal davon? Dies süße Geschöpf in einem Fräuleinstift zwischen lauter alten, verbissenen Weibern! Schrecklicher Gedanke! Er vertiefte sich so darin, daß er fast erschrak, als seine Begleiterin stehen blieb und ihn anredete.

„Muß nicht bald die Wegeteilung kommen?" fragte sie; „wir sind doch schon sehr lange gegangen, dünkt mich!"

„Darauf habe ich, offen gestanden, nicht genau geachtet!" sagte Bergen ein wenig erschrocken. „Aber wir müßten es doch wohl gemerkt haben, wenn ein Weg rechts abbog. Nein, sehen Sie, gnädiges Fräulein, hier kommt er erst!"

In der That öffnete sich rechts ein schmaler Waldweg, in den sie, ohne zu zögern, einbogen und hastig weiter schritten. Aber das Abendrot war längst verglüht, die lange Dämmerung des Sommerabends senkte sich immer tiefer — Dr. Lüders mußte sich mit den zehn Minuten Weges bis zum Ende des Waldes doch geirrt haben — sie gingen jetzt bereits weit über eine Viertelstunde auf dem angewiesenen Wege, und noch lichteten sich die Bäume nicht.

„Wir werden uns doch nicht verirrt haben?" meinte Lola endlich, zögernd stehenbleibend.

„Hoffentlich nicht — ich würde mir ja sonst die bittersten Vorwürfe machen müssen," versetzte Bergen heiter. „Und was noch schlimmer wäre: Sie würden jedes Vertrauen zu mir verlieren und sich künftig nie mehr einem so unzuverlässigen Führer anvertrauen wollen. Aber nein, da vor uns wird es heller, wir sind auf dem richtigen Wege!"

Heller wurde es allerdings vor ihnen, und jetzt lichteten sich die Bäume völlig. Sie traten auf einen freien, nur vom Moos des Waldbodens bedeckten Platz heraus — aber nicht das friedliche Walddorfer Thal lag vor ihnen, sondern jenseits der Waldwiese erhoben sich dunkeldrohend die Ruinen des alten Klosters — sie wußten jetzt, wo sie waren. Doch die Erkenntnis half ihnen nicht viel, denn sie waren sich nur klar darüber, daß sie fast eine Stunde von Walddorf entfernt waren,

nicht aber über den Weg, den sie dahin einzuschlagen hatten — bei ihrem frühern Besuch der Ruinen hatte Dr. Lüders den Führer gemacht und die andern drei nicht auf den Weg geachtet.

„Was wird die Tante sagen!“ rief Lola ängstlich. „Sie wird sich gewiß um mich sorgen — was fangen wir nur an?“

„Ich erinnere mich, daß ein Wegweiser hier in der Nähe stehen muß,“ sagte Bergen tröstend. „Sehen Sie die einzelnen Lichtblitze dort zwischen den Bäumen? Der Mond muß gleich heraufkommen, dann werde ich den Weiser und den richtigen Heimweg sicher finden! Wenn Sie sich, bitte, einen Augenblick ausruhen wollen, gnädiges Fräulein — hier ist die Bank, die der Dorfschulze auf Dr. Lüders Wunsch hat aufstellen lassen — und verzeihen Sie mir, bitte, daß ich meine Pflicht so schlecht erfüllte; ich hoffe es bald gut machen zu können!“

Er führte sie zu der Bank und setzte sich ihr gegenüber auf einen großen Stein, der aus dem Mauerwerk der Ruine herausgebröckelt war. Lola seufzte niedergeschlagen.

„Fürchten Sie sich?“ fragte Bergen sanft und bog sich zu ihr hinüber.

„O nein, wir werden ja bald den Weg erkennen können,“ sagte das Mädchen, gegen ihre Unruhe ankämpfend, mit gedämpfter Stimme. Sie zwang sich heiter zu erscheinen, um ihn nicht zu stärkern Selbstvorwürfen zu veranlassen. „Aber mein Magen spürt, daß es spät wird,“ fuhr sie lächelnd fort; „und ich dachte eben sehnsüchtig an das schöne Abendbrot unten bei der alten Lisette!“

Jetzt lachten sie beide. Und dann stieß Lola einen kleinen, triumphierenden Schrei aus und hob das Ledertäschchen in die Höhe, das von ihrem Gürtel herabhing. „Das hätte ich beinahe vergessen!“ rief sie vergnügt und öffnete eilig das Täschchen. „Sie wissen, ich muß immer ein paar kleine Kuchen bei mir tragen für ma tante; sie liebt die Süßigkeiten so! Darf ich Ihnen auch davon anbieten? Es sind keine ‚gâteaux de Spritz‘, sondern harmlose Cakes, aber ich denke, sie sollen uns vor dem Hungertode bewahren!“

Bergen nahm pflichtschuldigst einen der kleinen runden Kuchen von ihr an, und sah dann heiter zu, wie sie sich die übrigen schmecken ließ.

„Jetzt noch ein Gläschen Wasser, und ich bin vollauf befriedigt,“ meinte sie dann munter. Sie hatte ihre Befangenheit überwunden, und er war bemüht, sie durch heiteres Geplauder völlig zu beruhigen. Und nun hob auch das runde, weiße Mondantlitz seine freundliche Scheibe über die dunkeln Wipfel. Immer stärker waren die Lichtstreifen durch das Laub gedrungen, und jetzt lag der volle, milde Glanz über der stillen Waldwiese. Bergen sprang auf und schritt auf den breitern Fußweg zu, der ihnen gegenüber jetzt auftauchte aus dem bisherigen Dunkel. Dort stand auch ein Wegweiser und „Promenadenweg nach Walddorf, dreiviertel Stunden“ las er laut vor. Er atmete befriedigt auf und sah sich dann lächelnd nach seiner Gefährtin um.

„Wollen Sie es noch einmal mit Ihrem schlechten Führer wagen?“ fragte er bittend.

Sie stand schon an seiner Seite. „Es bleibt mir ja nichts anders übrig,“ antwortete sie neckisch.

„Sie sprachen vorhin den Wunsch nach einem kühlen Trunke aus,“ fuhr Bergen um sich blickend fort. „Ist hier nicht irgendwo in der Nähe die Quelle, die Dr. Lüders entdeckt hat?“

„Sie muß wenige Minuten von hier, direkt am Wege nach Walddorf sein," meinte Lola; „aber wir haben ja kein Trinkgefäß, da hilft sie uns nichts."

„Einen zusammenlegbaren Becher trage ich stets bei mir," rief Bergen erfreut.

„O, das trifft sich ja herrlich! Hören Sie, hier murmelt schon die Quelle dicht neben uns. Wollen Sie mir, bitte, Ihren Becher leihen?"

„Wenn Sie die Güte haben wollten, ihn sich selber aus meiner linken Brusttasche zu ziehen — ich kann leider mit meiner verbundenen Hand nicht hineingelangen."

Er blieb stehen, und sie trat mit einem leisen Erröten vor ihn und holte den kleinen Behälter, in dem der Becher steckte, aus der Tasche, die er mit der Linken für sie offen hielt. Ihre Hand zitterte, und sein Herz klopfte heftig. „Hier ist das Etui!" sagte sie kaum hörbar.

Er trat mit einem tiefen Atemzuge zurück und erklärte ihr dann mit ruhiger Stimme, wie sie das kleine Trinkgefäß zusammensetzen müsse. Dann bückte er sich über die Quelle und bot ihr den gefüllten Becher. Sie trank in durstigen Zügen und gab dann den Becher zurück. Er füllte ihn von neuem, und als sie dankte, setzte er ihn an die Lippen und leerte ihn mit einem Zuge, und es dünkte ihm, als ob ihm noch nie ein Trunk so wohl gethan habe wie dieser.

„Margaretenquelle hat der Doktor dies köstliche Wasser getauft," sagte Lola weiterschreitend.

„Nach seiner Frau?"

„Gewiß — er sagte einmal, sie wäre gerade so klar, erfrischend und ursprünglich, wie dieses Quellwasser!"

„Man sollte gar nicht denken, daß er sie so innig liebt, wenn man sieht, wie er sich hier mit jedem Bauernmädchen herumneckt," meinte Bergen nachdenklich.

„Ja, das kann er nun einmal nicht lassen — es steckt noch ein gut Stück Corpsstudent in ihm," sagte Lola lachend. „Ich glaube auch, daß seine Frau selber herzlich darüber lacht."

„Würden Sie es leiden mögen, gnädiges Fräulein?"

„Was denn, Herr von Bergen?"

„Daß Ihr Gatte noch andern, wenn auch nur im Scherze, huldigte, nachdem Sie ihm Ihr Herz zu eigen gegeben?"

„Sollte ich da gar eifersüchtig werden?"

„Warum nicht? Ich könnte das wohl verstehen — ich neige selber sehr zur Eifersucht — ich litt schon als Kind wahre Qualen, wenn meine geliebte Mutter einen andern Knaben auch nur anlächelte, und ich machte ihr dann oft maßlos heftige Scenen und die leidenschaftlichsten Vorwürfe. Warum schütteln Sie das Haupt?"

„Ich kann mir gar nicht vorstellen, daß Sie heftig und maßlos sein können!"

„Weshalb nicht, gnädiges Fräulein?"

„Weil — nun, weil der erste Eindruck, den Sie machen, eher etwas Kühles, Gemessenes hat," sagte Lola nicht ohne Schalkhaftigkeit; „mir ist, als ob Sie nie die Herrschaft über sich selbst verlieren könnten!"

„Der Schein trügt," sagte Bergen sehr ernsthaft; „das, was Sie mein kaltes, gemessenes Benehmen nennen, habe ich mir unter harten Kämpfen angewöhnt, gerade weil ich den schlummernden Feind in mir kenne und fürchte!"

Sie schwiegen beide ein paar Minuten lang, dann sagte Lola aus ihren Gedanken heraus: „Ich glaube, daß das Lüdersſche Ehepaar sehr glücklich ist und der Doktor seine Frau außerordentlich lieb hat!“

„Er spricht sehr wenig von ihr,“ sagte Bergen nachdenklich.

„Ist das nicht ein Beweis für meine Behauptung?“

„Sie haben recht — man spricht nicht viel, wo man viel fühlt,“ versetzte Bergen nach einer kleinen Pause mit leise bebender Stimme.

Und sie gingen wieder schweigend weiter, bis der Wald sich plötzlich vor ihnen öffnete und das Thal vor ihnen war im schneeigen Glanze des Mondlichts. Zu ihren Füßen lag das Dorf, in seine Wiesen und Gärten eingebettet, die emporstiegen bis zu den Höhen, auf denen der stolze Wald emporragte — — und über alles, über Bäume, Dächer und Wiesen rieselte und tropfte das weiße Licht des Vollmonds. Es hatte etwas Körperliches an sich, wie weiche Hände, die sich segnend ausbreiten; und etwas Vergeistigtes wieder, wie unhörbare Sphärenmusik. Und durch dies schimmernde, fließende Licht gingen die beiden Menschen hinab ins Thal von der lichten Höhe, auf der sie eben noch gestanden — und das Licht war um sie und in ihnen, und spann sie ein in seinen wunderbaren Märchenzauber. Stumm schieden sie vor dem Hause des alten Predigers in der totenstillen Dorfstraße. Ein langer Blick, ein scheuer Händedruck, ein flüchtiges Sichneigen — und wenige Minuten später stand das Mädchen oben am Fenster ihres Zimmers, preßte die Hände auf das pochende Herz und fragte sich, was mit ihr geschehen sei. Nichts! nichts ist geschehen! sagte ihr grübelnder Verstand. Aber weshalb schlug dann ihr Herz so ruhelos dabei, daß es sie fast schmerzte? Und was war das für ein Gefühl, halb des Wehs, halb der unsäglichen Wonne? Lola Astier war fünfundzwanzig Jahre alt — und sie hatte noch nie geliebt! Das spröde, stolze Mädchenherz ergab sich nicht ohne weiteres der übermächtigen Gewalt, es rang heiß dagegen und wollte sich nicht besiegt erklären. Aber Vergangenheit und Zukunft — Erfahrungen und Hoffnungen — die Gegenwart selbst und alles, was sie erfüllte — es erschien ihr wesenlos, schattenhaft, — hinweggedrängt, verschlungen von einer einzigen Empfindung — einem grenzenlosen, betäubend süßen Glücksgefühl.

X.

Dr. Lüders hatte recht gehabt mit seiner Befürchtung, daß das herrliche Sommerwetter der letzten Wochen die längste Zeit gedauert habe. Der Sonntagmorgen schon brachte ein tüchtiges Gewitter, das sich im Laufe des Tages zu einem dauerhaften Landregen zu entwickeln schien. Es war so der echte, gründlich verregnete, ungemütliche Sommertag auf dem Lande, der auch dem bescheidensten Gemüte einen unwilligen Seufzer entlockt und die sonst so flüchtigen Stunden mit dem Bleigewicht grauer Langeweile zu fesseln scheint. Die beiden Herren saßen sich denn auch nachmittags mißmutig an dem abgedeckten Tisch gegenüber, der auch ihnen heute im räucherigen Speisesaal hatte bereitet werden müssen, und rauchten schweigend. Die Damen aus dem Pastorenhause waren heute nicht erschienen. Mlle. Héricourt hatte

sich nach dem glücklich überstandenen Leiden des vorangegangenen Nachmittags noch nicht herausgewagt, sondern zog es vor, sich von der alten Lisette gänzlich wieder gesund pflegen zu lassen, und ihre Nichte leistete ihr natürlich Gesellschaft.

„Das ist ja zum Auswachsen heute!" sagte Dr. Lüders endlich aufspringend, nachdem sie sich eine halbe Stunde ausschließlich mit ihren Cigarren und ihren Gedanken beschäftigt hatten, ohne ein Wort zu wechseln. Der kleine, lebhafte Herr lief ein paarmal unruhig im Zimmer auf und ab und blieb dann am Fenster stehen, um tiefsinnig auf die nasse Dorfstraße hinauszustarren.

„Langweilen Sie sich heute nur auch so scheußlich?" fragte er über die Schulter zurück.

„Ich?" versetzte Bergen wie aus einem Traum erwachend; „nein, bester Doktor, gar nicht! Ich gab eben nur meinen Gedanken Audienz!"

„Sind Sie denn noch nicht bald damit fertig?" fragte der junge Arzt verdrießlich. „Ich komme hier unterdes rein um!"

„Und was könnte ich zu Ihrer Lebensrettung thun?" fragte Bergen lächelnd.

Der Doktor setzte sich rittlings auf einen Stuhl, verschränkte die Arme auf der Lehne und sah sein Gegenüber nachdenklich an.

„Ja, was meinen Sie?" sagte er ernsthaft. „Wäre es nicht meine Pflicht, mich nach Mlle. Héricourts Befinden zu erkundigen, da sie ja doch heute noch nicht hat herkommen können? Eine angenehme, kleine Zankscene mit ihr würde mich, glaube ich, sehr erfrischen! Was sagen Sie dazu? Ist das nicht ein höchst zeitgemäßer Gedanke? Herrlich, was?"

Jetzt war es Bergen, der am Fenster stand und dem andern den Rücken zuwandte.

„Für Sie? Ja!" sagte er mit gepreßter Stimme. „Wenn Sie mich den Damen empfehlen wollen — ich hoffe morgen auf ein Wiedersehn!"

Dr. Lüders drehte sich mit einem förmlichen Ruck um.

„Nanu?" fragte er erstaunt; „Sie wollen nicht mitkommen und halten mich einer solchen schwarzen, nichtswürdigen Selbstsucht für fähig, Sie hier mutterseelenallein sitzen zu lassen?"

„Ich bringe Sie auch sehr gerne bis zur Hausthür und warte unten auf Sie," sagte Bergen zögernd.

„Sie sind ein rührender Mensch, lieber Herr von Bergen," meinte der Doktor jetzt lachend; „aber das könnte ich wirklich nicht annehmen. Ich hoffe, die Damen gestatten mir ein Plauderstündchen auf ihrer Veranda — — warum wollen Sie denn nicht ganz einfach mitkommen?"

„Sie haben das Vorrecht des Arztes, ich dagegen —"

„Ach Papperlapapp! Wenn man stets so förmlich sein wollte, käme man ja rein zu gar nichts im Leben. Denken Sie denn, die Damen freuen sich nicht auch, wenn wir plötzlich erscheinen und ihnen ein bißchen über diesen traurigen Regennachmittag hinweghelfen?"

„Meinen Sie das wirklich?"

„Selbstverständlich! Übrigens ist es doch auch Ihre Pflicht, sich nach Fräulein Astiers Befinden zu erkundigen, nachdem Sie sie gestern so fein in die Irre geführt haben! Wenn ihr die Aufregung und Unruhe nun geschadet hat — —"

„Könnte das sein? Das wäre ja entsetzlich!“ rief Bergen erbleichend.

„Natürlich könnte das sehr leicht der Fall sein,“ fuhr der Doktor freundlich fort. „Nein, je mehr ich's mir überlege, desto notwendiger erachte ich's, daß wir hingehen — andernfalls wären wir ja geradezu ungezogen!“

Dr. Lüders hatte eine wundervolle Gabe, sich und andre von der Zulässigkeit oder Notwendigkeit einer Entschließung zu überzeugen, die ihm persönlich angenehm war. In diesem Falle kam ihm Bergen ja auch auf halbem Wege entgegen — sein sonst so kühles Auge, das heute wunderlich weich und träumerisch geblickt hatte, leuchtete auf bei dem Gedanken, daß sich sein geheimer Herzenswunsch erfüllen sollte. Das schöne Mädchenantlitz mit den großen, tiefen Augen stand ja den ganzen Tag über vor seinem Geiste und erfüllte ihn mit sehnsüchtigem Verlangen, es leibhaftig wiedersehen zu dürfen.

Mit Havelocks und Schirmen ausgerüstet, machten sich die beiden Herren mutig auf den Weg und steuerten zwischen den tiefen Pfützen der Dorfstraße auf das Pfarrhaus zu.

„Sehen Sie, Mlle. Héricourt steht oben auf der Veranda und schaut schon sehnsüchtig nach mir aus!“ bemerkte der bescheidene Doktor sehr befriedigt.

„Meinen Sie?“ versetzte Bergen lachend.

„Aber natürlich! Nach wem denn sonst? Das ist doch gar keine Frage! Also den Nachmittag hätten wir untergebracht und heute abend in unserm schönen ‚Hotel‘ —“

„Da könnten Sie mir mal wieder einen großen Gefallen thun, lieber Doktor! Ich habe einen sehr wichtigen Brief heute bekommen, den ich unbedingt gleich beantworten muß. Er betrifft eine sehr dringliche Familienangelegenheit. Lieb ist es mir ja nicht, daß ich Sie damit belästigen muß, aber es ist eben absolut notwendig, daß ich gleich Bescheid gebe — wollen Sie sich die Antwort von mir diktieren lassen?“

Der Doktor schnitt eine kleine Grimasse; Schreiben war ihm eine höchst unbequeme Beschäftigung. Aber er war zu gutmütig, um sich das allzusehr merken zu lassen.

„Sie wissen ja, ich schreibe eine schauderhafte Pfote!“ sagte er ein wenig zögernd. „Aber da Sie keinen bessern Schreiber finden und mit mir vorlieb nehmen wollen, bin ich natürlich gern bereit —“

„Ich wäre Ihnen aufrichtig dankbar — wen sollte ich sonst wohl bitten!“

Sie waren jetzt vor dem Pfarrhause angelangt und grüßten zur Veranda herauf. Denn es war in der That Mlle. Héricourt, die Wiedergenesene, die da oben stand und sehr vergnügt aussah.

„Ah! Monsieur le docteur! c'est vous?“ rief sie heiter herab.

„Oui, Mademoiselle, c'est je!“ versetzte der Doktor prompt.

Die alte Dame lachte. War sie auch gestern abend sehr böse auf ihn gewesen, so war ihr Zorn doch schon längst verraucht, und sie freute sich jetzt geradeso wie er auf ein nettes, kleines Scharmützel als Ableitung der lastenden Langeweile. Mit Lola war ohnehin heute nichts anzufangen, sie war so schweigsam und träumerisch, daß ihre alte Freundin schon in heller Verzweiflung gewesen war.

Mlle. Héricourt wandte sich freudestrahlend um.

„Le voilà, ce méchant docteur,“ rief sie der Nichte vergnügt zu.

Lola sah zerstreut von ihrem Buche auf.

„So? Dr. Lüders?“ fragte sie gleichgültig.

Die lebhafte, alte Dame stieß einen Seufzer aus und zuckte resigniert die Achseln.

„O, Sie sind trop ennuyante, meine Liebe! Alles ist Sie gleickgültig 'eute; 'aben Sie denn gar kein sentiment?“

Ärgerlich trat sie in das kleine Wohnzimmer zurück und ging den beiden Besuchern entgegen. Es war schade, daß Dr. Lüders sie sogleich in ein lebhaftes Wortgefecht verwickelte, sonst hätte sie sehr leicht die Beobachtung machen können, daß ihrer schönen Pseudonichte durchaus nicht alles „gleickgültig“ sei und es ihr nicht an „sentiment“ fehle. Dafür sprach wenigstens entschieden die glühende Röte, die in diesem Augenblick das blasse, stolze Angesicht überflutete, und das Beben der schlanken Mädchenhand, die Bergen fest mit seiner freien Hand umschloß.

Nur wenige, bedeutungslose Worte wechselten sie: „Es geht Ihnen doch gut?“ — „Ich danke sehr, ja.“ — „Ich sorgte mich um Sie!“ — „O, dazu war gar kein Grund!“ Dann zog Lola die Hand zurück, die er noch unbewußt festhielt, und wandte sich mit niedergeschlagenen Augen ab. Und Herr von Bergen begrüßte die alte Französin mit einer so strahlenden Heiterkeit, einer fast übermütigen Laune, und sah so unbeschreiblich glücklich aus, als die muntere Dame ihm von ihrem völligen Wohlergehen berichtete, daß Dr. Lüders den so urplötzlich Verwandelten ganz betroffen von der Seite anblickte. Sie standen jetzt alle vier in der Veranda, die durch ihr vorspringendes Dach vor dem Regen völlig geschützt war, und Mlle. Héricourt warf soeben die Frage auf, was sie nun anfangen sollten, um die Nachmittagsstunden angenehm zu verbringen.

„D'abord wir aber trinken café!“ sagte sie in bestimmtem Tone. „Léonore, wollen — du sprecken mit die alte Lisette? Wir wollen 'aben eine charmante petite fête auf diese Balkon!“

Lola hatte schweigend dagestanden und fuhr bei der plötzlichen Anrede leicht zusammen.

„Was soll ich thun, Tantchen?“ fragte sie zerstreut.

„C'est incroyable en effet,“ rief die alte Französin entrüstet; „'aben Sie denn geschlafen? Ich werde gehen selber lieber bestellen den Kaffee für uns alle, ma petite; vous êtes vraiment un peu trop distraite aujourd'hui!“

„Aber Tantchen!“ bat das Mädchen verlegen; „ich bitte dich sehr um Verzeihung — ich werde sofort alles besorgen — überlasse es nur mir!“

Sie huschte mit glühenden Wangen hinaus, und Mlle. Héricourt lud befriedigt die Herren ein, Platz zu nehmen. Sie zog einen runden, altmodischen Tisch auf die eine Seite der geräumigen Veranda, und Bergen sprang herzu und half ihr mit ungewohnter Lebhaftigkeit, ein gemütliches Plätzchen zu arrangieren.

Dr. Lüders aber stand mit wieder bei ihm gänzlich ungewohnter Regungslosigkeit nachdenklich an der Brüstung der Veranda und sah seinen Patienten prüfend an. Den klugen, scharfen Augen des jungen Arztes war Lolas befangenes Erröten ebenso wenig entgangen, wie der lange, heiße Blick, den Bergen der Hinauseilenden nachgesandt hatte. Unwillkürlich spitzte Dr. Lüders die Lippen zu einem leisen Pfiff, und dann rieb er sich mit einem sehr schlauen Lächeln die Hände.

„Um was freuen Sie sich so, docteur?“ fragte Mlle. Héricourt.

„Um was? Um den Kaffee!“ versetzte Dr. Lüders pfiffig.

Und dabei entwickelte sich in seinem regsamen Gehirn ein kleines, niedliches, allerliebstes Plänchen; „da wollen wir mal ein bischen den hilfreichen Schutzengel spielen!“ dachte er.

Lola erschien jetzt wieder in der Thür des Wohnzimmers, gefolgt von der alten Lisette, die ein großes Kaffeebrett trug. Sie selbst hielt einen hochbepackten Kuchenteller in den Händen und zeigte ihn mit einem schelmischen Lächeln der alten Französin. Fünf Minuten später saß die kleine Gesellschaft in gemütlichem Geplauder um die dampfende Kaffeekanne. Es war gerade kein Mokka, den die brave, alte Pfarrersköchin bereitet hatte. Aber dem verwöhnten Gaumen des reichen Großgrundbesitzers hatte trotzdem noch nie eine Tasse Kaffee so gemundet, wie die, welche ihm heute von zwei schlanken, weißen Händen gereicht wurde.

Dr. Lüders lehnte sich behaglich in seinen Sessel zurück.

„So!“ sagte er höchst befriedigt. „Das war ja ein wahrhaft reizendes Kaffeestündchen. Unter dem Einfluß dieses vorzüglichen Getränkes habe ich eine ebenso vorzügliche Idee gefaßt. Aber ehe ich ihr Ausdruck gebe, möchte ich eine Gewissensfrage an Fräulein Astier richten. Meine Gnädigste! Hand aufs Herz! Können Sie — schreiben?“

Mlle. Héricourt sah den Sprecher sehr verblüfft an; sie hatte seine Rede nur zur Hälfte verstanden. Auch die beiden andern blickten erstaunt empor. Dann lachte das Mädchen hell auf.

„Chinesisch oder Sanskrit nicht,“ versetzte sie heiter; „aber deutsche Lettern vermag ich allenfalls zu formen. Wünschen Sie eine Probe meiner Schreibfähigkeit?“

„Ich bitte dringend darum — ich denke mir, daß Sie eine ganz wunderschöne Schrift haben — ich zum Beispiel schreibe ganz schauderhaft, fast unleserlich — es ist eben nicht jedem gegeben. Nun hat mich Herr von Bergen vorhin gebeten, einen Brief unter seinem Diktat zu schreiben — ich bin natürlich auf seine Bitte eingegangen — aber ich fürchte, daß er sie nur faute de mieux gestellt hat — —“

„Sie schreiben wohl nicht gerne, Herr Doktor?“ fragte Lola schelmisch.

Bergen dagegen sah unangenehm berührt auf. Worauf wollte der Doktor nur hinaus? Er konnte doch Fräulein Astier nicht zumuten — aber freilich — ihm war alles zuzutrauen!

„Schieben Sie mir, bitte, keine selbstsüchtigen Absichten unter, gnädiges Fräulein!“ warnte der Doktor gekränkt. „Ich würde nur Mlle. Héricourt zu Gefallen auf dies Vergnügen verzichten und ihr eine Partie Piquet vorschlagen, während Herr von Bergen Ihnen seinen Brief diktiert. Vorausgesetzt natürlich, daß Sie diese Freundlichkeit haben wollen!“

Lola sah verlegen zu Bergen hinüber, der noch immer schwieg.

„Ich weiß wirklich nicht —“ begann sie zögernd.

„Ich würde mir nie erlauben, dem gnädigen Fräulein ein solches Opfer an Zeit und Geduld zuzumuten, Doktor!“ sagte Bergen hastig und stirnrunzelnd. „Lieber telegraphiere ich an meinen Vetter, daß ich ihn sofort hier erwarte!“

„O, wenn es nur das ist, Herr von Bergen, ich schreibe sehr gerne einen Brief für Sie!“ rief Lola mit bewegter Stimme. „Ich wagte nur nicht, mich ohne weiteres als Schreiber anzubieten, da es sich um wichtige Angelegenheiten handelt; ich dachte, eine Fremde dürfte nicht —“

„Das haben Sie wirklich gedacht?“ fragte Bergen halblaut, mit einem tiefen Blick.

Lola erhob sich errötend und räumte hastig das Kaffeegeschirr zusammen; der Doktor half ihr dabei mit der Gewandtheit, die ihm in den meisten Dingen eigentümlich war.

„So! das geht ja ganz herrlich!“ sagte er sehr befriedigt; er kam sich ungemein schlau vor in diesem Augenblicke. „Glücklicherweise ist die Veranda groß genug, daß die beiden Parteien sich gegenseitig nicht stören. Ich schlage vor, daß Mlle. Héricourt und ich hier am Tische sitzen bleiben, und die beiden andern Herrschaften sich auf der entgegengesetzten Seite der Veranda niederlassen. Ausgezeichnet! Ihr liebenswürdiger Sekretär, Herr von Bergen, holt schon die nötigen Schreibrequisiten — Mademoiselle, wollen Sie geruhen — voulez — vous reposer — was heißt noch gleich sich niederlassen — ach so — et vous coucher — ich bin bereit!“

Es wurde eine äußerst vergnügte Partie Piquet, die sich da jetzt auf der einen Seite der Veranda entwickelte. Am andern Tische ging es viel ruhiger zu. Das junge Mädchen saß erwartungsvoll vor dem weißen Briefbogen, die Feder in der Hand, und sah fragend zu Bergen hinüber. Er saß ihr stumm gegenüber und blickte nachdenklich auf das Federmesserchen, das er spielend zwischen den Fingern drehte.

„Es handelt sich um die Beantwortung eines Briefes, den ich erst heute früh erhalten habe, und der augenblicklich erledigt werden muß,“ sagte er endlich aufblickend. „Ich sah mich daher gezwungen, mir Dr. Lüders' Hilfe zu erbitten, so peinlich es mir offen gestanden auch war, ihm einen Einblick in diese Verhältnisse zu gewähren — aber was sollte ich thun? Meine Hand wird noch wochenlang nicht zu gebrauchen sein — — und nun erweisen Sie, gnädiges Fräulein, mir durch Ihre Güte einen so großen Gefallen. Es ist mir vorhin wirklich ein Stein vom Herzen gefallen, daß ich den guten Doktor nun nicht einzuweihen brauche — je weniger Fremde um diese Angelegenheit wissen, desto besser ist es!“

Er hatte halblaut gesprochen, und sein Blick ruhte unverwandt auf ihr — ihre Augen hatten sich längst gesenkt; jetzt sah sie erstaunt schnell auf und öffnete die Lippen zu einer Entgegnung, doch der tiefe, forschende Blick dieser ernsten Männeraugen ließ sie schweigen.

„Ich möchte diese Zeilen am liebsten jemand diktieren, der wirklich ein wenig Anteil nimmt an mir und der Familie, der ich angehöre — nicht einem ganz gleichgültigen Fremden,“ fuhr Bergen noch leiser sprechend fort; „ich weiß nicht, ob ich es wagen darf, diese Hoffnung zu hegen —“

„Ich — ich schreibe sehr gern — diesen Brief für Sie,“ stammelte das Mädchen kaum hörbar. Sie sah scheu zu ihm auf, ihre Augen begegneten sich und tauchten tief in einander. Bergen beugte sich hastig vor.

„Lola!“ kam es wie ein Hauch von seinen Lippen.

„Is der Tinte auch gut?“ rief Mlle. Héricourt sich umdrehend. Dr. Lüders hatte eben halblaut gesagt: „da sitze ich recht in der Tinte mit meinen Karten,“ und

dabei war es der alten Dame schwer aufs Herz gefallen, daß ihr Reisetintefaß sehr lange nicht frisch gefüllt worden sei.

Lola tauchte hastig die Feder ein.

„Ausgezeichnet!“ rief sie aufs Geratewohl. Und dann errötete sie tief und schrieb schnell oben auf die erste Seite: Walddorf, Sonntag den 30. August.

„Wenn Sie jetzt diktieren wollen!“ sagte sie dann schüchtern.

Bergen war aufgestanden und hatte sich mit verschränkten Armen neben ihrem Platze an eine Säule gelehnt, die das Dach der Veranda trug. Er fühlte, daß er nicht zusammenhängend würde denken und sprechen können über fernerliegende Sachen, so lange er dies schöne Antlitz vor sich hatte, über das heute Erblassen und liebliches Erröten in jähem Wechsel jagten. Er sah starr in den fallenden Regen hinaus und sprach langsam, aber ohne sichtbares Zögern, nur von Zeit zu Zeit eine kleine Pause machend, um der Schreiberin Muße zum Vollenden der einzelnen Sätze zu verschaffen:

„Mein lieber Franz!

Du wirst nicht sonderlich erstaunt sein, wenn ich Dir sage, daß mich Dein heute empfangener Brief aufs unangenehmste und schmerzlichste überrascht hat. Am liebsten wäre ich sofort zu Dir gereist, um persönlich Deine Angelegenheit mit Dir zu besprechen. Da dies nicht angeht, weil ich mich, wie Du von meiner Mutter ja erfahren hast, um meines Unglücksfalls willen hier noch in ärztlicher Behandlung befinde, muß ich diesem Briefe alle meine schweren Sorgen und Befürchtungen anvertrauen. Du bist erst dreiundzwanzig Jahre alt, ich bin fast fünfzehn Jahre älter wie Du, und Du hast mir stets freiwillig die Stelle eines brüderlichen, oder vielmehr väterlichen Freundes und Beraters eingeräumt — so darf ich Dir nicht verhehlen, daß Deine Verlobung mit der von Dir genannten Dame mir als ein großes, persönliches Unglück für Dich und eine Versündigung an unsrer ganzen Familie erscheinen würde. Du kennst ja die strengen und festen Ansichten über die Frauen, zu denen ich mich mein Leben lang bekannt habe. Sie waren die unsrer Väter, dieses herrlichen Brüderpaares — sie sollen in den Söhnen der zu früh Verstorbenen weiterleben! Du hast in unsern beiden Müttern das Vorbild edelster, reinster Weiblichkeit — wie willst Du ihnen und mir, der ich jetzt der Chef unsers Hauses bin, zumuten, eine solche Dame als Angehörige in unsre Familie aufzunehmen?! Nicht ihre bürgerliche Geburt nimmt mich gegen sie ein. Das wäre ein Vorurteil, das Du vielleicht mit Recht ‚veraltet‘ nennst; aber sie ist eine Schauspielerin, lieber Franz, und in diesem einen Worte liegt für mich eine völlige Verurteilung Deines Heiratsprojektes. — — Ein Bergen heiratet keine Frau, die auf der öffentlichen Schaubühne gestanden hat. — Was heißt es dagegen, wenn sie, wie Du sagst und wie ich gern glauben will, aus guter Familie, Tochter eines Professors, und von makellosem Rufe ist? Sie hat doch jahrelang in einer höchst exponierten Stellung gelebt, Versuchungen und Gefahren ausgesetzt, von denen ein in vornehm stiller Häuslichkeit erzogenes Mädchen nichts ahnt. Sie hat ihnen widerstanden und sich frei und rein zu erhalten gewußt — à la bonheur! Das ist sehr ehrenwert, aber es würde mir nicht genügen bei der Frau, die meinen Namen tragen soll! Schon dies Sichpreisgeben der

öffentlichen Kritik, dies Heraustreten aus den Schranken, die meinem Gefühle nach dem wahrhaft vornehmen Weibe gezogen sind, dies freiwillige Sichzurschaustellen, wären Thatsachen, die ich nicht überwinden würde — die Jungfräulichkeit der Seele muß darunter Schaden leiden! Noch einmal, mein lieber Vetter, prüfe dich ernstlich, ehe Du diesen folgenschweren Entschluß faßt — noch ist es Zeit, nach dem, was Du mir schreibst; noch hast Du das bindende Wort nicht gesprochen, und ich werde es Dir nie vergessen, daß Du vorher meine Ansicht, meinen Rat hast einholen wollen. Bespricht Dich mit Deiner und mit meiner Mutter — sie werden beide mir beistimmen — und lasse mich dann bald von Dir hören, daß Du diese Jugendliebe unserm Namen, den Traditionen unsrer Familie opfern willst. — Nenne die letzteren Vorurteile, wenn Du willst, ihre Berechtigung wirst Du bei ernster Selbstprüfung nicht bestreiten.

In brüderlicher Zuneigung

Dein Vetter

Richard von Bergen."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Schrecklich muß das Empfinden des Verurteilten sein, dem das Todesurteil vorgelesen wird. Aber sich das Urteil selber schreiben müssen — ruhig und gleichmäßig schreiben und mit keiner Wimper zucken, während das Herz von Todesangst zusammengekrampft wird — das ist Höllenqual. Das schöne, bleiche Gesicht, das sich über den beschriebenen Bogen neigte, während die schlanken Hände ihn zusammenfalteten, sah aus, wie aus Stein gemeißelt. Schatten des Todes hatten sich über die stolze Mädchenseele gelagert; wie eine Lähmung, eine tödliche Erstarrung war es über das Herz gekommen, das noch vor wenigen Minuten so selig bange geklopft hatte. — Die strengen, verurteilenden Worte, die der Mann da neben ihr gesprochen und die ihre kalten, bebenden Finger niedergeschrieben hatten, waren wie mit glühenden Lettern in Lolas Gedächtnis eingebrannt; mit unheimlicher Deutlichkeit tönten sie in ihrem Ohre wieder. Alles übrige, was gesprochen und gethan wurde um sie herum, ging achtlos an ihr vorüber, wie ein wesenloser Traum. Undeutlich nur empfand sie den ernsten, fragenden, trauervollen Blick Bergens, als sie sich seinem lebhaften Danke so kühl und zurückhaltend entzog. Sie setzte sich neben die alte Französin, die jetzt eine Whistpartie arrangierte, und spielte, lachte und plauderte wie die andern. Nur sehr blaß sah sie aus, und die großen, ernsten Augen blickten seltsam starr. Und dann gingen endlich die beiden Männer, und der schreckliche Zwang wurde von ihr genommen. Aber sie blieb auch dann kalt und ruhig, und nur ein unsäglich bitteres Lächeln lag um ihren feinen Mund, als sie den Davoneilenden nachblickte.

Im Laufe des nächsten Vormittags klärte sich das Wetter auf. Als infolgedessen die beiden Herren nach Tisch die alte Französin und ihre Nichte zu dem gewohnten Spaziergange abholen wollten, erregte die Nachricht, daß die Damen auf eine briefliche Mitteilung hin plötzlich abgereist seien, die höchste Verwunderung des Dr. Lüders und die tödliche Bestürzung seines Patienten.

XI.

„Fräulein Astier, die Signora läßt Ihnen sagen, daß sie sehr gern heute gegen Abend noch einen kleinen Spaziergang mit Ihnen machen würde, wenn Ihnen das recht ist! Sie möchten dann die Freundlichkeit haben, sie nach beendigter Probe abzuholen."

„Ich danke Ihnen sehr, Mister Beets, ich werde mit Vergnügen kommen, sobald ich hier fertig bin!"

Ein schwaches Lächeln flog um Lola Astiers blassen Mund, als sie dem Besteller freundlich zunickte. Dann wandte sie das Pferd in die Bahn zurück und ritt ruhig weiter. Der junge Mann, den sie als Mister Beets angeredet hatte und der sich außer durch seinen Namen auch durch den leisen, fremdländischen Accent seiner Sprache als Engländer kennzeichnete, sah ihr gedankenvoll nach. In seinen schönen, schwarzen Augen lag ein glücklicher Schimmer und verklärte das blasse, spitze Gesicht, das im gewöhnlichen Leben den Ausdruck stillen, fast melancholischen Ernstes trug. Seinem Berufe nach war Mister Beets der erste, hochgeschätzte Clown des Cirkus Ballini und entfesselte allabendlich wahre Lachsalven durch seine wundervollen Kapriolen und Witze. Er war eins der wenigen Mitglieder der Gesellschaft des Direktors Ballini, denen die schöne Schulreiterin mehr wie einen höflichen Gruß beim Kommen und Gehen gönnte. Sie sprach oft freundlich in seiner Muttersprache mit dem sanften, stillen, jungen Menschen, und er lohnte ihr das durch eine fast unbegrenzte Dankbarkeit und Verehrung. Auch jetzt wartete er wieder geduldig am Eingang der Manege, bis sie mit ihrer Reitübung fertig war. Er wußte, sie würde ihm erlauben, sie bis zu dem nahegelegenen, kleinen Hotel zu begleiten, in dem außer dem Direktor-Ehepaare und einigen andern Mitgliedern der Cirkusgesellschaft auch Lola Astier vorläufig Wohnung genommen hatte.

Sie hatte allerdings vor, sich so rasch als möglich eine kleine Privatwohnung zu besorgen, da Direktor Ballini den ganzen Winter über mit seiner Truppe in der großen und wohlhabenden Provinzialhauptstadt zu verweilen gedachte; es lag ihr vor allem daran, sich so unabhängig wie möglich von ihren Berufsgenossen zu halten, mit denen sie eigentlich nur die täglichen Vormittagsproben und die abendlichen Vorstellungen zusammenführten. „Die Prinzessin" nannten die andern sie halb ehrfurchtsvoll, halb spöttisch. Die schöne Lili, die sich auf dem Drahtseil Lorbeeren und Brillanten errang, die kokette „spanische" Reiterin Sennora Dolores, deren Wiege an dem unromantischen Ufer der Panke gestanden, die Prima Ballerina Fräulein Fourbié, die schon seit fünfundzwanzig Jahren Prima Ballerina war — sie alle beehrten die stolze Kollegin mehr oder weniger mit ihrer Abneigung. Aber die bessern Elemente unter den weiblichen Mitgliedern der Gesellschaft Ballini brachten ihr eine mit viel Respekt vermischte Zuneigung entgegen, und die Männer schwärmten fast ohne Ausnahme für sie, trotz der völligen Aussichtslosigkeit ihrer Bemühungen um die Gunst der schönen Amazone — — — kühl, stolz und unbeirrt war sie ihren Weg weitergegangen, und die Unruhe des heimatlosen Wanderlebens hatte die reine, weiße Stirn nicht getrübt. Ihr scharfer Verstand hatte den Schmutz, die Zerfahrenheit, die Klippen und Untiefen dieses Lebens sehen und erkennen gelernt; er zer-

setzte prüfend Wert und Unwert ihrer neuen Umgebung. Aber an dem keuschen, herben Mädchenherzen waren diese wechselnden Eindrücke spurlos abgeglitten, wie die Regentropfen von dem weißen Gefieder einer Taube. Die besonnene Ruhe, die sie als Reiterin zur Herrin selbst des störrischsten, wildesten Pferdes machte, kennzeichnete sie auch im Verkehr mit den vielfach gearteten Männern, mit denen ihr Beruf und ihr öffentliches Auftreten sie in Berührung brachten. Dieselbe kalte Zurückhaltung, mit der die jugendliche Tochter des Oberst von Machingen den Offizieren seines Regimentes entgegenzutreten pflegte und sich dadurch sehr ungerechtfertigterweise den Ruf einer „hochmütigen Kommandeurstochter" erwarb, sprach aus Blick und Wesen der jungen Schulreiterin, und manche galante Anmaßung, manches kühne Wort verstummte unwillkürlich vor dem hoheitsvollen Blick der ernsten, dunkelgrauen Augen. Zähes Beharrungsvermögen noch mehr wie die Notwendigkeit des Lebenserwerbs hielten sie an dem einmal gewählten Berufe fest, auch als sie seine Schattenseiten immer klarer erkannte. So unruhig und wechselvoll ihre äußere Lebensführung gewesen war seit ihres Vaters plötzlichem Tode — an Lolas innerm Menschen waren diese vier Jahre fast spurlos vorübergegangen.

Einmal — einmal nur in dieser Zeit war die kühle, harmonische Stille ihres Wesens süßer, qualvoller, leidenschaftlicher Unruhe gewichen. Das war in den stillen, sonnigen Augusttagen gewesen, die über dem lieblichen Walddorf geleuchtet hatten. Sie waren unwiederbringlich dahin, diese seligen Sommertage — — der Herbst war gekommen und hatte das fröhliche Waldesgrün, die bunte Pracht der Blumen welken lassen, und wie graue Herbstfäden hatte es sich auf Lola Astiers Herz gesenkt — —

Äußerlich war sie fast ganz unverändert; nur ihr Lächeln war noch seltener geworden, und ein herber Zug hatte sich um den kleinen, festen Mund gelegt. In ihrer ganzen Umgebung fühlte vielleicht nur der junge Engländer diese Veränderung, aber auch er, ohne sie zu verstehen. Er suchte ihr stillbeflissen in wortloser Verehrung Unangenehmes aus dem Wege zu räumen und kleine Aufmerksamkeiten zu erweisen, wo immer er konnte, und war glücklich, wenn es seinen eifrigen Bemühungen gelang, dies seltene, liebliche Lächeln hervorzulocken. Auch heute nachmittag hatte er vorsorglich die Frau des Direktors darauf aufmerksam gemacht, welch herrlicher Septemberabend es doch zu werden verspräche, und daß ein kleiner Spaziergang durch die berühmt schönen Promenaden ihres neuen Wohnortes ihr und Fräulein Astier gewiß gut thun würde. Heute abend war ja noch keine Vorstellung, da der Circus erst gestern, spät in der Nacht, eingetroffen war, und der Direktor noch mit den maschinellen und Balleteinrichtungen der großen Ausstattungspantomime bis spät abends heute vollauf zu thun hatte, wenn morgen, am ersten Oktober, die Eröffnungsvorstellung stattfinden sollte.

Lola war nicht in diesem Ausstattungsstück beschäftigt. Sie hatte vor vier Jahren bei der Aufstellung des Kontraktes als ausdrückliche Bedingung angegeben, daß sie nur als Schulreiterin verpflichtet sein wolle und zu keiner andern Vorstellung herangezogen werden dürfe. Der Direktor hatte sich bedingungslos ihrem Verlangen gefügt — — er war so überaus glücklich, noch dicht vor Beginn der Saison an Stelle seiner frühern ersten Schulreiterin einen so glänzenden Ersatz engagieren zu können,

daß er noch ganz andre Verpflichtungen eingegangen wäre, hätte die junge Dame hier es gefordert. Und bis jetzt hatten beide Teile den Kontrakt nicht zu bereuen gehabt. Der brave Direktor hatte unendlich viel Ärger mit seinen „Damen von der hohen Schule", wie er sie nannte, gehabt; die eine war ihm mit einem Jongleur und der Tageskasse durchgebrannt; eine andre hatte sich mit einem reichen Metzgermeister in München verheiratet; die dritte hatte sich bei einem flotten Sektsouper eine Lungenentzündung geholt und war mitten in der Saison kontraktbrüchigerweise gestorben. Fräulein Astier that keins von den dreien, ritt nach wie vor musterhaft ihre Pferde vor, erwies sich infolge ihrer Kunst und ihrer Schönheit als ein dauernder Kassenmagnet und setzte allen mehr oder minder verkappten Umwerbungen eine eherne Gleichgültigkeit entgegen. Direktor Ballini aber rieb sich vergnügt die Hände und behandelte seine reizende Untergebene mit ausgesuchter Zuvorkommenheit, ja, mit einer an Ehrfurcht grenzenden Hochachtung. Er kannte ja auch ihren wirklichen Namen, den er freilich strengstens geheim halten mußte, dämpfte in ihrer Gegenwart seine laute Stimme zu sanfterm Tonfall und pflegte oft zu seiner Frau zu sagen: „Ja, das Blut! Das vornehme Blut! Das läßt sich nun mal nicht verleugnen! Wie sie mich behandelt! Wie eine Prinzessin ihren Hofmarschall! Und man fühlt sich wahrhaftig noch geehrt dadurch! Als ob es wirklich so wäre! Wunderbar!" Es gehörte allerdings eine ans Wunderbare grenzende Phantasie dazu, um in dem kleinen rotbackigen, quecksilbernen Manne mit der dröhnenden Stimme und den feurig farbenprächtigen Schlipsen eine Ähnlichkeit mit einem fürstlichen Hofmarschall zu entdecken!

Die These von dem Blut, das sich nicht verleugnen läßt, war ein Lieblingsthema des Direktors. Er behandelte es oft auch in Bezug auf seine Frau, wobei er ausdrucksvoll zu seufzen und die Augen gen Himmel zu drehen pflegte.

„Sehen Sie sich meine Frau an!" sagte er dann gewöhnlich beweisführend. „Wir sind nun fast dreißig Jahre verheiratet — sieht sie aus wie die Frau eines Künstlers?? Bewahre! Nicht wahr? Aus dem Materialwarenladen habe ich sie damals geholt, und noch heute könnte man sie bequem hinter jeden Ladentisch stellen, und sie würde gewissenhaft jedes Quentchen abwiegen — ja, da fehlt eben das Künstlerblut, das Geniale!" Und er seufzte wieder tief auf und strich unternehmungslustig den schwarzgewichsten Schnurrbart.

Ach nein! Wie eine „Künstlers"-Frau sah die gute Direktorin nicht aus! Eher wie eine würdige, kleinstädtische Matrone, deren Leben zwischen Kochherd und Nähtisch verläuft. Das frische, hübsche Mädchen hatte es dem blutjungen Kunstreiter angethan, als er vor dreißig Jahren mit einer kleinen Wandertruppe durch das stille Landstädtchen kam, das ihr Vater mit Kaffee und Zucker versorgte. Die Eltern hatten gewarnt, geseufzt und die Hände gerungen, aber das junge Paar hatte hier, wie so oft, den Sieg über alle elterlichen Bedenken davongetragen, und mit der Mitgift der kleinen Frau hatte Ballini den Grund zu dem jetzt so wohlrentierenden Circus gelegt. Äußerlich war also alles sehr wohl ausgeschlagen, und die Befürchtungen des wackern Materialwarenhändlers hatten sich nicht bewahrheitet. Aber die arme, kleine Frau hatte sich nie heimisch gefühlt auf dem neuen Boden, in den ihr Mann sie verpflanzt hatte. Hilflos, angstvoll war sie in diesen Kreis eingetreten, der ihrem bisherigen so unähnlich war, und fremd und verschüchtert stand sie ihm noch jetzt, nach dreißig

Jahren, gegenüber. Alles aber, was sich im Laufe der Jahre an Güte und Liebe in dem freundlichen Herzen der kinderlosen Frau aufgespeichert hatte, brachte sie seit dem ersten Sehen dem stillen, lieblichen Mädchen entgegen, das vor fast vier Jahren in ihres Mannes Gesellschaft eingetreten war. Die einfache Frau fühlte instinktiv, daß die junge Schulreiterin gleich ihr ewig eine Fremde in diesem Kreise bleiben würde, und das zog sie in unbewußter Sympathie zu ihr hin.

Auch heute nachmittag hingen ihre Blicke wieder mit stillem Entzücken an dem schönen Gesicht der jungen Begleiterin. Die zeitige Dämmerung des letzten Septemberabends begann schon hereinzubrechen, als die beiden Frauen sich heimwärts wandten. Sie hatten einen Teil der herrlichen Parkanlagen durchschritten, welche die Altstadt von den Vororten trennten, und gingen jetzt quer über den schönen Platz, der die rauschenden Baumwipfel des Parkes hier von dem hohen Häusermeer schied. In der Mitte des Platzes erhob sich ein stattliches Kriegerdenkmal, und die alte Frau, die bisher schweigend neben ihrer stillen Gefährtin dahingegangen war, stieß einen leisen Ruf des Entzückens aus und blieb bewundernd stehen.

„Wie schön das ist!“ rief sie unwillkürlich. Dann wandte sie sich zaghaft an ihre Begleiterin. „Ob wir uns das mal in der Nähe besehen dürfen?“ fragte sie schüchtern.

Lola winkte ihr freundlich zu. „Gewiß!“ versetzte sie lächelnd. „Thun Sie das nur nach Herzenslust, liebe Frau Ballini! Ich ruhe mich unterdes ein wenig auf der Bank hier aus — der weite Spaziergang hat mich ordentlich müde gemacht, und es ist ja wundervoll milde und windstill heute!“

Sie ließ sich mit einem leisen Seufzer der Erleichterung auf einer der hübschgeschnitzten Bänke nieder, die im Halbkreis den Denkmalsplatz umgaben, und blickte träumerisch zum Himmel auf, an dem das letzte Abendrot verglühte. Über den Wipfeln der alten Baumgruppen in den Anlagen schwebte schon die bleiche Mondsichel und färbte sich allgemach silbern, als die Dämmerung herabsank. Die Umgebung war fast menschenleer, nur wenige verspätete Spaziergänger hasteten quer über den Platz, und eine Gruppe von Fremden, die anscheinend dem Kleinstande angehörten, verweilte noch vor dem Denkmal. Eine Droschke fuhr in raschem Trabe auf dem Fahrweg, der den Denkmalsplatz rings begrenzte, und der Kutscher lenkte in die Hauptstraße ein, als ein donnerndes „Halt!“ seines Fahrgastes sein Vehikel plötzlich zum Stillstand brachte. Fast erschrocken riß er den magern Gaul zurück und drehte sich erstaunt um. Der fremde Herr im Wagen, dessen scharfe Augen während der ganzen Fahrt unabläßig umhergewandert waren, sprang bereits aus dem Wagen und schritt jetzt ohne weiteres auf den Denkmalsplatz zu.

Der biedere Droschkenkutscher sah ihm einen Augenblick erstaunt nach.

„Sie, Herr, soll ich hier warten?“ rief er dann vorsichtshalber.

Der Fremde drehte sich plötzlich wieder um und lachte herzlich auf.

„Ach so!“ rief er zurückkehrend und zog das Portemonnaie; „Sie hatte ich ja total vergessen! Nein, fahren Sie nur ruhig nach Hause, mein Lieber, ich kehre jetzt nicht ins Hotel zurück. Ich kampiere die Nacht unterm Denkmal!“

Er lachte wieder fröhlich auf, griff an den Hut und schritt in großer Eile weiter. Der Kutscher sah ihm kopfschüttelnd nach, blickte dann starr auf das Zehn-

markstück, das ihm sein bisheriger Passagier in die Hand gedrückt, schüttelte wieder mit dem Kopfe, setzte sich schweigend auf seinen Bock zurück und rollte in sanftem Trabe den häuslichen Penaten zu.

Lola war so in ihre Träumereien versunken, daß sie nicht hörte, wie der Kies des Platzes unter eilig näherkommenden Schritten knirschte. Sie merkte auch gar nicht, wie der leere Platz an ihrer Seite eingenommen wurde, und fuhr erst erschrocken empor, als sich eine Hand sanft auf die ihre legte. Aber ihr Schreck verwandelte sich in das freudigste Erstaunen, als sie in das vor Glück strahlende Antlitz des Jugendfreundes blickte.

„Georg! Georg Radeck! Mein lieber Freund! Wie ich mich freue!“ rief sie herzlich und erwiderte warm den Druck seiner Hand. Ihre Augen glänzten vor Freude, und ein sanftes Rot überflog ihr vorher so blasses Antlitz. Der Mann neben ihr zitterte vor Erregung — er vermochte kaum, ihren Namen zu stammeln. Sie wieder zu sehen, bei der die langen, schweren Trennungsjahre hindurch seine Gedanken fast unabläßig geweilt! Neben ihr sitzen zu dürfen, ihre liebe Hand in der seinen zu halten, den Ton ihrer Stimme wieder zu hören — es war fast zu viel des Glücks auf einmal!

„Wie haben Sie mich hier nur ausfindig gemacht?“ fragte Lola jetzt scherzend.

„Durch einen besondern Glückszufall!“ versetzte Georg mit noch immer bebender Stimme. „Ich wußte ja aus Ihrem letzten Briefe, daß Sie den Winter hier zubringen würden. — O, Lenore, wenn ich Ihre Briefe nicht gehabt hätte! Ich glaube, ich wäre zu Grunde gegangen!“ unterbrach er sich selber plötzlich leidenschaftlich.

„Das glaube ich nun gerade nicht,“ sagte das Mädchen lächelnd. „Dazu haben Sie eine viel zu gesunde Natur, mein Herr — — aber ich weiß freilich auch nicht, wie ich ohne diese Korrespondenz mit Ihnen, ohne die stets rege Sympathie und warme Freundschaft, die aus jedem Ihrer Briefe sprach, fertig geworden wäre — Sie haben mir oft unendlich wohl damit gethan in Zeiten, wo die Last des Lebens auf mir drückte!“

„War es denn oft so schwer und dunkel für Sie, dies Leben, mein armes Kind?“ Georg fragte es mit dem Tone tiefsten Mitgefühls.

Sie nickte trübe lächelnd. Die zarte Röte, die die freudige Überraschung in ihre Wangen getrieben, war wieder daraus verschwunden. Sie sah blaß und müde aus, und um die feinen Lippen lag ein Zug wehmütiger Resignation. Georg seufzte leise, als er dies müde Lächeln sah, und auch sein Blick umflorte sich. „Mein armer, kleiner Liebling!“

Sie sah ernsthaft zu ihm auf. „Ich habe oft an das gedacht, was Sie mir beim Abschied sagten, Georg!“ sagte sie gedankenvoll. „Ich habe viel gelernt und manches verlernt in diesen vier Jahren — ich war so weltunkundig damals! Aber ‚müde geflattert‘, wie Sie an jenem Tage sagten, hat sich der Zugvogel noch lange nicht! Er weiß jetzt, wie viele Netze und Fallen die böse Welt stellt, und wie unbarmherzig sie sein kann. Aber er nimmt deshalb nicht minder fest und unbeirrt seinen Flug — das glauben Sie mir!“ Sie warf stolz das Köpfchen in den Nacken und erhob sich. Frau Ballini kam auf sie zu und musterte erstaunt den Fremden, der sich da so eifrig mit ihrem Schützling unterhielt. Sie machte sich Vorwürfe, das

junge Mädchen so lange allein gelassen zu haben. Sie hatte unter den Kleinstädtern, die bewundernd das Denkmal umstanden, alte, liebe Jugendbekannte getroffen und sich mit ihnen „festgeschwatzt". Die sanfte, kleine Frau war ganz beschämt ob ihrer Unterlassungssünde und entschuldigte sich lebhaft bei Lola, nachdem sie dem stumm danebenstehenden Radeck eine linkische Verbeugung gemacht hatte.

„Mir ist es ebenso gegangen, wie Ihnen, liebe Frau Ballini," sagte Lola lächelnd mit der liebevollen Freundlichkeit, die sie der guten Frau stets erwies. „Ich habe auch einen alten Freund ganz unvermutet getroffen — Herr von Radeck ist einer meiner ältesten Bekannten!"

Die kleine Direktorsgattin erwiderte Georgs Gruß mit einem abermaligen, ziemlich unbeholfenen Knix und sagte dann ängstlich: „Wir müssen nun wohl ins Hotel zurück?" Der vornehme, elegante Herr schüchterte sie ein.

„Darf ich die Damen begleiten?" fragte Georg hastig.

„Aber natürlich!" Lola faßte den Arm der alten Frau und sah ihr lächelnd in die Augen. „Vor Herrn von Radeck brauchen Sie sich nicht zu fürchten, liebe Signora!" fuhr sie neckend fort. „Er kennt Sie schon ganz genau aus meinen Briefen!"

„Und weiß, mit welcher mütterlichen Güte Sie meiner Jugendfreundin stets entgegengekommen sind. Ich bin Ihnen innig dankbar dafür, verehrte Frau!" setzte Radeck mit warmer Freundlichkeit hinzu.

Und die Worte kamen ihm vom Herzen. Er sah nicht das komisch Altfränkische im Äußern und Wesen der einfachen Frau, sondern nur die unendliche Güte und Sanftmut, die aus ihren Augen strahlte und des geliebten Mädchens Leben wärmer und heller gemacht hatte.

Die alte Frau fühlte, daß es kein leeres Kompliment sei, was ihr da gesagt wurde. Sie errötete vor Freude und drückte den Arm ihres Lieblings an sich. Dann trippelte sie schweigend neben ihr dahin und freute sich im stillen, wie heiter und angeregt die beiden miteinander plauderten.

„Ihre letzten Nachrichten erhielt ich aus Walddorf," sagte Georg jetzt. „Der Brief wurde mir durch unsern Bremer Vertreter nach meiner Heimat nachgeschickt — ich bin auf der Reise dorthin ganz in der Nähe Ihres Sommeraufenthaltes vorbeigekommen; hätte ich damals schon gewußt, daß Sie in Walddorf waren, so hätte ich natürlich erst einen Abstecher nach Ihrem stillen Waldidyll gemacht — Sie wollten dort doch vier Wochen bleiben? Mein Brief aber, den ich Ihnen sofort nach meiner Ankunft beim Onkel schrieb, kam als unbestellbar zurück!"

„Eigentlich ja —," versetzte Lola jäh erblassend; „aber wir reisten doch schon früher ab, Mlle. Héricourt und ich, und trennten uns nach einem kurzen Aufenthalte in einem andern Gebirgsorte —"

„Und ich blieb eine ganze Weile ohne jede Nachricht von Ihnen," vollendete Georg strafend; „als ich schließlich aus den Zeitungen erfuhr, wo sich augenblicklich der Cirkus Ballini befand, starb mein alter Onkel, und es war mir unmöglich, Sie sofort aufzusuchen. Als ich endlich frei wurde, eilte ich hierher — — Sie hatten mir damals mitgeteilt, daß Sie Ende September hierherkommen würden — —"

„Wir sind gestern abend eingetroffen!"

„Sehen Sie, das nennt man Glück! Ich erwartete Sie schon seit drei oder vier Tagen; jetzt endlich verkünden die Zeitungen die Ankunft des Cirkus, ich stürze nach Ihrem Hotel, das ich endlich glücklich ausfindig machte, höre, daß Sie mit der Signora ausgegangen, deponiere für Sie meine Karte mit meiner Hoteladresse, nehme eine Droschke auf Zeit und lasse mich durch die Anlagen spazieren fahren. Vielleicht ist der Himmel dir gnädig, und du siehst sie unterwegs, dachte ich."

„Und der Himmel war so gnädig," lachte Lola; „doch jetzt sind wir vor unsrer bescheidenen Herberge angelangt und müssen uns für heute trennen — ich sehe Sie doch morgen?"

„Welche Frage! Diesen schönen Anblick eines kaffeebraungebrannten Kaffeehändlers können Sie so viel haben, wie Sie nur irgend wünschen und befehlen, meine Gnädigste — — hoffentlich befehlen Sie recht oft! Wann darf ich mich morgen nach Ihrem Befinden erkundigen?"

„Morgen vormittag habe ich Reitprobe, und dann wollen wir auf die Wohnungssuche gehen — nicht wahr, Frau Ballini?"

„Und natürlich darf ich den Damen dabei behilflich sein! Ich werde mich gleich morgen früh nach passenden Wohnungen umsehen und Ihnen eine Liste aufsetzen und mitbringen. Wann und wo soll ich Sie abholen?"

Lola lachte über seine energische Art und Weise, ihre Interessen zu den seinen zu machen. „Sie sind doch noch ganz der alte, gute, stürmische, eigenwillige Georg!"

„Ich wollte Fräulein Astier um zwölf vom Cirkusgebäude abholen — wir träfen uns dann vor dem Haupteingang," bemerkte Frau Ballini schüchtern.

„Also um zwölf Uhr pünktlich!" sagte Georg gemütlich. „Bis dahin habe ich einige Wohnungen ausfindig gemacht — wieviel Personen im ganzen? Wieviel Zimmer? Ungefähre Preislage?"

Lola lachte von neuem.

„Herr und Frau Direktor brauchen eine Wohnung von zwei bis drei Zimmern mit Küche; ich würde gern in demselben Hause wohnen und zwei Zimmer mein eigen nennen; den Kostenpreis zu erkunden, überlassen wir vorläufig Ihnen, Herr Kommissar!"

Sie schieden äußerst heiter, und Frau Ballini konnte sich gar nicht genug thun den ganzen Abend über in Ausdrücken des Entzückens und der Bewunderung über ihre neue Bekanntschaft.

XII.

Der erste Oktober hielt, was der letzte Septemberabend versprochen hatte. Es war ein ganz ungewöhnlich schöner, milder, sonniger Herbsttag, wie ihn Direktor Ballini nach seiner verdrießlichen Äußerung „eigentlich gar nicht gebrauchen konnte". Als alter Praktiker wußte er, daß so schönes Wetter den Cirkusbesuch ungünstig zu beeinflussen pflegt. Heute freilich merkte er nicht viel davon. Es wurde schon an der

Tageskasse eine ganz stattliche Anzahl Billette abgesetzt, und gerade die bessern Plätze, vorzüglich die Logen waren es, die eifrig begehrt wurden. Ja, die große Garnison und die geschickte Reklame! Das beides wirkte zusammen. Direktor Ballini war ein ungemein gewandter und praktischer Geschäftsmann, und unter seiner etwas protzenhaft eitlen, geschwätzigen Außenseite barg sich eine ganz tüchtige Dosis gesunden Menschenverstandes. Er wußte auch ganz genau die Leute zu taxieren, die Plätze bestellen kamen, und hatte die gewünschten Billette immer schon in der Hand, ehe die betreffenden Herrschaften ihren Wunsch auch nur geäußert hatten. Denn den Verkauf an der Tageskasse besorgte der rührige Mann nach Möglichkeit selbst, während abends sein unersetzliches Faktotum, der ehemalige Clown Biedermann, mit dem er seit vierzig Jahren in der Welt umherzog, diesen wichtigen Posten innehatte.

„Eine Loge vorn, in der Mitte," sagte er jetzt halblaut vor sich hin, nachdem er einen flüchtigen Blick auf die kleine, vornehme Gesellschaft geworfen, die soeben plaudernd im Vorraume des Cirkus erschien. Der weise Mann hatte recht. Die bildhübsche, junge Frau, die den Mittelpunkt dieses kleinen Kreises zu bilden schien, trat jetzt mit der Frage nach einer guten Mittelloge an den Schalter.

„Aber wollen sich Excellenz denn selbst bemühen?" rief vorspringend der kleine, kahlköpfige Herr, der zu der dienstbeflissenen Gefolgschaft der jungen Dame gehörte.

„Warum nicht, Herr Assessor?" fragte sie gleichmütig über die Schulter zurück; „trauen Sie mir nicht zu, daß ich mindestens ebensogut Plätze besorgen kann, wie Sie?"

„Aber Excellenz! Welche Frage!" stotterte der kleine Herr verlegen; „ich meinte ja nur —"

„Wir sind also heute abend sieben Personen — alle in einer Loge! das ist nett!" Die junge Frau unterbrach kühl den Redestrom des aufgeregten Assessors. „Herr von Messerfeld, wollen Sie also diese drei Plätze nehmen für sich und Ihre Damen? Dies Billet behalte ich für mich; mein Mann ist heute verhindert, mich zu begleiten; die drei Herren hier nehmen die übrigen Plätze. A la bonne heure! Das wichtige Geschäft wäre erledigt!"

„Haben Excellenz schon das Programm gelesen?" fragte der Regierungsrat von Messerfeld, während seine lange, hagere Gestalt sich dankend verneigte.

„Nein! Wozu?" entgegnete die Gefragte mit der kühlen, selbstbewußten Sicherheit, die seltsam mit ihrem kindlichen Gesichtchen kontrastierte. „Das lese ich noch früh genug heute abend — — es ist ja doch immer dasselbe! Nur gute Pferde soll dieser Cirkus haben, und das ist für mich schließlich die Hauptsache!"

„Gute Pferde und eine brillante erste Schulreiterin — der reine weibliche James Phillis, nur jünger und schöner als dieser," sagte der Regierungsrat in seiner scharf pointierten, langsamen Redeweise, wobei sein hageres Gesicht mit der mächtigen Habichtsnase einen faunischen Ausdruck annahm.

„So?" fragte die schöne Excellenz gleichgültig; „da können wir also alle noch etwas lernen — aber jetzt en avant, la jeunesse!"

Sie war mit ihren Begleitern dem Ausgang zugeschritten und wollte achtlos an dem Herrn vorübergehen, der soeben in das Gebäude eingetreten war und ihr jetzt höflich in der Thüre Platz machte. Aber plötzlich stutzte sie und faßte den Fremden schärfer ins Auge. Er nahm den Hut ab und verbeugte sich ruhig.

„Ich weiß nicht, ob sich Excellenz meiner noch erinnern!“ sagte er mit kalter Höflichkeit.

Fannys Blick fuhr blitzschnell an der eleganten, weltmännischen Erscheinung im tadellos vornehmen Straßenanzug herunter. Nein! Sie brauchte ihn nicht zu „schneiden!“ Der ehemalige Jugendgespiele machte einen höchst präsentablen Eindruck.

„Aber gewiß, Herr von Radeck!“ sagte sie etwas gemessen und reichte ihm mit ziemlich herablassender Freundlichkeit die feinbehandschuhte Hand. Und jetzt stürzte von der andern Seite der Assessor Scheerenberg herbei und drückte dem Neuankömmling in großer Erregung beide Hände. „Mein lieber Herr von Radeck! Aufrichtigsten Glückwunsch!“

„Wozu denn?“ fragte Frau von Kussow neugierig.

„Ja, das möchte ich auch wissen!“ sagte Georg die Stirn runzelnd.

„Aber lieber Freund! Weshalb leugnen? Unser gemeinsamer Gönner, der Bankier Vierweg, hat mir erzählt, welche kolossale Erbschaft Sie gemacht haben — so gleichsam über Nacht ein halber Krösus zu werden, muß ein bestrickendes Gefühl sein!“

„Vierweg hätte Besseres thun können, wie Ihnen das erzählen!“ Radeck sah auf den kleinen, zappelnden Mann herab, ungefähr wie eine große, etwas mißmutige Bulldogge auf einen kläffenden, kleinen Pinscher.

Dem Assessor war wieder ganz heiß zu Mute. Daß er der erste war, der von der Millionenerbschaft des jungen Amerikaners in diesem Kreise etwas wußte und erzählen konnte, machte ihn unendlich glücklich. Er zitterte jetzt nur innerlich vor Angst, daß der Regierungsrat ihm zuvorkommen und die interessante Neuigkeit im Klub kolportieren könne; das wäre geradezu schauderhaft gewesen!

„Wo ist Hans jetzt?“ wandte sich Georg fragend an die schöne Excellenz.

„Denken Sie, er ist gerade von heute an auf zwei Jahre hierher zur Reitschule kommandiert — sehr nett für ihn, daß mein Mann hier Divisionskommandeur ist,“ sagte die schöne Excellenz nachlässig.

„Herr Lieutenant von Machingen ist der einzige Bruder von Excellenz?“ fragte der Regierungsrat. Aber erschreckt sah er, wie bei dieser doch so einfachen und harmlosen Frage eine glühende Röte das Antlitz der jungen Frau überzog und ihre Augen, die an ihm vorbeisahen, sich unnatürlich erweiterten, wie in jähem Entsetzen. Er drehte sich schnell um, neugierig, was sie da so Erschreckendes sähe. Aber er erblickte nichts, wie eine schlanke, einfach gekleidete Dame, die gerade vor der Kasse stand und mit dem Direktor ein paar Worte wechselte. Sie mußte aus dem Innern des Cirkus gekommen sein und schritt jetzt auf den Ausgang des Gebäudes und die kleine Gruppe davor zu. Die scharfen Augen des Regierungsrates wandten sich lauernd der jungen Excellenz zu; aber sie hatte schon ihre Fassung wiedergefunden und begegnete seinem spähenden Blick mit ruhiger Kälte.

„Jawohl! Mein Bruder Hans und ich sind die einzigen noch lebenden Kinder unsrer Eltern.“ Sie betonte laut jedes Wort.

Der Regierungsrat wandte sich noch einmal nach der fremden Dame um, aber sie war plötzlich umgekehrt und lehnte jetzt am Kassenfenster, der Gesellschaft den Rücken kehrend, anscheinend ernsthaft das dort aufgehängte Programm studierend.

„Herr von Radeck, würden Sie die Freundlichkeit haben, die Droschke dort drüben für mich anzurufen? Ich ziehe es vor, nach Hause zu fahren!“ sagte die

junge Generalsfrau mit ruhiger Bestimmtheit. Sie neigte das Haupt ein wenig gegen die andern Herren, die sie bis jetzt begleitet hatten; „ich will die Herren nicht länger aufhalten — auf Wiedersehen heute abend!“

Das war wieder ganz und gar Fanny von Machingen, die da ihre Begleiter entließ, wie eine Fürstin ihren Hofstaat!

„Sie versteht die Excellenz zu spielen, dies Geschöpfchen von wenig über zwanzig Jahren!“ sagte draußen ein junger Lieutenant halb lachend, halb ärgerlich zu den andern Herren.

Radeck schritt stumm auf den Platz vor dem Cirkusgebäude hinaus und winkte dem Kutscher, der drüben auf der andern Seite hielt. Er blieb draußen stehen und wandte sich nicht wieder nach Fanny um; er wollte die Wiederbegegnung der beiden Schwestern nicht durch seine Anwesenheit stören. Der Direktor hatte das Kassenfenster geschlossen und war befriedigt im Innern des Gebäudes verschwunden. Es war zwölf Uhr und der Vorverkauf somit beendet.

Fanny sah sich hastig um. Niemand außer ihr war mehr im Vorraum, als die schlanke, dunkle Gestalt dort, die regungslos auf ihrem Platze verharrte. Die junge Excellenz machte ein paar rasche Schritte auf die andre zu, dann blieb sie unschlüssig stehen.

„Lenore!“ flüsterte sie endlich.

Die Angeredete wandte sich langsam um und sah ernst zu ihr hinüber.

„Was wünschen Sie?“ fragte sie kalt.

Fanny stampfte ungeduldig mit dem Fuße auf.

„Sei doch nicht so grenzenlos thöricht!“ sagte sie halb mißmutig, halb verlegen. „Du weißt doch ganz gut, daß ich dich vor Fremden nicht anerkennen darf, Lola — — am besten ist es freilich, man vermeidet überhaupt alle derartigen Rencontres — du hast jedenfalls keine Ahnung gehabt, daß mein Mann seit einem Jahre hier als Divisionskommandeur steht —“

„Doch, das hatte ich durch Mlle. Héricourt erfahren — aber was konnte ich thun, um eine Begegnung zu verhindern?“

„Was du thun konntest?“ Fanny lachte hart auf. „Das ist doch sehr einfach! Du willst doch nicht etwa hier öffentlich auftreten, wo deine beiden Geschwister leben!“

„Ihr habt ja keine Schwester mehr! Und wenn wirklich ein früherer Bekannter mich erkennen sollte — euch trifft keine Schuld, ihr habt nichts mehr mit mir zu schaffen, und wer mich nicht mehr kennen will, kann es ebenso machen wie ihr!“

„Und Georg Radeck zum Beispiel — —“

Ein sanfter Schein flog über das finstere Antlitz der Schulreiterin.

„Er! Nein, er würde mich niemals verleugnen, glaube ich!“ versetzte sie leise.

Fanny warf hochmütig den Kopf zurück.

„Der kann es ja auch!“ sagte sie wegwerfend; „der hat keine sociale Stellung zu behaupten, wie Hans und ich — aber wozu die vielen Worte! Du wirst natürlich sofort von hier weggehen — —“

„Das werde ich nicht thun!“ Lola sprach es ruhig. „Selbst wenn ich wollte, könnte ich es nicht — du vergißt, daß ich nicht mein eigner Herr bin — ich habe meinen Kontrakt einzuhalten!“

„Ich will dir Geld geben, so viel du willst, um dich frei zu machen —"

„Ich danke dir, ich nehme nichts von dir an!"

Fanny trat mit flammenden Augen vor die Schwester hin.

„Aber begreifst du denn nicht —" rief sie zornig.

„Ich begreife nur, daß jede weitere Auseinandersetzung überflüssig ist," versetzte Lola achselzuckend. Die Schulreiterin mit dem kalten, blassen Gesicht ging an der vor Zorn und Ärger puterroten, kleinen Excellenz vorbei, die ihr fassungslos nachsah, und trat auf den freien Platz vor dem Cirkus hinaus. Ohne noch einmal den Kopf zu wenden, schritt Lola hastig auf Frau Ballini zu, die draußen schon wartend auf und ab ging, und an ihrer Seite weiter. Sie hatte das Haupt tief gesenkt und antwortete nicht auf die verwunderten Fragen der alten Frau. Auch Georg Radecks rascher, fester Schritt, der jetzt hinter ihnen erklang, ließ sie nicht aufschauen. Er begrüßte die Direktorsfrau freundlich und verwickelte sie sogleich in ein lebhaftes Gespräch, ihre schweigsame Begleiterin scheinbar gar nicht beachtend. Nur sein Blick hing von Zeit zu Zeit in leidenschaftlicher Sorge an dem bleichen, feinen Profil, und seine klare, volltönende Stimme bebte vor unterdrückter Aufregung.

Die beiden Frauen bogen, von ihm geführt, in eine nahegelegene Seitenstraße und blieben bald vor einem kleinen, freundlichen, einstöckigen Hause stehen.

„Hier ist die Wohnung, die ich für die passendste halte," sagte Georg aufatmend; „ich bin seit früh acht Uhr auf der Suche gewesen und fand nichts, was auch nur annähernd so gut gelegen und angenehm wäre. Urteilen Sie selbst, Frau Ballini! Nähe des Cirkus — freundliche Wirtin — drei gemütliche Räume parterre für Sie, oben eine allerliebste Mansardenwohnung für Fräulein Astier — bitte, treten Sie näher und mustern Sie die Räumlichkeiten selber!"

Die Wohnung erwies sich in der That als höchst komfortabel, und Frau Ballini unterhandelte sofort mit der saubern, freundlichen Wirtin und fand auch den Mietspreis niedriger, wie sie erwartet. So wurden sie bald handelseinig, und Frau Ballini wandte sich, freudig erregt durch dies günstige Abkommen, an ihre junge Schutzbefohlene mit der Frage, was sie für sich beschlossen?

Lola winkte müde mit der Hand.

„Machen Sie es, wie Sie wollen," sagte sie gleichgültig; „beschließen Sie für mich, mir ist alles recht!"

Frau Ballini sah sie erstaunt an. Sie war es nicht gewohnt, die Führende zu sein, und fühlte stolz und beklommen zugleich die Verantwortlichkeit, die für sie in dem Vertrauen des jungen Mädchens lag. Während sie noch einmal mit der Wirtin in Lolas künftige Wohnung hinaufstieg, sank diese matt in einen Lehnstuhl am Fenster des kleinen Wohnzimmers, in welches die freundliche Hausfrau die fremden Herrschaften geführt.

Georg trat leise näher und beugte sich über die Freundin, die gedankenverloren vor sich hin starrte. Leise fragte er:

„So weh that es? Mut, Mut, Lola! Das war vorauszusehen und wird sich überwinden, wie so vieles andre — Sie sind ja doch mein liebes, tapferes Mädchen!"

Lola fuhr empor und sah einen Augenblick starr in seine guten, treuen Augen. Dann schüttelte sie energisch das Haupt und richtete sich stolz auf.

„Sie haben recht! Ich will stark sein!“ sagte sie tief aufatmend. „Ich habe mir mein Schicksal selbst gewählt und murre nicht — man muß die Konsequenzen seiner Handlungen zu tragen wissen! — Ich bin ja so reich jetzt!“ fuhr sie nach einer kleinen Pause sanfter fort und lächelte ihm freundlich zu; „ich habe meinen Freund wieder. Nun bin ich nicht mehr ganz allein und verlassen in der großen, fremden Stadt!“

Georg schob mit einer seiner stürmischen Bewegungen das kleine Tischchen fort, das neben ihrem Stuhle stand, preßte die Lippen wie im innerlichen Kampfe zusammen und ging ein paarmal heftig im Zimmer auf und ab. Lola folgte ihm mit den Augen, wie er hier und da ein Buch, einen Nippesgegenstand, eine Handarbeit hochnahm, gedankenlos besah und wieder hinlegte; die Stühle beim Anstoßen verrückte und im Vorübergehen mit der flachen Hand auf den Sofatisch schlug. Und plötzlich lachte sie hell auf. Er fuhr herum und sah sie maßlos erstaunt an. Das war ganz ihr altes, fröhliches Kinderlachen.

„O, Georg!“ Sie kämpfte noch immer mit dem Lachen; „wenn ich Sie so sehe, fühle ich mich viele Jahre jünger wieder und denke, daß wir beide noch Kinder sind! Genau so tobten Sie als Kadettchen umher, wenn Mademoiselle mir eine Strafarbeit aufgegeben hatte oder Sie sonst über irgend etwas wütend waren! Thun Sie mir den einzigen Gefallen und setzen Sie sich jetzt einmal ruhig hin. Sie zerbrechen sonst der braven Frau Banker noch die schöne Porzellanschäferin da auf der Kommode!“

XIII.

Seit der Wiederbegegnung mit dem Jugendfreunde war ein erfrischender Hauch über Lolas halberstarrte Seele gekommen. Von der kraftvollen, zielbewußten Erscheinung des jungen Mannes ging ein Strom warmen, kerngesunden Lebens aus, der alle mehr oder weniger in seinen Bann zwang, die in seine Nähe kamen. Auf Lola wirkte sein gerades, offenes, von köstlichstem Humor durchtränktes Wesen geradezu elektrisierend. In ihrer Gegenwart entwickelten sich alle Hilfsquellen dieser reichen und liebenswürdigen Mannesnatur zu schönster Entfaltung. Die Art und Weise, in der er mit ihr verkehrte, war ein glückliches Gemisch brüderlicher Vertraulichkeit und achtungsvollster Freundschaft. Das tiefere und heißere Gefühl, das er für sie seit dem Knabenalter empfand, das mit ihm über das Meer und wieder zurück mit ihm in die alte Heimat gegangen war, hielt er mit festem Willen im innersten Herzen verborgen, und kein Wort, kein Blick verriet es der Ahnungslosen! Er fühlte, daß seine Zeit noch nicht gekommen war. Er wollte erst die Wunden zu heilen versuchen, die das Leben dieser stolzen Mädchenseele geschlagen hatte. Mit dem Scharfblick des Seelenarztes und des Liebenden forschte er, ihr unbewußt, in ihrem Herzen und ging jeder Veränderung prüfend nach, die sich für ihn darin offenbarte. Denn es ist nicht wahr, was der Volksmund sagt, daß die Liebe blind sei. Die aus einem Spiel der Phantasie und der Sinne geborene, flüchtige Leidenschaft ist es vielleicht, die freiwillig die Augen schließt, weil sie das volle Tageslicht der

Wahrheit nicht ertragen kann — aber Liebe, echte Liebe sieht „mit hundert Augen", wie das schöne italienische Sprichwort sagt.

Georg von Radeck war fest entschlossen, nicht allein, ohne die Jugendgeliebte, in die neue Heimat zurückzukehren. Aber er war auch Mannes genug, geduldig zu warten, bis er wagen durfte, die Hand nach dem köstlichen Preise auszustrecken.

Lola gab sich vertrauensvoll dem lange nicht mehr empfundenen Zauber dieses sympathischen Freundschaftsbundes hin. Ihre ganze Persönlichkeit bekam unter seiner sanften Leitung etwas Frischeres, Lebensfreudigeres. Sie war nicht danach angethan, weichlich einer verlorenen Hoffnung nachzutrauern, wenn das Gefühl, das in jenen Sommertagen über sie gekommen war, sich überhaupt bis zu einer solchen verdichtet hatte. Die wunderbare Märchenblume, die in ihrem Herzen sich hatte erschließen wollen, war jäh in der Knospe erstickt und hatte keine Zeit gehabt, sich in voller Pracht zu entfalten — — Lola empfand ein wahres Schamgefühl bei der Erinnerung an das, was sie vor sich selbst eine unwürdige Schwäche nannte, und versuchte jeden Gedanken daran aus ihrer Seele zu verbannen. Das gelang ihr auch, je länger, desto besser, und sie war jetzt — oder wähnte wenigstens, es zu sein — völlig fertig und zu Ende mit dem flüchtigen Frühlingstraume jener verhängnisvollen Tage.

An einem trüben, regnerischen Nachmittage Ende Oktober trat sie aus der Hausthür ihres freundlichen Domizils und wollte den Weg ins Innere der Stadt einschlagen, als Radeck ihr fröhlich grüßend entgegentrat.

„Was? Sie gehen aus bei diesem schlechten Wetter?" rief er erstaunt. „Ich wollte gerade fragen, ob wir nicht den Spaziergang heute lieber aussetzen wollen — Sie könnten sich erkälten."

„Ich habe notwendige Besorgungen zu machen und konnte deshalb auch nicht auf Sie warten," erwiderte Lola, eilig an seiner Seite weiterschreitend. „Aber nun begleiten Sie mich am Ende doch lieber, was? Ich bin nämlich etwas ängstlich — ich habe einen wichtigen Gang vor — ich muß zu einem Bankier!"

„Ei der Tausend! Was wollen Sie denn da?"

Lola seufzte auf und rieb sich nachdenklich mit dem Zeigefinger das feine Näschen.

„Ich habe finanzielle Sorgen!" sagte sie endlich mit leichter Verlegenheit.

Radeck errötete tief und sah sie erschreckt und flehend zugleich an. „Aber Lola! Sie wissen doch, daß Sie über mich zu verfügen haben! „Wenn Sie in augenblicklicher Geldverlegenheit sind — —"

„Aber, mein Herr! Was denken Sie von mir!" rief Lola in komischer Entrüstung. „Geldnot! I bewahre, im Gegenteil! Ich habe zu viel Geld augenblicklich, und das macht mir Sorge!"

„Zu viel Geld ist gut! Haben Sie in der Lotterie gewonnen oder eine Erbschaft gemacht?"

„Ach, Sie denken wohl, es geht jedem so wie Ihnen! Nein, ich habe nur die Staatspapiere, in denen mein geliebter Vater meinen Anteil an Mamas Vermögen angelegt hatte, bisher immer selbst verwahrt, und meine kleinen Ersparnisse, die Zinsen und was ich von meinem Gehalte erübrigte, ebenfalls. Das wächst mir nun über den Kopf — denken Sie, ich habe da über siebentausend Mark in meiner Kassette liegen!"

„Siebentausend Mark! Das ist ja geradezu unerhört!“ sagte Georg lachend. „Aber allerdings dürfen Sie soviel Geld nicht selbst aufbewahren, es könnte Ihnen zu leicht abhanden kommen. Sehr unrecht übrigens von Ihnen, mein Fräulein, daß Sie sich nicht sofort an mich gewandt haben — haben Sie so wenig Vertrauen zu meiner Ehrlichkeit, daß Sie mir diese Schätze von Golkonda nicht zeigen wollten? Was soll ich da von Ihnen denken!“

Lola reichte ihm mit einem lieblichen, Vergebung heischenden Blicke das kleine Paket, das sie sorgsam eingeschlagen in der Hand trug.

„Sind Sie böse?“ fragte sie ganz schüchtern.

„Natürlich! Schrecklich! Und mit Recht!“ nickte Georg. „Sie können es nur wieder gut machen, indem Sie mir das ganze Zeug jetzt bedingungslos anvertrauen — ich bringe Ihnen das alles sofort in Ordnung!“

Lola seufzte erleichtert auf, während Radeck das Paketchen in seiner Brusttasche verschwinden ließ. Er sah sie prüfend an.

„Haben Sie sonst noch etwas auf dem Herzen?“

Sie lachte.

„Allerlei kleine Nähsachen, Knöpfe und Nadeln zu besorgen — dabei können Sie mir nicht helfen. Und dann wollte ich mir bei einem Buchhändler etwas gute Lektüre aussuchen.“

„Doch nicht in der Leihbibliothek?“

„Trauen Sie mir das zu? Hoffentlich nicht! Ich habe nie begriffen, wie eine Dame einen schmutzigen Leihbibliotheksband in die Hand nehmen mag — das käme mir gerade so vor, als ob man aus einem unsaubern, bereits von einem Fremden benutzten Glase trinken wollte.“

„Ein schöner Vergleich!“

„Stimmt aber entschieden — — und nun trennen sich bald unsre Wege; in dieser Straße liegt mein Posamentengeschäft, und Sie —“

„Ich begebe mich sofort zum Bankier Vierweg; ein Gang, den ich ja letzthin oft genug habe antreten müssen, leider! Heute macht's mir zum erstenmale Vergnügen, ihn aufzusuchen.“

„Sie haben keine große Freude an dem Gelde, das Ihnen Ihr Onkel hinterlassen hat, scheint es!“

„In gewisser Hinsicht doch, da es mir ermöglicht, mich drüben völlig selbständig zu machen. Eventuell kaufe ich meines Vetters Plantagen an — er ist kränklich und wünscht im Laufe der nächsten Jahre dauernd nach Europa zurückzukehren. Aber andrerseits ist es mir wieder kein wohlthuender Gedanke, daß dieser alte Mann Zeit seines Lebens gespart, geknausert, das Notwendigste sich versagt hat, um Summe auf Summe häufen zu können, die er nur widerwillig zurückließ, als er aus diesem Leben schied. — Sie hätten den schmerzlichen Blick sehen sollen, mit dem der arme Alte noch sterbend seinen Geldschrank streifte, der neben seinem Bette stand! Schrecklich!“

„Aber er hatte Sie doch an sein Sterbelager gerufen, jedenfalls in der Absicht, Sie zum Erben einzusetzen?“

Georg zuckte die Achseln.

„Da er das Geld ja nicht mitnehmen konnte — —! Und dann hatte es ihm wohl imponiert, daß ich so gar nichts mehr von ihm angenommen hatte seit vier

Jahren. — Jedenfalls bin ich sehr froh, daß sein Aufruf mich erreicht hat — unser Vertreter in Bremen hatte ihn in der Zeitung gelesen und machte mich bei der Ankunft darauf aufmerksam — so habe ich dem armen Alten doch noch etwas Liebe und Pflege erweisen können und vermochte mit leichterm Herzen seine Hinterlassenschaft anzutreten, die mir ja als einzigem Verwandten unter allen Umständen zugefallen wäre."

„Sie ist in guten Händen," sagte Lola warm; „das tote Gold des geizigen, alten Mannes wird durch Sie zum Segen für viele werden!"

Georg blieb stehen. Seine Brust hob sich von einem freudigen Aufatmen, und sein Blick suchte glückleuchtend den ihren.

„Glauben Sie das wirklich, Lola?" fragte er leise und innig; „stellen Sie mich so hoch?" Er ergriff ihre Hand und hielt sie mit zärtlichem Drucke fest. „Sehen Sie mich nur einmal an, liebes, süßes, heißgeliebtes Mädchen! Sagen Sie mir, daß ich hoffen darf —"

Er unterbrach sich jäh, ließ ihre Hand sinken und trat einen Schritt zurück. Lola war totenblaß geworden und starrte ihn mit dem Ausdruck grenzenlosester, peinlichster Überraschung an.

„Verzeihen Sie mir!" sagte er tonlos; „ich habe Sie verletzt!"

„O, nicht verletzt!" Das Mädchen zitterte; „nur erschreckt, tief und schmerzlich erschreckt haben Sie mich — ich hatte ja keine Ahnung — — Georg, mein armer Freund —"

Er schnitt ihr mit einer Handbewegung das Wort ab.

„Bemühen Sie sich nicht," versetzte er mit einem bittern Lächeln; „ich habe ja meine Antwort bereits — — vergessen Sie, daß ich einen Augenblick thöricht war und mich verraten habe — es soll nicht wieder geschehen!"

Er lüftete den Hut, wandte sich hastig ab und verschwand im Gedränge. Lola sah ihm einen Augenblick mit zuckenden Lippen nach. Dann trat sie, in tiefe Gedanken verloren, den Heimweg an. Sie vergaß völlig, weshalb sie in die Stadt gegangen, und befand sich plötzlich wieder außerhalb der Altstadt, in der Nähe des Cirkus und ihrer Wohnung. Sollte sie noch einmal umkehren und das Versäumte nachholen? Sie fühlte sich nicht in der Stimmung dazu. Und doch — Frau Ballini hatte sie so herzlich um diese Besorgung gebeten — sie wollte der guten Frau nicht ungefällig sein. Sie kehrte um und beeilte sich, die notwendigen Einkäufe zu machen, denn es begann schon zu dunkeln, und sie mußte am Abend pünktlich im Cirkus, in ihrer Garderobe sein, um rechtzeitig Toilette machen zu können. Nun wandte sie sich eilig heimwärts — die Gaslaternen wurden bereits auf den Straßen angezündet, und aus dem weitgeöffneten Portale des vornehmen Hotels, an dem sie in diesem Augenblicke vorbeischritt, strömte der scharfe Schein des elektrischen Lichtes auf den Bürgersteig hinaus. Er überflutete eine Minute lang die schlanke, dunkelgekleidete Gestalt des Mädchens und ließ das schöne, weiße Gesicht hell aufleuchten — — der hochgewachsene Fremde, der im Vestibül des Hotels stand und achtlos in das Dunkel hinausgesehen hatte, während er mit dem Portier sprach, fuhr zusammen und unterdrückte mit Mühe einen Ausruf. Er fertigte den ehrerbietig seiner Befehle harrenden Mann schnell ab und trat hastig in das Portal. Die Dame, die seine Aufmerksamkeit so gefesselt hatte, war ruhig weitergeschritten — gerade hatte sie die Straßen-

ecke rechts erreicht und bog in eine stillere Nebenstraße ein. In respektvoller Entfernung folgte ihr der Fremde aus dem Hotel — er mußte sich vergewissern, ob sie es wirklich war, die seit Monaten seine Gedanken ausschließlich beschäftigte und ihm so bitter weh gethan hatte durch ihr wortloses Scheiden. — Ja! Er hatte sich nicht geirrt! Deutlich erkannte er ihr feines Profil, als sie das Haupt einmal flüchtig zur Seite wandte.

Bergens Herz klopfte stürmisch, und er mußte sich selber zwingen, langsamer zu gehen und sie nicht einzuholen. Er wollte sie nicht erschrecken oder ihr seine Begleitung aufdrängen — nur wissen wollte er, wo sie wohnte, und auch schützend über ihr wachen, denn die Umgebung wurde immer dunkler und einsamer. Selbst in diesen Momenten stürmischen Glückgefühls berührte es ihn peinlich, sie allein, ohne Begleitung, im abendlichen Dunkel gehen zu sehen.

Das dürfte Mlle. Héricourt gar nicht erlauben! dachte er. Wie leicht kann sie einmal belästigt oder wenigstens unverschämt angesehen werden!

Und richtig! Ihr entgegen kam jetzt ein anscheinend den bessern Ständen angehöriger Mann, der seinem schwankenden Gange nach von lustiger Gesellschaft oder aus der Kneipe heimkehrte. Er stutzte, als die schlanke, liebliche Erscheinung an ihm vorüberschritt, und wandte sich dann jäh um, der Weitergehenden mit einem übermütigen Scherzworte folgend. Aber schneller noch als er war Bergen an Lolas Seite und grüßte in tiefer Ehrerbietung, während er mit lauter Stimme sagte: „Mein gnädiges Fräulein, wollen Sie einem alten Bekannten erlauben, Sie nach Hause zu begleiten?“

Der Angetrunkene blieb stehen, lachte laut auf und setzte dann vor sich hin murmelnd seinen Weg ins Innere der Stadt fort. Lola war aufs höchste erschreckt stehen geblieben, als Bergen so blitzschnell neben ihr auftauchte. Eine glühende Röte überflutete ihr Gesicht, der Atem stockte ihr vor Bestürzung; sie war nicht im stande, ein Wort auf seine höfliche Anrede zu erwidern — Bergen sah mit Herzklopfen dies fassungslose Verstummen, dies tiefe Erröten, und deutete es zu seinen Gunsten.

„Habe ich Sie so sehr erschreckt?“ flüsterte er, sanft ihre Hand ergreifend. Sie ließ es willenlos geschehen und schüttelte nur stumm das Haupt als Antwort auf seine Frage. Vor ihrem geistigen Auge stand mit einem Schlage wieder jene wunderbare Mondnacht, in der sie an seiner Seite durch den totenstillen Wald geschritten war — und dann sah sie sich plötzlich auf der Veranda des Pastorenhauses sitzen, die Feder zwischen den eiskalten, zitternden Fingern, und der Mann da neben ihr sprach weiter und weiter — kalte, harte, unbarmherzige Worte, die sie nie mehr vergessen hatte!

„Doch — ich habe Sie erschreckt,“ fuhr Bergen fort; „aber ich konnte Sie nur auf diese Weise vor einer Belästigung schützen — — wohnen die beiden Damen denn allein so weit hier draußen? Und was sagt Mlle. Héricourt —“

Lola zog hastig ihre Hand zurück — er hielt erschreckt inne — wie blaß sie jetzt war! Sie zögerte einen Augenblick — noch einmal sah sie in das Auge, das mit innigem Leuchten an dem ihren hing. Sie wußte, die nächste Minute würde diesen warmen Strahl auslöschen — für immer! Sie richtete sich hoch auf und warf trotzig das schöne Haupt zurück.

„Ich lebe nicht mit Mlle. Héricourt zusammen — und ich muß so weit hier draußen wohnen, um in möglichster Nähe des Cirkusgebäudes zu sein," sagte sie kalt und ruhig.

Er sah sie sehr erstaunt an.

„Ich verstehe nicht —" meinte er endlich unsicher.

„Mein Beruf zwingt mich dazu," fuhr sie mit gesteigerter Kälte fort; „ich — bin die erste Schulreiterin des Cirkus Ballini!"

Bergen stieß einen leisen Schrei aus und taumelte zurück, als habe er unversehens einen Schlag ins Gesicht erhalten. —

„Ist das wahr? Schulreiterin — in einem Cirkus? Ist das wirklich wahr?" stammelte er heiser. Und als sie schweigend das Haupt neigte, kam ein maßloser Zorn über ihn. Das, was er einmal selbst „den schlummernden Feind in seiner Seele" genannt, erwachte urplötzlich zu wildem, leidenschaftlichem Leben. Mit einem fast körperlichen Schmerzempfinden, etwas Unwiederbringliches, ein hohes, reines Ideal verloren zu haben, mischte sich undeutlich das Gefühl einer grenzenlosen Empörung. So hatte er sich täuschen lassen! Er empfand nicht, daß er selbst an dieser Enttäuschung Schuld habe, daß seine schöne Lebensretterin in Walddorf nicht verpflichtet gewesen sei, ihn in ihre Verhältnisse einzuweihen — — sie hatte ihn betrogen! Sie hatte ihr Spiel mit ihm getrieben! Das sagte er sich mit verbissenem Grimme. — Er nahm den Hut ab, trat einen Schritt zurück und verbeugte sich kühl.

„Ich bitte um Verzeihung wegen meines unhöflichen Erstaunens," sagte er in eiskaltem Tone; „ich mußte nach einer Äußerung von Ihnen, mein Fräulein, annehmen, daß Sie die Tochter eines höhern Offiziers seien —"

„Das bin ich, Herr von Bergen!"

Er zuckte spöttisch lächelnd die Achseln.

„Es hat noch nie einen Offizier des Namens Astier in der Armee gegeben — ich habe mich erkundigt — — ebensowenig wie es ein Stift gibt für — Cirkusdamen; und sie sprach ja wohl von einem Stifte, in dem Sie sich gewöhnlich aufzuhalten pflegten, Ihre würdevolle — Theatermutter, mein Fräulein —"

Lolas Augen blitzten auf.

„Mlle. Héricourt wähnt mich wirklich in einem Stifte und hat keine Ahnung von meinem wirklichen Berufe —"

Er verbeugte sich ironisch.

„Ihr Wort in Ehren, mein Fräulein; aber das klingt doch ein klein wenig unwahrscheinlich! Eine Verwandte von Ihnen sollte nicht wissen — aber am Ende ist die Dame gar nicht Ihre Tante?"

„Nein," sagte Lola kaum hörbar.

Er lachte wieder höhnisch auf.

„Sagte ich es nicht? Die würdige Theatermama! Es war ja eine so reizende, kleine Komödie, die da im harmlosen Walddorf inszeniert wurde; da durfte auch die Anstandsdame nicht fehlen — — aber ich will Sie nicht länger aufhalten, meine Gnädige — ich würde fürchten, zu stören — darf ich mich Ihnen empfehlen?"

Er verbeugte sich abermals und ging. Das Mädchen aber stürzte vorwärts, blindlings weiter, mit klopfenden Schläfen und jagenden Pulsen. Jetzt stand sie

vor ihrer Hausthür. Sie zögerte einen Augenblick, dann eilte sie an der Ballinischen Wohnung vorbei in ihr Zimmer hinauf. Dort schleuderte sie den Hut auf einen Stuhl, schob den Riegel vor die Thür und warf sich auf das Sofa. So lag sie lange, das Gesicht in beiden Händen vergraben, und stöhnte.

O, dieser Hohn! Dieser blutige Hohn! Er war schwerer zu tragen, wie alles andre!

Plötzlich sprang sie auf, zündete Licht an und trat vor den Spiegel, der ihr blasses, verstörtes Antlitz wiederstrahlte. Sie sah ihr Spiegelbild lange prüfend an, und ein bitteres, verächtliches Lächeln umflog dabei den festgeschlossenen, kleinen Mund. Wie durfte dieser fremde Mann es wagen, sie so unerhört zu kränken? Sie wollte ihm nicht den Gefallen thun, unter seiner hochmütigen Verachtung zu leiden — —

Das zertretene, blutende Mädchenherz griff in seinem grenzenlosen Weh nach der einzigen Waffe, die ihm geblieben: dem Stolze.

XIV.

Einige große, geräumige Parterrezimmer im Hotel Metropol, dem ersten und vornehmsten Gasthofe der ganzen Stadt, waren zeitweilig von dem Vorstande des großen Herrenklubs, der alle Schichten der ersten Gesellschaftskreise umfaßte, mit Beschlag belegt worden. Das alte Klubhaus hatte sich in den letzten Jahren den gesteigerten Ansprüchen an Ausdehnung und Bequemlichkeit nicht gewachsen gezeigt; es war niedergerissen worden, und jetzt wurde ein größeres und schöneres Gebäude an seiner Stelle auf dem alten Grundstücke aufgeführt. In der Zwischenzeit bis zur Fertigstellung behalfen die Herren sich, so gut es ging, mit den behaglichen Parterreräumen des Metropolhotels, welche durch einen Teil des alten Klubmobiliars, schöne Bilder, Teppiche und Kronleuchter wohnlicher gemacht worden waren.

Der erste November heute! Und so ein recht grauer, unfreundlicher Novembertag, der das prächtige Kaminfeuer im Frühstückszimmer des Klubs doppelt verlockend erscheinen ließ. Das empfand vor allem Dr. Lüders, der sich nach beendetem Frühschoppen behaglich in einen Sessel neben dem Kamin zurückgelehnt hatte und sehr vergnügt seine Cigarre rauchte. Solche gemütliche Ruhestunden waren selten im Leben des schon so vielbeschäftigten Arztes. Er hatte sich die kleine Extravaganz dieses Frühschoppens auch nur in der Freude über das Wiedersehen mit seinem Walddorfer Patienten geleistet, den er heute ganz unvermutet getroffen. Herr von Bergen saß ihm gegenüber und starrte über seine Cigarre hinweg nachdenklich in das flackernde Kaminfeuer. Er antwortete nur einsilbig auf das heitere Geplauder des Arztes, und Dr. Lüders sagte sich innerlich, daß sein ehemaliger Patient in den wenigen Monaten seit ihrer Trennung noch erheblich an steifer Zurückhaltung gewonnen habe. Aber er sah auch bleich aus und müde, und Dr. Lüders kombinierte dies apathische, kühle Wesen, das ängstliche Vermeiden irgend einer Erwähnung ihrer Walddorfer Bekannten, mit dem tiefen Schreck, den Bergen damals bei der plötzlichen Abreise der Damen aus dem Predigerhause gezeigt, und der auch ihn sehr überraschenden Entdeckung, daß die schöne Gefährtin jener Waldtage eine — Cirkuskünstlerin sei. Sein rühriger

Verstand brachte alle diese Thatsachen in einen Zusammenhang, der ihn nicht weit von der Wahrheit führte, wenn er auch natürlich nicht wissen konnte, daß bereits eine Begegnung und Aussprache — und was für eine Aussprache! — zwischen seinen beiden Protegés stattgefunden hatte.

Dr. Lüders war vor allem durch seine ungemein geschickten, kühnen, chirurgischen Leistungen bekannt. Er schärfte in diesem Augenblicke geistig sein Seciermesser und beschloß, ganz überraschend eine Sonde in die Seelenwunde seines Gegenübers zu führen. Denn daß da eine ernste, noch unverheilte Wunde vorlag, sagte sich der kluge kleine Herr mit unumstößlicher Sicherheit.

Herr von Bergen hatte ihn bis jetzt durch einige flüchtig hingeworfene Fragen dazu gebracht, von seinen Plänen und Erfolgen in betreff des Walddorfer Sanatoriums zu sprechen, und ihn jedesmal durch eine Zwischenfrage gehindert, wenn er von den Damen anfangen wollte, mit denen jene Tage sie zusammengeführt. Also jetzt mal gerade aufs Ziel los! Dr. Lüders stieß eine gewaltige Rauchwolke aus, nahm darauf die Cigarre aus dem Munde und besah sie nachdenklich. Dann sagte er ganz plötzlich mit einem durchdringenden Aufblick: „Was sagen Sie denn dazu, Herr von Bergen, daß unsre liebliche Walddorfer Fee sich hier als kühne Amazone entpuppt hat?"

Bergen zuckte kalt die Achseln.

„Was soll ich dazu sagen?" fragte er hochmütig zurück. „Ich habe die Dame noch nicht zu Pferde gesehen — ich habe also kein Urteil über ihre Leistungen!"

„Das meine ich ja auch gar nicht mit meiner Frage," versetzte der kleine Doktor seelenruhig. So leicht ließ er sich nicht abschrecken! „Daß sie eine der ersten Schulreiterinnen der Jetztzeit ist, steht ja fest, und nur zwei so beschäftigte Leute, wie Sie und ich, konnten noch nie vorher ihren Namen gehört haben. Merkwürdig nur, daß ich nicht stutzig wurde, als sie den kühnen Ritt auf ungesatteltem Pferde zu Ihrer Rettung that — — ich komme aber eben so sehr selten heraus, und bin am glücklichsten, wenn ich abends behaglich in meinen vier Pfählen weilen kann — seit Jahren habe ich ein Theater- oder Cirkusgebäude nur von außen gesehen. Und Sie sind durch den fast ständigen Aufenthalt auf Ihren Gütern wohl auch etwas weltfremd geworden — oder waren Sie hier schon im Cirkus?"

„Nein — ich habe sehr wenig Interesse an derartigen Schaustellungen!"

Dr. Lüders stieß einen leisen Pfiff aus. „Die Cigarre hat keinen rechten Zug," sagte er nachdenklich; „ich glaube, ich nehme besser eine andre. Um übrigens auf meine Frage von vorhin zurückzukommen: ich meinte damit, wie bewunderungswert es ist, daß man dieser reizenden, echt weiblichen Erscheinung so gar nichts von der Manegenatmosphäre anmerkte — sie war entschieden in jedem Zuge und überall die große Dame! Und darum verehre ich Fräulein Astier jetzt noch höher wie damals, weil sie in so schwieriger, exponierter Stellung sich die reine Seele, die Vornehmheit des Charakters und Wesens bewahrte!"

Dr. Lüders hatte so ernst gesprochen, wie er das außerhalb seiner ärztlichen Praxis nur selten fertig brachte. Jetzt sah er von seiner frischen Cigarre auf, die er während seiner Rede sorgfältig angezündet hatte, und beobachtete prüfend die Wirkung seiner wohldurchdachten Worte.

Bergen saß in finsteres Nachsinnen vertieft da, das Haupt auf die rechte Hand gestützt, während die linke, die die längst erloschene Cigarre hielt, achtlos über die Lehne des Sessels herabhing.

„Pah! Alles Komödie!“ sagte er endlich verächtlich.

Dr. Lüders richtete sich entrüstet auf.

„Er—lauben Sie mal, mein sehr verehrter Herr von Bergen! Das ist denn doch eine wenig schöne Beschuldigung, und zudem eine, an die Sie selbst am allerwenigsten glauben sollten. Es war nichts Komödienhaftes, sondern das reinste, innigste Mitgefühl, was das Benehmen Ihrer Lebensretterin — ja, Ihrer Lebensretterin, mein Herr von Bergen! — gegen einen wildfremden, verwundet im Walde gefundenen Mann kennzeichnete! Ich dächte ferner doch, daß man nicht zurückgezogener, einfacher, anspruchsloser auftreten konnte, wie die prächtige, alte Französin und ihre Nichte — —“

„Sie ist gar nicht die Nichte der Mademoiselle Héricourt.“

Der Arzt sah erstaunt auf.

„Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Fräulein Astier selbst — vor wenigen Tagen.“

Dr. Lüders unterdrückte mit Mühe einen zweiten Pfiff.

„Hm!“ sagte er nach einer kleinen Pause. „Sie wird wohl ihre Gründe gehabt haben, die alte Dame für eine Verwandte auszugeben — vielleicht ist's eine alte Freundin oder Erzieherin, die ja Kinder häufig Tante nennen — daher wohl auch der französische nom de guerre!“

Jetzt war es Bergen, der erstaunt aufsah.

„Wie meinen Sie das? Denken Sie, daß sie nicht wirklich Lola Astier heißt?“

„I bewahre! Es ist doch ganz klar, daß das nur ihr Künstlername ist, unter dem sie auftritt — jedenfalls aus Rücksicht auf ihre Familie.“

Bergen beugte sich lebhaft vor.

„Bei Gott! Sie können recht haben!“ rief er hastig. „Und dann kann sie ja doch auch wirklich —“ er brach plötzlich ab, und sein Auge, das eben noch aufgestrahlt hatte, wurde wieder kalt und starr. „Was hilft das alles?“ fragte er dann langsam mit einem bittern Lächeln; „mag sie gewesen sein, was sie will — jetzt ist sie ja doch nichts weiter wie eine — Kunstreiterin!“

Er erhob sich mit einem schweren Seufzer, trat an eins der breiten Fenster, die nach der belebten Hauptstraße hinausgingen, und blickte gedankenabwesend in das Treiben und Drängen der Menschen da draußen.

„Wer das Leben in seinen unendlich reichen Wechselbeziehungen verstehen will, muß auch den Erscheinungen gerecht zu werden versuchen, die außerhalb der eignen Interessensphäre liegen!“ Dr. Lüders sprach es sehr ernsthaft.

Dann stand er gleichfalls auf. Er war mit dem Resultat dieser ersten Operation vollauf zufrieden und wußte als erfahrener Praktiker, daß man den Patienten nach vollendetem ärztlichem Eingriff ein wenig der Ruhe überlassen müsse, um die Medizin wirken zu lassen — — er zog seine Uhr und ließ sie repetieren. „Schon halb ein Uhr! Da muß ich nachgerade an den Aufbruch denken — ich habe um ein Uhr eine Konsultation am andern Ende der Stadt. Schauderhaftes

Wetter draußen!" Er trat neben Bergen in die Fensternische und blickte gleichfalls hinaus; „ich werde eine Droschke nehmen müssen — ach du lieber Himmel! Da steuert ja die berüchtigte Firma Scheerenberg und Konsorten gerade auf das Hotel los — die wollen jedenfalls den Klub unsicher machen — da rette ich mich!"

„Assessor Scheerenberg ist der einzige, den ich von diesen drei Herren kenne — wer ist der lange, hagere Herr mit der Raubvogelphysiognomie?" fragte Bergen, aus seinem Nachdenken emporfahrend. Er zwang sich zur Unterhaltung — es kam ihm doch wohl zum Bewußtsein, daß er seinen getreuen Arzt recht wenig aufmerksam behandelt habe.

„Das ist der Regierungsrat von Messerfeld, Scheerenbergs Intimus, und in seiner Art ein ebenso gefürchteter Schwätzer wie dieser — gegen dies Trio da erscheint auch der blutigste Klatschkaffee zahm und milde!"

„Aber der würdige, alte Herr da mit dem glattrasierten, wohlwollenden Pastorengesicht kann doch unmöglich —"

„Dieser würdige, sanftblickende, alte Herr ist der Oberamtmann von Gablentz, anerkannt das gefährlichste Mitglied dieses modernen Fehmgerichts — — Scheerenberg ist verhältnismäßig der Harmloseste — er schwatzt, weil er nicht anders kann — sein innigster Wunsch ist, sich überall als der kluge, allwissende Mann hinzustellen, selbst da, wo er im Grunde keine Ahnung hat —"

„In Fahrplänen zum Beispiel," sagte Bergen mit einem leichten Seufzer; er dachte daran, wie anders vieles für ihn gekommen wäre, wenn er damals an Stelle des gesprächigen Herrn das deutsche Reichscoursbuch zu Rate gezogen hätte — —

„Messerfeld dagegen ist der geistreichelnde Anekdotenerzähler, der Lebemann, der sich durch eine pikante Bemerkung, ein zweideutiges Bonmot interessant zu machen sucht und diesem Bestreben rücksichtslos den guten Namen seiner Mitmenschen zum Opfer bringt — und der alte Oberamtmann endlich ist boshaft — ganz einfach boshaft aus reiner Freude an den Schwächen und Fehlern dieser unvollkommenen Welt, die aufzudecken ihm ein diebisches Vergnügen macht — —"

„Doktor, jetzt sind Sie boshaft!"

„Nicht die Spur — ich führe nur an, was allbekannte Thatsache ist. Hören Sie den schönen Vers, den ein junger Referendar auf die Herren gemacht hat:

Wer durchs Messer nicht gelitten,
Wen die Schere nicht geschnitten,
Wird zuletzt, ob's ihn verdrießt,
Von der Gabel doch gespießt!

Aber jetzt muß ich wirklich machen, daß ich fortkomme — guten Morgen, meine Herren! Leider keine Zeit, keinen Augenblick Zeit heute — bin ungemein beschäftigt leider!"

Und Dr. Lüders empfahl sich schleunigst.

Die Neuankömmlinge beachteten Bergen nicht sogleich, der halbverborgen am Fenster hinter der Gardine stand, und setzten das Gespräch fort, das sie draußen begonnen hatten.

„Der kleine Graf Rex war natürlich auch sternhagel voll," erzählte Scheerenberg; „und schwärmte ebenso natürlich in diesem Zustande wieder von seiner neuesten Flamme — —"

„Das ist ja wohl die schöne Schulreiterin draußen im Cirkus Ballini?“ fragte der würdige Oberamtmann mit sanfter Stimme.

„Nein — die hat ihn anscheinend abblitzen lassen — sie soll ja die reine Vestalin sein — augenblicklich huldigt er einer andern Dame aus der Cirkusgesellschaft — der reizenden Lili vom Drahtseil — er meinte, sie wäre so wundervoll gewachsen — —“ Scheerenberg rieb sich kichernd die Hände.

„Nun, wenn Graf Rex das meint, wird's wohl so sein; er ist ja Sachverständiger!“ sagte der Regierungsrat; die langsame, nachdrückliche Sprechweise verlieh seinem scharfen, knarrenden Organ einen Tonfall, der seinen Worten stets ein gewisses Relief gab.

Bergen wandte sich mit einem Gefühle aufsteigenden Ekels um, schob den Vorhang zurück, grüßte die drei Herren ziemlich knapp und kühl durch eine stumme Verbeugung und verließ das Zimmer. Dann schritt er die teppichbelegte Hoteltreppe zum ersten Stockwerk hinauf, in dem sich sein augenblickliches Absteigequartier befand.

In seinem Salon angelangt, trat er wieder ans Fenster und blickte starr in den fallenden Regen hinaus.

Selbst diese gewissenlosen Schwätzer vermochten keinen Schmutz auf ihren Namen zu werfen! Ihr Bild stieg in der ungetrübten Reinheit jener unvergeßlichen Sommertage vor ihm auf — — Wußte er, welche trüben Verhältnisse, welche bittern Schicksalsschläge sie auf diese schwere, dornenreiche Bahn getrieben? Denn eine untrügliche Stimme in seinem Innern sagte ihm, daß sie nicht aufgewachsen sein könne in ihrem jetzigen Berufe, daß er ihr aufgedrängt sein mußte durch zwingende Notwendigkeit, daß sie selber unter seinen Konsequenzen litt — —

Er begann unruhig im Zimmer auf und ab zu gehen, widerstreitenden Empfindungen preisgegeben. Auf dem Mitteltisch lag ein Brief, der während seiner Abwesenheit gekommen sein mußte. Er riß ihn hastig auf, als er die Handschrift erkannte — „von Franz!“ sagte er halblaut. Schnell überflog er die erste Seite — sie enthielt nur wenige, abgerissene Sätze:

„Ich habe alles gethan, was Du von mir verlangtest, Richard — — ich bin auf Reisen gegangen, habe mich in Paris umhergetrieben und versucht, sie zu vergessen — ich bin jetzt zurückgekehrt, und es ist mir noch nicht gelungen. Aber ich weiß, daß Du recht haben mußt und kämpfe mutig weiter. Dein unerschütterliches Vorbild steht mir vor Augen — —“

Bergen las nicht weiter, er ließ die Hand, die den Brief hielt, sinken. Was war nur über ihn gekommen in dieser letzten Stunde, daß er sich selber so ganz und gar untreu hatte werden wollen? Sollte er künftig nicht mehr für seine jungen Vettern das „unerschütterliche Vorbild“ des vornehmen, tadellosen Edelmannes sein? Ein großer Teil seiner Standesgenossen freilich dachte nicht so streng wie er — für sie gehörte eine derartige Heirat geradezu zum guten Ton. Aber er war anders geartet wie sie; auch das süßeste, holdseligste Mädchenantlitz sollte ihn seine Prinzipien nicht vergessen machen!

Er schellte und befahl seinem eintretenden Diener, ihm für den Abend einen Logenplatz im Cirkus zu besorgen. Bisher hatte er sich noch nicht entschließen können, die Stätte von Lola Astiers Berufsthätigkeit zu betreten — in tiefster Seele hatte

er sich gescheut, das Bild sich gänzlich zu zerstören, das er von ihr im Herzen getragen. Das war eine unmännliche Schwäche — — er würde die schöne Schulreiterin heute in der Manege hoch zu Roß sehen, von Stallmeistern und Clowns umgeben, umtost vom Beifall schaubedürftiger Menge — das würde ihn gründlich und für immer heilen von dieser Verirrung seines stolzen Herzens!

XV.

Es schlug gerade halb acht Uhr vom Turm der nahegelegenen Kirche, als Lola eilig ihre Wohnung verließ, um sich nach dem Cirkus zu begeben. Frau Ballini, die es sich für gewöhnlich nicht nehmen ließ, ihren Liebling abends bis zu dem kleinen Seiteneingang des stattlichen Holzgebäudes zu begleiten, war durch eine heftige Erkältung heute an das Zimmer gefesselt. Das Wetter war aber auch zu abscheulich! Dicke Regentropfen klatschten unaufhörlich auf das Pflaster nieder, und die Gasflammen vermochten kaum den dichten grauen Schleier zu durchdringen, der alles heute abend einhüllte. Lola öffnete mit einem leisen Seufzer ihren Schirm und schickte sich dann tapfer an, die schmutzige Straße zu überschreiten, aber sie fuhr erschrocken zurück, als eine hohe Männergestalt sich aus dem Dunkel des nächsten Thorweges löste und auf sie zutrat.

„Ich bin es, Lola!" Sie erkannte Georg von Radecks Stimme, die sie seit fünf Tagen nicht mehr gehört hatte — seit jenem unglückseligen Nachmittage nicht, an dem sie zum erstenmale einen Blick in das bisher tiefverborgene Geheimnis seines Herzens geworfen hatte.

„Gott sei Dank!" sagte Lola innig. „Ich hatte schon gefürchtet, ich würde Sie auch noch verlieren, Georg!"

Er nahm ihr ohne weiteres den Schirm aus der Hand und hielt ihn schützend über ihrem Haupte, während sie nebeneinander die Straße hinabschritten.

„Es war auch beinahe so," erwiderte er sehr ernst, ohne sie anzusehen. „Einen Augenblick dachte ich daran, hier alles aufzugeben und sofort nach Guatemala zurückzukehren; aber ich besann mich doch eines Bessern, als der erste Schmerz sich ausgetobt hatte. ‚Donnerwetter!' sagte ich mir, ‚du bist doch sonst ein ganzer Kerl, der schon so manchen harten Strauß im Leben ausgefochten hat — da wirst du doch hier nicht gleich die Flinte ins Korn werfen, wo es sich um dein ganzes Lebensglück handelt?' Denn sehen Sie, Lola" — Georg blieb unter der nächsten Laterne stehen, bog sich vor und sah ihr fest in die Augen — „das sage ich Ihnen gleich: Verzicht leiste ich nicht auf Sie, solange mir noch ein Schimmer von Hoffnung bleibt! Ich bin keine sentimentale, lammfromme Natur, die sich ohne weiteres demütig bescheidet — es würde mir auch gar nichts nutzen, wenn ich's versuchen wollte — dazu ist die Liebe zu Ihnen viel zu sehr mit jeder Faser meines Herzens verwachsen. Also mit freundlichen Redensarten von treuer Schwesternliebe und wunschloser Freundschaft dürfen Sie mir ja nicht kommen — — ich kämpfe mit der ganzen Welt um Sie, wenn's darauf ankommt — und zuerst mit Ihrem eignen, bösen, lieben Herzen! Nur eins könnte mich bestimmen, zu verzichten — das wäre, wenn Sie einen andern mit

ganzer Seele liebten, und er Ihnen ein volles, reiches Glück bieten könnte — und darum bin ich heute hier und habe auf Sie gewartet, um Sie zu fragen — Lola, ist Ihr Herz noch frei?"

Sie standen noch unter der flackernden Laterne in der menschenleeren Straße; nichts war um sie her, wie der fallende Regen. Georgs Augen hafteten durchdringend, in tiefer, leidenschaftlicher Angst, an dem blassen Antlitz seiner Gefährtin.

Sie schwieg einen Augenblick, nachdem er geendet, und rang mit sich. Dann sah sie mutig, mit ernster Offenheit, zu ihm auf.

„Mein Herz ist frei, Georg," sagte sie leise, aber fest; „es gehört niemand — niemand hat es begehrt! Ein flüchtiger, haltloser Traum ist ein einzig Mal, mir unbewußt, darüber hingezogen und, kaum empfunden, wieder ausgelöscht — —"

„Also doch!" Radeck seufzte schmerzlich.

„Ich habe die thörichte Schwäche längst überwunden," fuhr Lola fort, das Haupt tief senkend; „ich vertraue keinem Menschen in der Welt so unbedingt wie Ihnen — aber mein Herz ist ganz kalt und tot, und Sie verdienen Besseres, als was ich Ihnen geben könnte —"

„Wollen Sie das nicht meinem Urteil überlassen, Lola?"

„Das meine ist in diesem Falle zuverlässiger," entgegnete Lola unbeirrt, während sie mit einem ernsten Lächeln zu ihm aufblickte. „Ich bin zu alt für Sie, Georg —"

„Sie sind fünf Jahre jünger wie ich, thörichtes Kind —"

„Dem Kirchenbuch nach, ja; aber das Leben hat mich über meine Jahre alt und reif gemacht —"

„Und ich habe es mein Lebtag über so leicht, so angenehm, so bequem gehabt, daß ich eigentlich noch ein halbes Kind bin," vollendete Georg ärgerlich. Er zog ihren Arm durch den seinen und schritt rüstig mit ihr weiter. „Sie unvernünftiges, kleines Mädchen Sie! Bei solchen Reden könnte einem doch wahrhaftig die Geduld reißen! — Sehen Sie, ich will Ihnen mit einem uns besonders naheliegenden Vergleich antworten: Wenn wir zuerst als denkende, herangewachsene Menschenkinder ins Leben hinaustreten sollen, was Sie sich ungefähr wie eine große Manege denken müssen, so ist das, als ob das Schicksal als Stallmeister uns ein fertig gesatteltes und gezäumtes, unbekanntes Pferd vorführt und zu uns sagt: ‚So! nun zeigt mal, was ihr gelernt habt! Das Reiten habe ich euch allenfalls beigebracht — hier ist das euch beschiedene Roß — was ihr daraus macht, ist eure Sache!' Nun hören Sie weiter! Das Schicksal ist nämlich ein alter, erfahrener Stallmeister, gar nicht der blinde, unbeholfene Gesell, für den man es oft fälschlich nimmt — es sucht sich die Pferde und die Leute, die sie reiten sollen, wohl aus. Dem ängstlichen, leicht entmutigten, wenig gewandten Reiter gibt er die sanfte, temperamentslose Mähre, die ihn in behaglichem Zuckeltrabe bis an sein seliges Ende trägt. Menschen aber wie Ihnen, Lola, und mir, traut er's schon zu, daß sie auch mit einer schwierigern Aufgabe fertig werden — wir haben Not, bis wir unser störrisches Lebensroß bezwungen und richtig in die Bahn gelenkt haben, so viel Not, wie die Leute, denen's leichter gemacht wurde, es gar nicht begreifen können. — Aber wir haben auch das Zeug dazu, und der alte Stallmeister freut sich, wenn er sieht, daß er uns

nicht zu viel zugemutet hat, und sagt: ‚Bravo, meine Schüler, so ist's recht!' Und das, meine tapfere, kleine Reiterin, nennt man die hohe Schule des Lebens!"

Lola hatte aufmerksam zugehört; als Georg geendet, spürte er einen leisen Druck ihrer Hand, die noch auf seinem Arme lag.

„Sie thun einem oft so wohl," sagte sie sinnend. „Das ist eine köstliche Gabe, die Sie haben, Georg — mit ein paar Worten verstehen Sie es, meinen sinkenden Mut wieder aufzurichten. Ich bedurfte dessen heute recht — mir war vorhin so bange und traurig zu Mute, als ob mir irgend ein Unglück bevorstünde — nun bin ich wieder Ihr ‚tapferes, kleines Mädchen'. Die hohe Schule des Lebens! Das will ich mir merken, Georg — — und nun haben Sie tausend Dank — hier ist der Eingang zu den Garderoben. Sind Sie heute abend im Cirkus?"

„Ich kann's leider heute nicht — ich muß mit einem Geschäftsfreund aus Hamburg zusammen sein, der sich heute auf der Durchreise hier befindet; er ist der Chef einer unsrer bedeutendsten deutschen Kaffee-Importfirmen — die Verbindung mit ihm ist sehr vorteilhaft für uns."

„Schade! Mir ist immer, wenn ich Sie in der kleinen Loge da sitzen sehe, als ob mir nichts geschehen könne, als ob Ihre Augen mich behüteten!"

„Gott gebe, Lola, daß sie das immer thun können — leben Sie wohl für heute!"

Er hielt ihre Hand einen Augenblick fest — ihm war plötzlich wunderlich ums Herz — so, als ob er sie nicht hineinlassen dürfe ohne seinen Schutz — im selben Augenblick aber wandte er sich heftig um und runzelte zornig die Stirn. Zwei halbwüchsige junge Leute waren an ihnen vorbeigeschritten und hatten das Mädchen neugierig angestarrt. Das volle Licht der Gasflamme, die über der Eingangsthür brannte, fiel auf das Gesicht der jungen Schulreiterin. Der eine junge Mensch neigte sich zu dem Kameraden und flüsterte ihm ein paar Worte zu, darauf lachten sie beide, und dann begann der zweite mit gedämpfter Stimme zu singen — Turiddus Arie war's aus der Cavalleria — „o Lola, rosengleich blühn deine Wangen!" klang es deutlich herüber.

„Unverschämtheit!" rief Georg wütend und wollte hinter den singend weiterziehenden Jünglingen herstürzen. Aber Lola legte die Hand auf seinen Arm und hielt ihn lächelnd zurück.

„Aber ich bitte Sie, lieber Georg! So etwas hört man doch gar nicht!" sagte sie gleichgültig; „wenn ich mich über dergleichen aufregen wollte! — — In diesem Falle bin ich ja auch gewissermaßen selber Schuld — warum mußte ich diesen ungewöhnlichen Vornamen beibehalten, der nun durch Mascagnis Oper so bekannt geworden ist? Es war eine kindische Idee von mir, mich Lola Astier zu nennen — ich wollte etwas wenigstens aus der Jugendzeit hinüberretten in die neue, fremde, kalte Welt, und wenn's auch nur der alte Kindername war, den ich zuerst gestammelt — aber jetzt ist's die höchste Zeit, daß ich Sie verlasse — es schlägt bereits acht Uhr, die Vorstellung beginnt, und ich habe die sechste Nummer!"

In der That ertönte jetzt bereits die Eröffnungsmusik aus dem Innern des Cirkusgebäudes. Ein scheinbar unentwirrbares Gewühl von Künstlern, Pferden und Bediensteten aller Arten füllte die breiten Wandelgänge, die sich neben den Ställen

hinzogen, und trieb sich im buntesten Durcheinander in der Nähe der Manegeeingänge umher. Hier wurde ein prächtig aufgezäumtes Viergespann schellenklingelnder Maultiere bereitgehalten; an einer andern Stelle prüfte der „weltbekannte" Jockeyreiter noch einmal das Sattelzeug seines edlen Ungarn; die schöne Lili kokettierte, nachlässig auf einer Balustrade sitzend, mit ein paar guten Freunden. Aus der großen, gemeinsamen Garderobe der Balletdamen huschte schon hie und da eine lustige Gestalt. Dazwischen hob, trug, schleppte ein Troß von Stallmeistern, Garderobieren und Maschinisten tausend verschiedene Gegenstände. Und die rauschende Musik vermochte hier, „hinter den Coulissen", nicht, den Lärm zu übertäuben, den dies Laufen, Rufen, Stöhnen vielbeschäftigter Menschen, das Wiehern und Stampfen der Pferde, Rasseln und Klirren, Gelächter und Schellengeläut verursachten. Über diesem Chaos von Gestalten, Farben und Geräuschen aber thronte siegreich der treffliche Direktor. Wohin sein Auge fiel, wo immer der schwarzgewichste Schnurrbart in dem roten Gesicht auftauchte, da wurde Friede, Ordnung, Ruhe. Die Vorstellung wickelte sich glatt ab, alles gelang vorzüglich, und das frohgestimmte Publikum applaudierte reichlich.

„Heute ist Stimmung drin!" sagte Herr Ballini darum auch wohlgefällig zu seiner geschätzten Schulreiterin, die bereits auf ihrem herrlichen Rappen neben ihm hielt. Sie mußte sogleich auftreten. „So gut besetzte Logen haben wir überhaupt noch nicht gehabt, — da ist kaum ein Platz frei!"

Ja, die Logenreihen waren dicht besetzt, es flimmerte und flirrte von blitzenden Uniformen, von eleganten Damentoiletten. Selbst Seine Excellenz der Herr Generallieutenant von Kussow war heute im Cirkus, und seine schöne Frau begleitete ihn zum erstenmal in diesem Herbste hierher. Zum maßlosen Erstaunen ihrer Bekannten hatte die schöne, kleine Excellenz sich bisher geweigert, den Cirkus zu besuchen, so lebhaftes Interesse sie auch sonst derartigen Schaustellungen entgegenbrachte. Noch nicht ein einziges Mal hatte sie bisher wieder das Cirkusgebäude betreten, seit sie sich am Eröffnungstage das Billet geholt hatte, das dann unbenutzt blieb. Heute nun hatte ihr Gatte seinen neuernannten Adjutanten, den Major von Bissich, der gestern erst hier eingetroffen war und sich am Vormittage bei ihm gemeldet hatte, aufgefordert, mit ihm den Cirkus zu besuchen, und war sehr erstaunt gewesen, als Frau Fanny plötzlich den Wunsch geäußert hatte, den Gatten gleichfalls zu begleiten. Sie saß jetzt zwischen den beiden Herren mit unruhig flackernden Augen und einem nervösen, aufgeregten Ausdruck in dem feinen, lieblichen Kindergesicht.

Der General hatte seine Schwägerin Lenore nur ein einziges Mal ganz flüchtig gesehen — vor vier Jahren, bei der Beerdigung ihres Vaters — er würde sie nicht wiedererkennen, aber Bissich! Fannys Herz klopfte vor Angst und noch einem andern qualvollen Gefühl. Ihr Blick hatte schnell das Programm überflogen, und sie versuchte vergebens, ihre Unruhe zu bemeistern. Die übrigen Plätze in der Loge waren von lauter bekannten Offizieren besetzt, und es war ihr nicht möglich, unbeobachtet ein paar Worte mit dem Major zu wechseln, wie sie's doch so dringend gewünscht hatte. Jetzt kam die sechste Nummer und brachte das Auftreten der Schulreiterin Lola Astier. Das schöne Mädchen ritt, von tosendem Beifall begrüßt, in die Bahn, und Major von Bissichs Augen öffneten sich weit mit einem Ausdruck grenzenlosen, förmlich überwältigend wirkenden Erstaunens.

Fannys Blick flog blitzschnell zu ihrem Gemahl hinüber — er hatte sich vorgebeugt und verfolgte die Reiterin unten mit lebhaftem Interesse — auch die andern Herren widmeten ihre ganze Aufmerksamkeit der gefeierten Schulreiterin. Eine kleine, zitternde Hand, deren Kälte er durch den Handschuh zu spüren meinte, legte sich auf Bissichs Rechte, die schöne Frau neigte sich zu ihm und flüsterte tonlos, kaum die Lippen bewegend:

„Um Gotteswillen! Schweigen Sie!"

Noch in einer andern Loge war das Auftreten Lola Astiers mit fieberhafter Ungeduld erwartet worden. Dort saß Dr. Lüders, der, von seinem Gespräche mit Herrn von Bergen am Vormittage dieses Tages angeregt, seine kleine Frau höchst vergnügt hierher geführt hatte. Sie saß mit roten Wangen und glänzenden Augen neben ihm und freute sich wie ein Kind über alles, was sie sah und hörte.

„Aha!" sagte Dr. Lüders plötzlich und richtete sich mit seinem pfiffigsten Lächeln auf. „Da drüben sitzt er ja, der kaltherzige Mann! Die heutige Unterredung scheint also wirklich nicht ganz spurlos an ihm vorübergegangen zu sein — hm! hm!" Und Dr. Lüders freute sich innerlich mächtig.

Bergen saß in der That, ganz allein zwischen lauter Fremden, in einer Loge, die dem Haupteingang gerade gegenüber lag. Lola hatte ihn auch erkannt; als sie zum zweitenmal quer durch die Bahn changierte, fiel ihr Blick gerade auf seine hohe Gestalt, und ihre Augen ruhten sekundenlang ineinander. Dann wandte der Mann kalt das Haupt zur Seite, und das Auge der Reiterin senkte sich zur Erde — — sie wußte besser, wie Dr. Lüders, was es bedeutete, wenn Herr von Bergen heute hier saß — er wollte fertig werden mit ihr, mit all den süßen, quälenden Erinnerungen — ganz fertig — wie hatte er noch gleich gesagt in jenem Briefe? ‚Ein Bergen heiratet keine Frau, die auf der öffentlichen Schaubühne gestanden hat — — dies Sichpreisgeben der Kritik, dies Heraustreten aus den Schranken echter, vornehmer Weiblichkeit, dies freiwillige Sichzurschaustellen wären Thatsachen, die ich nicht überwinden würde — die Jungfräulichkeit der Seele muß darunter Schaden leiden!'

Der alte Stallmeister in der Mitte der Bahn hatte schon ein paarmal verwundert das graue Haupt geschüttelt; er war heute — was noch nie geschehen — nicht ganz zufrieden mit seiner Schülerin. Er fand, daß sie merkwürdig zerstreut ritt und schon mehrmals versäumt hatte, dem Pferde die nötigen Hilfen zu geben — das war ihr sonst doch noch nie passiert? Und nun gerade heute, wo ein so auserlesenes Publikum versammelt war und er so gerne ganz besondere Ehre mit ihr eingelegt hätte! Außerdem sollte der Castor heute zum erstenmal die schwierige Pesade ausführen, wobei das Pferd unter dem Reiter sich kerzengerade auf die Hinterfüße stellt, um so rückwärts aus der Manege zu schreiten. „Wenn's noch der Pollux wäre!" dachte der alte Mann bekümmert. „Der Castor ist nicht so unbedingt sicher, und er ist jetzt schon ein bißchen unruhig geworden durch ihre unerklärliche Zerstreutheit!"

Ja, Lola Astier war heute gar nicht so recht bei der Sache. Sie mußte immer wieder, wie von einem unheimlichen Zwang getrieben, die Augen nach dorthin wenden, wo die hohe, ernste Gestalt bewegungslos, mit verschränkten Armen, saß. Kein Blick mehr fiel auf sie — Bergen sah starr vor sich hin auf den Boden. Um Lolas Lippen zuckte es wie tiefstes Weh. Und dann raffte sie sich wieder zusammen

— was hatte Georg, der liebe, getreue Freund, gesagt? „Die andern, denen's leichter gemacht wurde vom Schicksal, sie ahnen nicht, wie schwer wir's haben!" Wie konnte dieser Mann sich zum Richter über sie aufwerfen? Denn er richtete sie — streng, unbarmherzig, das fühlte sie wohl. Er saß da, wie die verkörperte, zu Stein erstarrte Verachtung. — Er rührte sich auch nicht, als nun ein tosender Beifall ausbrach — — o, er hatte ja auch recht! Wem galt dies Jauchzen der Menge? Der kühnen, tadellosen Reiterin allein? Nein — sie hatte nicht gut geritten heute, das wußte sie selbst am allerbesten. Was ihr da aus tausend Männeraugen entgegenstrahlte — die Huldigungen, die ihr diese urteilslose Menge darbrachte — das alles galt dem schönen Mädchen in der kleidsamen, reizvollen Amazonentracht, die ihren Wuchs, ihre Gestalt, all diesen musternden, bewundernden Blicken verriet — galt nicht der schaustellenden Künstlerin, sondern dem schaugestellten Weibe!

Eine brennende Schamröte überflutete die Wangen der einsamen Reiterin — wie der Lärm, die Musik, der Glanz der unzähligen Gasflammen ihr weh that in diesem Augenblicke! Gott sei Dank — — jetzt war sie fertig für heute! Nur noch den neuen Trick, den sie heute zum erstenmal mit dem Castor öffentlich versuchte — dann war sie erlöst.

Auch der alte Stallmeister atmete auf. „Aufpassen!" flüsterte er ihr zu, während er an ihr vorüberstreifte, um sich in die Nähe des Ausganges zurückzuziehen.

Die Reiterin lenkte ihr Pferd in die Mitte der Bahn und zwang es, sich auf die Hinterfüße zu erheben. Es gelang vortrefflich, und das herrliche Tier schritt langsam, hochaufgerichtet, rückwärts auf den Ausgang zu. An dem Kopfe des Pferdes vorbei flog Lolas Blick noch einmal zu dem kalten, blassen Antlitz des unbeweglich sitzenden Mannes hinüber und blieb selbstvergessen daran haften. Und er wich ihrem Blicke nicht mehr aus — er erwiderte ihn kalt und fest — er hatte überwunden! Aus der rauschenden Musik, aus dem Beifallklatschen der Menge aber tönte wieder dieselbe unbarmherzige Stimme an Lola Astiers geistiges Ohr, die auf der Veranda des Walddorfer Pfarrhauses gesprochen hatte; laut und deutlich klang's durch all das Rauschen und Lärmen hindurch:

Die Jungfräulichkeit der Seele muß darunter Schaden leiden!

Die Schulreiterin stieß einen Schrei aus und riß unbewußt ihr Pferd heftig zurück. Das Tier bäumte sich erschrocken noch höher und griff mit den Vorderfüßen wild in der Luft umher. Aber es konnte das gestörte Gleichgewicht nicht wiedererlangen — es überschlug sich und rollte zuckend und um sich schlagend in den gelben Sand der Manege, die schlanke Gestalt der Reiterin unter sich begrabend.

XVI.

Die Novembertage waren gekommen und vorübergezogen mit ihrem bleichen Sonnenlichte, ihrem grauen Nebel, ihrer ruhelosen, sturmbewegten Freudlosigkeit. Die Wochen kamen und schwanden, und Lola Astier war noch immer krank. Nun hatten die Glocken den ersten Advent eingeläutet, und ein leiser Weihnachtsduft lag über der Erde und auf den Menschenseelen, wie eine süße Hoffnung, daß es bald

besser werden müßte. Und der kräftige, junge Körper überwand die tückische Krankheit — die schwere Gehirnerschütterung, die die schlimmste Folge ihres Sturzes gewesen war. Der gebrochene Arm war fast so schnell geheilt wie die leichten Kopfwunden. Was hatte sie aber auch für eine treue, aufopfernde Pflegerin an der gutherzigen Direktorsfrau! Und wenn deren Kräfte einmal versagten, war die brave Wirtin mit Rat und That beigesprungen. „Ohne diese beiden treuen Seelen hätte ich sie wohl nicht so schön durchgebracht!“ sagte sich bescheiden Dr. Lüders, als er seine Patientin mit rosig gefärbten Wangen von der ersten Spazierfahrt zurückkehren sah. Sein gutes, kluges Gesicht war das erste gewesen, in das Lola geschaut, als sie aus ihrer tiefen Bewußtlosigkeit erwachte. Flüchtig, traumhaft waren dann wechselnde Bilder an ihrem Auge vorbeigeglitten, bis sie von neuem die Besinnung verlor, um sie erst nach langen, bangen Wochen völlig wiederzuerlangen. Und nun war wieder eine Woche seit ihrer ersten Ausfahrt verstrichen, und es fehlte nur noch kurze Zeit, dann war Weihnachten.

„Heute über acht Tage haben wir Heiligabend,“ sagte Georg von Radeck mit ernstem Lächeln zu Dr. Lüders, den er vor Lolas Hausthür antraf. „Sie waren bereits oben bei unsrer Kranken? Wie geht's ihr heute?“

„Das Wort ‚Kranke‘ will sie beileibe nicht mehr hören,“ versetzte Dr. Lüders heiter; er freute sich immer, wenn er den ‚Kaffeemenschen‘ sah, wie er Georg seiner Frau gegenüber kurz und bündig zu nennen pflegte. „Sie ist riesig mutig heute — sprach schon davon, wann sie wohl zum erstenmal wieder werde reiten dürfen!“

„Nun, daran ist doch wohl nicht zu denken vorläufig!“ rief Radeck fast erschrocken.

Der Doktor blinzelte ihm vergnügt zu. „Warum nicht? Versuchen kann sie's allemal! Heute ist Montag — übermorgen können wir das Experiment immerhin anstellen. Sie hat ein ganz fieberhaftes Verlangen danach, wieder erst mal auf einem Pferderücken gesessen zu haben — sie spricht von nichts anderm heute!“

„Das erscheint mir aber doch krankhaft — —“

Dr. Lüders zuckte die Achseln.

„Wie gesagt, hingehen und probieren kann sie ja am Mittwoch — ich werde natürlich dabei sein, wenn sie zu Pferde steigt. In der Manege reitet sie mir selbstverständlich in den nächsten Wochen noch nicht wieder — vor Neujahr ist gar nicht daran zu denken, wenn auch Ballini noch so sehr seufzt und stöhnt. Aber warum soll sie nicht ein wenig spazierenreiten im Freien, solange wir dies milde, herrliche Wetter haben? Das kann ihr nur gut thun. Und es gibt hier überall so schöne Reitwege — denken Sie nur an den Rosenhausener Park! Und nun auf baldiges Wiedersehn, lieber Herr v. Radeck!“

Dr. Lüders grüßte und stieg eilig in den Wagen, den er sich vor ein paar Wochen hatte zulegen müssen seiner stets wachsenden Patientenzahl wegen.

Georg ging langsam die Treppe hinauf. Vor Lolas Thür blieb er einen Augenblick stehen und seufzte tief. Was waren das für Wochen gewesen voll unendlicher Qual und Sorge! Und nun sie genesen war — was war nun im Grunde anders geworden und besser? Er hatte seinem Vetter geschrieben, daß er voraussichtlich einige Monate länger in Europa werde verweilen müssen, als er zuerst angenommen hatte. Aber hatte er damit viel gewonnen? Er konnte nicht ewig fort-

bleiben von seiner Arbeit da drüben, die ihm lieb und wert geworden war — nicht den kränkelnden Verwandten und Freund im Stich lassen, der treu zu ihm gestanden, solange er in Not war. — Und Lola dachte an nichts, wie an die baldmögliche Wiederaufnahme ihres Berufes — —

Er legte aufstöhnend die Hand über die Augen, und ein Zug bittern Wehs überflog das kühngeschnittene, charaktervolle Gesicht. Einen Augenblick nur — dann richtete er seine kräftige Gestalt hoch auf, nahm mit eisernem Willen den Kummer aus seinen Augen, die Trostlosigkeit aus seiner Seele, klopfte, steckte bei dem leisen Herein! das drinnen ertönte, vorsichtig einen großen Veilchenstrauß durch die Spalte der nur ein wenig geöffneten Thür und fragte scherzend: „Diese Veilchen möchten ihre Schwester besuchen — darf ich mit hereinkommen?“ Und ohne die Antwort abzuwarten, öffnete er dann die Thür völlig, um sie sorgsam wieder hinter sich zu schließen, und ging auf den Fußspitzen, möglichst leise auftretend, mit den ängstlichen, ungeschickten Bewegungen, die fast jeden Mann in einem Krankenzimmer auszeichnen, auf das Fenster zu. Dort ruhte Lola in einem Armstuhl und streckte ihm und seinen Veilchen fröhlich die Hand entgegen.

„Sie brauchen gar nicht so ängstlich durchs Zimmer zu schweben,“ sagte sie lachend; „ich bin absolut nicht mehr schonungsbedürftig, treten Sie nur fest auf. Ah, die herrlichen Veilchen! Welcher Duft! Tausend Dank, Georg! Haben Sie Dr. Lüders noch gesehen?“

Georg zog sich einen Sessel herbei und setzte sich neben sie.

„Gesehen und gesprochen!“ erwiderte er ernsthaft; „Sie scheinen ja recht übermütig heute, mein Fräulein — wollen Sie denn im Ernst Ihre Reitübungen schon wieder aufnehmen?“

Der freundliche Schimmer verschwand aus Lolas Augen. Sie hob erblassend das Gesicht aus den Veilchen, in die sie es versenkt hatte, und sah ihn düster an.

„Ich muß ja, Georg!“ sagte sie traurig; „und es ist mir solch ein schrecklicher Gedanke, zum erstenmal wieder zu Pferde zu steigen, daß ich es so schnell wie möglich überwunden haben möchte. Wenn ich's erst einmal wieder gethan habe, ist diese thörichte Angst gewiß vorbei — — und Ballini drängt mich auch —“

„Der gemeine Kerl!“ Georg war schon wieder aufgesprungen und lief mißmutig im Zimmer auf und ab.

„Das ist er nicht,“ versetzte Lola ruhig; „er hat sich sehr gütig und geduldig gegen mich erwiesen und seine Frau nie gehindert, sich mir und meiner Pflege fast ausschließlich zu widmen —“

„Weil er wußte, daß Sie bei solch guter Pflege schneller gesund werden würden — der Egoist!“

Das junge Mädchen lächelte.

„Ein sehr schlimmer Egoismus!“ sagte sie scherzend. „Nein, Georg,“ fuhr sie wieder ernst werdend fort, „wir dürfen nicht ungerecht sein — — der Mann hat immerhin einen Ausfall zu verzeichnen durch meine Krankheit, schon, weil er zeitweise hat andre Kräfte engagieren müssen. Und nun setzen Sie sich einmal ruhig her und lesen Sie diesen Brief! Was sagen Sie dazu? Glauben Sie wohl, daß Mademoiselle Héricourt sehr böse auf mich ist?“

„Sie haben ihr geschrieben — —"

„Daß ich einen Teil ihres Namens mir fälschlicherweise angeeignet hatte; daß ich nicht in einem Stifte, wie Fanny ihr geschrieben, weile, sondern was mein wirklicher Beruf seit meines Vaters Tode ist, kurz, die ganze Wahrheit endlich! Ich hatte gefühlt, daß ich ihr das schuldig sei — schon lange hat es mich gequält, daß ich mich ihr gegenüber nicht ganz loyal benommen habe. Wie eine Last fiel's mir von der Seele, nachdem ich ihr endlich gebeichtet hatte. Das war am Tage vor meinem Unfall gewesen. Ich hatte den Brief nach Paris gerichtet an die Adresse ihrer dortigen Verwandten; sie war aber bereits wieder nach Köln abgereist, wo eine ihrer Schwestern lebt. Dorthin sind ihr meine Zeilen gefolgt — und jetzt endlich habe ich die Antwort in Händen!"

Georg las den Brief der alten Französin aufmerksam durch. Dann faltete er ihn bedächtig wieder zusammen und dachte einen Augenblick nach.

„Hm!" machte er endlich. „Sie ist allerdings noch in sehr großer Erregung und schimpft wie eine Rohrdommel. Aber aus jeder Zeile leuchtet doch ihr goldenes Herz hervor — noch ein zweites Sturmlaufen, und die Festung kapituliert. Wissen Sie was, Lola? Ich wollte Ihnen gerade erzählen, daß ich auf einige Tage verreisen muß — ich habe geschäftlich am Rhein zu thun. Da mache ich einen Abstecher nach Köln, suche Mademoiselle auf und ruhe nicht, bis ich sie völlig wieder versöhnt habe. Sie wissen, ich war immer ihr Verzug!"

Lola klopfte freudig in die Hände.

„O, Sie guter Georg!" rief sie dankbaren Herzens. „Immer hilfsbereit! Immer selbstlos!"

Der also Gepriesene schnitt eine fürchterliche Grimasse.

„Bleiben Sie mir um alles in der Welt mit Ihren Lobhudeleien vom Leibe," sagte er brüsk. Er trat an das andre Fenster und blieb dort stehen, ihr den Rücken zuwendend. „Ich bin übrigens durchaus nicht selbstlos," fuhr er über die Schulter sprechend fort. „Das brauchen Sie sich ja nicht einzubilden. Ich verlange einen sehr freundlichen Dankesblick zum Lohn, wenn es mir gelingt, Sie mit der guten Alten auszusöhnen."

„Den sollen Sie jetzt schon haben!" Lola sagte es sanft mit etwas zitternder Stimme; und dann mußte sie lächeln, während ihr doch Thränen in den Augen standen: „Sie müssen sich freilich dann zunächst gütigst umdrehen."

Georg fuhr herum und trat mit ein paar raschen Schritten dicht vor sie hin. „Sie weinen ja, Lola?"

„Es thut mir oft so weh, daß ich Ihnen nichts Besseres geben kann, als meine Dankbarkeit, meine Freundschaft!" sagte das Mädchen leise.

Georg machte einen schlechtglückenden Versuch, sehr gleichgültig auszusehen.

„O bitte — zerbrechen Sie sich nicht den Kopf darüber!" Er hatte seine Wanderung durchs Zimmer von neuem angetreten. „Um mich brauchen Sie sich wirklich keine Sorgen zu machen — ich bin ein furchtbar starker Kerl und gar nicht unterzukriegen, wissen Sie! Wenn Sie aber noch einmal über mich weinen, dann reise ich sofort ab und bekümmere mich nie wieder um Sie — und dann sind Sie den dummen Georg ein für allemal los!"

Jetzt brach plötzlich auch seine Stimme, und er begann einen wahren Sturmmarsch auf dem Sofatische zu trommeln.

Lola sah mit dem Ausdruck weichster Rührung zu ihm hinüber. Ihr Herz schwankte — „da ist alles, was du brauchst, was dir ohne ihn ewig fehlen wird!" sagte es. „Die hingebendste Liebe und Treue, das zarteste Verständnis, nimmermüde Sympathie — du brauchst nur die Hand auszustrecken, und du hältst das alles fürs Leben!" Der Gedanke war verführerisch, aber sie wies ihn trotzdem mit großer Strenge zurück. Hatte sie nicht damals zu ihm gesagt: Sie sind Besseres wert, als was ich Ihnen bieten könnte? Liebe freilich wägt nicht ab, ob sie gibt oder nimmt — ihr ist beides gleiche Seligkeit. Aber wenn man — nicht liebt, darf man sich dieser Selbstprüfung nicht entziehen. Und wie federleicht schien ihr ihre Wagschale in die Höhe zu schnellen, wenn sie seine machtvolle Persönlichkeit, seinen lautern Sinn, sein edles, reiches Herz dagegen wog!

Sie fuhr aus ihrem trüben Nachsinnen empor — Georg hatte seinen Hut ergriffen und schickte sich an, sie zu verlassen.

„Sehe ich Sie noch vor Ihrer Abreise?" fragte Lola, seine Hand festhaltend.

„Nein, das ist nicht möglich. Ich kam, um mich von Ihnen zu verabschieden. Ich fahre heute nachmittag und habe bis dahin noch sehr viel zu thun. Wenn Sie noch ein paar Zeilen an Mlle. Héricourt schreiben wollen — aber ich glaube, Sie können's mir allein überlassen, sie wieder umzustimmen."

„Gewiß, das will ich — wann kommen Sie denn wieder, Georg?"

„Am Freitag abend hoffe ich bestimmt zurück zu sein. Wollen Sie mir einmal unterdes schreiben, Lola, damit ich weiß, wie's Ihnen geht? Ich notiere Ihnen hier die Adresse unsres Krefelder Vertreters — dort bin ich am Mittwoch und Donnerstag, und am Freitag suche ich das Mademoisellechen auf."

„Ich danke Ihnen sehr — das werde ich gewiß thun, ich verspreche es Ihnen. Frau Ballini, was sagen Sie dazu? Unser Freund verläßt uns treulos auf ein paar Tage!"

„Aber Weihnachten sind Sie doch wieder hier?" fragte die eben Eingetretene in Wahrheit erschrocken.

„Natürlich!" versetzte Georg mit forcierter Heiterkeit. Er nahm sehr flüchtig Abschied und hatte kaum mehr einen Blick für die Jugendfreundin.

„Er ist in Gedanken gar nicht mehr hier und hat den Kopf nur noch voll Geschäftssachen!" beklagte sich Frau Ballini, als er gegangen war.

Lola schwieg. Sie verstand ihn besser.

XVII.

Während am Nachmittag dieses Tages Georg Radeck zum Bahnhof fuhr und seine Reise antrat, stellte sich zu Frau Bankers, der braven Wirtin, lebhaftem Mißvergnügen gegen Abend ein neuer Besucher ein und fragte dringlich nach Fräulein Astier. Und das Fräulein, das doch sonst außer Herrn von Radeck und dem Doktor noch nie den Besuch eines Herrn empfangen oder angenommen hatte, wurde

glühend rot und begann am ganzen Leibe zu zittern, als die gute Frau ihr die Karte des fremden, jungen Herrn ins Zimmer getragen! Im Treppenhause war es schon so dunkel, daß Frau Banker den Namen auf der Karte nicht mehr hatte lesen können, und auch Fräulein Astier mußte näher ans Fenster treten, um ihn zu entziffern. Dann aber fuhr sie mit allen Zeichen höchster, freudigster Aufregung herum und rief: „Wo ist er? Wo?"

„Natürlich noch unten, Fräulein!" sagte die alte Frau mit vorwurfsvollem Blick; „ich soll ihn doch wohl nicht raufklassen?"

„Aber gewiß — doch! Ich lasse sehr bitten!" rief die Schulreiterin aufgeregt. Daß das Mädchen eine solche war, fiel der Wirtin plötzlich wieder ein; sie hatte es im Laufe dieser Wochen ganz vergessen gehabt.

Frau Banker sah sehr unzufrieden aus, als sie oben an das Treppengeländer trat und verdrießlich hinunterrief: „Sie können raufkommen!"

Der Herr ließ sich das nicht zweimal sagen. Er war mit ein paar Sätzen oben. Und Fräulein Astier öffnete wahrhaftig ihre Zimmerthür, kam dem Fremden mit ausgestreckten Händen entgegen und zog ihn förmlich ins Zimmer. „Hans! Mein lieber Hans!" hörte Frau Banker sie noch schluchzend sagen. Dann fiel die Thür hinter den beiden zu.

Frau Banker ging langsam die Treppe wieder hinunter und stellte innerlich trostlose Betrachtungen über die Schlechtigkeit der Welt im allgemeinen und der Kunstreiterinnen im besondern an. „Wenn das der arme Herr von Radeck wüßte!" dachte sie empört.

Drinnen in Lolas Zimmer saßen die beiden Geschwister nebeneinander auf dem Sofa, und Lola wurde nicht müde, unter Ausrufen der Freude und Dankbarkeit in das hübsche Antlitz des jungen Offiziers zu sehen. Freilich, so ganz unverändert erschien es ihr nicht, als sie es näher ins Auge faßte. Der kindlich heitere, sorglose Ausdruck war daraus verschwunden, die Züge waren schärfer geworden, die Augen blickten matt, und das Lachen hatte etwas Gezwungenes. Lola strich liebkosend mit der Hand über seine Stirn. „Was hast du denn da für Fältchen, mein Junge?" fragte sie halb scherzend, halb bekümmert.

Hans von Machingen seufzte leicht.

„Ja, der Dienst! Der viele Dienst!" sagte er ein wenig verlegen. Er fühlte wohl selber und gestand sich's innerlich, daß es nicht der Dienst gewesen war, der diese vorzeitigen Furchen in sein jugendliches Gesicht gegraben hatte. Nein, die erzählten ihm selber, wenn er in den Spiegel sah, von zahllosen durchkneipten, durchtollten Nächten; und der scharfe Zug um den Mund war erst seit ganz kurzem da — seit er hier zum erstenmal wieder nach Jahren am Spieltisch gesessen hatte — —

„Mlle. Héricourt sprach im Sommer davon, daß du nicht mehr bei den Husaren seist?" plauderte Lola weiter.

„Nein, vor zwei Jahren wurde ich zu den Dragonern versetzt — auch eine hübsche Uniform, Lola! Sieh mal — ach so, ich bin ja in Civil heute abend!"

„Ja, du bist ja in Civil heute abend!" wiederholte Lola mit sinkender Stimme. Sie sah das jetzt zum erstenmal, und zum erstenmal auch kam ihr zum Bewußtsein, daß der Bruder sich heimlich, in der Dämmerung, zu ihr geschlichen hatte — es war

ja so natürlich und von seinem Standpunkt aus gerechtfertigt, aber es zeigte ihr doch auch gleich wieder deutlich die Kluft, welche sie jetzt voneinander trennte.

Hans hatte ihre kalte Hand ergriffen und streichelte sie liebevoll.

„Ja, sieh mal, Lolachen, das ging doch nicht anders," sagte er tröstend; „das kommt alles von deiner verrückten Idee her; nimm's mir nicht übel, wenn ich sie so nenne! Manchmal freilich habe ich in der letzten Zeit schon gedacht, daß du am Ende doch nicht so unrecht hattest, als du dich von den Verwandten freimachtest — allerdings hätte es auch wohl auf andre Weise geschehen können! Aber dies ewige Protegiertwerden bekommt man doch auf die Dauer höllisch satt — ich sage dir, ich habe es manchmal knüppeldick! Der schreckliche Onkel Hugo mit seinen ewigen Ermahnungen — die erhabene Gräfin Tante mit den unendlichen Predigten — Fanny selbst, die mich immer fühlen läßt, wieviel ich ihr oder vielmehr ihrem Manne verdanke — und das ist wahr, ihr Mann hat mir schon viele Freundlichkeiten erwiesen. Ihm verdanke ich's auch, daß ich seit dem ersten Oktober hier auf der Reitschule bin, was doch immerhin eine Auszeichnung ist."

„Wann erfuhrst du denn, daß ich jetzt hier bin?" fragte Lola.

„Das erzählte mir Fanny brühwarm, als ich zum erstenmal bei ihr war, und ich gestehe dir, daß ich zuerst einen ekligen Schreck bekam. Du konntest faktisch hier nicht fort? Scheußliche Situation für uns alle drei! Fanny nahm mir sofort das Versprechen ab, den Cirkus nie zu besuchen, wenn du an demselben Abend auftratst. Sie hatte schreckliche Angst, daß mal ein Bekannter aus früherer Zeit dich erkennen könnte. — Glücklicherweise lebtet ihr ja, seitdem du erwachsen warst, in eurem Dysenburger Weltwinkelchen so einsam, und vorher hatten wir Trauer, und du warst in Pension — ich sagte Fanny gleich, daß sie sich nicht zu ängstigen brauche. Und endlich ließ sie sich von ihrem Manne bestimmen, doch hinzugehen, und an dem Abend hattest du das niederträchtige Pech, zu stürzen — mir stand fast das Herz still vor Schreck, als die Kameraden, die im Cirkus gewesen waren, das am nächsten Vormittag erzählten!"

„Mein guter, alter Hans —"

„Ja, siehst du," fuhr Hans lebhaft fort, „da traf ich mit Georg Radeck zusammen, und er erzählte mir von dir. Von dem Augenblick an hatte ich gar keine Ruhe mehr und konnte Fannys kalte Gleichgültigkeit nicht mehr ertragen. Sie geht jetzt freilich ganz in dem garstigen, alten Bissich auf, der früher in Papas Regiment Rittmeister war — weißt du, Georg Radecks Rittmeister, mit dem er sich immer so schlecht stand —"

„Ja, ja, ich weiß," sagte Lola hastig. „Was ist's mit dem und Fanny?"

„Ach, er ist seit dem ersten November an Stelle des verstorbenen Major von Gerlach Adjutant bei Fannys Mann —"

„Und von ihm läßt Fanny sich den Hof machen? Nicht möglich!"

„Warum nicht?" fragte der junge Offizier mit einem unschönen Lächeln. „Übrigens kann ich's ihm gar nicht verdenken! Sie ist die Frau seines direkten Vorgesetzten — Bissich ist von einem brennenden Ehrgeiz besessen — und Fanny zeigt's ihm meines Erachtens recht deutlich, daß sie sich für ihn interessiert. Vor mir nimmt sie sich nicht so in acht, die kleine Excellenz!"

„Das ist alles sehr häßlich, was du da sagst, Hans," rief Lola erzürnt. Sie erhob sich mit einer Gebärde des Unwillens und begann stillschweigend die Lampe anzuzünden.

Hans sah ihr betreten zu.

„Ja, aber wenn's doch so ist, Lolachen," sagte er endlich unsicher.

„Schlimm genug, wenn's so wäre; ich kann es vorläufig noch nicht glauben," versetzte die Schwester ruhig, aber bestimmt; „in keinem Falle aber darfst du so frivol darüber sprechen, auch zu mir nicht, Hans!"

Hans schüttelte erstaunt den blonden Kopf.

„Wenn man dich so hört!" meinte er schließlich verwundert; „und dann dagegen so einige Ansichten und Äußerungen Fannys — man sollte wahrhaftig denken, du wärst die Excellenz und sie die —" Hans stockte verlegen.

Lola hatte sich ihm gegenüber auf einen Stuhl an der andern Seite des Sofatisches gesetzt und schob die Lampe seitwärts, um ihm bequem ins Gesicht sehen zu können.

„Laß uns jetzt nicht weiter von Fanny sprechen," sagte sie kurz. „Erzähle mir lieber noch allerlei von dir — wie's dir ergangen ist und jetzt ergeht —"

Der junge Offizier lehnte sich in die Sofaecke zurück und blickte starr in die Lampe.

„Mir? Mir geht's schlecht, Lola!" sagte er nach einer Pause heiser.

Lola bog sich erschreckt vor.

„Was fehlt dir, Hans?" fragte sie besorgt.

Er lachte bitter auf.

„Was mir fehlt?" wiederholte er. „Das Notwendigste! Geld! Und das kann mir niemand geben —"

„Hans! Du hast Schulden?"

„Natürlich! Und zwar Spielschulden! Und es hilft mir gar nichts, wenn ich das Geld irgendwo borge — meine schönste Hoffnung ist doch vernichtet!"

„Das verstehe ich nicht — Hans, liebster Hans, willst du dich nicht offen aussprechen? Vielleicht — vielleicht kann ich dir helfen!" rief Lola angstvoll.

„Du? Mir helfen?" Hans lachte von neuem hohnvoll. „Aber du hast recht; ich werde dir alles erzählen — schon das wird mir gut thun. Lola, ich bin immer ein bißchen leichtsinnig gewesen; aber gespielt habe ich nicht wieder nach dem Tode unsres Vaters, bis ich — hierher gekommen bin. Nur neulich — da habe ich mich verführen lassen, mitzuspielen — und da habe ich verloren und mir damit auch die Möglichkeit genommen, noch einmal ein vernünftiger, solider Mensch zu werden — denn das werde ich nur noch, wenn ich Anna von Bergen heiraten kann —"

„Anna — von Bergen!"

„Ja — die jüngste Schwester des großen Majoratsherrn — ein süßes, wonniges Geschöpf von siebzehn Jahren, das ich in diesem Sommer kennen gelernt habe. Ihr Vater, der vor längern Jahren schon starb, hat in seinem Testament bestimmt, seine Töchter dürften nur Männer heiraten, die am Verlobungstage auf Ehrenwort versichern könnten, keinen Pfennig Schulden zu besitzen. Vermögen brauchen sie nicht zu haben — die Bergens sind unermeßlich reich — aber, wie gesagt — keinen Pfennig Schulden! Sein ältester Sohn, eben dieser Richard von Bergen, ist Vor-

mund der Mädchen — überhaupt der Mittelpunkt, das Vorbild, der Chef der ganzen Familie; alle hängen von ihm ab: Mutter, Geschwister, Vettern — er herrscht wie ein König, und zwar wie ein absoluter, auf seinen Riesenbesitzungen und über seine sämtlichen Verwandten — jedes beugt sich bedingungslos seinem Einfluß. Er hat strikte darüber zu wachen, daß diese nichtsnutzige Testamentsbestimmung eingehalten wird. Und woher soll ich Unglückswurm nun die fünf- bis sechstausend Mark nehmen, um mich frei zu machen, damit ich ihn um Annas Hand bitten darf?"

Lola hatte mit gespanntester Aufmerksamkeit zugehört. Jetzt sprang sie aufgeregt empor, daß ihr Stuhl polternd zur Erde fiel.

„Sechstausend Mark? Mehr sind's nicht? Gewiß nicht?" rief sie mit glühenden Wangen.

Ihr Bruder sah sehr erstaunt auf.

„Na, ich dächte, es wäre gerade genug!" sagte er fast verdrießlich.

Lola schlug freudig in die Hände. Dann lief sie an das Sofa, faßte Hansens Kopf und küßte ihn zärtlich auf die Stirn.

„Mein Junge! Mein liebes Bruderherz!" flüsterte sie mit Thränen der Freude; „wie glücklich, wie dankbar bin ich! Die sechstausend Mark — kann ich dir ja geben!"

Hans fuhr fassungslos in die Höhe.

„Du, Lola?" rief er; „woher solltest du —" er schwieg plötzlich; ein häßlicher Gedanke war in ihm aufgestiegen. Aber er schüttelte ihn reuevoll wieder ab, als er Lolas reinem Blick begegnete, und küßte abbittend die Hand der Schwester, die noch auf seiner Schulter lag.

„Ja, das dachtest du wohl nicht?" fuhr Lola triumphierend fort; „ich habe ja noch die gesamten sechstausend Mark von Mamas Vermögen — und die Zinsen davon — und noch ein paar hundert Mark darüber gespart — Ballini hat mir ein so reiches Gehalt gegeben — und ich brauche selber so wenig, weißt du!"

Hans war völlig betäubt.

„Aber ich kann doch nicht —" begann er endlich zögernd.

„Von deiner Schwester ein paar tausend Mark annehmen, um dir dadurch dein Lebensglück zu begründen? Hans! — Du kannst mir's ja später mal wieder geben, wenn ich's nötig habe — und nun kein Wort der Widerrede mehr — ich gebe dir das Geld sogleich mit!"

Sie machte ein paar Schritte nach dem Schreibtisch zu, in dem sie ihre Kassette aufzubewahren pflegte. Plötzlich blieb sie stehen und schlug sich auflachend gegen die Stirn.

„Nein! Wie konfus ich geworden bin von all der Freude!" rief sie heiter. „Ich habe das Geld ja gar nicht mehr bei mir und kann's auch erst zum Sonnabend bekommen — hat es so lange Zeit?" Sie sah ängstlich in des Bruders Antlitz.

„O, Lola!" rief Hans außer sich vor Glück. „Wenn du es mir Sonnabend geben willst! Dann kann ich Heiligabend nach Schloß Friedenthal fahren zu Annas Mutter — ein freier Mann! Lola! Wie soll ich dir je danken!"

„Indem du ein sehr gesetzter, artiger, solider Ehemann wirst, mein Herr!" sagte Lola schelmisch. „Um wieviel Uhr willst du dir am Sonnabend das Geld holen?"

„Ich kann kaum nachdenken!“ jubelte Hans, im Zimmer umhertanzend. „Am liebsten hätte ich's gleich am Vormittag, um noch alle Schulden, ausstehende Rechnungen ꝛc. bezahlen zu können — Montag ist ja schon Heiligabend. Wenn ich's mir gleich nach beendetem Vormittagsdienst holte —“ er stockte und wurde verlegen — „oder wenn du vielmehr —“

Lola kam dem Zögernden zu Hilfe.

„Am besten ist's, ich bringe es dir selber Sonnabend vormittag — um wieviel Uhr bist du zu Hause?“

„Gegen elf Uhr bin ich gewöhnlich vom Dienst zurück — ich warte von da an auf dich — wenn du um zwölf Uhr da sein willst —“

„Also um zwölf Uhr! Gewiß, mein lieber Junge; ich werde pünktlich bei dir sein — deine Wohnung mußt du mir noch sagen — und nun geh, ehe Frau Banker kommt mit meinem Abendbrot, dazu darf ich dich ja leider doch nicht dabehalten!“

Sie drängte ihn lachend zur Thüre — sie wollte, daß er gar nicht mehr recht zur Besinnung kam und keine Einwendungen mehr machen konnte gegen ihr großmütiges Geschenk. Hans aber blieb noch mitten im Zimmer stehen und sah zögernd nach dem Schreibtisch hinüber.

„Du hast da das Bild unsrer Eltern stehen, Lola,“ sagte er endlich.

Lola sah liebevoll auf das Bild.

„Ja, es ist mein größter Schatz!“ meinte sie innig.

Der junge Offizier errötete in peinlicher Verlegenheit.

„Es steht da immer, nicht wahr?“ fragte er in gepreßtem Tone.

„Natürlich!“ erwiderte Lola noch immer ahnungslos. Scherzend fügte sie hinzu: „Es ist dir doch recht, daß ich das Bild unsrer Eltern immer vor Augen habe?“

Hans sah sie bittend an.

„Nimm's mir nicht übel, Lola,“ sagte er sehr verlegen; „aber siehst du, Papa ist doch in Uniform auf dem Bilde — und wenn jemand hierher käme und ihn erkennen würde —“

Jetzt hatte Lola verstanden. Sie ging stumm an den Schreibtisch, zog ein Seitenfach auf und legte das Bild hinein. Als sie den Schlüssel umgedreht und abgezogen hatte, wandte sie sich wieder um.

„Bist du nun zufrieden?“ fragte sie kalt.

Hans von Machingen erschöpfte sich in Entschuldigungen und Bitten und überschüttete die Schwester mit zärtlichen Dankesworten und Liebkosungen. Aber es stand doch plötzlich wieder etwas Fremdes zwischen ihnen, über das sie beide nicht hinweg konnten. Hans atmete erleichtert auf, als er wieder unten auf der Straße war. Und dann warf er einen dankbaren Blick zu ihren erleuchteten Fenstern hinauf. „Das gute Mädel!“ dachte er. „Sechstausend Mark!“

Oben aber lag Lola vor dem Bilde ihrer Eltern auf den Knieen und weinte herzbrechend.

XVIII.

„Endlich der erste Schnee!“ sagte Lola mit wehmütiger Freude, als sie am Freitag vormittag ihrer Wohnung wieder zuschritt. Sie war in der Stadt gewesen, um einige kleine Weihnachtsgeschenke zu besorgen — der Kreis war nicht groß, den sie zu bedenken hatte: Georg — Frau Ballini — die gute Wirtin und ihr Töchterchen — das waren so ziemlich alle. Wie lustig die Flocken durch die Luft wirbelten! Weißer Flaum lag bereits auf den Dächern und vorspringenden Ecken, und die Straße, die diese ganze Zeit über so schmutzig und häßlich ausgesehen, leuchtete förmlich blendend.

Frau Banker öffnete ihrer jungen Mieterin mit kurzem Gruße. Sie grollte noch immer mit dem Mädchen, wenn auch der fremde, junge Herr am Montag so zeitig gegangen und nicht wiedergekommen war.

Lola dankte freundlich und wandte sich zur Treppe.

„Es war auch ein Einschreibebrief fürs Fräulein gekommen,“ rief die Alte ihr nach; „der Postbote hat ihn wieder mitgenommen, weil Fräulein selber den Empfang quittieren muß — er kommt nachher noch mal wieder mit vor. Und dann ist schon seit einer halben Stunde eine Dame oben, die auf das Fräulein wartet!“

Lola blieb erstaunt stehen.

„Eine Dame?“ fragte sie.

„Ja, diesmal ist's nur eine Dame!“ versetzte Frau Banker anzüglich. Lola hörte sie gar nicht; sie stieg eilig die Treppe hinauf. Als sie ihre Zimmerthür öffnete, sah sie eine schlanke Frauengestalt am Fenster stehen. Sie wußte augenblicklich, wer die Besucherin war, noch ehe die Fremde sich umgewendet, und schloß ruhig die Thür hinter sich.

„Endlich!“ sagte Fanny aufatmend, als sie die eintretende Schwester erkannte; „ich dachte schon, du kämst gar nicht wieder, Lola, und ich habe doch so notwendig mit dir zu sprechen!“ Sie trat auf die Schwester zu und bot ihr zerstreut die Hand. Dann warf sie sich in einen Sessel und knöpfte hastig an ihren Handschuhen, wobei sie vermied, Lolas Blick zu begegnen.

Lola sah sie prüfend an. Sie spürte nichts von der Freude, die ihr des Bruders Besuch anfänglich eingeflößt hatte — sie war mißtrauisch geworden, und ihre gerade, ehrliche Natur vermochte das nicht zu verbergen. Wie erregt Fanny war! Jede ihrer Bewegungen verriet eine grenzenlose Unruhe. Ihre Augen flackerten, und tödliche Blässe und fieberhafte Röte wechselten jäh auf ihren zarten Wangen.

Lola blieb wartend neben dem Sofatisch stehen und stützte die Hand auf die Platte.

„Du hast ein besonderes Anliegen an mich, weil du mich aufsuchst, nicht wahr?“ fragte sie kalt.

Fanny sah unsicher auf. Sie hatte sich eigentlich gedacht, daß Lola ungemein glücklich und dankbar über ihren Besuch sein würde, und war nun durch ihre kühle, zurückhaltende Art und Weise eingeschüchtert. Aber das, was sie hergetrieben hatte, ließ ihr keine Ruhe, duldete keinen Aufschub.

„Lola!“ sagte sie hastig; „ich bin in einer argen Klemme; nur du kannst mich retten — willst du es thun?“

„Da müßte ich doch erst wissen, was das wäre!“ sagte die ältere Schwester sehr ruhig. Dies halb trotzige, halb verzweifelte Kindergesicht da kannte sie so gut! So, gerade so, pflegte Fanny von Machingen sich als Kind in einen Sessel hinzukauern, zusammengerollt wie ein böses, kleines Kätzchen, das augenblicklich die Krallen noch eingezogen hat, weil es hofft, durch Schmeicheln etwas zu erlangen, wonach sein Sinn steht. Und wenn sie's nicht selbst erreichte, oder wenn sie Furcht vor Strafe hatte, kam sie dann immer zur Schwester und schmeichelte und flehte, bis Lola für sie eingetreten war oder ihre Schuld auf sich nahm. Tausend Kindheitserinnerungen wurden plötzlich in Lola wach, in denen allen die kleine Sünderin da den Sieg über Recht und Billigkeit davongetragen.

Fanny zog ihr Taschentuch hervor und preßte es aufschluchzend an die Augen. Das hatte auch damals schon zu ihrem Programm gehört und seinen Eindruck selten verfehlt — Lola setzte sich mit einem bitern Lächeln nieder und sagte ruhig: „Willst du mir nicht sagen, um was es sich handelt?“

Fanny ließ das Taschentuch sinken und wandte der Schwester das thränenüberströmte Gesichtchen zu. Denn sie weinte wirklich — dicke, helle Thränen — sie konnte immer weinen, wenn sie wollte — das hatte Excellenz von Kussow zu seinem Schaden oft genug erfahren. Und in diesem Augenblicke war's ihr wirklich bitterer Ernst — die brennende Angst, die sie zu Lola gejagt hatte, kam wieder über sie.

„Erzähle mir ruhig nacheinander alles,“ fuhr Lola fort. „Nur so kann ich beurteilen, ob ich dir helfen kann!“ Sie stützte den Ellbogen auf den Tisch, den Kopf auf die Hand und blickte starr auf das Muster der Tischdecke. Fanny sah, daß die Schwester sich nicht ohne weiteres zu Versprechungen hinreißen ließ; sie mußte also erst beichten. Mit einem tiefen Seufzer drückte sie das Tuch in den geballten, kleinen Händen zusammen. Dann sah sie auf.

„Du erinnerst dich des Rittmeisters von Bissich?“ fragte sie mit einem schnellen Entschluß.

Ein unwillkürliches Schreckgefühl durchfuhr Lola; sie erinnerte sich plötzlich wieder an das, was Hans angedeutet hatte. Sie nickte stumm.

„Er ist seit kurzem meines Mannes Adjutant,“ sagte Fanny mutfassend. „Nun, du weißt ja, daß wir alte Bekannte sind und immer schon ein freundschaftliches Interesse füreinander hatten. Wir sind natürlich jetzt sehr viel zusammen gewesen — er ist ja täglich in unserm Hause — hörst du denn zu?“ unterbrach sie sich plötzlich ungeduldig.

Lola neigte wieder stumm das Haupt. Sie war nicht im stande zu sprechen. Großer Gott! Wo sollte das hinaus?

„Natürlich verkehren wir nur wie gute, alte Freunde zusammen,“ fuhr die kleine Excellenz fort. „Aber die böse Welt urteilt leicht anders — Himmel, es ist doch wahrhaftig nichts dabei, wenn sich eine einundzwanzigjährige, junge Frau mal ein ganz klein bißchen den Hof machen läßt! Und weiter war es nie etwas gewesen, das schwöre ich dir zu. Nun aber reite ich am Mittwoch mittag spazieren — es war ja vorgestern so mildes, schönes Wetter, wie geschaffen zu einem tüchtigen Ritt. Zufällig treffe ich unterwegs Bissich; er war natürlich auch zu Pferde und forderte mich auf, in seiner Begleitung bis nach Rosenhausen zu reiten. Da ich ja nun

sichere Begleitung habe, schicke ich den Reitknecht zurück und reite mit Bissich allein weiter — und da — kam es dann so — als wir so nebeneinander durch die stillen Alleen ritten — daß Herr von Bissich — daß wir — uns küßten —"

Sie hatte zuletzt leise und stockend gesprochen, jetzt schwieg sie erschrocken. Lola war aufgesprungen und, dunkle Röte im Gesicht, zurückgewichen — sie schämte sich in der Seele ihrer Schwester.

„Es ist bei Gott das erste und einzige Mal gewesen," fuhr Fanny hastig fort, als Lola schwieg. „Und wir haben's schon bitter bereut. Denke dir, dieser schreckliche Regierungsrat von Messerfeld — ach so, du kennst ihn ja nicht — und einer seiner Freunde sind gerade an dem Mittage draußen in Rosenhausen gewesen. Auf einem Spaziergang begriffen, haben sie den Reitweg gerade in dem Moment gekreuzt, als — — Sie haben uns nur von rückwärts gesehen, aber Bissich haben sie doch genau erkannt. Und von der unbekannten Dame, die mit ihm geritten ist, haben die perfiden Schwätzer dann in der ganzen Stadt erzählt —"

„Woher weißt du das alles?"

„Bissich hat davon gehört — er ist geneckt worden — und Messerfeld hat mich gestern abend in einer Gesellschaft bereits gefragt, wie mir Rosenhausen gefiele — ich ritte ja wohl öfters dorthin. Ich habe nun eine entsetzliche Angst, daß mein Mann davon erfahren könnte, so harmlos ja im Grunde die Sache ist —"

„Harmlos!" sagte Lola tief empört.

„Nun ja, ich bitte dich — unsre Ansichten scheinen da etwas auseinander zu gehen —"

„Allerdings! Aber wenn die Dame, wie du sagst, nicht erkannt ist, so —"

„Das ist's ja eben! Herr von Messerfeld hat überall erzählt, er hätte das Gesicht der Dame nicht gesehen; aber in der ganzen Stadt säßen nur zwei Damen so zu Pferde, hätten solche Figuren, solch reiches, aschblondes Haar — das wären Ihre Excellenz die Frau Generalin von Kussow und — die Schulreiterin Lola Astier!"

Fanny sah angstvoll zu Lola auf. Die Schwester stand ja da, wie zu Stein erstarrt!

„Und — was kann ich da — was soll ich da zu deiner Hilfe thun?" sagte Lola endlich heiser. Sie tastete nach der Lehne eines Stuhles und hielt sich daran fest. Ihr schwindelte.

Fanny fiel aufschluchzend auf die Knie vor ihr und ergriff zärtlich ihre Hände. „O Lola!" flehte sie. „Wenn du — wenn du das auf dich nehmen wolltest! — Ich habe mit Bissich heute früh gesprochen — wenn du nur einmal — mit ihm zusammen recht öffentlich spazieren reiten — oder gehen wolltest — so daß die betreffenden Herren euch zusammen sähen — das genügte ja vollständig —"

„Um meinen Ruf für alle Zeiten zu untergraben!" rief Lola glühend vor Zorn. Sie riß die Knieende empor und schleuderte ihre Hände von sich. „Das — das wagst du mir zu bieten — o du — schamlose Egoistin!" keuchte sie.

Fanny rang verzweifelt die Hände. „Aber verstehst du denn nicht, was alles für mich auf dem Spiele steht?" jammerte sie. „Meine Stellung in der Welt — meine ganze Existenz! Du dagegen — was riskierst du denn? Eine Schulreiterin! Davon erwartet man ja gar nichts andres! Da kommt es doch nicht so darauf an!"

„Da kommt es nicht so darauf an!“ wiederholte Lola ganz langsam, tonlos. Ja, hatte Fanny nicht ein wenig recht? Sie sollte es fast zu denken anfangen, daß es — bei ihr in den Augen der Menschen wirklich nicht so darauf ankäme!

Fanny sah ihr zögerndes Nachsinnen und schöpfte Hoffnung. Schmeichelnd drückte sie die bewegungslos Dastehende in einen Sessel, kniete von neuem vor ihr nieder und faßte flehend ihre eiskalte Hand.

„Denke an unsre Eltern, Lola!“ flüsterte sie.

„An sie solltest du mich in diesem Augenblick lieber nicht erinnern, Fanny!“ sagte Lola düster.

„Aber bedenke, daß wir Schwestern sind!“ bat Fanny unerschrocken.

„Daran hast du erst wieder gedacht, als du die Schwester brauchtest!“ versetzte Lola kalt. „Nein, Fanny! Verlange, was du willst, von mir — nur nicht das Opfer meines guten Namens! Das — kann ich dir nicht bringen!“

„Ja, aber wer frägt denn nach deinem guten Namen!“ rief die junge Frau außer sich. „Bedenke das doch!“

„Ja, allerdings — wer frägt danach?“ wiederholte Lola, das Haupt senkend.

Es klopfte. Frau Banker steckte den Kopf zur Thür hinein. „Der Postbote ist wieder da — wenn das Fräulein quittieren will —“ sagte sie, einen neugierigen Blick auf die fremde Besucherin werfend.

Fanny zog hastig den Schleier über das Gesicht, während Lola die Quittung unterschrieb und dann den dicken Brief erstaunt betrachtete. Er war von Georg! Was sollte das heißen? Er wollte doch heute abend wiederkommen!

Fanny näherte sich der Thür, sobald Frau Banker wieder verschwunden war. Sie konnte sich den Ausdruck in Lolas Gesicht nicht erklären. Es war sanfter geworden. — Einer frägt danach, dachte das junge Mädchen und legte die Hand auf den Brief. — Fanny fühlte sich unsicher; sie fand, es sei am besten, Lola jetzt sich selbst zu überlassen. Sie flog auf die Schwester zu und umarmte sie innig.

„Ich lasse dich jetzt allein,“ flüsterte sie zärtlich; „horche auf die Stimme deines Herzens — es wird dir sagen, daß du deiner armen, kleinen Fanny beistehen mußt — sie nicht zu Grunde gehen lassen darfst — schreibe mir ein paar Zeilen, sobald du dir klar geworden bist!“

Sie huschte hinaus, zufrieden, daß Lola mit keinem Worte widersprach. Sie hielt ihre Sache schon für gewonnen!

Lola aber riß hastig Georgs Brief auf — ein Check fiel heraus — der beiliegende Brief enthielt nur wenige Zeilen:

„Liebe Freundin!

Da ich durch ein unvorhergesehenes Ereignis verhindert bin, schon morgen, Freitag vormittag von hier abzureisen, und Sie mir schreiben, daß Sie sechstausend Mark von Ihrem Gelde unbedingt Freitag abend haben müssen, schicke ich Ihnen beifolgend einen Wechsel über die gewünschte Summe. Sie können ihn zu jeder Stunde bei meinem Bankier einlösen. Unerfindlich ist mir freilich, was Sie plötzlich mit dem vielen Gelde vorhaben! Da ich aber einen gewissen Lieutenant von Machingen neulich ermutigte, Ihnen seinen Besuch zu machen, und von den permanenten Geldverlegenheiten dieses jungen Herrn weiß, so habe ich eine dunkle Ahnung, daß Sie

wieder einen Ihrer thörichten Streiche vorhaben. Es ist die höchste Zeit, daß ich zurückkehre und Sie ‚mit meinen Augen behüte'. Wissen Sie noch? Das haben Sie mir mal gesagt, und es behagte mir, wie man zu sagen pflegt, ganz ungemein. Also am Sonnabend vormittag hoffe ich bei Ihnen zu sein und Ihnen eine kleine, nette Weihnachtsüberraschung mitzubringen. Ihr Georg."

Kein Wort von Mlle. Héricourt! Was das bedeutete! Lola schüttelte den Kopf. Wie übermütig Georg schrieb! Der liebe Getreue! Um seinetwillen, wenn nicht um ihrer selbst willen, durfte sie Fannys wahnwitziges Begehren nicht erfüllen. Das wollte sie ihr sofort schreiben — rasch entschlossen ließ sie sich am Schreibtisch nieder. Aber sie sollte von neuem gestört werden. Wieder klopfte es, und wieder erschien Frau Bankers rundes, rotes Gesicht in der Thür, aber noch mindestens doppelt so brummig und mißmutig sah es aus, wie vorher.

„Es ist schon wieder einer draußen, Fräulein," sagte sie, mit dem Daumen über die Schulter nach dem Treppenhause zeigend. Lola sah gleichgültig auf und warf einen flüchtigen Blick auf die Karte, die die Wirtin ihr schweigend hinhielt. Und dann wurde sie totenblaß.

„Ich lasse bedauern — ich bin nicht zu sprechen," sagte sie eiskalt. Und dann, als Frau Banker zufriedenen Sinns sich wieder der Thür zuwandte: „Oder lassen Sie — ich kann dem Herrn ja lieber selber sagen — führen Sie ihn nur herauf!"

Also doch! Frau Banker zuckte stillschweigend die Achseln und ging hinaus. Sie wunderte sich jetzt über nichts mehr.

Und dann stand Bergen auf der Schwelle und sah stumm zu der schlanken Mädchengestalt herüber, die hochaufgerichtet am Schreibtisch stand.

„Mein Herr, ich verstehe in der That nicht, aus welchem Grunde Sie hierherkommen — ich bin nicht gewohnt, Herrenbesuch in meiner Wohnung zu empfangen!" sagte die Schulreiterin stolz.

„Mein gnädiges Fräulein, ich weiß wohl, daß ich das Recht verscherzt habe, mich nach dem Befinden meiner Lebensretterin zu erkundigen —" sagte Bergen ernst und ehrfurchtsvoll. Ihm bebte das Herz; aber doch war's ihm in tiefster Seele recht und lieb, daß sie ihn so empfing — — wie hoheitsvoll ihr Blick war, und die königliche Haltung — trotz maßvoller Ruhe in jeder Bewegung, jedem Worte kalte Zurückweisung des Eindringlings, der sie einmal so bitter gekränkt hatte.

„Dr. Lüders hat mir täglich über Ihre Krankheit und Ihre fortschreitende Genesung Bericht erstattet," fuhr Bergen nach einer kleinen Pause fort; „und es ist auch nicht dieses, was mich herführt, sondern —"

Der Mann stockte einen Augenblick — es wurde ihm schwer, zu sagen, was er sagen wollte.

„Sondern — Herr von Bergen?"

„Sondern die tiefe, leidenschaftliche Sehnsucht nach Versöhnung — nach Ihrer Verzeihung," sagte er tief aufatmend und trat einen Schritt auf sie zu. „Ich weiß, daß ich Sie schwer verletzt habe — aber wenn Sie wüßten, was ich gelitten habe, Sie würden milde sein — —"

Sie blickte ihn prüfend an — er sah in der That bleich aus und tiefernst — was mußte es diesen stolzen, selbstherrlichen Mann gekostet haben, sich zu einer solchen

Demütigung vor der mißachteten Kunstreiterin zu überwinden! Lola war viel zu sehr Weib, um nicht instinktiv zu empfinden, wie unendlich viel in dieser Bitte um Versöhnung lag. Und nur ein unedles Weib sieht den Mann gern gedemütigt zu seinen Füßen — ein warmes Gefühl wallte in Lola auf. Es war ihr, als ob dieser Mann mit einem Schlage alles wieder gut gemacht, was die Geringschätzung der Welt, der Hochmut ihrer eignen Anverwandten an ihr gesündigt hatten. Da stand er vor ihr, ehrfürchtig und doch voll ruhiger Würde und wartete auf ihre Verzeihung — sie ging mit raschem Entschlusse auf ihn zu und reichte ihm errötend, mit freundlichem Aufblick, die schlanke Rechte, die durch die Krankheit noch schmaler und weißer geworden war.

„Es ist alles vergessen," sagte sie sanft; „ich trage selbst einen großen Teil der Schuld — man muß Rücksicht nehmen auch auf die Vorurteile seiner Mitmenschen!"

Er küßte die weiße Hand in stummer Dankbarkeit.

„Sie sahen Dr. Lüders oft?" fragte Lola hastig unter tieferm Erröten.

„Ich suchte ihn in der letzten Zeit täglich auf, um mich nach Ihrem Ergehen zu erkundigen," sagte Bergen bewegt; „und in den ersten Tagen nach Ihrem Unfall stand ich unzählige Male vor dem Hause hier und sah in grenzenloser Angst zu Ihren Fenstern auf. Dann durchlebte ich allabendlich die Qual von neuem, die ich in jenen entsetzlichen Minuten empfunden hatte, während Sie unter dem stampfenden, zuckenden Pferde lagen. Und wie die Leute Sie dann blutend, besinnungslos hinaustrugen — Lola, da fühlte ich, wie unermeßlich ich Sie liebte — wie meine Ansichten, meine Grundsätze zu nichte wurden vor Ihnen — wie es mir leicht erschien, sie Ihnen alle zum Opfer zu bringen —"

„Herr von Bergen! Haben Sie den Brief vergessen, den ich in Walddorf für Sie schreiben mußte?" rief Lola mit bebender Stimme. Ihr war, als ob alles um sie her wankte — sie vermochte nicht, sich so schnell zu fassen — zitternd tastete sie nach einer Stütze.

Bergen führte sie sanft zu einem Stuhle und blieb in ehrerbietiger Entfernung vor ihr stehen.

„Ich muß im Prinzip alles das auch ferner für richtig anerkennen, was ich in jenem Briefe über die Stellung und Erziehung der Frau sagte, wie sie mir als Ideal vorschwebt," sagte er langsam, jedes Wort schwer betonend. „Aber daß es Ausnahmen geben kann von der allgemeinen Regel — das habe ich jetzt in meiner eignen, nächsten Familie erfahren, und gerade meine Mutter, dies Urbild edelster, reinster Weiblichkeit ist es, die mir die Augen dafür geöffnet hat. Sie erinnern sich also noch dieses Briefes?"

„Jedes Wortes darin!"

„Und darf ich Ihnen erzählen, wie es kam, daß der Blinde — sehend wurde?"

Sie nickte stumm. Er zog einen Stuhl herbei und setzte sich ihr gegenüber.

„Der arme Franz konnte es nicht über sich bringen, auf das geliebte Mädchen zu verzichten — wir schickten ihn auf Reisen, und er kam schwerkrank zu uns zurück — ein heftiges Fieber brachte den zarten, nervösen Menschen bis an den Rand des Grabes. Seine und meine Mutter pflegten ihn. In seinen Fieberphantasien rief er unaufhörlich den Namen jener jungen Schauspielerin. Und als sie das Ärgste für

ihn fürchteten, entschloß sich meine Mutter schweren Herzens, zu dem jungen Mädchen zu reisen und sie an das Krankenlager des Neffen zu holen, so seinen innigsten Wunsch erfüllend. Nun, und sie kam dort hin, voll heftigen, innern Widerwillens gegen ihre Mission und war nach wenigen Stunden besiegt, gefangen genommen, überwältigt von dem Liebreiz, der süßen Mädchenhaftigkeit, der rührenden Liebe und Dankbarkeit jenes jungen Geschöpfes. Sie nahm sie in ihre Arme und an ihr Herz und kehrte triumphierend mit ihr nach Friedenthal zurück, und der Anblick, die Pflege der jungen Braut hat Wunder gewirkt bei meinem armen Vetter — er ist jetzt auf dem Wege der Genesung. Das alles schrieb mir meine Mutter und nannte es: ein süßes Wunder! Und da wurde es jubelnd in mir klar, daß auch mir solch süßes Wunder begegnet sei. Lola — ich habe es damals gefühlt — an der Waldruine im Mondschein — und nachher auf der Veranda des Pfarrhauses — daß Sie meine Liebe erwidern — und wie groß diese meine Liebe ist, ermessen Sie daraus, daß sie alles überwinden will, was uns trennt, und trotz allem den Weg zu Ihnen gefunden hat — Lola, ich biete Ihnen meine Hand, meinen Namen —"

Er schwieg erschrocken. Das Mädchen war in den Sessel zurückgesunken und schloß ermattet die Augen. Zuviel war heute auf sie eingestürmt, als daß der durch schwere Krankheit geschwächte Körper sich länger aufrecht erhalten konnte. Wie im Schwindel drehte sich alles um sie. Sie griff mit der Hand nach dem Schreibtisch neben ihrem Platze und hielt sich daran fest. Dabei bekam sie den Brief zu fassen, der auf der Tischplatte lag — Georgs Brief! Armer Georg! Und darin lag das Geld für Hans, das Geld, das sie ihm morgen heimlich bringen mußte — —

Bergen füllte am Tische ein Glas mit Wasser und brachte es ihr besorgt. Sie trank und richtete sich matt auf. Eines nur fühlte sie klar im Chaos ihrer Empfindungen: Georg war sie vor allen Dingen Rechenschaft schuldig. Ehe sie nicht mit ihm gesprochen, durfte nichts geschehn — sein Name, seine Persönlichkeit waren der einzige feste Punkt im wirren Durcheinander ihrer Gedanken. Sie stand schwankend auf und hielt sich mit einer Hand an der Lehne des Sessels fest, während sie mit niedergeschlagenen Augen und bebender Stimme bat: „Lassen Sie mir heute noch Zeit — es ist alles so überwältigend über mich gekommen — und es gibt noch eine Person in der Welt, der ich Rechenschaft schuldig bin — erst wenn ich mit ihr gesprochen habe — erst dann kann ich —" sie stockte und senkte erglühend das Haupt.

Ein Schatten war über Bergens Gesicht gefallen während ihrer Worte; aber dies liebliche Erröten verwischte wieder völlig den momentanen, peinlichen Eindruck. Er ergriff sanft ihre freie Hand und fragte leise: „Und morgen? Darf ich morgen mittag wiederkommen, Lola?"

„Ja, dann — dann bin ich frei!" stammelte sie halb bewußtlos, unter heftigerm Erglühen. Und dann winkte sie ihm schweigend zu gehen — er gehorchte — aber an der Thür wandte er sich noch einmal um, und sein plötzlich wieder verdüsterter Blick suchte forschend den ihren. Frei? Was meinte sie damit? Ach, das arme Kind! Sie war so tief erregt! Sie wußte wohl kaum, was sie sagte! Morgen — morgen würde er ja alles wissen —

„Morgen mittag um zwölf Uhr bin ich hier, Lola," sagte er noch einmal leise; und dann öffnete er die Thür und ging schweigend hinaus.

Lola aber preßte die Hände vor das glühende Antlitz und suchte mühsam sich zu fassen. Morgen — morgen mittag kommt er! dachte sie. Und ich muß jetzt sofort an Fanny schreiben, und morgen erwartet mich Hans — morgen mittag um zwölf Uhr! Nein — das ging ja nicht — um zwölf Uhr kam ja Bergen — und vorher wollte sie Georg noch sprechen — sie mußte also spätestens um elf Uhr in ihres Bruders Wohnung sein! Die Gedanken wirbelten durch ihren Kopf, wie die Schneeflocken durch die Luft. Wie ihr Kopf sie schmerzte! Sie war doch noch immer nicht gesund. Und die leidenschaftliche Unruhe, die fieberhafte Angst, die sie erfüllten, ließen kein rechtes Glücksbewußtsein aufkommen in ihrer Seele.

XIX.

Hans von Machingen richtete am Sonnabend vormittag kurz vor elf Uhr nach beendeter Reitstunde die Schritte heimwärts; er wies die lachende Aufforderung der Kameraden, zum Frühstück mit ins Kasino zu kommen, zurück, und schritt eilig, in tiefe Gedanken versunken, seiner Wohnung zu. Da prallte er an einer Straßenecke fast mit einer großen, eleganten Männergestalt im prachtvollen Pelzmantel zusammen und griff verzeihungheischend an die Mütze. Und dann errötete er heftig und grüßte noch einmal mit besonderer Höflichkeit. Es war Anna von Bergens Bruder, den er da beinahe umgerannt hatte.

Auch Herr von Bergen war anscheinend in tiefes Sinnen verloren gewesen, und es mußte ein ebenso glückliches gewesen sein, wie das des jungen Offiziers, denn ein ungewohnter Schimmer lag in seinen kalten Augen. Er grüßte ebenfalls sehr liebenswürdig und lächelte den jungen Mann, den er sonst wenig beachtet hatte, so freundlich an, daß Hans plötzlich einen Riesenmut in sich fühlte.

„Gerade beschäftigten sich meine Gedanken mit Ihnen, Herr von Bergen," sagte er mit gewinnender Offenheit, die sein hübsches, leichtsinniges Gesicht merklich verschönte.

„Mit mir?" fragte Bergen lächelnd und verwundert.

„Jawohl — wenn Sie gestatten wollten, daß ich Sie ein Stück Weges begleiten darf — ich überlegte gerade, wo ich Sie wohl am sichersten treffen könnte — diese Begegnung ist mir wie ein Fingerzeig des Himmels!"

„Bitte sehr, Herr von Machingen, ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung," sagte Bergen artig, aber doch plötzlich mit deutlicher Zurückhaltung in Blick und Ton.

„Nach welcher Richtung hatten Sie vor zu gehen?" fragte Hans eifrig.

„Nach welcher es Ihnen beliebt — ich promenierte nur ein wenig — es litt mich bei diesem herrlichen, klaren Winterwetter nicht länger im Hotel — bis halbzwölf Uhr habe ich keine anderweite Verpflichtung. Wenn es Ihnen recht ist, begleite ich Sie bis zu Ihrer Hausthür."

„Zu liebenswürdig, Herr von Bergen!" sagte Hans dankbaren Herzens. Und dann schritt er stumm neben dem ältern Manne einher und zerbrach sich vergebens den Kopf darüber, wie er seine Rede am besten beginnen könnte. Und da Herr von Bergen ebenfalls von neuem in Nachdenken versank und seinen jungen Begleiter dabei ganz vergaß, kam es so, daß sie plötzlich vor Hans' nahegelegener Wohnung standen, ohne ein Wort gewechselt zu haben, und sich sehr erstaunt ansahen!

„Verzeihen Sie mir, Herr von Bergen," bat Hans verlegen; „es ist so schwer für mich, zu beginnen — darf ich Sie bitten, einen Augenblick mit in meine Wohnung zu kommen?"

Bergen verbeugte sich bejahend, Hans öffnete die Hausthür und führte seinen Gast in seine im zweiten Stock gelegene Wohnung hinauf. Und dann, während er ihn in sein Wohnzimmer eintreten ließ, überfiel ihn plötzlich ein gewaltiger Schreck — er hatte in der Freude seines Herzens über die günstige Gelegenheit, sich mit Annas Bruder und Vormund aussprechen zu können, ganz vergessen, daß er Lola um zwölf Uhr erwartete. Aber die altertümliche Stutzuhr über seinem Schreibtisch — beides väterliche Erbstücke — schlug ja eben erst elf Uhr, und hatte Herr von Bergen nicht gesagt, daß er um einhalbzwölf eine andre Verabredung hätte?

Hans rief für alle Fälle nach dem Burschen, damit sich dieser in dem kleinen Vorzimmer aufhalten konnte — aber der unzuverlässige Mensch war nicht da — er erwartete ja seinen Herrn sonst nicht so pünktlich zurück. Hans kehrte also zu seinem Besucher zurück, der sinnend das große Ölbild des verstorbenen Oberst von Machingen über dem Schreibtisch betrachtete.

„Jedenfalls das Porträt Ihres Herrn Vaters?" fragte der Gast. Und als Hans bejahte, fuhr er nachdenklich fort: „Dann muß ich ihm früher einmal irgendwo begegnet sein — dieser feste, eigenartige Zug um den Mund, die charaktervolle, schön gewölbte Stirn — das habe ich schon einmal gesehen und kann mich nur nicht besinnen, wo!"

„Schon möglich," sagte Hans zerstreut. „Meine Schwester Fanny und ich haben fast gar keine Ähnlichkeit mit Papa, nichtwahr? — Wir gleichen beide durchaus unsrer Mutter — — doch, Herr von Bergen, wenn Sie mir jetzt Gehör schenken wollten! Ich habe eine große Bitte an Sie — Sie gedenken das Weihnachtsfest auf Ihrer Besitzung, bei Ihrer Frau Mutter, zu verleben?"

„Allerdings!"

„Würden Sie mir gestatten, dort an einem der Festtage meinen Besuch zu machen? Ich hatte in diesem Sommer den großen Vorzug, Ihre verehrte Familie in Norderney kennen zu lernen —"

Bergen faßte den jungen Offizier scharf ins Auge.

„Ich erinnere mich, daß Sie mir das am ersten Tage unsrer Bekanntschaft, bei Ihrem Herrn Schwager, erzählten — ganz recht, meine Mutter war im August in Norderney," sagte er kühl.

„Begleitet von Ihrer jüngsten Fräulein Schwester, Herr von Bergen," sagte Hans mit einem tiefen Atemzuge. „Ich würde es nicht für ehrenhaft halten, Zutritt in Ihr Haus zu suchen, ohne daß Sie und Ihre Frau Mutter wissen, weshalb ich komme. Ich habe zum erstenmale in meinem Leben erfahren, was wahre Liebe heißt, als ich in die Augen Ihrer Schwester sah —"

Hans fuhr zusammen und hielt inne; es wurde energisch an der Thür zum Vorzimmer gepocht. Sie öffnete sich dann ohne weiteres und auf der Schwelle erschien die breitschultrige Gestalt seines Burschen.

„Was willst du?" fuhr Hans ihn an. „Wo warst du bis jetzt?"

„Im Stall, bei den Pferden, Herr Lieutenant! Und wie ich eben 'raufkomme, steht eine Dame draußen und will den Herrn Lieutenant sprechen!"

„Eine Dame?“ Hans erstarrte fast vor Schreck. Das mußte Lola sein!

Der Bursche verzog sein Gesicht zu einem breiten Grinsen.

„Jawohl, Herr Lieutenant; sie hat'n Schleier vor, aber jung ist sie und hübsch, und sie sagt, der Herr Lieutenant erwartet sie!“

„Schweig!“ befahl Hans mit dem Fuße aufstampfend; er warf einen entsetzten Blick auf seinen Besucher, der ruhig nach seinem Hute griff.

„Da will ich nicht stören, Herr von Machingen!“ sagte Bergen eiskalt.

Hans trat angstvoll auf ihn zu. Zum Teufel! Was war das für eine schauderhafte Situation! Wenn Bergen jetzt fortging, war Anna für ihn verloren; und diesem hochmütigen, streng korrekten Manne die Schulreiterin als seine Schwester vorstellen — das war fast ebenso schlimm!

„Herr von Bergen,“ sagte er ernst und dringend, „ich bitte Sie, mich nicht mißzuverstehen! Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß diese Dame zum ersten- und letztenmale hier in meiner Wohnung ist — es ist eine rein geschäftliche Sache, die sie herführt —“

„Bitte, bitte!“ unterbrach Bergen den Aufgeregten mit kalter Höflichkeit. „Das ist eine Privatangelegenheit von Ihnen, über die ich mir durchaus kein Urteil anmaße — ich darf mich also wohl empfehlen!“

Er machte eine Bewegung nach der Thür zu, die in das Vorzimmer führte. Hans vertrat ihm mit einem Gefühl der Verzweiflung den Weg.

„Darf ich Sie bitten, einen Augenblick hier nebenan in mein Schlafzimmer einzutreten,“ sagte er mit fliegendem Atem; „ich bin in fünf Minuten wieder zu Ihren Diensten — Herr von Bergen, Sie können sich denken, was es für mich bedeuten würde, gerade vor Ihnen, nach dem Geständnis, das ich Ihnen soeben machte, in einem falschen Lichte dazustehen —“

Der junge Offizier sprach mit warmer Empfindung und sah den ältern Mann mit seinen schönen, dunkelgrauen Augen flehend an. Der Blick bewegte Bergen — er that ihm seltsam wohl — es kam etwas wie ein freundliches Interesse über ihn für diesen jungen Menschen, von dem er bisher nur gewußt hatte, daß er ein gutherziger, aber leichtsinniger Gesell, nicht besser und nicht schlechter, wie die meisten seiner Kameraden, sei.

Eine Minute später stand er im Nebenzimmer, und die Thür war hinter ihm ins Schloß gefallen. Er trat ans Fenster, um nicht zu hören, was drinnen gesprochen wurde — eine Sekunde hatte der Klang einer Frauenstimme sein Ohr getroffen — er schüttelte über sich selber lächelnd den Kopf — überall hörte er jetzt den Ton ihrer Stimme!

„Du bringst mir wirklich das Geld, Lola?“ sagte im Wohnzimmer Hans von Machingen mit gedämpfter Stimme hastig.

„Zweifeltest du daran?“ fragte sie ernst zurück. Sie zog ein schmales, kleines Paket aus ihrem Muff und reichte es ihm: „Da, Hans, sind sechstausend Mark — ich habe sie eben vom Bankier geholt — sieh! es sind —“

„Halt, Lola! Schellte es nicht eben an der Wohnungsthür? Nein — doch nicht! Aber laß mich einen Augenblick — ich will dem Burschen sagen, daß er niemand annimmt — Herr des Himmels, da fährt wahrhaftig Fanny auch vor der Hausthür vor! Kind, Kind, ich bin dir ja so innig dankbar — aber wenn du nur

eine Stunde später gekommen wärst — oder ich hätte das Geld doch lieber holen sollen —"

„Das wolltest du doch nicht!" sagte Lola ein wenig erstaunt; „und selbst wenn Fanny mich hier sieht —"

„Ach, das verstehst du nicht — entschuldige mich einen Moment — mir wirbelt der Kopf!" Und der arme Hans stürzte in das Vorzimmer hinaus und warf die Thür heftig hinter sich zu.

Bergen hatte gleichfalls den Selbstfahrer der kleinen Excellenz vor dem Hause halten sehen, und quer über die Straße kam jetzt dieser amerikanische Nabob, der Herr von Radeck, gerade auf die Hausthür zu. — Und jetzt fiel nebenan die Thür heftig ins Schloß, und es wurde ganz still da drinnen. Der junge Machingen hatte also seinen geheimnisvollen Gast schnell hinausgeleitet! Und er selbst wollte nun auch die Wohnung verlassen, ehe die junge Frau und Herr von Radeck die Treppen hinaufgekommen waren. Zu einer weitern Aussprache mit Hans von Machingen kam es ja nun doch nicht, und das war ganz gut, denn er mußte doch erst genaue Erkundigungen über ihn einziehen, ehe er dem jungen Manne eine Bewerbung um Anna gestatten konnte.

Diese Erwägungen hatten nur kurze Zeit in Anspruch genommen; nun öffnete Bergen leise die Thür zum Wohnzimmer und wollte es eilig durchschreiten, um schnell zum Ausgang zu gelangen. Aber wie gebannt stand er plötzlich, wie zu Stein erstarrt, ein lähmendes Entsetzen kroch über ihn, und alles Blut strömte ihm nach dem Herzen zurück, als sein Auge auf die schlanke Frauengestalt am Schreibtisch fiel. Und dann stieg das empörte Blut in dunkler Röte in das stolze Gesicht des Mannes, und jene wilde, grenzenlose Wut kam wieder über ihn, die alle Schranken strenggeübter Selbstbeherrschung zu Boden warf.

„Sie? Sie hier? Lola Astier in der Wohnung eines fremden Mannes?" rief er, mühsam die zornbebende Stimme dämpfend; fast zischend kamen die Worte von seinen Lippen. Er lachte höhnisch auf. „Lola Astier, die heute meine Braut werden sollte! Also der Lieutenant von Machingen ist die Person, der Sie Rechenschaft ablegen müssen, ehe Sie die ehrliche Werbung eines rechtschaffenen Mannes annehmen konnten! O! wie Sie gelacht haben mögen mit Ihrem Galan, mein Fräulein, über den Gimpel, der so ahnungslos war! Und nun komme ich hierher und verderbe Ihnen das ganze Spiel —"

Lola war in sprachlosem Entsetzen bis ans Fenster zurückgewichen; im ersten Augenblicke glaubte sie, daß Bergen plötzlich wahnsinnig geworden sei. Bebend starrte sie ihn an; seine wilden, unbarmherzigen Worte fielen wie Keulenschläge auf ihr zuckendes Herz und raubten ihr fast die Besinnung. Ihre Hände sanken schlaff herab, die eiskalten, zitternden Finger vermochten das offene Geldpaket nicht mehr zu halten, es entglitt ihnen und die Bankscheine flatterten auf den Fußboden. Dieser Anblick brachte Bergen völlig außer sich. Er schlug aufstöhnend die Hände vor das Gesicht.

„Geld! Geld hast du von ihm genommen, Mädchen!" sagte er heiser, die Hände wieder sinken lassend. Die dunkle Röte war verschwunden, er sah totenblaß aus. Und dann flog ein Ausdruck unsäglichster Verachtung über sein Gesicht, er wandte sich stumm ab. Dort in der Thür stand die junge Gattin des Generals

von Kussow und sah neugierig auf die unerklärliche Scene, und hinter ihr tauchten jetzt ihr Bruder und Georg Radeck auf. —

Fanny hatte den Burschen, der sie zurückweisen sollte, einfach beiseite geschoben — „ich habe notwendig mit meinem Bruder zu sprechen, und ich weiß, daß er zu Hause ist," hatte sie energisch gesagt; „ich habe ihn ganz deutlich am Fenster gesehen!" Hans war ihr im Vorzimmer mit der Bitte entgegengetreten, ihn ein andermal aufzusuchen, aber Fanny ließ sich nicht abweisen. Sie hatte am Morgen Lolas Brief erhalten, der ihr riet, ihrem Manne mit voller Offenheit zu beichten — hohnlachend hatte sie das Billet zerrissen. Und nun war sie zu Hans geeilt — er mußte ihr helfen! Er mußte den Klatschbasen die Mäuler stopfen! Georg, der hinter ihr die Treppe hinauf kam, hatte die Wohnungsthür offen gefunden — der Bursche hatte vor Schreck vergessen, sie zu schließen — und nun standen sie alle drei in der Thür des Wohnzimmers, aus dem ihnen undeutlich die leidenschaftlich erregte Stimme des Herrn von Bergen entgegengeschallt war. Er stand jetzt bewegungslos mitten im Zimmer, und Lola Astier lehnte ebenso unbeweglich am Fenster.

Bergen sah die junge Excellenz und trat mit einer Verbeugung auf sie zu. Nur die Blässe seines Gesichts zeugte noch von dem Sturm, der ihn soeben durchtobt hatte.

„Wollen mir Excellenz gestatten, Sie zu Ihrem Wagen zu führen," sagte er mit ausgesuchter Höflichkeit; „es ist hier augenblicklich nicht der richtige Platz für Excellenz: Ihr Herr Bruder ist anderweitig beschäftigt!"

Georg Radeck legte die Hand auf den Arm des jungen Offiziers.

„Du wirst Herrn von Bergen in Gegenwart deiner Frau Schwester augenblicklich sagen, wer diese Dame ist, Hans!" sagte er in befehlendem Tone.

„Bitte sehr, Herr von Radeck, das wird Hans nicht thun!" rief die schöne Excellenz eisig. Ihr Blick flog mit boshaftem Glitzern zu der dunkeln Gestalt am Fenster hinüber; wie sie die Schwester haßte seit heute früh! Sie hatte sich vergeblich tief vor ihr gedemütigt — jetzt wollte sie doch eine kleine Rache haben!

„Ich weiß bereits, wer diese Dame ist —" fuhr sie achselzuckend, mit hochmütigster Kälte fort; „wir alle haben ja hinreichend Gelegenheit gehabt, Fräulein Astier im Cirkus zu bewundern — weiteres von ihr zu hören, kann mich wirklich nicht interessieren!"

Georg sah auf Hans, der schweigend das Haupt senkte. Mit düsterm Gesichtsausdruck näherte der Jugendfreund der Machingenschen Geschwister sich dem noch immer regungslos am Fenster lehnenden Mädchen.

„Kommen Sie, Lola!" sagte er sanft; er ergriff zart ihre kalte Hand und führte sie zur Thür. Ein einziger Blick nur voll tiefster Verachtung streifte Lolas Geschwister, als er die willenlos Folgende an ihnen vorbeiführte. Aber der Blick traf Hans in tiefster Seele, und das weiße, schmerzerstarrte Gesicht Lolas erweckte alles, was noch von Edlem und Unverdorbenem in ihm unter der genußfrohen, leichtsinnigen Oberfläche schlummerte.

„Was thust du da, Georg?" rief er unsicher und streckte die Hand nach dem Hinausgehenden aus.

Georg drehte sich um und sah ihn kalt an.

„Ich führe diese Dame aus einer Gesellschaft fort, die ihrer nicht würdig ist!“ sagte er langsam, jedes Wort betonend.

Fanny lachte höhnisch auf — Bergen machte eine zornige Bewegung — Hans von Machingen wandte sich, das Gesicht mit Schamröte bedeckt, zu ihm.

„Er hat recht, Herr von Bergen — wir sind sie nicht wert,“ sagte er mit schwerem Ernste; „sie ist —“

Fanny sprang auf den Bruder zu und packte ihn zornig am Arm.

„Du sollst es nicht sagen!“ rief sie, mit dem Fuße stampfend.

Der junge Offizier hob Schweigen gebietend die Rechte.

„Laß mich, Fanny — wir haben beide genug an ihr gesündigt!“ sagte er traurig. Er wandte sich wieder an Bergen und sah ihm fest in die Augen: „Herr von Bergen, dies edle, reine Mädchen, das mit dem schimpflichsten Verdacht befleckt, von unerhörtem Hochmut beleidigt, uns verlassen hat — es ist meine älteste Schwester, Lenore von Machingen!“

XX.

Unten vor der Hausthür angelangt, winkte Georg einem Wagen und hob seine halb bewußtlose Begleiterin hinein.

„Fahren Sie erst eine halbe Stunde durch die Anlagen und dann nach dem Hotel Metropol!“ befahl er dem Kutscher. Dann stieg er gleichfalls ein und setzte sich neben die Jugendfreundin. So fuhren sie wohl zehn Minuten hindurch, ohne daß ein Wort zwischen ihnen gefallen wäre. Lola sah starr aus dem Fenster neben ihr in den von neuem fallenden Schnee hinaus, und Georgs Blick haftete mit leidenschaftlicher Unruhe an ihrem blassen, unbeweglichen Profil. Finstere, brütende Sorge lag in seinen Augen, und die Lippen hatte er fest zusammengepreßt, als ob er einen Aufschrei unterdrücken müßte. Er schwieg und wartete. Jetzt rollte der Wagen unter schneebedeckten Bäumen dahin. Die weiße Landschaft da draußen blendete ihre müden Augen — Lola wandte unwillkürlich den Blick seitwärts und begegnete dem Auge des Freundes, in dem tiefstes, innigstes Mitempfinden lag. Das löste die Eisschicht, die erstarrend über ihrer Seele gelegen — sie lehnte den Kopf an seine Schulter und brach in leidenschaftliches Weinen aus.

„Hast du dich nun müde geflattert, armer, kleiner Zugvogel?“ fragte Georg mit tiefer Traurigkeit.

Sie umklammerte seine Hand, als wollte sie sich daran festhalten: „O, Georg! Sie haben mir alle so weh gethan!“ rief sie unter heißen Thränen.

Georg schwieg einen Moment, dann, nach hartem, innerm Kampfe, sagte er leise: „Lola, ist Herr von Bergen der Mann, den Sie — geliebt haben?“

Ein Zittern durchfuhr ihren schlanken Körper, ihre Thränen versiegten jäh. Zweimal versuchte sie zu antworten, aber die bleichen, bebenden Lippen brachten keinen Ton hervor. Angstvoll — gequält — sah sie ihn an, und dann schlug sie in plötzlicher Scham beide Hände vor das erglühende Antlitz.

Georg nickte traurig vor sich hin.

„Also es ist so!“ sagte er tonlos. „Dr. Lüders war es, der zuerst neulich diesen Gedanken in mir erweckte durch eine leicht hingeworfene Bemerkung; durch ihn erfuhr ich auch, daß Sie Herrn von Bergen damals in Walddorf das Leben retteten. Und dieser Mann, der Sie seit Monaten kennt und liebt —“

„Beschimpfte mich unerhört, als er mir heute bei Hans begegnete!“ unterbrach Lola den Sprecher mit flammenden Augen. „O, Georg! Ich hatte ja mit keiner Seele daran gedacht, daß mein Besuch bei meinem Bruder von irgend einem Menschen mißdeutet werden könnte — — und die Entdeckung, plötzlich dadurch in eine zweideutige Lage gekommen zu sein, machte mich fast wahnsinnig. Was hat dieser Mann gewagt mir zu sagen in seiner blinden Wut!“

„Dieser wütende Zorn aber verrät gerade, wie hoch er Sie gestellt, wie furchtbar ihn das plötzlich erwachte Mißtrauen schmerzte!“ sagte Georg mit starker Selbstüberwindung.

„Aber — o! Wie konnte er mir mißtrauen!“ rief Lola, glühend vor Empörung.

„Von meinem Standpunkt aus — verstehe ich das ja auch nicht,“ versetzte Radeck langsam, sorgfältig die Worte abwägend, ehe er sprach. „In meinen Augen ist Liebe der Inbegriff des höchsten Vertrauens — aber ich bin gerecht genug, nicht jeden mit meinem Maßstabe messen zu wollen — und wenn Bergen reumütig den Weg zu Ihnen zurückfindet —“

„Niemals! Niemals wieder! Ich will ihn nie wiedersehen!“ sagte Lola leidenschaftlich.

Georg lächelte trübe.

„Er war gestern mittag bei Ihnen?“ fragte er.

Sie nickte stumm.

„Ich dachte es mir — Frau Banker erzählte mir eine lange Litanei, als ich Sie um elf Uhr in Ihrer Wohnung aufsuchen wollte — daß Ihr erster Besucher Ihr Bruder gewesen, erkannte ich natürlich sogleich und konnte es der besorgten Alten sagen — der zweite mußte Bergen sein, das sagte mir eine Stimme in meinem Innern. Dann gab mir die Frau Ihr Billet, worin Sie mir sagten, daß Sie Hans aufsuchen müßten — ich solle Sie erwarten. Das vermochte ich nicht. Mir war, als ob ich zu Hans müßte, Sie dort unter meinen Schutz zu nehmen — ich kam gerade zur rechten Zeit!“

Lola sah ihn groß und ernst an.

„Sie mißtrauten mir nicht? Keinen Augenblick? Auch nicht bei Frau Bankers Erzählungen?“ fragte sie.

„Ich — Ihnen mißtrauen?“ sagte Georg mit einem halben Lächeln. „Kind! — Sagte ich's Ihnen nicht vorhin: ‚Für mich ist Liebe der Inbegriff von Vertrauen‘? Und sehen Sie, Lola“ — er wurde plötzlich wieder tief ernst — „das da ist es, was mich jetzt noch an Ihrer Seite festhält! Ich sagte Ihnen damals, daß ich erst verzichten würde, wenn ich wüßte, daß Sie einen andern lieben, und daß Sie mit ihm ein volles Glück finden werden. Der erste Teil hat sich erfüllt —“

„Nein, nein!“

„Doch, doch! Ich gebe mich keinen überflüssigen Hoffnungen mehr hin, Lola — aber aufgeben kann ich Sie erst, wenn ich Ihr Glück an jenes andern Mannes Seite

gesichert weiß — und das ist bisher nicht der Fall! So werde ich fernerhin über Ihnen wachen, bis Sie — mich nicht mehr nötig haben — bis jener Mann sich Ihrer Liebe würdig zeigt! — Und nun sind wir vor dem Hotel Metropol angelangt, und ich werde Sie jetzt zu Mlle. Héricourt führen — denn Ihre liebe, alte Freundin ist es, die ich Ihnen als Weihnachtsüberraschung mitgebracht hatte!"

„Georg!" Lola richtete sich in freudigem Schreck empor und faßte mit überströmenden Augen seine Rechte. „Sie! Wieder Sie! Das haben Sie auch wieder für mich gethan?"

„Darum konnte ich erst gestern abend reisen," fuhr Georg fort, sanft Lolas Hand festhaltend. „Die gute Mademoiselle behauptete am Donnerstag abend, als ich ihr nicht allzuhartes Herz völlig erweicht hatte, daß sie vor Freitag abend nicht reisefertig wäre. Wir kamen heute vormittag halb zehn Uhr hier an — ich habe sie im Hotel installiert und bin dann zu Ihnen gegangen, um Sie zu holen. Denn zu Ihnen kommen wollte sie durchaus nicht, die gute, wunderliche, alte Dame. Sie hat eine dunkle Idee, daß Sie in einem Stalle zwischen lauter Pferden campieren, oder sonst in einer ganz entsetzlichen Umgebung!"

Sie waren vor dem Hotel ausgestiegen. Radeck führte seine Begleiterin die Treppe hinauf bis zu Mlle. Héricourts Thür und verließ sie dann, um den beiden Frauen Gelegenheit zu ungestörter Aussprache zu gewähren.

Zwei Stunden später trat Lola wieder aus dem Zimmer ihrer alten Erzieherin und schloß leise die Thür hinter sich. Sie hatte mit der alten Dame in deren Zimmer zu Mittag gespeist und wollte ihr nun Ruhe zu einem gedeihlichen Nachmittagsschläfchen lassen, da Mlle. Héricourt während der nächtlichen Fahrt schlecht geschlafen hatte und sehr ermüdet war. Sie wandte sich der großen Haupttreppe des Hotels zu — zwei Zimmer weiter hatte sich gleichfalls eine Thür geöffnet, und ein älterer Offizier in Generalsuniform verabschiedete sich von einem Bekannten, den er anscheinend hier im Hotel aufgesucht hatte. Der General schritt vor ihr die Treppe hinab, blieb aber plötzlich auf halber Höhe derselben stehen und beugte sich aufhorchend über das Geländer, und Lola stand einige Stufen höher gleichfalls still, denn es war ihr Name, der da unten eben genannt wurde.

„Dann ist es also doch wohl nicht die schönste und jugendlichste aller Excellenzen, die diese brave Stadt aufzuweisen hat, sondern wirklich die reizende Lola Astier!" sagte die knarrende, unangenehme Stimme des Regierungsrat von Messerfeld. Lola kannte ihn — er hatte sich ihr einmal im Cirkus vorstellen lassen.

„Nach dem, was Freund Scheerenberg sagt, allerdings," sagte die sanfte Stimme eines ältern Herrn, dessen ehrwürdiges weißes Haar förmlich zu ihr heraufleuchtete; „wenn Herr von Bissich nicht etwa zwei Fliegen —"

„O fi donc, mein Teuerster!" sagte der Regierungsrat lachend.

„Jedenfalls," rief Scheerenberg gewichtig, „ist es Thatsache, daß ich Bissich heute vormittag in einem Juwelierladen treffe, wo er gerade ein prachtvolles Armband aussucht. Er grüßt mich, bezahlt und sagt ganz gemütlich zu der Verkäuferin — so laut, daß ich's deutlich hören konnte: ‚Sie schicken also das Etui und diesen

Brief übermorgen, am Weihnachtsabend, an Fräulein Lola Astier. Die Adresse wissen Sie!' Ich erzählte die Geschichte vorhin da drinnen (der Assessor zeigte auf das Klubzimmer) dem Herrn von Bergen, und als er ausrief: ‚Das ist nicht möglich!' sagte ich mit gutem Gewissen: ‚Ich bitte Sie, es ist ja stadtbekannt, daß Bissich neulich im sehr zärtlichen tête à tête mit der schönen Schulreiterin in Rosenhausen gesehen worden ist!' — — Denn da wir augenblicklich nur eine Dame dieses Namens in unsern Mauern beherbergen, so ist unsre schöne Amazone entschieden auch diejenige, die am Mittwoch so hingebend in Bissichs Armen lag!"

Assessor Scheerenberg kam nicht weiter mit seiner Erzählung. Bis an sein Lebensende vergaß er nicht den Schreck, der ihn in diesem Augenblicke überfiel. Der reiche Amerikaner, Herr von Radeck, hatte vor wenigen Minuten den Speisesaal des Hotels verlassen und war im Begriff gewesen, an den drei plaudernden Herren vorbei die Treppe zum obern Stockwerk emporzusteigen. Jetzt stand er plötzlich mit flammenden Augen vor dem geschwätzigen kleinen Herrn.

„Sie werden diese infame Verdächtigung augenblicklich zurücknehmen, Herr Assessor," sagte er in so drohendem Tone, daß Scheerenberg angstvoll zurückwich. „Ich dulde nicht, daß das Geringste gesagt wird, was einen Schatten auf Fräulein Astiers Ruf werfen könnte — ich werde jedermann zur Verantwortung zu ziehen wissen, der es wagt, Nachteiliges über diese Dame zu äußern!"

Scheerenberg retirierte immer weiter, während seine beiden Freunde sich angstvoll ansahen. Dieser Amerikaner war ja ganz rabiat! Das gab am Ende gar ein Duell — das sollte ihnen passen!

„Herr von Bissich wird den Schmuck jedenfalls sofort zurückgesandt erhalten!" sagte der Regierungsrat mit süßlichem Lächeln; „ich wenigstens habe nie daran gezweifelt, daß Fräulein Astier eine Dame von tadelloser Lebensführung ist!"

Alter Kriecher! dachte des Regierungsrats getreuer Freund, der alte Oberamtmann; und dann wandte er sich mit seiner weichen Stimme an Radeck: „Es ist eine zu unangenehme Thatsache, daß derartige Gerüchte so leicht auftauchen können. Nun hat es der Zufall gewollt, daß Herr von Bissich am Mittwoch im Rosenhauser Park zu Pferde neben einer Dame gesehen worden ist, die eine leichte Ähnlichkeit mit Fräulein Astier gehabt haben soll, und die Geschichte ist fertig!"

„Ich habe immer behauptet, daß es nicht Fräulein Astier war, die sich dort im Park hat von Bissich küssen lassen, sondern daß die betreffende Dame eher Ähnlichkeit mit Excellenz von Kussow hatte!" rief der Assessor eifrig.

Der arme Assessor! Er hatte entschieden seinen Unglückstag heute. Die Treppe herunter klirrten Sporen, und eine ruhige, langsame, etwas näselnde Stimme sagte: „Die Herren haben wohl die Güte, einen Augenblick mit mir in die Klubräume einzutreten. Wenn auch die Hotelgäste augenblicklich noch bei der Table d'hote sind, könnte doch ein Unbefugter das Vestibül betreten und dabei etwas von Ihren interessanten Erzählungen hören, meine Herren — und es wäre mir lieber, wenn Sie mir ohne überflüssige Zeugen mitteilen wollten, was Sie von meiner Frau wissen!"

Wäre ein Blitzstrahl in unmittelbarer Nähe der drei Herren eingeschlagen, so hätte er nicht größere Bestürzung bei ihnen hervorrufen können. — — Der General lächelte ein wenig verächtlich, als sein Blick über die drei schreckensblassen Gesichter

flog — dann schritt er stumm dem Klubzimmer zu und forderte das unglückliche Trio durch eine gebieterische Handbewegung auf, ihm zu folgen.

„Sie bitte ich gleichfalls darum, mein Herr," sagte er mit ruhiger Freundlichkeit zu Radeck; „wie mir es scheint, sind Sie auch bei dieser Angelegenheit beteiligt!"

Die fünf Herren traten in das Vorzimmer des Klubs ein. Sobald sich die Thür hinter ihnen geschlossen, flog eine leichte Mädchengestalt atemlos die Treppe hinunter, an dem erstaunten Portier vorbei, durch das große Hauptportal ins Freie.

XXI.

Die Klubräume waren um diese Zeit fast leer — die Herren dinierten erst um vier Uhr. Nur im Lesezimmer ging eine hohe Männergestalt in qualvoller Unruhe auf und ab auf dem weichen Teppich — das war der große Majoratsbesitzer, Herr von Bergen.

„Es ist mir lieb, daß ich Sie hier treffe, mein lieber Bergen," sagte der General mit ernstem Gruße. „Sie können mir eventuell nachher einen großen Gefallen erweisen!"

„Ich stehe zu Eurer Excellenz Verfügung," sagte Bergen, erstaunt aus seinem Nachsinnen auffahrend.

„Verbindlichen Dank — und Sie, mein Herr — ich entsinne mich dunkel, Sie vor Jahren schon einmal gesehen zu haben — standen Sie nicht früher bei den Dysenburger Küraſſieren?"

„Zu Befehl, Excellenz — mein Name ist von Radeck — ich hatte vor circa vier Jahren den Vorzug, Excellenz vorgestellt zu werden."

„Sehr wohl — nun, meine Herren, bitte ich Sie beide um Ihre Unterstützung bei der Untersuchung, die ich hier vorzunehmen gedenke. Es handelt sich darum, festzustellen, in welcher Weise der Name meiner Frau mit dem meines Adjutanten, des Major von Bissich, in Zusammenhang steht, und worauf sich die schätzenswerten Mitteilungen dieser Herren begründen!" Das Auge des alten Soldaten überlief aufblitzend die drei Jammergestalten vor ihm. „Ich ersuche Herrn Assessor Scheerenberg und die beiden andern Herren hier, mir jede meiner Fragen präcise zu beantworten. Ich mache Sie noch einmal darauf aufmerksam, daß Sie für die Richtigkeit Ihrer Behauptungen voll und ganz einzustehen haben! Wer von Ihnen hat am Mittwoch Herrn von Bissich mit einer Dame zusammen im Rosenhausener Park in der beschriebenen Situation gesehen?"

„Assessor Scheerenberg!" sagte Herr von Messerfeld.

„Herr von Messerfeld!" sagte Assessor Scheerenberg.

Und dann sahen sich die beiden Freunde sehr feindlich an.

„Also beide Herren! Um wieviel Uhr war das?"

„Nachmittags zwischen zwei und drei Uhr."

„Und Sie haben die Dame nicht deutlich erkannt?"

„Wir sahen sie nur von rückwärts — sie hatte blondes Haar, schöne, schlanke Figur, wundervolle Haltung!"

„Und Sie behaupten, daß es entweder meine Frau oder Fräulein Astier gewesen sein muß?"

„Soviel wir erkennen konnten —"

„Es war etwas nebelig an dem Tage —"

„Es dämmert jetzt schon so früh," half der Dritte ein.

„Zwischen zwei und drei Uhr noch nicht — außerdem war am Mittwoch ungewöhnlich schönes, klares Wetter," sagte Excellenz von Kussow ruhig. „Ich werde die hier festgestellten Thatsachen sofort weiter verfolgen — wehe Ihnen, meine Herren, wenn sie sich als unrichtig erweisen sollten! Sie haften mir mit Ihrer Person für jedes ihrer Worte!"

Er grüßte die drei Freunde sehr kurz und verließ dann mit Bergen und Radeck den Klub. „Sie werden also die Güte haben, mich zu begleiten," sagte er; „wenn es Ihnen recht ist, Herr von Radeck, stellen wir zunächst fest, wo Fräulein Astier am Mittwoch gewesen ist —"

„Fräulein Astier ist unter keinen Umständen mit Herrn von Bissich unter den beschriebenen Verhältnissen in Rosenhausen gewesen," sagte Georg Radeck rasch.

„Woher behaupten Sie das?"

„Ich kenne sie von Kindheit an sehr genau und weiß, daß sie dessen nicht fähig wäre," sagte Georg warm.

Der General lächelte. Es war ein melancholisches Lächeln.

„Sie werden mir zugeben, daß wir der Sache nicht mit Meinungen und Ansichten, sondern mit Thatsachen und Beweisen zu Leibe gehen müssen," sagte er. „Und da ich der soviel Ältere bin, werden Sie mir wohl die Führung überlassen dürfen. Fräulein Astier hatte ja im November einen so schweren Unfall — seit wann reitet sie wieder? Wissen Sie das?"

„Sie wollte am Mittwoch mittag zum erstenmale wieder ausreiten," sagte Georg ruhig.

Bergen machte unwillkürlich eine Bewegung heftigen Erschreckens.

„Wo stehen ihre Pferde?"

„Im Cirkusgebäude selber."

„Wir werden also einen Wagen nehmen und nach dem Cirkus hinausfahren."

„Einen Augenblick!" bat Georg rasch. „Wenn Excellenz anstatt dessen vielleicht Dr. Lüders, der Fräulein Astiers Arzt ist, befragen wollten — er wohnt in unmittelbarer Nähe dieses Hotels und weiß vielleicht, ob sie am Mittwoch in der That schon hat spazierenreiten können!"

Die Herren hatten das Glück, den vielbeschäftigten Arzt vor der Thür seines Hauses zu treffen, als er gerade im Begriff war, sein Coupé zu verlassen.

„Haben Sie einen Augenblick Zeit?" fragte Georg, die Hand auf Dr. Lüders Arm legend.

„Für Sie? Immer!" sagte Dr. Lüders jovial und ließ sich dem General vorstellen.

„Diese Herren möchten sich bei Ihnen nach Fräulein Astiers Befinden erkundigen, sie interessieren sich lebhaft dafür," sagte Radeck.

„Ich weiß! Ich weiß!" schaltete Dr. Lüders behaglich ein und blinzelte Bergen vergnügt zu.

„Und sie möchten wissen, ob Fräulein Astier schon im stande gewesen ist, nach ihrem unheilvollen Sturze ein Pferd zu besteigen," fragte Radeck weiter.

Dr. Lüders sah ihn komisch erstaunt an.

„Aber bester Herr von Radeck! Ich erzählte Ihnen doch — war's nicht am Montag? — daß sie's Mittwoch zum erstenmale wieder probieren wollte!"

„Und sie ist ausgeritten am Mittwoch?" sagte Bergen hastig.

„Bewahre! Nicht aufs Pferd kam sie!" versetzte Dr. Lüders gemütlich. „Sie fing an zu weinen und am ganzen Leibe zu zittern, als sie ihren nichtsnutzigen Castor nur von weitem sah — und ich sagte sofort zu Ballini: Lassen Sie ihr lieber noch ein wenig Zeit! Sie ist noch zu schwach und zu nervös! Das findet sich wieder!"

„Sie ist aber am Mittwoch nachmittag zwischen zwei und drei Uhr zu Pferde gesehen worden," sagte der General.

„Da sind Excellenz falsch berichtet worden — ich weiß das zufällig ganz genau," meinte der Doktor sehr heiter; „um die angegebene Zeit war sie am Mittwoch bei uns. — — Sie war nach ihrem verunglückten Versuch in der Manege so niedergeschlagen und apathisch, daß ich sie kurz entschlossen in meinen Wagen packte und mit nach Hause zu meiner Frau nahm. Die behielt sie dann gleich zu Tische da und freundete sich so mit ihr an, daß sie sie gar nicht wieder von sich lassen wollte. Während ich von drei bis vier Sprechstunde abhielt, schwatzten die beiden wie zwei Schwestern zusammen im Nebenzimmer, und nach dem Kaffee, so gegen fünf Uhr, haben meine Frau und ich sie sehr vergnügt und erfrischt wieder nach Hause gebracht."

Dr. Lüders schmunzelte in der Erinnerung an die Freude, die seine kleine Frau über den lieblichen Gast gezeigt. Dann zog er höflich den Hut und grüßte abschiednehmend — es war bereits fast drei Uhr, und er mußte vor der Sprechstunde noch eiligst zu Mittag speisen.

Der General wandte sich an Radeck, sobald Dr. Lüders in seiner Hausthür verschwunden war.

„Die Feststellungen sind, soweit Sie dabei interessiert sind, beendet," sagte er ruhig; „Fräulein Astiers Alibi ist glänzend bewiesen — ich wünsche Ihnen Glück, mein Herr von Radeck! Fräulein Astier ist Ihre Braut?"

Bergen fuhr herum — er begegnete Georgs Auge — eine Minute lang ruhten die Blicke der beiden Männer ineinander. Zum erstenmale heute — sie hatten es bisher vermieden, sich anzusehen, und außer einem stummen Gruß im Anfang scheinbar nicht voneinander Notiz genommen. Ein wildes, verzweifeltes Trotzgefühl kam über Georg — er warf den Kopf stolz zurück und sagte, während seine Augen noch an denen des andern hingen:

„Ich hoffe zu Gott, Excellenz, daß sie es einst sein wird!"

Der General neigte grüßend das Haupt — Bergen machte eine jähe Bewegung, aber er schwieg. Er hatte ja kein Recht mehr, zu hoffen — — Georg von Radeck kehrte in das gegenüberliegende Hotel zurück, und der General wandte sich zu dem schweigsamen Begleiter, der ihm geblieben war.

„Ich denke, wir nehmen jetzt einen Wagen und fahren direkt nach dem Divisionsgebäude — Sie begleiten mich weiter?"

Bergen verbeugte sich stumm; und schweigend fuhren sie die kurze Strecke nebeneinander. In der Nähe des Divisionskommandos ließ der General plötzlich halten — die Herren stiegen aus und bogen in die kleine Seitenstraße, die um das Dienstgebäude herum nach dem Hofe und den Stallungen führte.

Der General trat in den Stall, in dem seine Pferde standen, und winkte seinem Reitknecht, der sorglich das eine der Tiere putzte.

„Ist Ihre Excellenz heute ausgeritten?“ fragte er.

„Nein, Excellenz! Diese ganzen Tage über nicht — seit Mittwoch nicht,“ meldete der Bursche.

„Ach ja —“ sagte sein Herr halblaut, wie zu sich selbst sprechend. „Da ritten wir ja zusammen — nicht wahr?“ fragte er plötzlich und sah den jungen Menschen scharf an.

„Zu Befehl, nein, Excellenz!“

„Richtig — ich entsinne mich — du hast Ihre Excellenz allein begleitet? — Ich war zum Frühstück beim Kommandierenden,“ setzte er zu Bergen gewandt hinzu.

„Bis Rosenhausen — jawohl, Excellenz.“

Der General bückte sich und betrachtete prüfend das rechte Vorderbein des Pferdes.

„Die Sehne scheint mir ein ganz klein wenig dick zu sein — achte ja darauf!“ sagte er. „Ist denn Major von Bissich nicht Mittwoch mittag mit Ihrer Excellenz geritten? Ich hatte ihn doch darum gebeten!“

„Der Herr Major holten Ihre Excellenz erst im Rosenhausener Park ein,“ versetzte der Reitknecht prompt.

„Nun, das war ja gut — da konntest du gleich umkehren — ich hatte Ihre Excellenz gebeten, dich dann zurückzuschicken, damit die Liese noch zum Hufschmied kam.“

„Jawohl, Excellenz — ich bin sofort umgekehrt — die Liese habe ich noch vor vier Uhr beschlagen lassen.“

„Es ist gut!“ sagte der General, sich plötzlich abwendend. „Herr von Bergen, ich führe Sie heute gleich vom Hofe aus in meine Wohnung hinauf — es ist der kürzeste Weg.“

Sie schritten über den Hof, durch die Hinterthür, die Treppe hinauf zu der Dienstwohnung des Generals, die im ersten Stockwerk lag. Bergens Blick streifte seitwärts das zu Stein erstarrte, aschfahle Gesicht des Generals — ein tiefes Mitgefühl erfüllte ihn für den alternden Mann, der mit eiserner Konsequenz seine Nachforschungen weiter verfolgte, wenn er auch unter ihrer Last fast zusammenbrach.

„Excellenz,“ sagte Bergen halblaut, als sie oben angelangt waren und der Hausherr ihn über den teppichbelegten Korridor nach seinem Arbeitszimmer führte — „noch kann alles sich zum guten aufklären! Ich hoffe es von ganzem Herzen — —“

Der General winkte abwehrend mit der Hand. Sie hatte ihm gesagt, daß sie den geplanten Spazierritt am Mittwoch nicht ausgeführt hätte — sie sei nach wenigen Minuten wegen Kopfweh umgekehrt.

Er öffnete leise die Thür seines Zimmers und hieß Bergen durch eine Handbewegung eintreten. Dann schritt er geräuschlos auf dem dicken Smyrnateppich zu der gegenüberliegenden Thür hinüber und schlug die Portière zurück, die das Wohnzimmer seiner Frau von dem seinen trennte. Es dämmerte bereits im Innern des zierlichen Boudoirs — Fanny stand in der Fensternische und las einen Brief, den sie in diesem Augenblicke zärtlich an ihre Lippen drückte. — Der General war mit wenigen, lautlosen Schritten neben ihr und packte mit eisernem Griff ihre Rechte, die das Billet hielt.

Fanny stieß einen Schreckensschrei aus und starrte entsetzt in die funkelnden Augen ihres Gatten. Dann raffte sie sich zusammen, die Angst gab ihr Kräfte, sie versuchte, ihm das Billet zu entreißen. Aber er schleuderte sie mit einer heftigen Bewegung fort und hob den linken Arm abwehrend gegen sie, während er den Brief las, den sein Weib eben so zärtlich geküßt hatte. Jetzt hatte er ihn beendet — er ballte das Papier zu einem Knäuel zusammen und warf es ihr vor die Füße.

„Elende!" sagte er mit starker Stimme, als er an ihr vorüberschritt.

Fanny fiel jammernd auf die Knie. — „Ich bin unschuldig! Bei Gott! ich bin unschuldig!" schrie sie in Todesangst. Er beachtete sie nicht — er ging in sein Arbeitszimmer zurück, an dem erschütterten Bergen vorüber, auf seinen Schreibtisch zu.

„Einen Augenblick, mein lieber Bergen," sagte er dann. „Ich will nur noch mein Abschiedsgesuch schreiben — — dann bedarf ich Ihrer Hilfe, um einen Buben zu züchtigen!"

XXII.

Lola hatte in fliegender Hast den Weg nach ihrer Wohnung angetreten. In der Nähe des Hauses angelangt, ging sie langsamer, und vor der Thüre blieb sie wohl eine Minute lang stehen und drückte sinnend die Hand an die Stirn, ehe sie schellte. Dann ging sie in ihre kleine Wohnung hinauf, legte im Schlafzimmer ruhig, methodisch Handschuhe, Mantel, Hut ab und räumte die einzelnen Gegenstände fort. Darauf schritt sie in ihr Wohnzimmerchen hinüber und blieb wieder einen Augenblick nachdenklich stehn. Ruhe! Ruhe! Die mußte sie jetzt vor allen Dingen haben. Ruhe — Muße, um nachzusinnen über das große, neue, wunderliche Empfinden, das in ihr aufgestiegen war — Sammlung, um zur Erkenntnis zu gelangen. Es war ihr, als ob alles, was sie in den letzten Monaten erlebt, ganz außerhalb ihrer selbst, losgelöst von ihr war, wie ein fremdes Menschenschicksal, das sie staunend, aber doch voll gemäßigter Anteilnahme nur, mit erlebt hatte. Sie war so wenig allein gewesen in den letzten Tagen — sie mußte Zeit haben, sich wieder zu sich selber zurückzufinden. Dann würde sie das alles verstehen, was noch dunkel, rätselhaft, in der Tiefe ihrer Seele vor ihr selbst verborgen lag — —

Mechanisch ließ sie sich am Schreibtisch nieder und warf einige flüchtige Zeilen an Mlle. Héricourt aufs Papier. Sie bat die alte Dame, sie zu entschuldigen, wenn sie sie heute nicht wieder aufsuchte — sie bedürfe der Ruhe und wäre nicht im stande, einen Besuch zu machen oder zu empfangen. Das möchte Mlle. Héricourt auch Georg Radeck sagen, und zugleich, daß sie ihn bäte, sie morgen vormittag abzuholen und zu der alten Freundin zu geleiten.

Sie schickte die kleine Tochter der Wirtin mit dem Briefchen fort und verriegelte die Thür hinter dem Kinde. Nun war sie allein — ganz allein — sicher vor jeder Störung. Wie das wohl that! Sie ging im Zimmer auf und ab mit lautlosem Schritt, der immer ruhiger und leichter wurde. Es war so still auch da draußen — der Schnee fiel nicht mehr vor den Fensterscheiben — die Wolken waren zerrissen, der blaue Himmel lugte zwischen ihnen hervor — die scheidende Sonne färbte die geballten Wolkenmassen mit rosiger Glut. Und dann verblaßten sie wieder, verschwanden

immer mehr und löften sich auf in der Dämmerung, die tiefer und tiefer herabsank. — — Lola trat ans Fenster und sah mit gefalteten Händen zum Himmel auf, an dem ein Stern nach dem andern aufsprühte. Die Glocken läuteten draußen den letzten Adventssonntag ein, und da oben wurde in funkelnder Pracht der himmlische Weihnachtsbaum angezündet. Wie das leuchtete und blitzte über der weißen, schlafenden Erde! Die unermeßlichen, Glut und Leben sprühenden Welten rollten unhörbar den für ewig geregelten Gang. Ihre gewaltige, stummberedte Sprache löste nicht, wie das sanfte, körperlose Mondlicht, Denken und Fühlen auf in traumhafte Ruhe. Sie predigten von Leben und Schaffen, von machtvollem, unermüdlichem Kampfe, von der unbegrenzten Ordnung in der scheinbar grenzenlosen Regellosigkeit.

Die großen, tiefen Mädchenaugen, die in dieser Abendstunde zu ihnen aufsahen, empfingen Antwort von ihnen auf die ungelöste Frage, die in Lolas Herzen lag. Und der schimmernde Glanz der Sterne war nicht reiner, wie diese Augen waren!

Die Gestirne rollten weiter auf ihren geheimnisvollen Bahnen durch das Weltall; sie schwanden dahin und versanken, und die Sonne siegte über die lange Winternacht. Sie warf lange Strahlen über die Erde, die so friedlich ruhte unter ihrer weißen Decke; sie spiegelte sich in den Fenstern wieder und weckte glitzernde Reflexe aus den Eiszapfen, die von den Dächern herabhingen. Und sie schien in Lolas Zimmer und strahlte aus den großen, ernsten Augen wieder, die sich nach erquickendem Schlummer dem Lichte erschlossen. Welch herrlicher Wintertag das war! Er sprach von neuem Leben, vom Sieg des Lichts, und Lolas Herz war frei und leicht. Wie die Glocken läuteten und lockten! Sie war lange in keiner Kirche mehr gewesen — seit Walddorf nicht. Walddorf! Wie weit das ablag! Weit zurück in der Vergangenheit mit seinem schwülen Sommerzauber! Die Erinnerung daran that heute nicht mehr weh. — —

Und Lola ging zur Kirche, nachdem sie Frau Ballini einen fröhlichen Morgengruß zugenickt hatte.

Frau Ballini stand jetzt wieder am Fenster und schaute nach ihrem Liebling aus. Die Glocken der kleinen, nahegelegenen Vorstadtkirche erklangen von neuem — Lola mußte sogleich wieder heimkehren. Richtig! Da kam sie schon die Straße herab, ruhigen, leichten Ganges, einen Ausdruck stillen Friedens in dem lieblichen, von der Kälte leicht gerötenten Antlitz. Wie blühend sie heute aussah! Die gute Frau am Fenster fühlte eine Freudenthräne ins Auge steigen. Und dann bog sie sich vor und blickte verwundert hinaus. Ein großer, hochgewachsener Herr war schon längere Zeit drüben auf der andern Seite der Straße auf und ab geschritten und hatte zu ihrem Hause hinübergesehen, ohne daß Frau Ballini ihm sonderliche Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Jetzt kam er hastig quer über die Straße herüber und mit abgezogenem Hute gerade auf Lola zu.

„Gnädiges Fräulein! Fräulein von Machingen!“ sagte Bergen mit flehender Stimme, als er Lola erreicht hatte.

Sie wollte, ohne aufzublicken, an ihm vorüber, aber er vertrat ihr mit einer Gebärde der Verzweiflung den Weg.

„Sie kommen aus der Kirche,“ sagte er hastig, auf das Gesangbuch zeigend, das sie in der Hand trug. „Haben Sie da nicht gehört, daß man seinen Schuldnern

vergeben soll? Fräulein von Machingen, seien Sie barmherzig — gönnen Sie mir einen kurzen Augenblick Gehör — ich muß Sie sprechen!"

Sie sah ihn prüfend an, ohne daß sich Schreck oder Unruhe in ihrem schönen Gesicht gezeigt hätte. Dann neigte sie stumm das Haupt und lud ihn mit einer Handbewegung ein, ihr ins Haus zu folgen.

Frau Ballini kam ihr im Vorsaal entgegen — Lolas Gespräch mit dem Unbekannten da draußen hatte sie ein wenig beunruhigt. Lola sah sie bittend an.

„Liebe Frau Ballini, würden Sie mir gestatten, einen Augenblick in Ihre Wohnung einzutreten?" fragte sie. „Oder ist Ihr Gatte zu Hause?"

„Nein, er kommt erst mittags aus dem Cirkus zurück."

„Dann erlauben Sie, daß ich in Ihrer Wohnung eine kurze Unterredung mit diesem Herrn habe — ich werde Sie nicht lange stören."

Frau Ballini öffnete ohne ein Wort des Erstaunens die Thür zu ihrem Wohnzimmer und sagte mit dem Takt, den die einfache Frau aus ihrem guten Herzen schöpfte: „Sie stören durchaus nicht — es ist kein Mensch außer mir in der Wohnung, und ich habe in der Küche zu thun!"

„Bitte, treten Sie hier ein, Herr von Bergen," sagte das Mädchen ruhig. Dann wandte sie sich mit halblauter Stimme an Frau Ballini: „Haben Sie vielen Dank — und wenn Georg Radeck in dieser Zeit kommen und nach mir fragen sollte, weisen Sie ihn bitte gleichfalls herein!"

Sie trat in das Zimmer und zog die Thür hinter sich zu. Es war ein sehr alltäglich, ja spießbürgerlich möbliertes Gemach — es hatte gar nichts von einem „Künstlerheim," wie Direktor Ballini oft klagend sagte. Nur ein paar Pferdebilder und ein großer Lorbeerkranz mit mächtiger, roter Schleife, der über dem Sofa hing, erinnerten allenfalls an den Beruf des Besitzers. Dafür sah es peinlich sauber und ordentlich in dem kleinen Zimmer aus.

Bergens glühendster Wunsch war erfüllt — er war allein mit Lola Astier — nein, nicht mit Lola Astier — der Name der Schulreiterin sollte aus seinem Gedächtnis verbannt werden — könnte er ihn nur aus der Erinnerung der Menschen auslöschen! Die vier Jahre auslöschen, die seit dem Tode ihres Vaters vergangen waren! Denn er fühlte deutlich — auch in diesem Augenblicke, wo ihn nach qualvoll verbrachter Nacht heißeste Sehnsucht noch einmal zu ihr geführt hatte — daß er selbst diese vier Jahre nie — nie würde überwinden und vergessen können. Er hatte nicht gewagt, ihr Haus zu betreten — er hatte nur halb unbewußt, von peinvoller Unruhe getrieben, die Schritte hierher gelenkt. Aber als er sie nun plötzlich vor sich sah — aus der Kirche heimkehrend — das süße Gesicht voll Andacht und Frieden — da flammte das Bewußtsein seiner Liebe jäh in ihm empor, und die verzweifelnde Angst, sie für immer zu verlieren, gab ihm den Mut, sie anzureden.

Er trat mit leidenschaftlicher Gebärde auf sie zu und wollte ihre Hände ergreifen und an sich ziehen. Aber das Mädchen wich vor ihm zurück und schüttelte abwehrend das schöne Haupt.

„Nicht so! Herr von Bergen!" sagte sie mit ruhigem Ernste. „Versuchen Sie nicht, sich mir zu nähern, wenn Sie wollen, daß ich Sie anhören soll. Sie nannten mich vorhin bei meinem wirklichen Namen — wer hat Ihnen gesagt —?"

Bergen war erbleichend zurückgetreten. „Ihr Bruder, sobald Sie seine Wohnung verlassen hatten," sagte er tonlos. — „O, Lenore! Was für ein blöder Thor bin ich gewesen! Welche Qualen habe ich um Sie gelitten, als ich an Ihnen zweifeln mußte! Und nun ist alles nicht wahr gewesen — dies nicht und das andre auch nicht — und Ihr geliebtes Bild steht wieder rein vor meinen Augen, vor meiner Seele — —"

„Welches andre ist auch nicht wahr gewesen?"

„Was die giftigen Zungen im Klub da von Ihnen gesagt hatten —"

„Das haben Sie auch geglaubt?" fragte das Mädchen langsam. Groß, ernst forschend sah sie zu ihm hinüber — mit demselben durchdringenden, grübelnden Blick, mit dem sie gestern Georg Radeck gefragt: ‚Sie mißtrauten mir nie? Keinen Augenblick?'

„Können Sie das nicht verstehen und entschuldigen?" fragte Bergen in höchster Erregung. „Ihr Beruf — Ihre Lebensstellung, die Sie so häufig, auf so ganz andre Weise mit Männern in Berührung bringt, wie ein Mädchen in weniger exponierter Lage — — Freilich Sie! Sie! Sie stehen so hoch über all den andern — —"

„Wenn aber die gemeine Verleumdung ihr Haupt erhebt, so zerstört Sie Ihnen das feste, klare Bewußtsein davon!" unterbrach ihn Lola; zum erstenmale an diesem Vormittage klang eine leichte Bitterkeit, etwas wie verborgenes Weh, aus ihrer sanften Stimme. „Jeder geschwätzige Neuigkeitskrämer, jeder boshafte Lügner vermag es Ihnen zu rauben — —"

„Zu rauben nicht, Lenore — aber mich im tiefsten Herzen unsäglich zu peinigen mit quälenden Zweifeln — ja, das vermag die Welt, ihre Meinung, ihr Geschwätz — ich gestehe offen meine Schwäche! Und ist nicht diese grenzenlose, qualvolle Eifersucht, dies wahnsinnige Mißtrauen, was mich wider meinen Willen überkommt, ein Zeichen meiner leidenschaftlichen Liebe zu Ihnen?"

„Liebe? Ist das wirklich Liebe?" sagte Lola sinnend, mit gedämpfter Stimme. Und dann richtete sie sich hoch auf und sah ihn fest an: „Liebe ist der Inbegriff, die Verkörperung höchsten Vertrauens! Sie haben das Wesen echter Liebe nicht richtig erfaßt, Herr von Bergen — —"

Er sah sie heiß flehend an. „Lenore! — Ist es nicht Liebe, tiefste, innigste Liebe, wenn ich Ihnen alles zum Opfer bringe, was bisher den Grundzug meines Wesens, meines Charakters ausmachte — meine Ansichten — meine Grundsätze — einen Teil meiner Stellung in der Welt — das alles erachte ich für nichts, wenn Sie — mein werden wollen —!"

Das Mädchen warf stolz das blonde Haupt zurück.

„Ich danke Ihnen, Herr von Bergen," sagte sie eiskalt; „ich nehme dies Opfer nicht von Ihnen an — der Platz, den Sie mir an Ihrer Seite bieten können, ist mir zu gering — —"

„Zu gering?" fragte Bergen hochmütig; auch er war plötzlich wieder schroffste Kälte. „Ich muß Sie bitten, mein gnädiges Fräulein, mir näher erklären zu wollen, wie Sie das meinen! Ich dächte doch, der Name, die Stellung meiner Frau —"

Lolas Blick wurde wieder milder. „Verzeihen Sie mir," sagte sie sanft; „ich habe mich da nicht ganz richtig ausgedrückt. Ich anerkenne voll die glänzende, äußere

Stellung, die Sie der Frau Ihrer Wahl geben können — aber ist sie es, die das Glück einer Ehe ausmacht? Sie würden die Erinnerung an meine frühere Laufbahn nie völlig überwinden — Sie würden in mir ewig die Kunstreiterin sehen, die Sie zu Ihrer Gemahlin — erhoben haben —"

„Fräulein von Machingen!" rief Bergen bewegt und heftig erschreckt — doppelt erschreckt vielleicht, weil er fühlte, daß sie nur aussprach, was er sich selbst im tiefsten Innern sagte — —

Lola sprach unbeirrt weiter — sie hatte seinen Zwischenruf wohl kaum gehört: „Sie würden mich mit Ihrer Eifersucht, Ihrem Mißtrauen stets aufs neue kränken, abwechselnd mich liebkosen und quälen — und das — würde ich nicht ertragen! Eine sanfte, demütig nur ihrer Liebe lebende Frau könnte es vielleicht — ich nicht — ich bin aus anderm Stoff gemacht! Ich weiß wohl, daß das ein Mangel meines Charakters, meiner Erziehung ist — mir hat eben von Kindheit an die milde leitende Mutterhand gefehlt. Ich bin ‚zwischen Pferden und Soldaten aufgewachsen', wie eine alte Verwandte einst von mir sagte!"

Sie hielt einen Augenblick inne und atmete tief auf, ehe sie mit sanftem Kopfschütteln fortfuhr: „Wer will behaupten, daß er einzig aus sich heraus das geworden ist, was er ist? Wir sind alle mehr oder weniger ein Produkt unsrer Erziehung, der Umgebung und äußerer Einflüsse — soll man nicht auch gelten lassen, was anders ist, wie wir? Sie aber verstehen das nicht in Ihrem vorurteilsvollen Stolze, der Sie ungerecht und einseitig macht — —"

„Ich danke Ihnen für die erschöpfende Charakteristik, mein gnädiges Fräulein," sagte Bergen mit großer Bitterkeit. Sie schwiegen beide einige Minuten hindurch — er sah sie an, wie sie da vor ihm stand — hochaufgerichtet, das ernste Auge so fest und prüfend auf ihn gerichtet — das freie, starke, selbstbewußte Weib — und er empfing von neuem den Eindruck, dessen er sich ihr gegenüber schon mehrmals dunkel bewußt geworden war — daß sie ganz anders sei, als das Ideal, das er sich früher vom Weibe, von seinem Weibe insbesondere, gemacht — von dem demütigen, hingebenden Weibe, das sich bedingungslos dem geliebten Manne unterordnet.

Er fuhr aus seinem Nachsinnen empor und raffte sich zusammen. Was sollte er noch hier! Er verbeugte sich stumm und wandte sich ab. Da kam sie auf ihn zu und reichte ihm mit einem traurigen Lächeln die Hand.

„Es ist unser Schicksal, daß wir beide einander immer wehthun müssen!" sagte sie mit bittendem Blick. „Scheiden Sie nicht im Groll von mir!"

Er ergriff ihre Hand — er sah ihr ins Auge — und da packte es ihn noch einmal — so schön! so begehrenswert! Hatte sie nicht recht? Und war sie nicht jedes Opfer wert?

„Lenore!" sagte er, leidenschaftlich ihre Hand an seine Brust ziehend; „lassen Sie uns alles, alles überwinden — ich will mit Ihnen gehen, wo niemand weiß, was Sie einst waren —"

Das Mädchen entzog ihm hastig ihre Hand: „Was ich war? Als ob ich mich dessen zu schämen brauchte!" sagte sie stolz. Ihr Blick flog an ihm vorbei zur Thür, die sich leise geöffnet hatte. Dort stand Georg und sah in namenlosem Schreck auf beide. „Nein, Herr von Bergen!" sagte sie fest; „lassen Sie mich — vergessen Sie

mich — wir beide gehören nicht zu einander! Verzeihen Sie mir jeden Schmerz, den Sie durch mich gelitten — ich habe Sie einst — sehr lieb gehabt — aber jetzt gehört meine Hand, mein Vertrauen, mein ganzes künftiges Leben dem Manne, der nie an mir gezweifelt hat!"

Georg trat atemlos aufhorchend näher, sie streckte ihm ernst die Hand entgegen: „Dieser hier ist's — wir sind eins fürs andre geschaffen — wir haben sie beide gelernt, ‚die hohe Schule des Lebens' — nichtwahr, Georg, mein treuster, mein einziger Freund?"

„O Lola!" sagte Georg erschüttert und beugte sich tief über die geliebte Hand. Der andre hatte stumm das Zimmer verlassen.

Lola sah mit einem sanften, stillen Lächeln auf das dunkellockige Haupt des Jugendgespielen hinab.

„Lola, Sie — kommen mit mir?" stammelte er.

„Wenn Sie es mit mir wagen wollen —" sagte das Mädchen leise und schüchtern.

Georg richtete sich hoch und stolz auf; ein freudiges, siegesgewisses Leuchten brach aus seinen Augen. Er legte seinen Arm um ihre schlanke Gestalt und zog sie sanft an sich. Ihr blondes Haupt lag an seiner breiten Brust. Es war ganz erfüllt von lauter hellen, freundlichen Gedanken, und in ihrem Herzen war wunderbare, friedvolle Ruhe.

Georg hob das gesenkte Köpfchen in die Höhe und sah tief in die Augen, die so vertrauend zu ihm aufsahen.

„Ja, Lola — ich wage es!" sagte er ernst und fest. „Ich vertraue auf dein starkes, gesundes Herz und auf meine tiefe, innige Liebe. Gehe getrost mit mir, mein Weib! Du sollst mich lieben lernen — und du wirst es!"

Das

Marienbild von Busowiska.

Novelle

von

Władysław Łoziński.

Autorisierte Übersetzung von Helena Majdańska.

I.

Der Geistliche von Staresiolo hatte zwar der Nasta gesagt, sie solle nicht immerfort weinen, ihr kleiner Wasylek sei doch jetzt sicherlich ein Cherub; die Ärmste konnte aber trotzdem ihren Schmerz nicht niederkämpfen, sondern vergoß bei der Erinnerung an das verstorbene Kind nur noch mehr Thränen. Und doch war es schon beinahe ein Jahr her, seitdem der alte Gevatter Danilo im heftigsten Schneesturm den kleinen Sarg nach dem Kirchhof von Busowiska getragen und mit einem Zipfel seines Schafpelzes sorgfältig bedeckt hatte, damit das daraufgeklebte buntgeblümte Papier von der Nässe nicht leide. Der Geistliche von Staresiolo hatte dies gesagt, um die Mutter zu trösten, als er sie einmal auf der Landstraße traf, während sie mit Briefen von Smolnica nach Spas eilte; und die arme Mutter hatte auch sofort bei dieser Versicherung ihr Herz erleichtert gefühlt, obgleich sie die Worte nicht ganz verstanden hatte, denn sie hörte jetzt zum erstenmale in ihrem Leben etwas von Cherubim. Als Nasta aber am nächsten Sonntag im Vorbeigehen in die lateinische*) Kirche von Staremiasto eingetreten war, wo gerade gepredigt wurde, und sie den Herrn Vikar Dzikowski von der Herrlichkeit des Schöpfers sprechen hörte, von den himmlischen Heerscharen, die den ewigen Thron umstehen, von den Cherubim und Seraphim, da verschlang sie seine Worte, als lausche sie einem, der gestern erst ihren Wasylek gesehen, ja sogar gesprochen hatte. Ohr und Kopf voll vom Gehörten, verließ sie die Kirche, und als sie nach Spas weiter eilte, reihte sie die Worte des Geistlichen wie Glasperlen auf ihren armen Gedankenfaden. Dieser Faden riß aber jeden Augenblick, die Worte rollten wie auf der Dorfstraße verstreute Glasperlen nach allen Richtungen fort; ein Wort nach dem andern ging verloren, nur *eines* blieb haften, das von den „himmlischen Heerscharen".

Und Nasta fühlte plötzlich eine große Unruhe im Herzen. Allem Anscheine nach hat der himmlische Herrscher auch Mannschaften und ein Heer, und ihr armer

*) Die Bevölkerung Galiziens gehört zwei Konfessionen an, der römisch-katholischen und der griechisch-katholischen — Bekenner der letzteren waren ursprünglich orthodoxe —, sogenannte Schismatiker, die seit 1596 die Union mit Rom eingegangen sind. Die Römisch-katholischen werden kurzweg Lateiner, ihre Kirche lateinisch ꝛc., die Griechisch-katholischen Unierte genannt. Anm. d. Übers.

kleiner Wasylek dient dort als Cherub. Ist er aber beim Militär, und wenn's auch das himmlische ist, so ist's dort am Ende, kann man's wissen, so wie beim kaiserlichen — und die Nasta hat schon so viele Soldatenbriefe vorlesen hören. Jeder Bursche schreibt nach Haus um ein paar Sechser, und wie streng der Herr Korporal ist, und erst gar der Herr Hauptmann! Nasta war sehr erschrocken — bis jetzt hatte sie um ihren kleinen Wasylek bloß geweint, jetzt kam sie aber plötzlich zur Überzeugung, daß sie hier auf Erden für das Los ihres Jungen, der da bei den „himmlischen Heerscharen" diente, zu sorgen hatte. Und so oder so mußte er es ja dort haben, sobald er diente, gut oder schlecht. Hatte er es schlecht, könnte man ihm da nicht helfen? Und ging's ihm gut, könnte es ihm nicht noch besser gehen? Die mütterliche Fürsorge folgte dem Kinde, das auf Erden keine Fürsorge mehr brauchte, bis in den Himmel. Nasta wäre am liebsten nach Staremiasto umgekehrt, um den Pfarrer Dzikowski über diese himmlische Heerschar und ihre neun Chöre eingehend auszufragen. Er weiß gewiß gründlich Bescheid; am Ende weiß er sogar, welchem Chor, gewissermaßen Bataillon, ihr kleiner Wasylek zugeteilt ist! Aber die Ärmste wagte es dennoch nicht. Paßt es sich denn für ein armes altes Weib, mit einem Geistlichen, und noch dazu einem lateinischen, ein Gespräch anzufangen? — Und höchste Zeit war es überdies auch, um nicht zu spät mit der Post nach Spas zu kommen, zum Herrn Verwalter, der gewiß schon voll Ärger auf seine Zeitung wartete. Man muß nämlich wissen, daß Nasta täglich eine gute Meile von Spas bis zur Post zu laufen hatte, um die Briefschaften für die Cameral-Verwaltung, für die jüdischen Wirtshauspächter und die Dorfbewohner, die keine eigenen Boten sandten, abzuholen, im Sommer auch für die Molkenkurgäste. Deshalb kannte man Nasta in der ganzen Gegend unter dem Namen der „Botenfrau", bis ihr spätere Ereignisse eine andre Bezeichnung eintrugen, die das ganze Seelenleben der Taglöhnerin zusammenfaßte: die „Stifterin".

Nasta war seit zehn Jahren schon Witwe, und ebensolange versah sie Botendienste. Vorher hatte ihr Mann dies Amt versehen, das er mit dem Posten eines Nachtwächters beim Kammergericht in Spas vereinigte. Nasta hatte spät geheiratet; zwei Jahre ungefähr nach der Geburt des kleinen Wasylek war der Mann gestorben, ohne ihr mehr zu hinterlassen als eine alte, halbverfallene Hütte mit durchgefaultem Strohdach, zwei kahle Weidenbäume am Ausgange des Dorfes am Flußufer, einen alten Birnbaum, der keine Früchte mehr trug, und einen Fleck Garten, wo nichts wachsen konnte, weil er eigentlich nur aus einer Schicht Sand und Kies bestand. Dies war Nastas ganze Erbschaft. Nach dem Tode des Mannes hatte „der Herr Verwalter" der Nasta großmütig erlaubt, jeden Tag mehr als eine Meile weit zur Post zu laufen, was ihr monatlich zwei Gulden eintrug, oder, wie es Nasta laut der beim dortigen Volke immer noch üblichen Münzenbezeichnung berechnete: beinahe vier ganze Dreier per Tag. Sie verließ beim Morgengrauen das Haus zum Postgang, und nachdem sie den vierstündigen Weg hin und zurück erledigt hatte, blieb ihr noch ein halber Tag zu anderweitigem Verdienst übrig. Im Sommer hatte sie es gut. Da ging sie beim ersten Morgenschimmer fort und kehrte gerade zur Mittagszeit zurück; Gott machte die Tage lang genug, da konnte man noch etwas auf dem Felde verdienen. Der Winter war aber sehr schwer. Die Post kam später

an, man mußte sich durch zusammengewehte Schneemassen mühsam einen Weg bahnen, denn in jenen Gegenden ist der Winter gar streng, und Nebenverdienst gab's keinen, außer durch Spinnen.

Dies alles aber hatte sie nicht angefochten, solange der kleine Wasylek lebte. Nasta hatte nie jemand um irgend etwas beneidet, sondern sich stets glücklich wie eine Königin gefühlt, bis zu jenem schrecklichen Tag, an dem „etwas über die Kinder gekommen war", so daß ihnen der Hals schwoll und keines es länger als drei Tage aushalten konnte. Der alte Arseni grub bald ebensoviel Grabhügel, als es in Busowiska Kinder unter zwölf Jahren gab. Nasta traf an diesem Schreckenstage, als sie von der Post heimkehrte, ihren Wasylek nicht am Horkowicer Berg, wo er sie sonst, Schafe hütend, zu erwarten pflegte. Von schrecklichen Ahnungen erfüllt, eilte sie nach ihrer schwarzen Lehmhütte am Dorfesende, so daß sie kaum den Boden unter den bloßen Füßen fühlte. Da lag am Ofen ihr Wasylek auf einem alten, vom Vater ererbten Schafpelz, mit weit geöffneten Augen, die wie angsterfüllt und staunend auf die Balken gerichtet waren, um am nächsten Tage über nichts mehr auf dieser Welt zu staunen, sich um nichts mehr zu ängstigen. Bis dahin war ihr die schwarze, halbverfallene Hütte wie ein großes Erbgut erschienen, der alte Birnbaum ein wonniger Hain, und der kleine Bach ein lustiger, nie zum Schlafen neigender Musikant. Von dem Moment aber, wo Wasylek am Kirchhof ruhte, war für Nasta die Sonne untergegangen; wenn sie noch leuchtete, so that sie es für andre Menschen, für sie nicht. Die Welt kam ihr nun so schwarz und so öde vor, wie ihre Hütte, die ihr erst jetzt sehr schwarz erschien, ebenso wie der Bach jetzt nicht mehr singen wollte, sondern in lauter Wehmut dahinfloß, so daß sie ihn am liebsten, hätte sie's gekonnt, auf das Feld der Nachbarin Paraska abgeleitet hätte, um sein ewiges Schluchzen nicht hören zu müssen und bei Nacht wenigstens in Schlaf zu sinken. Vorher war ihr der tägliche Gang zur Post und zurück nicht so schwer erschienen, die Meile war nicht so lang gewesen; jetzt hatte sie sich offenbar gereckt und lang ausgestreckt wie eine Schlange. Auf der Landstraße ging es lebhaft zu. Da gab's Menschen und Wagen und Lastfuhrwerke sogar von Turka und von den Beskiden her, aber dies hatte sie nur früher interessiert, bevor sich ihr, wie sie zu sagen pflegte, Augen und Ohren geschlossen hatten. Jetzt dachte sie oft, daß auf der ganzen Welt — das heißt von den Lomnaer Forsten bis zum Baczynjer Berge, denn da hatte für sie die Welt und ultima Thule ein Ende — sie selbst und das alte graue Roß des Jolko, das unterhalb der Suszyca in der Tretmühle ging, die verwandtesten Geschöpfe seien.

Als der Wasylek noch lebte, pflegte er sie im Sommer bis an den Horkowicer Berg zu begleiten. Auf dem Heimwege kam dann stets irgendwo aus den Wacholderbüschen etwas Kleines, Graues, wie ein kleiner Erdklumpen etwa, die Höhe herabgekollert, verschwand irgendwo im Graben und ragte nach einer Weile hinter einem Haufen Straßenschotter wieder empor. Das war Wasylek, von einem breitrandigen, schwarzgewordenen Strohhut wie von einem Dach bedeckt, in einen großen Lappen grauer Leinwand gehüllt, die ein scharf geschnitzter kleiner Holzpflock zusammenhielt, mit einer Peitsche in der Hand, dreimal so groß wie er selber, — ein Etwas wie 'ne Vogelscheuche, ein Bündelchen Sackleinwand, nur daß dieses Etwas zwei große schwarze Augen hatte, die wie brennende Kohlen funkelten. Dann fand sich stets in

Nastas Tasche eine große, weiße Bretzel aus einem Laden in Smolnica, oder ein Eierkuchen von der Rachel aus Staremiasto. Jetzt war's wieder Frühling, aber das kleine graue Wesen war nicht mehr da. Es war so grau gewesen, daß es, wenn es sich in eine Ackerfurche gelegt hätte, von einer Erdscholle kaum zu unterscheiden gewesen wäre; eher hätte man einen schlafenden Hasen wahrnehmen können. Die harte Erde hatte das arme kleine Ding, das ihr so geähnelt, verschlungen. Nasta war von der ganzen Welt soviel wie nichts übrig geblieben, und was noch da war, war ihr so gleichgültig, so ohne jeden Zusammenhang mit ihrer Seele, daß ihr jetzt „alles einerlei" erschien.

Seitdem aber der Geistliche von Staresiolo gesagt hatte, daß Wasylek jetzt ein Cherub sei, und der Vikar Dzikowski noch mehr über dieses Wörtlein gesprochen hatte, das jetzt wie ein Schatten hinter Nasta von Spas nach Smolnica und von Smolnica nach Spas einherlief, das in den Ästen des vertrocknenden Birnbaums rauschte und im Bach murmelte — seitdem war ihr nicht mehr „alles einerlei". Mein Gott, wenn es nur menschenmöglich wäre, zu erfahren, wie es dem Wasylek dort in einem der neun Chöre der himmlischen Heerscharen gehe; zu wissen, was von dieser Erde wohl durch den Himmel dringen und geradeaus zum Kinde gelangen könnte? Fortan beherrschte dieser eine, einzige Gedanke Nasta ganz ausschließlich, und er war zu groß, als daß etwas andres noch daneben in ihrem armen Kopfe hätte Platz finden können. Nasta war nie dreist oder beredt gewesen — es wurde ihr schwer, jemand um Rat zu fragen, um so mehr, als es ihr selbst nicht klar war, wo sie eigentlich hinauswollte. Einmal hatte sie versucht, mit dem Organisten Wisniowski ein Gespräch darüber anzuknüpfen und gefragt, was sie wohl anfangen solle, damit der kleine Wasylek nicht eine Waise sei — „dort" — hatte sie geheimnisvoll hinzugefügt und geseufzt ... Der Organist, der sich für eine geistliche Person ansah, hatte mitleidig gelächelt, auf seine Stiefelschäfte geblickt, die so wie die des Herrn Kanonikus glänzten, und erwidert, daß, wenn sie erst selbst gestorben sei, auch der kleine Wasylek „dort nicht mehr eine Waise sein werde". Das ist ja klar, darüber ist nichts zu sagen: wenn sie gestorben sein wird. Aber ehe sie stirbt? Und weiß man's denn, wann ihr der liebe Gott den Tod senden wird? Der alte Onufri, der Fuhrmann vom Lawrower Basilianerkloster, der im Dienste der gottesfürchtigen Basilianermönche ergraut ist, der wird mir sicherlich einen Rat geben, dachte sie; und als sie ihn bei der nächsten Gelegenheit in den Wald fahren sah, versuchte sie, ihn in ein Gespräch über den Wasylek zu verwickeln. Aber Onufri blickte erst sie, dann ihren ledernen Postbeutel an; darauf zog er bedächtig die Pfeife aus dem Munde, deutete mit dem Daumen kerzengerade in die Höhe und sagte mit dem Ansehen eines Philosophen: „Ja, wenn's eine Post zum Himmel gäbe!" Darauf stopfte er in höchster Selbstzufriedenheit seinen Mund mit dem Pfeifenrohre zu, wie mit einem Kork, und biß auch noch die Lippen zusammen, wie zum Zeichen, daß er schon genug geredet habe und weiter nichts mehr sagen werde.

„Ja, wenn's eine Post zum Himmel gäbe!" wiederholte Nasta. „Wenn's aber keine gibt! Und warum gibt es keine?" überlegte sie weiter, indem sie mit ihren roten Füßen weiter die Landstraße entlang schritt. Gibt's keine, dann ist es eben sehr schlecht, daß es keine gibt; zwischen den Lebenden ist eine Post da, obwohl sie

nicht auf ewig getrennt sind und sich früher oder später wiedersehen können, und zwischen einer Mutter und einem Kind, das auf ewig fort ist, gibt's keine Post! Und wo sie nur immer ihren Gedanken anknüpfen wollte, um irgend etwas Festeres herauszuspinnen, überall riß und riß er, und jeder solcher Versuch schloß damit, daß Nasta traurig den Kopf senkte und der Sache ein Ende machte, indem sie seufzte: Hodi! Hodi! „mühsam, schwer," ein fatalistisches ruthenisches Wort, voll dumpfer Resignation, ein Prolog zu der schweren Notwendigkeit, der man sich fügen muß, ein Epilog zu dem Kampfe, der nicht zu gewinnen ist.

In Busowiska, Nastas Wohnort, gab es keinen Geistlichen, nicht einmal eine kleine Cerkiew*). Die Gemeinde lebte da ohne Religionslehre und ohne Seelsorge, wie das noch immer in vielen ruthenischen Dörfern der Fall ist. Dies erklärt die religiöse Unwissenheit unsrer armen Heldin, die Unzulänglichkeit ihrer geistlichen Vorstellungen. Das Dorf gehörte zum Kirchsprengel von Terszow, aber die Bewohner von Busowiska besuchten die dortige Cerkiew nur an hohen Festtagen. Nasta ging nur einmal im Jahre hin, und zwar am Karsamstag, um vor der „Plaszczennica" **) ihren Fußfall zu thun und einen großen Osterkuchen weihen zu lassen. In diesem Jahre war sie nicht einmal an diesem Festtag in der Kirche gewesen, für wen sollte sie auch Kuchen und Ostereier weihen lassen? Und um vor der „Plaszczennica" zu beten, gebrach es ihr an Kraft, das Herz wäre ihr dabei vor Weh zersprungen. Jetzt aber beschloß sie, gleich am nächsten Sonntag nach Terszow zur Cerkiew zu pilgern. Vielleicht wird gepredigt werden, möglicherweise sagt der Herr Pfarrer Tarczanin etwas von den Cherubim, wie der Herr Vikar Dzikowski in Staremiasto. Aber Hochwürden sagte nichts über die himmlischen Heerscharen. Er sprach vom Gebet und von dessen Macht; er sagte, daß das Gebet durch den Himmel dringe, die Zuflucht der Betrübten, die Arzenei leidender Seelen, und „die Post zum Himmelreich" sei. Nasta, die den ersten Teil der Predigt nicht verstanden, dem üblichen Anstandsgebote folgend, sich aber fortwährend an die Brust geschlagen und gleichzeitig schwer geseufzt hatte — alle Leute thun das, und eine Kanzelrede wäre sonst für die Seele erfolglos — kam erst bei den letzten Worten der Predigt über die Post aus ihrer andächtigen Geistesabwesenheit zu sich. Sie spitzte die Ohren, so sehr sie konnte, hörte mit dem Brustschlagen auf und blickte den Geistlichen mit großen Augen an. Es gibt also eine Post zum Himmel! Sie war also im Recht gewesen, als sie sich sagte, es sei sehr großes Unrecht, wenn Onufris Ausspruch: es gibt keine Post zum Himmel, wahr wäre. Nur daß sie, die Ärmste, nicht zu beten verstand; kaum daß sie die Morgenandacht nachsprechen konnte, und auch das nicht ganz, denn das Credo ging nicht mehr glatt. Und übrigens enthielt das eine, einzige Gebet, das sie konnte, kein Sterbenswörtchen vom Wasylek, und wenn ein Gebet eine Post zum Himmel sein soll, so gehört ausdrücklich der Wasylek hinein, wie auf einen Brief die Adresse.

Da sie nun selbst nicht beten konnte, ebensowenig wie sie im stande gewesen wäre, einen Brief zu schreiben, so war es eben notwendig, daß „etwas" für sie bete. Wenn

*) Cerkiew = griechisch-katholische Kirche.

**) Plaszczennica, das Tuch, worauf Christi Grablegung abgebildet ist. Anm. d. Übers.

von ihren Bekannten einer an einen Sohn in der Armee schreiben wollte, dann ging er zum Motylewicz nach Staremiasto, und der Motylewicz ließ sich dafür zahlen. Aber das Bezahlen des Motylewicz langte noch nicht; man mußte noch am Postamt eine kaiserliche Marke kaufen für den Brief, denn ohne dieses hat die ganze Sache keinen Wert. Und dann: was taugt ein Brief, wenn nichts drin ist? Der Dmitri hat eine Kuh verkauft, um seinem Sohn bei den Soldaten Geld zu schicken, und die alte Jawdocha hat ihre letzte Korallenschnur bei der Jüdin Beinisch versetzt, die mit Butter handelt, nur um ihrem Jwaś, der da hinter den Bergen und Flüssen steht, in Ungarn sagen sie, einige Sechser schicken zu können. Und warum sollte gerade sie es umsonst haben? Arm war sie, darüber war nichts zu reden, aber was eine Sache kostet, das kostet sie eben, und umsonst ist auf der Welt nichts. So folgerte Nasta, und ihr Kopf quälte sich wochenlang damit ab. Denn soviel Zeit brauchte sie, um einen Schluß zu ziehen, und aus den wenigen Thatsachen und Gleichnissen der wirklichen Welt, die ihrem Geiste zu Gebote standen, etwas Abstraktes zu bilden. Es bedurfte also einiger Wochen dazu, und diese ganze Zeit über ging Nasta wie „nicht recht gescheit" einher, mit fest aufeinander gebissenen Lippen, mit in die leere Luft stierenden Augen, und die Muskeln ihres gefurchten Gesichts waren derart angespannt, als wäre sie in einem steten Zustande großer körperlicher Anstrengung. Die Cherubim aus der Predigt des Geistlichen Dzikowski, der Organist Wisniowski mit den spiegelblanken Stiefelschäften, der Basilianerkutscher Onufri, der Geistliche aus Terszow, die Smolnicaer Post, der Schreiber Motylewicz, die Kuh des Dmitri und die Korallen der Jawdocha — dies waren die Glieder ihrer Schlußfolgerung, und durch dies alles drang der halb heidnische Geist der Nasta mühselig durch und gelangte schließlich zum christlichen Begriffe des Opfers. Es war notwendig, daß sie für den Wasylek ein Opfer brachte, ein Opfer an dem, was ihr zum Erbe auf dieser Welt geworden, also an Mühe, an Hunger, an nächtlicher Schlaflosigkeit, an schwerer Arbeit bei brennender Sommersglut oder beim grausam peitschenden Wintersturm. Diese schwere Arbeit, dieser Hunger, diese Kälte sollten sich umsetzen in das, was, wie sie sich überzeugt hatte, für sie und ihresgleichen am schwersten zu haben war: in Geld, jenes mühseligste Opfer des Armen, den Niederschlag von seinem Schweiß und seinem Blut. So oft Nasta einen der Leute von Busowiska recht bitterlich und anhaltend hatte weinen sehen, war es immer um Geld gewesen. Da war der Seneta aus Popowczyzna schwer heimgesucht worden: der Sohn zu den Rekruten genommen, die Frau gestorben; und als man ihm das Geld gestohlen, das er für die Zahlung an den Juden Wolf zusammengespart hatte, da war er in seine Kammer gegangen, hatte sich dort erhenkt, und so hatte alles ein Ende genommen. Schwere Mühe hat man um alles, am meisten aber ums Geld. So war Nasta in ihren Folgerungen zu einem bestimmten Ergebnis gekommen; sie hatte sich überzeugt, daß sie, um ihren Herzensträumen irgendwelche feste Gestalt zu geben, viel Geld brauche. Dieses „viel" war für Nasta ein ganz unklarer, unbestimmter Begriff. Was ist das, viel Geld? Sie nahm nun an, daß dieses „viel" auf jenem Grenzgebiete anfange, wo man nicht mehr nach „Kreuzern", nicht nach „Sechsern", auch nicht nach „Scheinen" rechne, wie es sonst üblich war, sondern nach Goldstücken. Da hieß es: viel Geld einsammeln, sehr viel Geld, soviel, bis es genügen würde.

II.

Jetzt erst trat in Nastas Leben ein entscheidender Wendepunkt ein, das psychologische Moment. Die Welt hellte sich ihr wieder auf, wenn sie auch nicht zufriedenen Herzens wurde, so war sie sich doch klar über ihr Ziel, ein nunmehr ganz bestimmtes, deutliches, bewußtes Ziel. Sie begann Geld zu sammeln. Vorher war ihr Habgier fremd gewesen; jetzt leuchteten ihre blaßblauen Augen beim Anblick eines Geldstückes hell auf, und das schmutzigste Kupferstück schien sie so hold anzulächeln, wie ein Sternlein am blauen Himmelsfirmament. Von den zwei Gulden, die sie monatlich für das Austragen der Postsachen ausbezahlt bekam, verwandte sie jetzt kaum einen Kreuzer. Sie kaufte nicht einmal mehr Salz, die einzige Würze der Notleidenden; ein Stück Brot aus Hafermehl und einige Kartoffeln genügten ihr als Nahrung: Milch sah sie als Luxus an. Es gab für sie nichts auf der Welt als Verdienen. Sie arbeitete auf dem Felde wie ein Lasttier, nahm auch den kärglichsten Lohn lieber, als daß sie nichts erwarb, spann ganze Nächte hindurch für die Nachbarinnen, und die alte Bettlerin Nakoneczna ertappte sie sogar dabei, wie sie auf dem Heimwege von der Post den Vorüberfahrenden die Hand entgegenstreckte, wofür sie der Beschämten drohte, sie würde ihr mit einem Steine den Kopf einschlagen wie einem Hundevieh, weil sie doch ihr Gehalt kriege, und dabei sich unterstehe, einer rechtschaffenen Bettlerin das Brot wegzunehmen!

Nachdem sich Nasta längere Zeit so mit Aufgebot all ihrer Kräfte abgeplagt hatte, dachte sie, der Moment wäre nun gekommen, um sich darauf zu besinnen, was sie nun beginnen solle. Auch hier stieß sie auf Schwierigkeiten in betreff der Wahl. Einigermaßen war sie schon darüber unterrichtet, auf welche Weise sich das Gedenken an die Seelen Verstorbener äußere. Man hatte ihr gesagt, dazu gehören: Gebete, Messen, gute Werke. Gebete — gut, Messen — die hieß sie auch gut, obgleich sie nicht völlig ihren Ansprüchen genügten. Was aber die „guten Werke" anbelangte, so konnte sie keineswegs begreifen, was darunter zu verstehen sei. Einen Armen unterstützen, ist ein gutes Werk — hatte der Geistliche Tarczanin aus Terszow gesagt. Wer war aber in Busowiska noch ärmer als die Nasta? Keiner; denn sie hatte sogar die Nakoneczna, dieselbe, die ihr den Kopf mit einem Stein hatte einschlagen wollen, Milch trinken und sich am Sonntag Eier kochen sehen — während sie, Nasta, nur von Hafermehlbrot und wilden Wurzeln lebte. Höchstens daß sie einmal, wenn's der Zufall wollte, bei Staresiolo etwas vom Salzfluß abschöpfte, bevor ihn die Salinenwächter zugeschüttet hatten; das bedeutete für sie „Fett" zum Brot. Und nun angenommen, die Nakoneczna wäre noch hundertmal unglücklicher? Wenn's dann für die Nakoneczna sein sollte, dann käme es der zu gute und nicht dem Wasylek, und es soll doch eben für den Wasylek sein! Eine Messe, das ist schon etwas Gutes, aber die dauert wieder nur so kurz; nur ein Nu, und der geistliche Herr kommt schon wieder vom Altare zurück. Kurz und teuer. Und sie wollte unbedingt etwas ausdenken, das immerfort statt des Wasylek und für den Wasylek beten sollte. Der Kunikowa aus Strzelbica, einer steinreichen Frau — denn ganze vierzig Morgen Feld besaß die — wollte keines ihrer Kinder am Leben bleiben. Darauf ließ die Kunikowa eine Kapelle für die Muttergottes in Stein aufführen,

und jetzt wächst ihr letztgeborener Sohn kräftig wie eine Eiche heran. Und was die Kunikowa thut, muß ihr jetzt gelingen, denn sie ist eine „Stifterin". Dieses Wort „Stifterin", das sie vom Kirchendiener in Strzelbica gehört hatte, erfüllte die Nasta mit einem Gefühl unaussprechlicher Bewunderung, mit neidvollem Verlangen. Auch sie mußte eine Stifterin werden, für den Wasylek. Eine Kapelle würde sie nicht aufbauen lassen, das stand fest, aber eine Figur*) würde sie stiften. So eine Figur wird eben so „etwas" sein, das immerfort beten wird, ohne Unterlaß, Tag und Nacht, denn es wird ein versteinertes Gebet sein. Und dabei wird ein jeder, der vorübergehen wird, sich beugen und bekreuzen und einen Stoßseufzer zum lieben Gott emporsenden, und alle diese Stoßseufzer werden natürlich auf die Rechnung des Wasylek kommen, was kein geringer Gewinn sein wird. Es wird damit gerad' so sein wie mit dem Schlagbaum vom Mendel — alle Fuhrwerke, die zum Markt fahren und die zurückkommen, müssen davor still halten, und der Mendel kommt und nimmt Geld von jedem. Ja, so wird es gut sein.

Die Nasta begann nun alle Figuren in dem ihr bekannten Weltkreise zu studieren, hauptsächlich aber solche, die gottesfürchtige Hände auf der Landstraße von Spas nach Smolnica errichtet hatten. Wohl an tausendmal hatte sie diesen Weg zurückgelegt und alle diese Figuren genau zu kennen gemeint, heute aber kamen sie ihr dennoch neu vor und erregten ihr lebhaftestes Interesse. Es gab ihrer verschiedene: vom hölzernen Kreuz mit kahlen Armen bis zu den Figuren aus Stein und zum gemauerten Kapellchen, dessen Altar mit Papierblumen geschmückt war, während ein schimmerndes Lämpchen, das an einem Drahtseile hing, ihn bestrahlte. Da war ein heiliger Michael mit langem Bart, in einem hohen, sehr spitzen Bischofshut, und ein heiliger Johann, in schwarzem, eckigem Barett und weißem Meßhemd, und der Herr Jesus am Wege sitzend, wie ein müder Wanderer, den Kopf auf die rechte Handfläche gestützt, als habe er große Sorge um den Samborer Bezirk. Dann war etwas weiter, schon außerhalb ihrer täglichen Marschtour, bereits dicht an Staraſol, der heilige Erzengel Michael mit großen Flügeln, geneigtem Kopf, der phlegmatisch in den Rachen des niedergestreckten Drachens blickte. Er trug einen Helm mit stolzem Federbusch und einen römischen Panzer und stand mit auseinander gespreizten Beinen da, jedenfalls damit Platz vorhanden sei für den Drachen, dem der Salinenarbeiter Dykij aus Staraſol jedes Frühjahr die rote Zunge neu auflackierte, während der Schmied Lewandowski dem Führer der Engelscharen ungeheuer große ausgezackte Sporen eigener Arbeit „ex voto" angenagelt hatte.

Von all den Figuren hatte der Erzengel Nasta am besten gefallen und zumeist ihre Phantasie erregt, denn er stand im nächsten Zusammenhang mit dem, was sie in der Predigt des Geistlichen Dzikowski gehört hatte. Das war es gerade, was sie suchte. Mein Gott, wie wäre das schön, wenn solch ein beflügelter Erzengel am Horkowicer Berg in Stein stände, dicht an der Landstraße, an derselben Stelle, hinter dem nämlichen Haufen Schotter, hinter dem früher zuerst ein langes, langes Peitschenende hervorzulugen pflegte, dann der breite Rand eines Strohhutes und schließlich das

*) Figur nennt der Volksmund in Galizien ein im Freien stehendes frommes Denkmal. Anm. d. Übers.

neugierige Auge des Wasylek. Da gab's kein langes Besinnen; der heilige Michael hatte beim Wettbewerb den Sieg davongetragen. Wo aber solchen Erzengel hernehmen, und was er wohl kosten würde? Sie hatte nie bemerkt, daß in der Umgegend Ähnliches erzeugt wurde, hatte auch nie auf einem Jahrmarkt einen solchen heiligen Michael zum Verkauf gesehen: es gab Heiligenbilder, kleine Kreuze, Medaillen, Weihwedel aus Holzspänen, Altarkerzen, aber solch ein steinerner Engel in der Größe eines ausgewachsenen Menschen war ihr nirgends vor Augen gekommen. Zum Glück ereignete sich in Busowiska etwas sehr Wichtiges, das Nasta auf die richtige Fährte lenkte.

Wie bereits gesagt, stand in Busowiska keine Cerkiew, die einstige alte, zu der sonst jeden Sonntag der Terszower Geistliche herübergefahren kam, war abgebrannt, und an das Erbauen einer neuen lange Zeit nicht gedacht worden. Da kam aber eines Tages, gegen den Frühling zu, der Ortsschulze aus der Kanzlei von Spas zurück, mit der Mitteilung an die Geschworenen, der „Herr Verwalter" hätte da etwas geäußert, daß die Gemeinde die Verpflichtung habe, eine neue Cerkiew zu erbauen, und daß sie sich dies zu Gemüte führen sollte. Die Gemeinde nahm es sich zu Gemüte, und die erste Folge davon war, daß man den Schulzen durchprügeln wollte, weil er nicht sogleich erklärt hatte: die Gemeinde übernehme die Verpflichtung nicht; das gäbe ja die reine Schinderei an Geld und Arbeit. Die Gemeinde ist arm, und wer den lieben Gott und den Geistlichen haben will, der kann ihn in Terszow, in Topolnica und in Strzylki finden. Bevor sich aber noch die erste Unruhe gelegt hatte, kam plötzlich, ohne daß man sich dessen versehen hatte, der Herr Dekan Turczmanowicz aus Strzelbica in eigner Person angefahren, und mit ihm der Geistliche Tarczanin und der Kirchendiener Soroka aus Terszow. Nachdem die Gemeinde zum Schulzen in den Vorhof zusammenberufen worden, begann der geistliche Herr vorzutragen, daß es so ohne Cerkiew nicht mehr weiter angehen könne, daß andre, ärmere Gemeinden nicht allein ihre eigne Cerkiew, sondern auch ihren eignen Pfarrer hätten. Wie es hier stünde, so sei es eine Schande und eine Schmach für die Menschen und ein tödlicher Schaden für die Seelen. Er, der Dekan, könne die Augen vor dem griechischen Bischof in Przemysl nicht erheben, und der Bischof sei sehr verstimmt über die Gemeinde von Busowiska, als über die saumseligste in seiner ganzen Herde. Sie gliche einem dürren Baume, der keine Früchte trage und verbrannt werden müsse.

Schweigend und kummervoll horchte die Gemeinde, und die Worte über den dürren Baum, der da verbrannt werden solle, versetzten sie in großen Schrecken. Im vergangenen Jahre waren zehn Bauernhäuser abgebrannt und heuer vier: etwas war also daran an der Sache. Und es mußte in der That etwas daran sein, denn kaum hatte der Herr Dekan Turczmanowicz geendet, als man auch Wagengerassel vernahm, und aus dicken Staubwolken ein gelber Chaisewagen sichtbar wurde, dem der Herr Verwalter Krzepela in Person entstieg, in der kaiserlichen Amtskappe, mit drei goldenen Rosetten auf dem blauen Kragen. Die Gemeinde trat mit großem Respekt auseinander, und Herr Krzepela begann auch sofort auf sie einzureden, mit lauterer Stimme, als er es sonst bei minder wichtigen Anlässen zu thun pflegte. Was der Herr Geistliche vorhin gesagt hätte, unterschreibe auch er vollkommen, und es sei schon

so gut wie beschlossen und besiegelt, daß die Gemeinde eine Cerkiew bauen werde. Es sei ihm ganz gleich, ob sie wolle oder nicht, er sei selbst hergekommen, um die Gemeinde zu benachrichtigen, daß der erlauchte Kirchenpatron das Bauholz aus den Cameralforsten beisteuern wolle; die Gemeinde dagegen habe die Handwerker zu stellen und die Arbeit zu liefern — jetzt müsse man sofort einen Kirchenbau-Ausschuß wählen und flink ans Werk gehen. Da hilft nun einmal nichts; die Angelegenheit ist „beschlossen und besiegelt", der Herr Krzepela besteht darauf — der griechische Bischof besteht darauf — und auch der Herr Dekan, und — was den erzwungenen Entschluß sehr erleichterte — das Holzmaterial wird aus den kaiserlichen Waldungen beigesteuert: hodi, bauen wir!

Das Sprichwort hat ganz recht, wenn es behauptet, daß aus der Notwendigkeit oft eine Tugend wird; es hat sich an der Gemeinde von Busowiska wieder bewährt. Nach einigen Tagen, nachdem sich die erste Verwirrung gelegt hatte, begannen die Leute auf ihren großen Entschluß stolz zu sein, als ob dieser ausschließlich ihrer eignen Eingebung und Opferwilligkeit entsprungen wäre. Die Bauangelegenheit ward zur Tagesfrage und Ehrensache für ganz Busowiska. Ja, es fanden sich sogar Leute mit so hochfliegendem Ehrgeiz, daß sie den Wunsch aussprachen, die Cerkiew sollte gemauert sein, gerad' wie die in Strzelbica, einen vergoldeten Turm mit einem Kreuz oben haben, wie die von Bajczyn, und der Kurzanski aus Dobromile müsse berufen werden, um sie innen auszumalen. Die Sache war nur die, daß Herr Krzepela ausdrücklich erwähnt hatte, das Bauholz würde er beisteuern, von Ziegeln aber hatte er nichts gesagt — und dieser Umstand kühlte die Enthusiasten ein wenig ab und schränkte ihre monumentalen Pläne ein. Es wird also eine Cerkiew aus Holz werden, dafür aber das Werk des besten Meisters, und sollte man ihn zwanzig Meilen weit herholen müssen. Karchut, der die Cerkiew in Strzylki gebaut hat, ist gewiß ein rechtschaffener Meister, aber der beste nicht. Da ist aber der Klymaszko! Der ist ein berühmter, der berühmteste im ganzen Podgorze, von Borynia bis nach Drohobycz: der alte Klymaszko, derselbe, der im Auftrage des Adels die Cerkiew in Jaworow gebaut hat und die in Koblo und in Bozlucz, und die letztere war sogar „gedruckt" worden. Jawohl, gedruckt! Ein Herr aus Lemberg, so behauptete wenigstens der Kirchendiener Soroka aus Terszow, hatte sie schlankweg abgemalt und „abgedruckt".

Dieser Klymaszko ist ein großer Meister; Zubek, der Spasower Zimmermann, kannte ihn gut, denn er hatte unter ihm in Bozlucze gearbeitet und wußte den Leuten von Busowiska Wunderdinge zu erzählen. Da kommen Leute zum Klymaszko, er solle ihnen eine Cerkiew aufbauen; der Klymaszko sagt dann, ob er's thun will oder nicht. Will er's, so geht er in sein Obstgärtchen, denn er hat einen Garten mit Kirschbäumen dicht neben seiner Hütte stehen, legt sich da rücklings auf den Rasen, kreuzt die Arme, und so liegt er da und schaut zum blauen Himmel auf, und während er so schaut, wächst vor seinen Augen die Cerkiew allmählich auf, Balken auf Balken, Turm auf Turm, Giebel auf Giebel, bis zum Kreuz empor — so liegt er manch Stündlein, und fertig ist sie, und er sagt den Leuten: die Cerkiew ist da. Dann nimmt er einen roten Bleistift und schreibt Strich auf Strich, und nach einer Weile ist die ganze Cerkiew aufgeschrieben. Ein Jammer ist es nur beim Klymaszko, daß

seine Bauten so „gefräßig" sind; es ist kaum zu glauben, wieviel Material die verschlingen, man kann's kaum schaffen, und von der allerfeinsten Sorte obendrein, denn der Klymaszko hat eben ein großes Auge, und wenn er irgendwo einen großen, alten Wald sieht, dann sagt er: Schöner Wald, was würde der für eine Cerkiew geben! Als die Gemeinde von Strzelbica, drei Jahre sind's her, eine Cerkiew bauen wollte, war der gesamte Kirchenausschuß zum Klymaszko nach Sprynia gefahren, mit einem Papier, auf dem der Herr Berski aus Sambor die ganze Cerkiew schon aufgeschrieben hatte, man wollte es dem Meister zeigen und seinen Rat einholen, aber er hatte die Leute gar nicht vorgelassen.

„Wollt ihr mauern, so mauert, aber ich bin kein Maurer, ich bin einer aus der alten Schule und sage so: Eine Cerkiew soll aus Holz sein, denn das ist ein gottgefälliges Material. Der Wald rauscht und raunt, als spräche er zum lieben Gott und zu den Menschen, und grünt und blüht, und die Vögelchen singen in seinen Zweigen: das ist Material für ein Haus Gottes. Ziegel aber sind gebackener Kot, nichts weiter. Mauert nur, mauert frisch drauf los!"

Solche und ähnliche Geschichten erzählte der Zubek, und der Kirchenausschuß beschloß einstimmig, zum Klymaszko eine Deputation zu entsenden. Es machten sich also einige auf den Weg, und beim Wegfahren nach Sprynia wurde ihnen noch wiederholt eingeschärft, den Klymaszko zu bitten, daß die neue Cerkiew von Busowiska genau so werde, wie die „gedruckte". Tags darauf kam Klymaszko herüber, obwohl er gleich erklärt hatte, daß er selbst nicht mehr baue, dazu sei er zu alt und zu kränklich; sein Schwiegersohn aber, „der bei ihm gelernt hat, wird's nach seinen Angaben machen, und da wird es schon gut werden." Er selbst war nur gekommen, um die Baustätte anzusehen und richtig auszumessen: denn am Maße liegt alles, ohne richtiges Maß gibt's nichts Rechtes auf der Welt. Die Ankunft Klymaszkos brachte das ganze Dorf in Aufruhr: Giotto, als er den Campanile von Florenz gen Himmel türmte, und Brunelleschi, als er über die Kirche der Madonna del Fior die gigantische Kuppel spannte, dürften kaum so aufmerksame Zuschauer gehabt haben. Klymaszko war schon ein Greis; er trug teilweise städtische Kleidung, einen Tuchrock mit Schnüren und statt der in der Gegend üblichen Bastschuhe Stiefel; den Schnurrbart hatte er weggeschoren, das Haupthaar floß ihm lang in milchweißen Strähnen unter dem schwarzen, aufgebogenen Gebirgshut herab und verlieh ihm ein sehr ehrwürdiges, patriarchalisches Aussehen. Er war ein kleines Männchen, dünn wie ein Span, mit einem schmalen Gesichtchen, das immer verschmitzt zu lächeln schien, und auffallend großen blauen Augen. Die Stätte, auf der die einstige abgebrannte Cerkiew gestanden hatte, erwies sich als die günstigste; es war dies ein ziemlich großer Platz, glatt wie eine Steinplatte, oberhalb des Dorfes gelegen und von alten Lindenbäumen umgeben. Klymaszko maß geraume Zeit mit Schnüren, machte sich mit einem roten Stift Notizen, schlug an verschiedenen Punkten des Grundstückes Pflöcke ein, an denen zu rühren er verbot, gab dem Schulzen Seneszyn Anweisung über das Baumaterial und fuhr, nachdem man ihn bewirtet hatte, wieder ab. Von diesem Moment an begann in Busowiska „die Fabrik". Der leere, mit Pflöcken besteckte Platz hatte nämlich diesen Namen erhalten, den bald jedes Kind mit feierlicher Andacht aussprach. Seitdem gab es in Busowiska keinen Menschen, der sich nicht zum mindesten

einmal des Tages die „Fabrik" ansah, obwohl immer nur derselbe leere Platz zu schauen war, dieselben Pflöcke, die so unberührt dastanden, als wären sie heilig. Zu jeder Stunde konnte man da einige Weiber und Bauern treffen, die einen mit aufgestütztem Kinn, die andern mit Pfeifen im Munde, wie sie an den Pflöcken standen und auf die „Fabrik" blickten, bis schließlich die aufgeschreckten und belästigten Gänse, die dort zu grasen pflegten, einen einsamern Ort aufsuchen mußten.

Schon nach einigen Monaten aber war die „Fabrik" nicht bloß ein Ehrentitel für den Platz inmitten der Linden. Man hörte bereits den Widerhall der Beile, das Knirschen der Sägen, das Rufen der Fuhrleute, die das Material zuführten. Jetzt endlich konnte Nasta in der Fabrik mit den Handwerkern Rücksprache halten und erfahren, was sie zu wissen wünschte. Sie machte so von ungefähr zu einem der Zimmerleute die Bemerkung, daß es recht schwer sein müsse, einen dicken Stamm so eben und glatt zu zimmern.

„Gewiß ist es schwer. Wie sollte es nicht schwer sein."

„Aber einen Stein behauen ist wohl noch schwerer?"

„Na, leichter wird es nicht sein."

So gab ein Wort das andre, und Nasta erfuhr dabei, daß es Steinmetze gibt, die sogar ganze Figuren aushauen, in Sambor lebe so einer. Als sie am nächsten Tage vom Postgange zurückgekehrt war, nahm sie sich nicht einmal die Zeit etwas auszuruhen, sondern kehrte sofort auf demselben Wege nach Sambor zurück. Drei Meilen hin, drei Meilen zurück — aber es würde sich schon machen lassen, sie würde dann bei Nacht zurückkommen, berechnete sie. Es war gerade Donnerstag, also Markttag in Sambor. Leute aus Busowiska werden dort sein, aus Terszow und aus Spas; da wird's dann nicht ängstlich sein in der großen Stadt, und am Ende findet sich jemand, der sie auf dem Rückweg mitfahren läßt. Nasta war noch nie in Sambor gewesen und hatte zeitlebens keine so große Stadt gesehen; Staremiasto war doch gewiß schön, aber gegen Sambor konnte es nicht aufkommen! In Sambor ist der Marktplatz so groß und ganz mit Steinen gepflastert, und dann ist ein Rathaus da mit einem hohen Turm, und auf dem Turm ist eine Uhr; oben auf der Uhr leuchtet ein goldener Hirsch mit großen Hörnern in der Sonne und dreht sich nach dem Wind, und jede Stunde kommt ein Trompeter heraus, macht die Runde und bläst nach allen vier Himmelsrichtungen. Und die gemauerten Bogengänge sind voll von Krambuden, wo man alles kriegen kann, was das Herz begehrt. Große weiße Kirchen gibt's mit roten Dächern und Menschen in Hülle und Fülle aus aller Herren Ländern, die Waren verkaufen und kaufen. Man hatte Nasta nach der Drohobyczer Landstraße gewiesen, denn an jener, hinter dem Kirchhof, wohnte der Steinmetz. Nasta nahm ihren ganzen Mut, ihren ganzen Verstand zusammen, preßte, was sie an Intelligenz hatte, wie in ein festgeschnürtes Bündelchen ein und trat pochenden Herzens in einen Hofraum, wo zwei Arbeiter in Schürzen standen. Die Männer waren mit weißem Staube bedeckt, als kämen sie gerade aus der Mühle, und schlugen fortwährend mit kleinen Hämmern auf Stemmeisen los; nach jedem Schlag sprühten Steinsplitter zur Erde.

Obwohl Nasta ein tadellos sauberes, weißes Kopftuch trug, ihre sonntägliche bunte Schürze umgebunden, seit Jahren sogar zum erstenmal wieder Glasperlen um

den Hals geschlungen hatte, hielt man sie für eine Bettlerin und hieß sie in Gottes Namen weiter gehen. Aber sie ließ sich nicht so abweisen. Das Schwerste war: das erste Wort zu finden. Nachdem sie dieses aber glücklich hervorgebracht, sagte sie sehr laut und rasch wie ein Gebet, alles herunter: Sie war wegen einer Figur hergekommen; man hatte ihr gesagt, daß hier der Meister von der Figur mit den Flügeln wohne; sie wollte eine aus Stein haben, aus hartem, weißem Stein, in der Größe eines ausgewachsenen Mannes mit Flügeln und mit Federn auf dem Kopf. Also zwei Flügel sollte der Stein haben und auf dem Kopf Federn und dann ein Schwert, genau wie der Stein in Staraſol, der am Schlagbaum steht, dicht da, wo der Schuster Sygierycz wohnt, und der ein Erzengel ist. Er heißt Michael und steht unter einem Dach, nur ist er jetzt verdorben und muß ausgebessert werden.

Der Steinmetz hielt in seinen Hammerschlägen inne und blickte auf Nasta, aus deren Worten hervorzugehen schien, daß Sygierycz nicht allein Schuster, sondern auch Erzengel in Staraſol sei, daß er unter einem Dache stehe und Michael heiße.

„Was für ein Michael Sygierycz? Er hat hier nichts bestellt," sagte der Steinmetz. Aber er fand sich schließlich in diesem wirren Gerede zurecht. „Ach so, Ihr meint wohl eine Figur vom Erzengel Michael? So wie die aus Staraſol? Weiß schon, weiß schon. Und für wen wäre das?"

„Für mich," erwiderte Nasta schüchtern.

„Für euch? So seid ihr selbst die Stifterin?"

Nasta schoß ein dunkles Rot in die abgehärmten Wangen, und ihr Herz erzitterte vor Erregung und vor Glück.

„Habt ihr auch Geld dazu?"

Nasta nickte mit dem Kopf.

„Wißt ihr denn, wie hoch so ein heiliger Michael bezahlt wird?"

„Nein, ich weiß nicht."

„Soll er denn ein Fundament haben?"

Nasta wußte nicht, was ein Fundament ist, aber er sollte ein Fundament haben.

„Das macht gerade hundert Gulden," berechnete der Meister.

Hundert Gulden! Nasta begann es furchtbar in den Ohren zu sausen, es wurde ihr ganz schwindlig. Sie hatte die Empfindung eines Menschen, der mit übermenschlicher Anstrengung eine Höhe erklommen hat, aber bevor er noch oben den ersten Schritt gemacht, in den bodenlosen Abgrund herunterstürzt. So stürzte Nasta von jener idealen Höhe, auf der sie sich eine ganze kurze Weile hindurch gefühlt hatte, als sie vom Meister eine Stifterin genannt worden war. Das unselige Wörtchen „hundert" fiel auf sie mit der Wucht eines losgelösten Felsens und zog sie in die Tiefe, herab von der göttlichen Höhe. Sie stürzte tiefer und tiefer mit schwindelndem Kopfe in den Abgrund nieder, in das Nichts, in den Staub und Schmutz der Landstraße, auf der sie wie das alte graue Pferd aus der Folkoschen Tretmühle täglich von Spas nach Smolnica und von Smolnica nach Spas hin und her laufen mußte, wobei sie unterwegs stets nachrechnete, wieviel Geld sie schon beisammen hätte. Hundert Gulden! Nasta konnte sicherlich nicht bis hundert zählen; sie hatte es nie versucht, und was sollte sie auch mit diesem Luxus der Rechenkunst? Nicht einmal ihre Vorstellung hatte sich so hoch verstiegen, denn dies war eine phantastische Zahl,

die den Flug ihrer Einbildungskraft weit überragte. Zehn, zwanzig, dreißig, ein Schock — weiter ging's nicht. Sie stand eine Weile da wie eine Säule und wußte nicht, wie sie sich aus der Verlegenheit ziehen sollte. Endlich kam ihr der rettende Gedanke, das Beste wäre zu fliehen. Sie drehte sich um und begann zu fliehen, thatsächlich zu fliehen, als ob sie etwas gestohlen hätte, und der Steinmetz war ganz starr, als er bemerkte, daß das Weib urplötzlich seinen Augen entschwunden sei. Er zuckte bloß mit den Schultern. Nasta aber lief immer weiter, und erst hinter den Stadtmauern kam sie wieder zu sich. Was sie dabei fühlte und dachte, zumal was sie fühlte, hätte sie sich selbst nicht erklären können. Sie hatte das Bewußtsein, unglücklich zu sein, aber nicht unglücklich ohne eignes Verschulden. Sie beklagte nicht ihre eigne Ohnmacht, was an sich etwas Besänftigendes gehabt hätte, sondern empfand vielmehr das brennende Bewußtsein verdienter Demütigung. Wäre Nasta einer Erklärung dieser Gefühle fähig gewesen, dann hätte sie sich gesagt, daß sie nicht schuldlos, daß sie in menschlicher Schwäche von dem ursprünglichen mütterlichen Traum abgekommen sei, daß sich unbewußt dem reinen Gefühl des Opferbringens häßliche Eigenliebe und Hoffart beigesellt hätten: neben die Mutter war die „Stifterin" getreten. Jetzt aber war die Stifterin gedemütigt in den Staub gesunken, es blieb bloß die Mutter, und diese schämte sich sehr.

Nach diesem ersten zerschmetternden Momente kam Nasta erst allmählich wieder ins Gleichgewicht, zu einer ruhigen, wehmütigen Entsagung. Sie war dumm gewesen, nichts weiter — vor den Menschen hätte sie auch nicht einen Augenblick für etwas andres gelten können, als für die armselige Tagelöhnerin, und vor dem lieben Gott hatte sie die Reiche spielen wollen! Als ob der liebe Gott nicht wüßte, wer die Witwe Kunikowa sei, die eine gemauerte Kapelle gestiftet hatte, und wer Nasta, die Botenfrau! Jetzt wußte sie aber, wie es anzufangen war. Malerei ist billiger als Stein; ein gemaltes Blech, mit der Mutter Gottes darauf, an den Baum genagelt, der dicht an der Straße unter dem Horkowicer Berge steht, wenn möglich ein kleines Dach über der Malerei, damit sie nicht naß wird — so wird's gut sein. So hatte sie es auf den Feldern von Staremiasto gesehen. Aber nun galt es, ordentlich Nachfrage zu halten, zu erfahren, was so etwas kostet, und dann erst zum Maler zu gehen, diesmal schon auf etwas Gewisses hin, ohne Anmaßung und ohne Scheu. Ein glückliches Zusammentreffen von Umständen bestärkte Nasta in diesem Gedanken und stellte ihr dessen unverhoffte Verwirklichung in Aussicht.

III.

Nach Spas kommen alljährlich viele Sommergäste, die einen zur Molkenkur, die andern wegen der Berg- und Waldluft. Dichte Fichtenwälder umgeben den anmutigen, am Fuße des blauen Karpathengebirges malerisch gelegenen Ort. Anderswo wäre solch ein wunderschöner Fleck Erde rasch als Kurort berühmt geworden, als Sommerfrische für nervöse Menschen, die Luft, Sonne, Ruhe, das Grün und den balsamischen Atem des Waldes brauchen. In diesem Jahre war Spas besser besucht als gewöhnlich; ehedem pflegte überhaupt der Ort stets voll zu sein, da es noch keine

Eisenbahnen gab, die den Einwohnern Lembergs den Besuch der Höhen von Kolomea und der herrlichen Tatra ermöglichten. Das zahlreichste Kontingent stellten zwar die Lemberger Juden, doch versammelte sich dort auch bisweilen bessere Gesellschaft, und diesmal waren einige wirklich vornehme Persönlichkeiten anwesend. Für Nasta, die Botenfrau, war die Sommersaison von Spas die Zeit der goldenen Ernte; dem armen Weibe, das die gewünschte Post brachte, fielen oft Kupferstücke zu, und dann und wann glitt auch eine weiße Münze in die schwarze, dürre Hand der „Stifterin". Sie kannte auch alle Anwesenden, am meisten unter allen aber imponierte ihr eine Dame und beschäftigte sie ein junger Mann.

Die Dame war eine Gräfin, die stets ein Stöckchen mit goldenem Knauf zu tragen pflegte und mit dem „grauen Fräulein" spazieren ging. Sie trank keine Molken und hatte es auch sicherlich nicht nötig, denn sie war rotwangig und rüstig, ein Bild der Gesundheit. Die höchsten gesellschaftlichen Spitzen des Ortes, d. h. Herr Krzepela, Frau Krzepela und die Fräulein Krzepela, ganz Spas war stolz darauf, inmitten seiner dunkeln Tannen eine Gräfin zu beherbergen, die Königin der Saison, die Zierde der Kurliste. Die Gräfin war klein gewachsen und sehr beleibt, kugelrund konnte man sagen; sie lief aber in ganz Spas wie eine fette Wachtel umher, stets das Spazierstöckchen mit goldenem Knauf in der vollen, weißen Hand. An den Schläfen hatte sie dichte Locken, flaumig und weiß wie Taubengefieder, ein blühendes, energisches Gesicht, kohlschwarze, blitzende, lachende Augen. Hinter der Gräfin schritt stets, wie ihr Schatten, eine großgewachsene, hagere, ältere Person einher, immer grau gekleidet, mit gelangweiltem Gesichtsausdruck und fortwährend verstohlen gähnend. Dies war das „graue Fräulein"; neben dem Stöckchen mit vergoldetem Knauf das zweite unzertrennliche Attribut der Gräfin.

Ebensoviel wie die Gräfin, vielleicht mehr noch als diese, beschäftigte Nasta aus Gründen, die wir später kennen lernen werden, jener junge Mann, der entweder allein zu gehen pflegte, oder nur in Gesellschaft der Gräfin. Nur daß er mit dieser nie Schritt halten konnte, sondern immer stillstehen und nach Atem ringen mußte, als brauche er Luft, viel Luft, die ihm stets zu entfliehen schien; er wollte sie gewaltsam einatmen und konnte dies ebensowenig zuwege bringen, wie man nicht Wasser mit einem Sieb schöpfen kann. Wenn dieser Herr auf die „Schnecke" herauf wollte — so heißt der fichtenumkränzte Hügel, auf dem Herr Krzepela Spazierwege angelegt hatte — so mußte er auf jeder Bank ausruhen; und kam er endlich bis zum Gipfel, dann blieb er ewig dort sitzen, als wolle er gleich oben übernachten. Er blickte auf die Berge und schrieb etwas auf einen großen Bogen; wenn er müde wurde, las er in einem Buche, und wenn er auch daran genug hatte, saß er mit halbgeschlossenen Augenlidern und sah sehr traurig aus. Er würde ganz einsam dasitzen, wenn nicht die Gräfin einigemale am Tage mit kleinen, muntern Schritten hinaufgeklettert käme, um sich neben ihn hinzusetzen, und nachdem sie Atem geschöpft, ein Gespräch mit ihm zu beginnen. Sie sprach dann so lange, bis auch er ins Plaudern kam, und so schwatzten sie drauf los, und er war wie verwandelt und lachte und scherzte, bis er zu husten anfing; dann glänzten seine Augen mehr noch als sonst, und sie glänzten für gewöhnlich schon sehr. Sie waren so groß und hatten so blaue Ränder, daß es aussah, als wüchsen sie täglich, und als ob sie — darauf hätte

Nasta schwören mögen — schließlich für die Wangen keinen Platz mehr lassen würden. Es war ein Jammer, das mit anzusehen.

Als einmal Nasta der Gräfin einen Brief nach dem Kiosk auf der „Schnecke" heraufträg, konnte sie aus der Ferne sehen, wie die Gräfin eifrig in Herrn Sigmund einredete und die Hände dabei auf seine Schultern legte: Herr Sigmund weinte wie ein Kind und verbarg sein Gesicht in den Händen, die weiß und dünn wie Oblaten waren. Die Gräfin hatte Nasta den Brief abgenommen, die Adresse angesehen und kurz gesagt:

„Von Valentine" — und Herr Sigmund hatte sich bei diesen Worten hoch aufgerichtet, die heißen, bereits trockenen Augen aufgeschlagen und war rasch von der Bank aufgestanden, als ob er fliehen wollte. Er war aber doch oben geblieben, und während die Gräfin den Brief gelesen, hatte er sie immer erwartungsvoll angesehen, als wolle er um etwas bitten und fragen, ob nicht in dem Briefe auch für ihn etwas stände? Es schien aber für ihn nichts darin zu sein, denn die Gräfin hatte das Schreiben so heftig zusammengeballt, daß es knisterte, dann hatte sie es rasch in die Tasche geschoben und schweigend das Stöckchen mit dem goldenen Knauf in den Sand gebohrt.

Ein andermal, als Herr Sigmund allein auf der „Schnecke" saß, hatte Nasta einen Brief für ihn mitgebracht — ein seltenes Ereignis — denn er erhielt fast nie Briefe. Sie fand ihn an der äußersten, südlich gelegenen Ecke, dort wo man den Dniester so schön zwischen Bergen und Dörfern durchschimmern und sich in der Sonne wie eine träge Schlange erwärmen sieht. Die vielen umliegenden Anhöhen schimmern erst grün, dann blau, und weiter noch dunkler, bis sie am Ende beinahe schwarz sind, und dabei doch nicht traurig aussehen, denn es liegt auf allem so ein goldiger Glanz, als wäre die liebe Sonne in der Luft zerschmolzen. Die ganze Welt scheint golden und wieder auch nicht golden, denn sie ist so hell, so klar, so durchsichtig, daß man weit, weit in der Ferne das letzte Beskidenhorn, bis nach Ungarn hinein sehen kann. Ganz deutlich sieht man es allerdings nicht mehr, aber ungefähr so wie einen Stein auf dem Grund eines tiefen Brunnens. Herr Sigmund saß vor einer auf drei dünnen Beinen stehenden Tafel, wie Nasta eine solche noch nie vorher gesehen hatte; er schien darauf zu schreiben und blickte immer wieder in die vor ihm liegende Gegend. Nasta zögerte, sie wollte nicht stören, aber der Brief mußte doch abgegeben werden. Sie näherte sich also Herrn Sigmund, der die Schritte der bloßen Füße auf dem Rasen gar nicht gehört hatte. Da bemerkte Nasta, daß auf der Tafel dasselbe Blau zu sehen war wie am Himmel, dieselben Berge, wie sie dort in der Ferne emporragten, genau so ein Dniestr wie er sich zwischen den altstädtischen Dämmen schlängelte. Sie sah, daß unten auf dem weißen Papier eine dunkle Tanne wuchs, gerade wie die an der Hütte vom Zaberezny, und da war ja auch die ganze Hütte darauf — nur, daß dieses große Stück Welt, von dem nahen Häuschen bis zum Beskidenhorn, auf einem so kleinen Stück Papier Raum gefunden hatte, daß der alte Strohhut vom Wasylek alles hätte bedecken können: die Bäume, die Dörfer und die Hütte des Zaberezny.

Nasta faßte sich beim Anblick dieses Wunders mit beiden Händen so gewaltsam an den Kopf, daß Herr Sigmund es hörte und sich lebhaft nach ihr umwandte. Sie

trat zurück, zog den Brief rasch hervor und hielt ihn mit ausgestrecktem Arm, wie einen Schild, dem Maler vor, aus Angst, ihn beleidigt zu haben. Herr Sigmund nahm das Schreiben, lächelte freundlich und nickte ihr zu. Aber Nasta ging nicht fort. Solch ein günstiger Moment kommt zum zweiten Male nicht wieder. Wenn sie jetzt nicht die Gelegenheit ergreift, dann ist's damit vorbei für alle Zeiten. Herr Sigmund langte einige Kupferstücke heraus, aber Nasta trat noch weiter zurück, faltete die Hände wie zum Gebet und blickte mit flehendem Ausdruck unverwandt nach dem Künstler. Dann näherte sie sich ihm plötzlich, küßte ihm trotz seiner Abwehr die Füße und bat, er möge nicht zürnen, sie wolle ihm eine Bitte vortragen. Nasta hatte stets die größte Mühe, das einleitende Wort zu finden, nachdem sie es aber hervorgebracht und auf dem Gesichte von Herrn Sigmund keine Regung der Ungeduld bemerkt hatte, faßte sie Mut. Ebenso zusammenhanglos, aber dennoch etwas verständlicher als beim Steinmetz in Sambor, erklärte sie, was sie eigentlich beabsichtige. Ein Bild auf Blech wollte sie haben, die heilige Mutter Gottes, es brauche nicht gerade groß zu sein, nur so etwa wie hier das Papier, und ein Dach solle die Mutter Gottes kriegen, und an den alten Pappelbaum müsse sie befestigt werden, der am Weg unter dem Horkowicer Berge stehe. Sie wolle es nicht umsonst haben, Gott bewahre, wo würde sie so etwas wagen! Alles würde sie hergeben, was sie hätte, nur um so ein Bild zu bekommen. Und beim Sprechen schob sie ihr Hemd auseinander, zog ein Leinwandbeutelchen hervor, das sie am Halse trug, wie ein Skapulier, begann die Schnur zu lösen, die ungezählte Male herumgebunden war, aber ihre Hände verwickelten sich beständig — der Schatz konnte gar nicht zum Vorschein kommen. Herr Sigmund unterbrach sie dabei. Er hieß sie den Beutel wegthun und fragte, weshalb sie solch ein Bild wünsche, ob sie ein Gelübde gethan, daß sie ihr ganzes, so sauer erspartes Geld hergeben wolle. Nasta fühlte sich ermutigt und kam nun ins Reden. Sie erzählte jetzt alles: vom Wasylek, vom Geistlichen Dzikowski, von den Cherubim, dem Erzengel Michael in Staraſol, vom Vorfall mit dem Steinmetz. Der Künstler hörte die chaotische Erzählung geduldig an, schwieg dann eine Weile, als ob er noch zaudere und sich erst besinnen wolle, dann sagte er schließlich:

„Ich will Euch gerne helfen, gute Frau, und es wird Euch nichts kosten. Aber das Bild wird nicht auf Blech gemalt sein, und man wird es nicht an den Pappelbaum annageln können. Wenn's Euch recht ist, male ich Euch so eine Muttergottes, die Ihr für die Cerkiew stiften könnt. Ihr habt doch eine Cerkiew in Busowiska?"

Nasta versank in Nachdenken. Es that ihr ein wenig leid, ihre ursprüngliche Idee, an der sie schon seit Jahren festgehangen, aufgeben zu müssen. Aber solch ein vornehmer Herr verstand es sicherlich besser und konnte ihr gewiß auch besser raten, so vornehm und dazu noch ein Maler! In Busowiska wurde doch gerade eine Cerkiew gebaut und sollte binnen kurzem fertig werden. Man würde da sicherlich Heiligenbilder brauchen, und es war jetzt schon davon die Rede, daß die ansehnlicheren Bauern für die Cerkiew Stiftungen machen sollten: der eine den Altar, der andere den Kelch, ein dritter die Leuchter und verschiedene andre Gegenstände. Weshalb sollte ihr Bild nicht auch in der Cerkiew hängen? Für das Bild wäre es sogar weitaus besser: der Regen würde es nicht abspülen, und die Sonne nicht ausbleichen; es würde lange erhalten bleiben, bis in späte Zeiten, wo die Nasta nicht mehr auf der Welt

sein wird. Und Nasta beugte sich wieder tief herab und wollte noch einmal dem Künstler die Füße küssen, in ihren Augen glänzten Thränen der Freude.

Herr Sigmund war kein Maler von Beruf, und das Bild für Nasta war sicherlich das erste, das er auf Bestellung malte. Er war ein Dilettant, besaß aber in reichem Maße, was weder akademische Studien noch die Routine des Berufs verleihen können: ein hohes Talent, stark entwickelten Schönheitssinn und jene seltene Gabe der Race-Künstler, alles malerisch und plastisch zu sehen und zu fühlen. Das Genie und die Eingebung werden bei ihnen beinahe zur physischen Begabung, und es ist oft nicht zu erklären, worin eigentlich die Ursache zu jener Leichtigkeit liegt, mit der sie aus den äußeren Erscheinungen der Welt die idealen Elemente herausholen. Ist es das Auge, das sie erfaßt, oder sind es die Fingerspitzen, die sie auf die Leinwand bannen? Herr Sigmund hatte nie große Stücke auf sein Talent gehalten, er betrachtete es bloß als einen guten Kameraden für Ausnahmezeiten, der stets geduldig im Vorgemach, jedes Winkes gewärtig, harrte. Er war daher nicht wenig verwundert, als er bemerkte, daß alle anderen Kameraden, die er viel höher geschätzt, auf die er viel mehr gerechnet hatte, ihn plötzlich im Stiche ließen, und ihm nur der eine aus der stillen Ecke, der vernachlässigte und beinahe verachtete, übrig blieb. War es Nastas Bitte gewesen, die das Herz des guten Menschen gerührt, hatte der bloße Gedanke, eine Muttergottes für die Cerkiew zu schaffen, des Künstlers Gefallen erregt, oder hatten der Mensch und der Künstler zugleich der übervollen Seele, der lebhaften Phantasie Ausdruck geben und gleichsam aus sich selbst heraustreten wollen? — Kurzum, Herr Sigmund ging sofort an die Arbeit und kam immer seltener an die Luft, zum großen Ärger der Gräfin, die ihn dafür gehörig abkanzelte: teils aus Egoismus, weil sie seine Gesellschaft liebte, teils sicher auch aus aufrichtiger Sorge um das Wohl des Kranken, der Luft und Sonne brauchte, um derentwillen er ja nur hierher gekommen war. Herr Sigmund machte Ausflüchte, bat um Entschuldigung, versprach Besserung; mit der Wahrheit rückte er aber nicht heraus. Er verbrachte ganze Tage an der Staffelei, indem er ohne Aufhören, mit jenem fieberhaften Eifer malte, der den Dilettanten beim Schaffen eigen ist. Eines der untrüglichsten Anzeichen des Dilettantismus, selbst dann oder vielmehr gerade dann, wenn er in der Schöpfungskraft ans Künstlertum grenzt, ist die Art und Weise, wie er zur Arbeit angeregt wird und sie ausführt. Der Künstler von Beruf wird sich auch bei einer Aufgabe, die ihn persönlich berührt, in der Gewalt haben, wird sein Ich stets in angemessener Entfernung halten, die seelischen Aufwallungen bemeistern und die Begeisterung zügeln können. Verlangt doch auch der Schauspieldirektor in Goethes „Faust" vom Dichter, daß er „die Poesie kommandieren" solle. Der Dilettant hingegen wird stets zu sehr persönlich bleiben, denn das, was ihn am meisten erhebt und mit fieberhafter Gewalt zum Schaffen antreibt, ist fast immer ein persönliches Motiv. Seine Arbeit wird zum Kampfe zwischen dem Künstler und dem Menschen, ein Kampf, der häufig unentschieden bleibt. Er gibt dem Werke eher den Stempel stürmischen, unausgeführten Wollens, als den einer vollends ausgeführten Arbeit, die mit besonnener Ruhe angefangen und mit Kraft zu Ende geführt ist. Sigmund arbeitete, ohne Zeit und Kräfte zu berechnen, mit Anspannung aller Nerven und in steter Erregung. Mit Ungeduld sehnte er sich danach, fertig zu werden,

denn er kannte nicht die Macht der steten, wenn auch langsamen Arbeit, die dem wahren Künstler zur regelrechten Ausführung seiner Pflichten verhilft. Diese Macht der Gewohnheit, sogar die peinliche Genauigkeit, wie sie dem ehrlichen Handwerker bei seiner Arbeit eigen ist, darf man in der Kunst nicht gering schätzen; denn in ihnen gerade liegt neben dem Genie die Erklärung für die großen Schöpfungen der alten Meister.

Rasch war das Bild auf der Leinwand entstanden, da der Künstler sich keineswegs bestrebt hatte, es sorgfältig auszuführen, sondern es vielmehr im Charakter einer Improvisation, einer kühnen Skizze halten wollte. Es war sofort zu erkennen, daß Sigmund ohne Modell gearbeitet und sich nur auf sein glückliches Gedächtnis und auf eine seltene Intuition der Form verlassen hatte. Man sah, daß er es mit den Schwierigkeiten der Technik nicht allzu genau genommen, jedoch zu ehrlich gewesen war, um sie zu umgehen. Er hatte sie vielmehr ganz deutlich betont und den schwierigsten Stellen der Zeichnung das Gepräge des Provisorischen gegeben, wodurch sich die Eile der Ausführung, keineswegs aber ein Mangel an Wissen und Können kund gab. Das Bild war schön und originell in der Auffassung. Es war eine Muttergottes-Schnitterin. Wie die berühmte Madonna del Sacco des Andrea del Sarto auf einem Sack Mehl sitzt, so saß Sigmunds heilige Jungfrau auf einer Korngarbe, ihr zu Füßen eine Sichel, die sie eben weggeworfen zu haben schien, als wolle sie von der mühseligen Arbeit ausruhen. Vor ihr, auf einer aufgelösten Garbe, lag das Jesuskind und langte mit den Händchen nach einem Strauß Kornblumen, den ihm die heilige Mutter mit einem Lächeln holdester, zärtlichster Anmut reichte. Die Madonna trug die Tracht der ruthenischen Bäuerinnen der Gegend, für die das Bild bestimmt war. Sie hatte einen gemusterten Rock an, bunte Stickereien auf den Achseln und um den Hals eine Schnur großer Korallen. Der Künstler hatte nur den unmalerischen Kopfputz weggelassen, der Kopf war unbekleidet, das Haar in dicken Zöpfen herumgelegt. Es schimmerte in Tizianschem caldo biondo, ging in weichen Tönen in die Aureole, die das Haupt umgab, über und bildete so gleichsam durch seinen eignen Glanz den überirdischen Glorienschein. Die Schürze der Madonna-Bauernfrau hatte auch eine andre Farbe, als man sie gewöhnlich dort trug. Der Künstler hatte das Muster des Grundes vornehm gehalten und dem Grunde selbst einen sehr gedämpften Purpurton gegeben, der außerordentlich harmonisch zu dem matten Gold der Haare stimmte. Das harte Weiß des Bauernhemdes hatte der Maler vermieden, indem er über die Schultern eine Art violetter Drapierung geworfen, die in reichen Falten herabfloß und wie ein königliches Abzeichen die ganze Gestalt der göttlichen Schnitterin umwallte. Den Hintergrund für die Gruppe der Madonna und des Jesuskindes bildete die weite, von der Bergkette umschlossene Landschaft des Ortes, aus der Ferne sah das Dorf mit seiner originellen kleinen Cerkiew hervor.

Das Antlitz der Madonna war die am besten ausgeführte Partie des Bildes. Die Harmonie der Züge war wunderbar schön; aber mehr poetisch als göttlich. Man gewann den Eindruck, als hätte man dieses Gesicht schon irgendwo auf Erden gesehen, oder als könnte man ihm noch begegnen, vielleicht nicht in ganz so vollendeter Schönheit, aber doch fast so schön. Unwillkürlich fühlte man, dies sei das Porträt

eines irdischen Weibes. Der Maler hatte es von jedem etwaigen Schönheitsfehler befreit, es idealisiert und zur Apotheose erhoben. Dabei war die Phantasie des Künstlers mehr noch als die religiöse Eingebung thätig gewesen, daher haftete dem Bilde noch etwas Irdisches an. Jede Idealisierung, und wäre sie auch irdischen Ursprungs, ist eine Erhebung des Herzens und der Seele, eine gewisse Umwandlung von Eindrücken und Erinnerungen. So hatte Sigmunds Madonna, trotzdem noch viele irdische Schlacken und Spuren von dem Modell ihr anhafteten, dennoch genug Glanz und Seele, genug erhabene Ruhe und Verklärung, um als ein Werk der Frömmigkeit zu gelten, das von der idealen Sehnsucht eines ungewöhnlichen Gemütes eingegeben war. Der gewöhnliche Beschauer, der sich beim Anblicke von Bildern nicht langen Reflexionen hingab, mußte vor diesem zauberhaften Werk in Entzücken geraten, mußte von dem idyllischen Reiz, der Helle, die vom blauen Himmel herabströmte, dem Luftreflex über den Wäldern, dem goldigen Weizenfeld, und vor allem von dem Antlitz der Madonna hingerissen werden.

IV.

Während das von Nasta gestiftete Bild nur noch des Rahmens harrte, stand die Cerkiew, für die es bestimmt war, schon fertig da. Klymaszko hatte Wort gehalten. Obgleich er nicht immer persönlich bei „der Fabrik" hatte bleiben können, war die nach seinem Plan erbaute Cerkiew dennoch wunderschön geworden. Sie sah aus, als wolle sie in die Lüfte aufsteigen; als müsse sie, wenn sie die schweren Balken nicht an die Erde fesselten, wie ein Ballon in den blauen Himmel emporfliegen. Im Unterbau war sie sehr breit angelegt, an den Ecken stützten sie mächtige hundertjährige Balken. Kaum hatte sie die Höhe des kraftvoll hervorragenden Gesimses erreicht, kaum mit ihrer feingezimmerten, aus der Ferne einem Spitzenmuster gleichenden kleinen Galerie das erste Vordach berührt, als sie schon anfing, sich in die Höhe zu schwingen. Sie strebte aber nicht vertikal empor; ihr charakteristisches Gepräge lag darin, daß ihre höhern Stockwerke schichtweise in horizontalen Balkenlagen emporwuchsen. Weit ausgebreitet nach unten, als wolle sie eine möglichst große Anzahl andächtiger Zuhörer fassen und diese gleich einer breitastigen Linde beschatten, wuchs sie allmählich rhythmisch empor. Sie erhob sich in Absätzen, hielt an jedem Dachvorsprung inne, als raste sie ein wenig in einer horizontalen, ruhigen Linie, dann stieg sie aber wieder empor, von Stockwerk zu Stockwerk, von Dachfirst zu Dachfirst, bis hinauf an die Kuppel. Ihre Bewegungen erinnerten an einen Vogel mit breiten Fittichen, der von Zweig zu Zweig schwebt und sich immer höher und höher aufschwingt. So war eine jede Cerkiew von Klymaszko. In den Einzelheiten lag eine unterbrochene, aber stetige Bewegung, im Gesamtbild aber eine solche Leichtigkeit, daß es aussah, als ob man bloß einen Hebel an die Ecken des Baues zu setzen brauche, damit er in die Höhe steige.

Die Gemeinde von Busowiska, die bekanntlich nur durch Zwang in den Bau einer neuen Cerkiew gewilligt hatte, erwärmte sich für das Werk mit dem Fortschreiten der Arbeiten, und der erweckte Ehrgeiz spornte sie zu einer Opferwilligkeit an, von

der vor einem Jahre sicherlich nicht die Rede gewesen wäre. Die Cerkiew war nun fertig, ebenso schön, wenn nicht noch schöner als jene „gedruckte" — aber damit war das Werk nur zur Hälfte vollendet. Aus der frühern, abgebrannten war kaum ein Gegenstand gerettet worden; alles mußte also angeschafft werden. Angesichts der voraussichtlich großen Kosten wollte der Kirchenbau-Ausschuß die Hände aus dem Spiel lassen. Die Gemeinde beschloß daher, an den alten Kaiser in Prag, der so großmütig arme Gotteshäuser zu unterstützen pflegte, ein demütiges Bittgesuch zu richten. Das Bittgesuch hatte guten Erfolg: Kaiser Ferdinand sandte an den Samborer Kreis zweihundert Gulden. Damit konnte man schon einen Anfang machen, und was das Wichtigste dabei war: es kam frischer Mut in die Gemeinde, der die Opferwilligkeit aller, besonders der reicheren Mitglieder förderte. Mit Geben anfangen, ist schwer, der Gabe etwas hinzufügen, ist leichter. So erbot sich der eine, den Altar zu stiften, der andre wollte eine Glocke beisteuern, ein dritter Beleuchtung. Da die Versprechungen aber nur mündlich geleistet waren und zurückgenommen werden konnten, wurde beschlossen, an einem festzusetzenden Tage den geistlichen Herrn aus Terszow zu einer feierlichen Sitzung einzuladen, bei der „jeder das Seine zu unterschreiben hatte". Vorher noch, gleich nach dem Eintreffen des kaiserlichen Geschenkes, hatte der Ausschuß bestimmt, es solle derselbe Maler alles malen, sowohl was die Gemeinde zu bezahlen hatte, wie auch das, was einzelne spenden wollten. „Der Maler berechnet's nämlich billiger, wenn er die Arbeit in Pausch und Bogen übernimmt, und außerdem gibt's dann keinen Irrtum."

Nun galt es, einen Maler zu suchen. Die Kirche in Strzelbica hatte der Jablonski aus Lemberg gemalt, aber der wohnt weit und ist teuer; es muß also ein andrer gesucht werden. Da ergriff der Terszower Kirchendiener das Wort und erklärte, daß er in die Wahl des Jablonski, und wenn dieser auch am Ort selbst wohne und die Malerei unentgeltlich machen wolle, nie einwilligen würde. Der sei ein lateinischer Maler und verstehe sich nicht auf ruthenische Kirchenmalerei. Für Busowiska brauche man einen Maler „der es griechisch zu malen versteht, auf byzantinische Art". So einen Maler kenne er und könne ihn aufs beste der Gemeinde empfehlen; er heiße Kurzanski und wohne bei Dobromile. Ein vorzüglicher Meister sei er, könne nicht bloß malen, sondern auch vergolden, und alles auf „byzantinisch". Er habe auch beim Pater Mitrofanus, im Basilianer-Kloster bei Lawrow gelernt, dies sage schon alles, darüber noch Worte zu verlieren, sei „Atemverschwendung". Er, der Soroka, spreche nicht etwa so, weil der Kurzanski gerade sein Schwager sei; bei ihm, einer kirchlichen Person, käme ein Schwager gar nicht in Betracht, wo es sich um die Verherrlichung Gottes handele. Übrigens, wer Augen habe, werde selber sehen. Kurzanski habe schon viele Kirchen gemalt, aber alle in Podolien, dort sei das Volk reich. Zwei seiner bedeutenderen Werke wären aber in der Nähe und könnten jederzeit besichtigt werden, und zwar: „die Parabel vom bitteren Kraut" in der Cerkiew in Szumin und das Schild von der Apotheke in Staremiasto. Der Kirchen-Ausschuß hörte mit großer Aufmerksamkeit dem Vortrag des Soroka über den Meister von Dobromile zu, und die Mehrzahl entschied sich bereits im stillen für die Wahl des Schöpfers der „Parabel vom bitteren Kraut" und des „Schildes der Apotheke".

Es gab aber auch solche, die vor der endgültigen Entscheidung die beiden Meisterwerke sehen wollten, da diese doch so ganz in der Nähe seien. Weil es aber nicht zu machen ging, daß alle nach Szumina fuhren, so wurde ein engerer, künstlerischer Ausschuß gewählt, zu dem außer Soroka der Ortsschulze Senyszyn beitrat, ferner der Geschworene Ilko und der alte Makohon, der einst in der abgebrannten Cerkiew von Busowiska als Kirchendiener fungiert hatte und jetzt gewissermaßen Küster in partibus infidelium war. Das Apothekenschild trug bei dem ästhetischen Gutachten von Busowiska einen entschiedenen Triumph davon. Es wurde nicht allein von dem künstlerischen Ausschuß besichtigt, das halbe Dorf sogar belagerte am nächsten Dienstag, dem Markttage von Staremiasto, dieses Kunstwerk an der Apothekenthür, bis dem Apotheker die Geduld riß und er den Gehilfen herausschickte, um die bewundernde Menge auseinander zu jagen. Der Äsculap mit seinem zottigen Bart und seiner rosigen Glatze, die wie ein bloßes Knie glänzte, erregte ebenso allgemeine Bewunderung, wie die in einen künstlichen Knoten geschlungene blaue, gelb geringelte Schlange, die statt der Zunge einen roten Pfeil hatte. Der Urlauber Pylypko, der in Busowiska den Geist der Opposition und der rücksichtslosen Kritik vorstellte, mußte sogar offen bekennen, dies sei „eine feine Malerei".

Szumina war eine ganze Meile weiter entfernt, und so ging bloß der künstlerische Ausschuß hin, um das zweite Meisterwerk des Kurzanski „die Parabel von dem bitteren Kraut" zu besichtigen. Soroka wußte wohl, was er sagte, als er behauptete, das Apotheken-Schild sei zwar ganz hübsch, aber doch nur eine Bagatelle, eine gewöhnliche weltliche Malerei, eine Arbeit „damit der Pinsel nicht eintrockne". Wer aber die „Parabel vom bitteren Kraut" nicht gesehen, der habe überhaupt nichts gesehen. Auf diesem Bilde war Christus dargestellt, dem aus dem Munde ein grüner Baum mit zwölf Ästen herauswuchs. Auf diesen Ästen saßen die zwölf Apostel, und unter dem Baume blickten einige Gestalten, die eine Volksmenge abgeben sollten, aufwärts nach den höchst unbequem sitzenden Aposteln, als ob sie aufpassen wollten, wer zuerst herunterfallen würde. Die Köpfe der Apostel waren groß wie die Kürbisse und rotwangig wie die Äpfel und hatten Glorienscheine aus Ockerfarbe, die sich wie gelbe Kapuzen ausnahmen. Die Köpfe schienen unmittelbar auf den winzigen herunterbaumelnden Füßen zu sitzen, deren es „redlich volle vierundzwanzig" gab, wie der Schulze Senyszyn, ein Pedant von Natur, im Kopfe ausgerechnet hatte. Der Kirchendiener Makohon dagegen hatte die Komposition weniger beachtet, vielmehr eifrig das eigentliche „bittere Kraut" gesucht; er schämte sich aber einzugestehen, daß er es nicht gefunden hatte. Der künstlerische Ausschuß kehrte voller Entzücken aus Szumina zurück, und in dem Kirchbau-Komitee wurde einstimmig der Beschluß gefaßt, zur innern Ausschmückung der Cerkiew den Kurzanski zu nehmen, den berühmten Meister, den Schöpfer der Kunstwerke von Staremiasto und Szumina.

Endlich kam der feierliche Tag heran, an dem im Beisein der versammelten Honoratioren des Dorfes und in Gegenwart des Pfarrherrn alle diejenigen ihren Namen einzeichnen sollten, die zur Anschaffung der notwendigsten liturgischen Gegenstände beisteuern wollten. Die Versammlung wurde in der Cerkiew selbst abgehalten, deren Wände in starrer Nacktheit dastanden. Bevor noch der Pfarrer aus Terszow die Gemeinde begrüßt hatte, erscholl Rädergerassel, und es erschien dasselbe offene

gelbe Wägelchen, das wir schon einmal gesehen haben, und es entstieg ihm derselbe Herr Krzepela in der kaiserlichen Amtsmütze mit den drei goldenen Rosen am Sammetkragen. Der Kirchendiener Soroka breitete in seiner Eigenschaft als Schriftführer all die Instrumente seiner Thätigkeit auf dem, aus zwei Holzböcken und einem abgehobelten Brett improvisierten Tische aus. Herr Krzepela und der Pfarrer nahmen auf einer, vom Schulzen herbeigeholten Bank Platz, und die Sitzung begann. Die Cerkiew war übervoll. Es war aber auffallend, daß in den vordersten Reihen nur diejenigen standen, die nichts versprochen und „nichts übernommen" hatten. Mit neugierigen Mienen erwarteten sie das Schauspiel, dessen Helden, nämlich alle jene, die in vertraulicher Unterhaltung eine Unzahl kostbarer Geschenke für die neue Cerkiew „gestiftet" hatten, sich entweder im Hintergrunde verborgen hielten oder gar nicht erschienen waren. Dies war jedoch leider nicht aus allzu großer Bescheidenheit geschehen, sondern vielmehr ein Beweis dafür, daß trotz alles lobenswerten Ehrgeizes die menschliche Natur sich in Busowiska ebenso schwach erwies, wie in allen andern Orten auf dieser Welt. Das italienische Sprichwort: Del dire al fare, c'é un gran mare, erwies sich wieder einmal als wahr. In Busowiska verstand sicherlich niemand italienisch, aber thatsächlich war jedem der Stifter so zu Mute, als hätte er jetzt, wenn auch nicht jenes „zwischen Wort und That liegende Meer" durchzuschwimmen, so doch im Winter ins Wasser zu springen, da er es im Sommer versprochen.

Das ernste, von feierlicher Erwartung erfüllte Gesicht des Geistlichen Tarczanin, Herrn Krzepelas goldene Knöpfe, das große blinkende Amtsschild am Gurt des Ortsschulzen, hauptsächlich aber der lange, drohend emporragende Gänsekiel, den der Kirchendiener Soroka wartend in der Hand hielt, wie der Henker das Richtschwert, all dieses wirkte sehr stark auf das Thermometer der Busowiskaer Opferwilligkeit, das immer mehr und mehr zu fallen begann. Keiner der Anwesenden trat hervor. Es herrschte eine dumpfe Stille, die nur durch die weithin schallende Stimme des Herrn Krzepela unterbrochen wurde, der jetzt erklärte, er sei nicht nach Busowiska gekommen, damit ihn die Leute wie „einen Grasaffen" anstierten und sich dabei hinter dem Ohre kratzten. Daraufhin stürzte sich plötzlich der Schulze Senyszyn in die Menge und begann die Stifter mit dem Ellbogen nach vorne zu stoßen. Nun zeigte es sich deutlich, daß Begeisterung thatsächlich — wie es irgendwo geschrieben steht — den Austern gleicht, denn sie ist nur gut, wenn sie frisch ist. All jene freigebigen Geschenke, die man den bewundernden Zuhörern bei vertraulichen Gesprächen im Wirtshaus oder in der Fabrik verkündet hatte, hatten sich bis zur Unkenntlichkeit verkleinert. Die großen Glocken des reichen Dmytryk hatten sich jetzt in eine „Signatur"*) verwandelt; Fedyszko, der versprochen hatte, aus eignen Mitteln ein kaiserliches Thor „durch und durch vergoldet" beizusteuern, spendete jetzt das Bild des heiligen Michael. Die Witwe Andreas war von einem vollen Ornat bescheidener Weise auf einige Ellen dünner Leinwand heruntergekommen; der Zaberezny hatte eigentlich niemals einen ganzen Altar versprochen, bloß zwei Wachskerzen zum Altar gemeint, den ein andrer spenden würde; nur diese Kerzen könne er „unterschreiben", mehr aber nicht.

*) Kleinste Kirchenglocke. Anm. d. Übers.

Wiederum entstand eine unliebsame Stille, und die Versammlung wäre vielleicht geschlossen worden, wenn nicht plötzlich Nasta, die Botenfrau, aus der Menge getreten wäre, um sich schüchtern und demütig, aber mit dem Abglanz großen Glücksgefühles auf den hohlen Wangen, der Kommission zu nähern. Sie küßte dem Geistlichen die Hand, bückte sich bis zur Erde vor Herrn Krzepela, grüßte den Schulzen, den Kirchendiener und alle Mitglieder des Kirchen-Ausschusses mit einer Verbeugung und sagte dann:

„Ich möchte unterschreiben."

Ein Murmeln durchlief die Versammlung, auf allen Gesichtern erschien ein halb spöttisches, halb erwartungsvolles Lächeln, als ob jetzt etwas sehr Belustigendes vor sich gehen müßte. Nasta sah dieses Lächeln nicht, aber es war ihr auch ohnedies schwer genug zu Mute. Und wer weiß, ob sie angesichts des breit und boshaft grinsenden Gesichtes vom Kirchendiener Soroka, des ernsten und prüfenden Auges vom Schulzen Senyszyn, nicht weggelaufen wäre, hätte sie nicht der gütige Blick des Geistlichen Tarczanin gerettet, der sie milde anredete:

„Wofür wollt Ihr denn unterschreiben, gute Frau?"

„Für den Altar."

Der Geistliche bog sich gegen Nasta vor, als verstände er nicht recht und erwarte eine Erklärung, doch Nasta schwieg.

„Ihr meint wohl, daß Ihr zum Altar etwas beisteuern wollt, denn ein ganzer Altar ist eine große, große Sache. Sprecht offen, Nasta. Das Opfer des Armen ist dem lieben Gott am wohlgefälligsten."

„Ich werde den ganzen Altar spenden."

„Zum Altar braucht man viel, weitaus mehr als Ihr glauben möget, Nasta. Man braucht ein Heiligenbild, Vergoldung, Licht. Wißt Ihr das?"

„Das Heiligenbild ist schon da," erwiderte Nasta, „eine Muttergottes, groß und ‚ganz in Malerei'. Und für die Vergoldung und das Licht ‚unterschreibe' ich soviel, als ich da habe."

Bei diesen Worten legte Nasta etwas Zusammengewickeltes hin, drehte sich rasch um, diesmal ohne Verneigung, und drängte sich durch die Menge. Ohne auf die Leute zu achten, die sie ansahen, ansprachen und sie anhalten wollten, rannte sie nach ihrer schwarzen, halbverfallenen Hütte am Ende des Dorfes hin, als sei ihr eine ganze Meute auf den Fersen.

Der Geistliche wickelte das zusammengerollte Geld auseinander und begann es glatt zu streichen und zu zählen. Es waren lauter Guldenzettel, ganz schmutzig und zerdrückt. Er zählte, und je länger er zählte, desto höher wuchs das Erstaunen der Anwesenden. Fünf, zehn, fünfzehn .... und das war noch nicht alles, zwanzig, fünfundzwanzig, dreißig .... und er war noch nicht zu Ende, dreißig, fünfunddreißig, vierzig, einundvierzig! .... Nun war es aus; mehr war nicht da. Die Gemeinde von Busowiska hatte dem Zählen mit weit aufgesperrtem Munde zugesehen und konnte es jetzt vor Staunen nicht schließen. Der Kirchendiener Soroka hatte die Feder ganz tief ins Tintenfaß getaucht und merkte gar nicht, wie ein Klex nach dem andern auf dem weißen Papier entstand, bis die Klexe beinahe an Zahl die Guldenzettel der Nasta erreicht hatten. Der Geistliche Tarczanin schwieg ebenfalls und hatte Thränen

in den Augen. Indem er dem eignen Gefühle der Rührung folgte — die sich darbietende, für einen Seelsorger so verlockende Gelegenheit zu Ermahnungen kam für ihn erst in zweiter Reihe in Betracht — begann er zu den Anwesenden in noch milderem und gütigerem Tone als gewöhnlich zu reden. Er sprach von dem Spargroschen der Witwe, der dem lieben Gott der liebste und von Christus gesegnet sei. Er sagte, daß die Engel über Nastas That jubilierten und diese That den andern ein Beispiel sein sollte.

Reuig und demütig hörte die Gemeinde zu. Einige begannen, sich an die Brust zu schlagen, und manch einer schien sehr beschämt. Kaum hatte der Geistliche Tarczanin geendet, als der Kirchendiener Dymytryk, rot wie eine Päonie, vor dem Amtstisch auftauchte und „zu Protokoll richtig stellte", daß seine „Signatur" beim Läuten für die Hand zu schwer sein würde, es wäre am Ende besser, sie im Glockenhaus aufzuhängen, denn, um es offen heraus zu sagen, es würde eine große Glocke werden und keine „Signatur". Zaberezny hingegen fragte den schriftführenden Soroka ganz resolut, als ein Mann, der Genauigkeit liebt, was dieser für ihn eingetragen habe, und ob da kein Mißverständnis vorgekommen sei. Als Soroka nun vorlas, daß es zwei Wachslichte wären, meinte Zaberezny: „Na, und den Altar? Den habt ihr wohl ausgelassen?" Dabei umfaßte er den Griff des Gänsekiels mit feierlicher Miene, als Zeichen, daß er für den ganzen Altar „unterschreibe". Es stellte sich heraus, daß der und jener noch etwas zu spenden habe, und als der Geistliche Tarczanin nach beendeter Sitzung seinen Wagen bestieg, blickte er sehr befriedigt darein.

Er ahnte nämlich nicht, daß Nastas Opfergabe, die ihn so tief gerührt und auf die übrigen Gläubigen so günstig gewirkt hatte, einen heftigen Sturm in Busowiska verursachen und in den schlummernden Seelen der Landleute das Gefühl des Fanatismus wecken würde. Ebensowenig ahnte Nasta, daß sie diesen Moment der Freude mit großem Herzeleid, mit dem schmerzlichen Gefühl bitterster Kränkung würde erkaufen müssen. Was sie bei der Heimkehr in ihre Hütte fühlte, war nichts als gewaltiger Hunger. An diesem feierlichen Tage hatte sie gar nicht an Essen gedacht — jetzt stürzte sie sich auf einen Napf Mehlbrei, der am erkalteten Herde stand, und begann, mit der Gier eines Tieres das Essen herunterzuschlingen. Als sie endlich gesättigt war, trat sie vor die Hütte und legte sich im Scheine der untergehenden Sonne vor die Schwelle. Sie streckte die schwarzen, geschwollenen und wunden Füße wie im Starrkrampf von sich, seufzte tief und begann auch sofort laut zu schnarchen. So beschloß Nasta, „die Stifterin," über die die Engel jubilierten, den glücklichsten Tag ihres Lebens.

V.

Nastas Altar konnte schon nach wenigen Tagen provisorisch aufgestellt werden: es sollte ein Seitenaltar werden. Die Holzarbeit daran hatte der Tischler aus Staremiasto im Handumdrehen ausgeführt und mit Hilfe des Dieners von Herrn Sigmund war das Bild der heiligen Jungfrau-Schnitterin in reich vergoldetem

Rahmen aufgehängt worden. Das Vergolden der einzelnen Altarteile sollte der Maler Kurzanski, der jeden Tag eintreffen konnte, besorgen. Die letzte Ausschmückung des Ganzen aber mußte der weiteren Opferwilligkeit der Gemeinde überlassen werden. Inmitten der noch völlig kahlen Wände des Kirchleins wirkte die trefflich beleuchtete Madonna um so mächtiger. Soweit man nach dem ersten Eindruck urteilen konnte, feierte sie einen entschiedenen Triumph, so hoch auch die anspruchsvolle Kritik und die religiösen Anforderungen der Gemeinde von Busowiska waren.

Es wollte allen scheinen, als sei mit dem Muttergottesbilde in das bisher verödete Heiligtum eine Gottheit eingekehrt und erfülle dessen ganzen Raum mit einer heiligen Atmosphäre. Die kleine Cerkiew wurde nie leer von Besuchern, und der Küster Makohon, der Schloß und Schlüssel gestiftet hatte, fand es richtig, ein jedesmal mit Würde zuzuschließen und wieder zu öffnen. Zunächst gewann das Bild die Herzen der Weiber, obwohl sie es nicht verzeihen konnten, daß Nasta, „die Tagelöhnerin", sich erdreistet hatte, mit einer so prächtigen Stiftung alle andern zu überflügeln. Der feine weibliche Instinkt hatte sofort herausgefunden, worin der geheimnisvolle Zauber des Bildes bestand. Das Liebliche, Huldreiche der Madonna gewann die Herzen der Weiber, und es war, als fühlten sie es heraus, daß diese heilige Jungfrau-Schnitterin gleichsam eine göttliche Verkörperung des mühseligen, schweren Lebens der Bauernfrau war, eine Himmelfahrt der armen, abgeplagten Arbeiterin. Es sprach aus dem Bilde ein süßer Trost zu diesen Seelen, die nur allzu gut allen irdischen Jammer kannten. Die Muttergottes verklärte durch ihre Poesie das Dulderleben dieser Armen. Etwas kühler, wenn auch stets bewundernd, blickten die Männer auf das Bild. Das, was gerade den Weibern sofort gefallen hatte, wirkte ungünstig auf das Urteil der Männer: die Muttergottes erschien ihnen zu „heimisch", ganz und gar nicht fürchterlich. Sie waren an düstere Kirchenbilder gewöhnt, an Entsetzen erregende Erscheinungen, von seltsamem, ungewohntem Anblick. Die Bauern von Busowiska schauten auf diese Madonna, schüttelten die Köpfe und schwiegen. Etwas lag darin, das sie sich nicht erklären konnten, und vielleicht lag auch etwas nicht darin, das da hingehörte, nur wußte man eben nicht, was es war.

Inzwischen langte in Busowiska der Maler Kurzanski in Begleitung des Kirchendieners Soroka an. Die Gemeinde hatte ihm schon im voraus alle Maler- und Vergolderarbeit übertragen, und so langte denn der Schöpfer der „Coloquinten-Parabel" mit einem Gehilfen und mit dem ganzen technischen Apparat seiner zweifachen „Kunst" an und lenkte die ganze Aufmerksamkeit von Busowiska auf seine Person. Er war städtisch gekleidet und behandelte alle, sogar auch den Schulzen Senyszyn von oben herab. Von sich selbst sprach er stets in der dritten Person, als gehöre er nicht sich selbst an, sondern der Weltgeschichte: „Kurzanski wird es so und so machen; dem Kurzanski braucht man nicht viel zu sagen; Kurzanski hat schon mit andern Persönlichkeiten gesprochen; Kurzanski hat schon beim Bischof an der Mittagstafel gegessen." Umgeben von der fast vollzähligen Dorfgemeinde, begab sich Kurzanski wie ein Triumphator nach der Cerkiew, an deren weitgeöffneter Thür ihn der Küster Makohon erwartete. Kaum waren Kurzanski und Soroka eingetreten, so blieben sie vor Nastas Altar stehen. Der Maler betrachtete ihn eine Weile und rief dann plötzlich in heftiger Entrüstung aus:

„Was soll denn das? Was ist denn dies für ein empörendes Ding?“ Und ohne auf die Würde des Ortes und des anwesenden Kirchenausschusses zu achten, spie er vor Unwillen aus.

Seinem Beispiele folgend, that der Kirchendiener dasselbe, nur noch mit größerer Entrüstung und größerem Unwillen.

„Das ist eine Sudelei, versteht ihr Leute, eine arge Sudelei. Kurzanski sagt es euch! Das ist keine heilige Malerei; Kurzanski wird das Ding aus der Cerkiew hinauswerfen lassen.“

„Das ist Ketzerei!“ rief der Kirchendiener Soroka.

Die Gemeinde stand da wie versteinert. Das war es also. Sie hatten doch gleich gesagt, daß daran irgend etwas war, nun stellte es sich heraus, was es war: Ketzerei war es. Dieser Lemberger Maler hatte keine Muttergottes gemalt, sondern eine „Ketzerei“, und der Teufel mochte wissen, was für eine. ‚Eine schöne Sache dein Altar, Nasta!‘ so dachten sie alle, aber keiner sagte ein Wort. Kurzanski betrachtete immerfort das Bild, schüttelte dabei den Kopf und drückte seinen Hohn und seine Geringschätzung durch Gebärden aus. Plötzlich trat jemand aus der Gemeinde nach dem Vordergrund vor. Es war Thekla, ein erfahrenes und sehr kluges Weib. Sie hatte lange Jahre hindurch in der Stadt und bei Herrschaften gedient, bis sie eines Tages von einer kinderlosen Schwester ein schönes Grundstück geerbt und sich in ihrem Heimatsdorfe niedergelassen hatte. Sie trug keine Bauerntracht mehr und hatte auch jetzt ein blaues Wollkleid an und ein geblümtes Tuch auf dem Kopfe. Thekla gehörte der höchsten Aristokratie von Busowiska an, sowohl dem Vermögen als auch dem äußern Schliff und dem Verstande nach — nur sie konnte die Kühnheit haben, jetzt, in solch einem kritischen Momente, sich nach vorn zu drängen und ihre eigne Ansicht zu äußern.

„Das ist die Muttergottes!“ sagte sie in entschiedenem, beinahe verweisendem Tone, indem sie dabei dem Kurzanski, der sie mit geringschätzenden Blicken maß, kühn ins Auge blickte.

„Das soll eine Muttergottes sein? Kurzanski hat so eine Muttergottes noch nie gesehen! Und was für eine Muttergottes soll dies sein? Kurzanski kennt die Muttergottes mit dem Dach, er kennt Mariä Schutz, Mariä Himmelfahrt, Mariä Verkündigung, die ägyptische Muttergottes, aber so eine hat Kurzanski nie gesehen.“

„Weil dies eine Muttergottes-Schnitterin ist,“ erwiderte Thekla, die sich nicht einschüchtern ließ.

„Hi, hi . . .“ lachte boshaft Kurzanski, „eine Muttergottes-Tagelöhnerin! Schaut nur her, Leutchen, eine Muttergottes in Landestracht, das reine Bauernweib! Da seht nur: der bunte Rock ist drauf und das gestickte Tuch. Hi, hi . . .“

„Und was ist Böses dabei?“ fragte Thekla resolut.

„Was dabei Böses ist?“ rief Kurzanski, die Hände voller Entsetzen ringend. „Dann bestellt noch dazu einen Heiland im Bauernpelz, mit der Axt in der Hand! Was dabei Böses ist? Kurzanski hat noch nie ein so dummes Weib gesehen!“

„Aber ich hab’ schon manchen Esel als Maler gesehen!“ rief jetzt Thekla, die sich vor Ärger nicht zu fassen wußte. Dieser Ärger machte sie über alle Erwartung beredt. Sie trat ganz nahe an Kurzanski heran und machte so lebhafte Hand-

bewegungen, daß er zurückweichen mußte. Sie ertränkte ihn ordentlich mit ihrem mächtigen Wortschwall, der wie ein reißender Bach dahinbrauste. Kurzanski soll seine Weisheit für sich behalten, und wenn sie etwas weiß, so weiß sie es eben. Kurzanski soll lieber malen als schwatzen, und so ein Bild wie die Muttergottes läßt sich nicht wegschwatzen und sie, die Thekla, läßt sich nicht dumm machen. Als ob es eine Sünde oder eine Schande sei, daß die Muttergottes ein Hemd mit bunten Achselnähten und einen bunten Rock hat? Die Muttergottes ist die Himmelskönigin und kann anziehen, was ihr gefällt, und den Kurzanski geht das gar nichts an. Hat doch die Thekla in Sambor den Kaiser gesehen, der einen weißen Rock wie jeder gemeine Soldat angehabt hat, und dennoch hat ein jeder gewußt, es ist der Kaiser. Thekla weiß ganz genau, daß die Muttergottes die Himmelskönigin ist. Als diese aber noch auf Erden gewandelt, da ist sie ein Weib wie alle andern Weiber gewesen. Es steht auch geschrieben, daß sie arm gewesen ist und wie die andern gearbeitet hat, der ärmsten Tagelöhnerin gleich hat sie oft nicht gewußt, wohin sie ihr Haupt hat legen sollen, und um ihren Sohn hat sie wie andre Mütter geweint. Der Kurzanski weiß wohl nicht, daß die Muttergottes gesponnen hat und so fein, daß die kleinste Spinne sie darum hätte beneiden können? Dem Kurzanski gefalle das Bild zwar nicht, aber ihr, dem armen Weibe und den andern Weibern, gefalle es sehr gut. Denn dies ist unsre Muttergottes, sagte sie, arbeitsam und dabei heilig. Sie segnet die goldenen Ähren, auf denen sie sich niedergelassen und die menschliche Arbeit am göttlichen Brote. Auf diese Weise zeigt sie, daß sie, obschon Königin des Himmelreiches, es mit den Armen hält. Hat sie auch ihre Krone im Himmel gelassen, so kann doch ein jeder sehen, daß dies die allerheiligste Jungfrau ist, und Kurzanski soll doch nicht so für ihre Ehre eintreten. Dies rät die alte Thekla dem Kurzanski, denn sie, die Muttergottes, hat dies wahrlich nicht nötig . . .

Dem Kurzanski war während Theklas Rede, die sehr lange gedauert hatte, heiß geworden wie im Schwitzbade; auch nicht das kleinste Wörtchen der Widerrede hatte er einschieben können. Jetzt atmete er auf und wollte antworten, doch der schreiende Chor der Weiber ließ ihn nicht zu Wort kommen. Hingerissen durch Theklas Rede, wiederholten sie alle laut, was diese gesagt hatte. Der Schulze Senyszyn überlegte bereits, ob es nicht am Platze wäre, von Obrigkeits wegen gegen die sich auflehnenden Weiber einzuschreiten, die sich dem Schöpfer des „Coloquinten-Körnchens", jenes Meisterwerkes, das er selbst gesehen und bewundert hatte, so feindselig erwiesen. Da trat ein ganz unerwartetes Ereignis ein. In der Cerkiew tauchte Klymaszko auf, der eben angekommen war, um noch den letzten Rest der Arbeit persönlich anzuordnen und das Werk endgültig zu prüfen, das sein Eidam nach seinen Angaben ausgeführt hatte.

„Da ist Klymaszko! Klymaszko soll entscheiden!" rief voller Freude Soroka, in der Zuversicht, daß sein Schwager Beistand von maßgebender Seite erhalten würde.

Nachdem Klymaszko erfahren hatte, um was es sich handle, trat er an den Altar und begann das Bild aufmerksam zu betrachten. Je länger er hinblickte, um so gutmütiger und schelmischer wurde sein Gesicht; dabei zwinkerte er fortwährend mit den Augen. Kurzanski deutete dieses stete Lächeln zu seinen Gunsten, und indem er darauf verzichtete, Theklas Rede einer Antwort zu würdigen, fragte er:

„Nun, Klymaszko? Habt ihr vielleicht schon solche Muttergottes gesehen?"

„Nein, so eine habe ich noch nie gesehen!" erwiderte Klymaszko, und er wendete den Blick nicht von dem Bilde, und er zwinkerte mehr — und sein Lächeln wurde immer seltsamer. Wäre der Schöpfer des „Coloquinten-Körnchens" ein größerer Physiognomiker gewesen, es wäre ihm bald klar geworden, daß jenes Lächeln Klymaszkos nicht Hohn, sondern Rührung bedeutete. Klymaszko schien dieses Gefühl niederkämpfen zu wollen. Nochmals überblickte er mit größter Aufmerksamkeit das Gesamtbild. Im Hintergrunde war eine Bergkette, und auf der einen Bergspitze stand eine Cerkiew. Unbedingt und zweifelsohne war es seine Cerkiew, dieselbe, die man „gedruckt" hatte, und plötzlich schossen dem Greise Thränen aus den zwinkernden Augen. Seiner ganzen Länge nach sank er vor dem Bilde nieder und schlug anbetend mit der Stirn gegen den Boden, wie am Karfreitag angesichts der „Plaszczennica".

Jetzt schien der Triumph der Madonna entschieden. Die Weiber folgten alle dem Beispiele Klymaszkos und fielen auf die Kniee, und Kurzanski nebst Soroka hatten sich unbemerkt davongemacht. Das kühne Auftreten Theklas und die Huldigung Klymaszkos hatten die große Gefahr, die durch Mißgunst und Vorurteil dem Bilde gedroht hatte, glücklich abgewendet. Am nächsten Morgen hatten die Mädchen von Busowiska nichts Eiligeres zu thun, als die schönsten Feldblumen zu pflücken und damit den Altar zu schmücken. Thekla, die bisher nichts für die Cerkiew gestiftet und an Stiften überhaupt nicht gedacht hatte, war nun, von Ehrgeiz gestachelt, beim ersten Morgengrauen nach Sambor gefahren. Sie hatte zwei riesige Kerzen aus weißem Wachs und zwei Leuchter aus Zink, die wie echtes Silber blinkten, mitgebracht. Die städtischen Damen, die in Spas weilten, und bisweilen auf ihren Spaziergängen bis nach Busowiska gekommen waren, um mit Interesse dem Bau der Cerkiew zuzusehen, erschienen jetzt beinahe täglich. Sie standen stundenlang vor der neuen Muttergottes. Die eine von ihnen brachte Musselin, den sie in reichen Falten um den Altar drapierte, eine andere schlang blaues Seidenband darum, eine dritte gar ließ einen geblumten Teppich bringen, der dem Altar als „Vorpodium" dienen sollte — kurzum, binnen weniger Tage stand wie durch ein Wunder der Altar ganz geschmückt da und hätte zur Not die Vergoldung entbehren können. Nasta hüpfte vor Glück das Herz in der Brust wie ein Vöglein in der Morgensonne. Sie verbrachte, was sie an freier Zeit hatte, in Entzücken und in stummer Anbetung vor ihrem Bilde und hielt dabei die gefalteten Hände gleich einem indischen Fakir in die Höhe.

Eines Tages hielt vor der Cerkiew das gelbe Wägelchen des Herrn Krzepela, und es entstieg ihm die Gräfin aus Spas, den unvermeidlichen Spazierstock mit vergoldetem Knauf in der Hand, begleitet von dem grauen Fräulein. Die Gräfin blickte streng auf das Bild, und ihre schwarzen Augen sprühten zornig; das graue Fräulein stand gleichgültig daneben und gähnte verstohlen.

Jawohl, da gibt's keinen Zweifel, sie ist es, leibhaftig von Herrn Sigmund auf die Leinwand übertragen. Das ist keine Madonna, es ist das Porträt der Cousine, der Frau Valentine. Es ist dasselbe Oval des Gesichtes in seinen reinen, fast klassischen Linien, es sind die nämlichen tiefblauen Augen, die beinahe schwarz erscheinen. Darin ist derselbe träumerische Ausdruck, das Feuer, das wie durch einen

leichten Nebel schimmert und mehr innerlich lodert, als nach außen leuchtet. Man muß sich schier wundern, weshalb man aus diesen Augen kein Knistern vernimmt. Jawohl, es sind auch dieselben vollen Lippen, zu voll, wie geschwellt von einem Übermaß von Lebenskraft und Temperament. Es ist ihr hochmütiges Näschen, das vollendet schön wäre, wenn nicht ein gewisser nervöser, und dabei entzückender Zug beim Lächeln seine edeln Linien veränderte. Auch ihr Haar ist es mit seinem ungewöhnlich weichen und warmen Glanze, das wie altes, mattes Gold schimmert. Dieselbe Weichheit liegt im ganzen Antlitz und Valentinens bezaubernde Morbidezza, um die sie alle eleganten Damen so sehr beneiden . . .

„Mademoiselle Pichot!"

„Madame?"

„C'est précisément elle."

„Oui, Madame la Comtesse, c'est précisément elle!"

Und dennoch nicht . . . Es ist doch nicht ganz sie. In diesem Bilde liegt mehr, und doch auch wieder weniger als im Originale. Valentine ist nicht so schön, das Bild ist viel schöner. Auf dem Bilde hier funkeln die Augen nicht in irdischem Feuer; jener Ausdruck der Träumerei ist hier zur Seligkeit geworden. Es strahlt aus diesem Antlitz ein ruhiges, klares, volles Licht. Um die Lippen spielt ein süßes, mütterliches Lächeln, das jene nie kennen gelernt hat. Die Stirn ist hier etwas höher und ernster; in dem Gesichte liegt nichts von dem siegreichen Selbstbewußtsein des Originals, aber auch kein Stolz, bloß die hoheitsvolle Milde einer erhabenen Seele . . . Nein, das ist nicht Cousine Valentine; zwischen ihr und diesem Bilde liegt der ganze Himmel, oder vielmehr . . . die ganze Erde . . .

„Mademoiselle Pichot!"

„Madame?"

„Non, ce n'est pas elle!"

„En effet, ce n'est pas elle, Madame la Comtesse!"

Wie dem auch sei, unrecht war's doch von Herrn Sigmund, an sie zu denken, während er das Antlitz jener malte, die ein göttliches Ideal der Reinheit und Mütterlichkeit ist. Vielleicht hatte er, als er ans Malen ging, nicht an sie gedacht, sich bloß während der Arbeit ihrer erinnert; und wo möglich auch das nicht einmal: vielleicht hatte er sie bloß nicht vergessen können. Aber immerhin war es nicht ehrlich gehandelt . . . nein, das Wort war zu hart . . . es war unbesonnen von ihm. Diese Madonna war doch eine vergeistigte Valentine. Sigmund hatte dem Bilde eingehaucht, was er dem Modell zu geben nicht vermocht hatte: Der Künstler schuf das, was der unglückliche Mensch nicht vermochte. Es ist sehr leicht, ein ideales Weib in der Phantasie zu erträumen, unendlich schwer jedoch, ein reales zu verbessern. Er hätte es nicht thun dürfen; so etwas verletzt das Herz und beleidigt das religiöse Gefühl. Trotz der hehren Göttlichkeit sieht man doch jenes Weib in dem Bilde; unter dem purpurnen Mantel der Himmelskönigin zeichnen sich plastisch ihre schönen Arme ab . . .

„Mademoiselle Pichot!"

„Madame?"

„Jamais de ma vie je ne pourrais prier devant cette Vierge!"

„Moi non plus, Madame la Comtesse!"

Und dennoch wieder ... wenn wir eine schöne Blume, herrlich an Duft und Farbe, bewundern, — denken wir an den Boden, dem sie entsprossen ist? Ist in ihrem Kelche irgend welche Spur von Erde geblieben? Man erzählt, die größten Meister hätten ihre erhabenen religiösen Bilder nach menschlichen, sogar sehr menschlichen Modellen gemalt. Die Gräfin hatte gelesen, daß die Raffaelschen Madonnen in Rom herumgewandelt wären. Es war ihr unlieb, dies zu wissen, und sie hätte es vorgezogen, in dem Glauben zu bleiben, daß jene göttlichen Gestalten aus der Eingebung eines gläubigen Herzens, einer begeisterten Seele heraus entsprungen seien, gerade wie die Madonnen des Fra Angelico ... Aber trotz alledem wäre sie in Dresden vor der Sixtinischen Madonna beinahe auf die Knie gesunken, hätte sie nicht die Anwesenheit der in der Galerie zahlreich versammelten englischen Touristen davon abgehalten. Und was lag denn auch schließlich daran, daß Valentine hier als Modell gedient hatte? Die Begeisterung des Malers hatte das irdische Weib verändert, wie das mächtige Feuer des Alchymisten Gold umschmilzt. Sigmund hatte dieses Weib von allem Irdischen losgelöst, und was ist denn eine Madonna anders, als der Typus des Weibes, befreit von allen irdischen Schlacken? Was that es denn, daß dieses Bild so eindringlich der Gräfin die Züge eines irdischen Weibes ins Gedächtnis rief? War doch über diese Züge die reine begeisterte Liebe des Künstlers und die innigste, mütterliche Andacht gebreitet. Weshalb sollte sie nicht das Knie beugen vor dieser Schöpfung einer edeln, einer leidenden Seele, die vielleicht bald schon vor dem Throne des Ewigen stehen würde? ...

„Mademoiselle Pichot!"

„Madame!"

„Prions pour lui ... et pour elle!"

„Oui, madame!"

Und die Gräfin kniete nieder und betete lange mit dem grauen Fräulein.

VI.

Während das Bild der ländlichen Madonna solche Triumphe feierte, zog sich gegen das Werk ein drohender Sturm zusammen. Kurzanski und Soroka, denen sich auch der Küster Makohon beigesellt hatte, entwickelten eine eifrige Gegenbewegung. Die Triebfeder für das Benehmen des Kirchendieners Soroka war eine ehrliche, fanatische Abneigung gegen das Bild, das so verschieden von allen anderen war, das sich erkühnte von der Tradition, mit der die Phantasie des Kirchendieners nun einmal so stark verwachsen war, abzuweichen. Dem leidenschaftlichen Widerstande des Kurzanski aber lag ein andres, ein moralisch schlechtes Moment zu Grunde. Es war dies der ewige Haß einer gemeinen Seele gegen das Talent, der Kampf der Finsternis gegen das Licht. Wenn ein Talglicht fühlen und denken könnte, würde es sicherlich die Sonne hassen. Solange die Welt besteht, wird auch der Haß der Mittelmäßigkeit und der Dummheit gegen das Erhabene, gegen das Genie nicht aufhören. Von solchem Haß war der Schöpfer des „Coloquinten-Körnchens" gegen das Bild der „Madonna-Schnitterin" erfüllt.

Im Kirchbau-Ausschuß begann die Wühlarbeit, zu der das Bild den ersten Anlaß geboten hatte. Wie dem auch sei, und mögen die Thekla und der Klymaszko reden, was sie wollen, es ist doch sonnenklar, daß diese Muttergottes eine ganz andre ist, als alle jene, die man bisher in Kirchen gesehen hat. Die waren auf schwarzer Leinwand gemalt, vom düsteren Hintergrunde hob sich meist ein goldnes oder silbernes Herz ab, das als ex voto dahingehängt war. Diese von Nasta gestiftete Muttergottes gleicht ohne Zweifel jedem gewöhnlichen Weibe des Berglandes, sowohl in ihrer Kleidung, wie in der Art ihrer Beschäftigung. Das religiöse Gefühl der Bauern von Busowiska fühlte sich beleidigt. Es war noch von jenem phantastischen Dämmerlicht verdunkelt, das den Übergang von der Finsternis zur Helle, vom Aberglauben zum Glauben bildet. Eine solche Madonna schien den Leuten befremdend, gerade weil sie so faßlich war, so ganz „anders", weil sie so heimisch aussah. Soroka predigte ihnen fortwährend, das Bild sei eine Sünde, ein öffentliches Ärgernis, ein Töten der Seele. Kurzanski eiferte, es sei eine Schande, eine Schmach, ein „offenkundiger Skandal" — kurzum, der arme Kirchenausschuß fand keinen andern Ausweg als: das Bild hinauszuwerfen.

Aus dem Kirchenbau-Ausschuß übertrug sich das Wühlen ins Dorf, wo es rasch Anklang fand. Sogar ein Teil der Weiber, die sich seit jenem Vorfall zwischen Kurzanski und Thekla als Garde der „Muttergottes-Taglöhnerin" betrachteten, war überzeugt, daß es vielleicht gar nicht übel angebracht wäre, das von Nasta gestiftete Bild hinauszuwerfen, um die „Hoffahrt" dieser Bettlerin zu demütigen. Alles bewegte sich aber noch in den Grenzen eines Wortstreites — zum Hinauswerfen des Bildes schickte sich keiner ernsthaft an. Der Schulze Senyszyn erklärte, daß dies nicht anginge; Nastas Bild sei „eingeschrieben" und angenommen worden, in ein Hinauswerfen würde er nie einwilligen. Auch müsse man das Urteil geistlicher Personen einholen, die sollten bestimmen, ob das Bild in der Cerkiew bleiben dürfe oder nicht. An diesen Vorschlag klammerte sich der Kirchendiener Soroka, und von Kurzanski aufs wärmste unterstützt, stellte er den Antrag, der ganze Ausschuß möchte sich zum Vater Mitrofanus in das Kloster zu Lawrow begeben, um Rat einzuholen. Vater Mitrofanus war fast schon ein Heiliger, ein gottesfürchtiger Basilianermönch, dabei selbst ein berühmter Maler, der schon sicherlich an hundert „Plaszczennica-Madonnen" gemalt und an verschiedene Kirchen verschenkt hatte. Kein andrer als er konnte die fragliche Angelegenheit endgültig entscheiden. Ein Geistlicher allein würde hier nicht ausreichen, weil er kein Maler, und ein Maler wiederum nicht genügen, weil er kein Geistlicher sei — Maler und Geistlicher in einer Person mußte es sein, und eine solche Person war gerade Vater Mitrofanus. Diese Worte leuchteten den Leuten ein, und man beschloß, sich am nächsten Sonntag zum Vater Mitrofanus zu begeben. Das Bild mitzunehmen, war nicht gut möglich, dies würde schon vor der Zeit zu viel Lärm machen, aber Kurzanski versicherte, er würde das ganze Bild dem Vater Mitrofanus so „erzählen", daß dieser es deutlich vor sich sähe.

Vater Mitrofanus war ein hoher Greis, und die Leute glaubten, er habe schon längst das hundertste Lebensjahr überschritten, denn die ältesten Dorfbewohner erinnerten sich seiner seit Jahrzehnten als Basilianermönch in Lawrow, und schon zu jener Zeit war er silberhaarig gewesen. Er war durch seine Gottesfurcht und

seine strenge Frömmigkeit rühmlichst bekannt, vom Landvolke verehrt, und sogar geliebt. Jetzt war er vom Alter gebeugt und schwach wie ein Kind. Er verließ fast niemals seine Zelle, malte auch nicht mehr. Die Leute aus Busowiska trafen ihn im Lehnstuhl an, weiß wie eine Taube, mit einem bis über den Gürtel reichenden Bart, am ganzen Körper vor Altersschwäche wie Espenlaub zitternd. Die Wände der Zelle waren von der Decke bis zum Fußboden mit Bildern bedeckt, die teilweise von seinem eignen Pinsel herrührten; hauptsächlich waren es altertümliche Werke rein-byzantinischer Schule, die Vater Mitrofanus hoch schätzte und emsig sammelte.

Einst war er in der That ein über dem Mittelmaß stehender Maler gewesen und besaß wahres Talent, das durch religiöse Schwärmerei stark angefacht wurde. Aber gleichsam als ob er ein Zögling der Mönche vom Berge Athos und ihrer Malerakademie wäre, schloß er seine ganze Schöpfungskraft in die engen, harten byzantinischen Formeln, zwängte sie in die steife Schablone der Überlieferung und machte sie gleichsam zur Mumie. Da er aber ein wahrer Künstler war, strebte seine Phantasie nach Luft und Licht, in dem Maße wenigstens, als ihr diese durch die Spalten dieses Sarkophages, in den sie lebendig eingeschlossen war, zuströmen konnten. So versuchte also Vater Mitrofanus seine künstlerische Selbständigkeit dadurch auszudrücken, daß er eines der charakteristischen Merkmale byzantinischer Malerei besonders hervorhob: das finstere Grauen. Er verstand dieses Grauen in seltsam düsterer, phantastischer Weise wiederzugeben: ein jeder seiner Christusköpfe auf den „Plaszczennica-Bildern" war unsagbar drohend im Ausdruck, im Schmerze sogar fürchterlich. Er beanspruchte kein Mitleiden, gleichsam als wäre dieses eine Lästerung, sondern erfüllte die Herzen der Beschauer mit banger Angst. Beim Anblick der Bilder von Vater Mitrofanus, deren es in der Umgegend recht viele gab, beinahe ausschließlich in der Gestalt der sogenannten „Plaszczennica-Bilder", drängte sich stets jedem die Erinnerung an jenes schwarze, unbeschreiblich drohend und finster dreinblickende Antlitz des Christus in Nowogorod auf, das die Inschrift trägt: „Siehe, Mensch, welch ein furchtbarer Gott dein Gott ist!"

Den Leuten von Busowiska erschien eine Unterredung mit Vater Mitrofanus fast überflüssig, denn der Anblick allein seiner Zelle genügte, um sie zu überzeugen, daß jenes, von Nasta gestiftete Muttergottesbild nicht so war, wie es sein sollte. Es war eben kein Heiligenbild, wie dies schon Soroka und Kurzanski warnend bemerkt hatten. Hier war eine große Anzahl von Heiligenbildern zu sehen, aber keines darunter, das jenem auch nur im entferntesten ähnlich gewesen wäre. Alle waren sie düster und drohend im Ausdruck, alle flößten eine gewisse Bangigkeit ein. Sie schienen zu verlangen, daß man sie heimlich und voller Demut anblicke, gleich darauf den Blick senke und einen Fußfall nach dem andern mache. Jenes Bild aber konnte man beliebig betrachten, ohne daß das Auge vor etwas zurückschreckte, und hell und durchsichtig war es, als ob dies alles nicht Leinwand, sondern ein offenes Fenster sei, das auf Berge, Wälder, Auen und auf das ferne blaue Gebirge gehe. Offenbar war es kein richtiges Heiligenbild. Hier, an den Wänden der Mönchszelle, gab's viele Bilder der Muttergottes. Eine war darunter, die zweimal auf derselben Leinwand zu sehen war, einmal auf Erden unter Menschen, das andre Mal in der Höhe auf Wolken: das war „Marias Schutz und Fürbitte". Dann war eine da, die auf

dem Leichentuch lag: das war „Mariä Himmelfahrt". Eine dritte war zu sehen, die über einem Brunnen schwebte, während Monarchen und Fürsten von der ganzen Welt, mit goldner Krone oder im Fürstenhut, scharenweise zu ihr strömten: dies war das Bild „vom Lebensquell". Dann war noch eine Madonna darunter mit einer hohen, goldnen Krone, in einem Mantel aus Gold, ganz wie eine Kaiserin. Mit Schürze und Sichel aber war keine da.

Soroka und Kurzanski waren die Wortführer der Deputation und erzählten dem greisen Mönche, weshalb sie hergekommen, wobei einer dem andern stets in die Rede fiel. Vater Mitrofanus hörte zu, wie wenn er sie nicht recht verstände. Der Greis war offenbar kindisch geworden, und nur mühsam konnte man ihm die Angelegenheit erklären. Allmählich wurden seine umnebelten Augen hell, er lebte zusehends auf; das Lieblingsthema erweckte in ihm auf Augenblicke Gedächtnis und Besinnung. Von der Kunst, die er so geliebt, war dem Greise aber nur die Erinnerung an die bloßen Formeln, an die äußeren technischen Einzelheiten im Gedächtnis geblieben; zum Eindringen in ihren Geist und Gehalt konnte sich die erschlaffte Denkkraft nicht mehr aufraffen. Er begann ausführlich, ohne Zusammenhang, weitschweifig zu sprechen, mengte Wichtiges und Unwichtiges, Wesentliches und Unwesentliches durcheinander.

Nein — Vater Mitrofanus hatte solche Madonna nie gekannt, nie gesehen. Man wollte ihm bloß etwas vorschwätzen, solch ein Bild gäbe es nicht, könnte es überhaupt nicht geben. Es gibt Malerei und Malerei. Die beste ist die chersonäische, denn sie ist in rein byzantinischem Stil gehalten. Er habe sich bei seinen Arbeiten stets bemüht, daß es chersonäisch werde. Er sprach es der Deputation offen aus, daß er viel geweint und gebetet habe, auf daß ihm der Herrgott zu einer guten Malerei verhelfe, oder wenigstens zu einer, die nicht sündhaft sei. Denn man muß wissen, daß Malerei zu einer großen Sünde werden kann. Eine Muttergottes wie die, von der sie hier erzählen, gibt's nicht, und wenn es eine irgendwo gibt, so ist es höchstens eine ketzerische, keine heilige, keine ruthenische. Da gibt's ein Buch, Hermeneia, auf dem heiligen Berge Athos geschrieben, das ist ein heiliges Buch für Maler — eine Bibel für sie; an der hat er stets treu festgehalten. Dort steht es, wie alles sein soll. Wenn du eine Muttergottes malen willst, dann male sie so und so. Vor allem muß ein Maß da sein. Neun Kopflängen müssen es von der Stirne bis zu den Füßen sein, und jede Kopflänge muß neun Zoll messen. Die Farben können schon eher nach Belieben gemischt werden; auf dem Antlitz der heiligen Muttergottes muß aber unbedingt ein jungfräuliches Erröten schimmern. Dazu verwendet man etwas Zinnober. Er kennt den Podlinnik*) und den Stoglow**), beides sehr gelehrte Bücher, auch für Maler. Sie enthalten alles Wissenswerte über die Heiligenbilder, aber weder im Podlinnik noch im Stoglow ist so eine Madonna zu finden. Male deinen Gott nicht leichtsinnig, weder ihn noch seinen Sohn, seine Heiligen, Patriarchen und Anachoreten, seine Propheten und Märtyrer; thust du

*) Podlinnik, die Anleitung zur Malerei von Heiligenbildern.

**) Stoglow, eine Sammlung von Kirchengesetzen, aus hundert Kapiteln bestehend, zu Moskau im Jahre 1551 zusammengestellt. Anm. d. Übers.

das, so bist du sündhafter, als wenn du Gott unnütz anrufst. Gehe nicht kecken Muts ans Werk, verlaß dich auch nicht auf deinen elenden Verstand, sonst wird daraus eine „gemalte Lästerung". Er selbst hat stets in großer Gottesfurcht, in Demut und Zerknirschung gemalt, aber — der Weg von der Seele bis auf die Leinwand ist weit, sehr weit und sehr beschwerlich. Die Seele sieht das Bild, aber die Hand kann es nicht malen. Jetzt malt er nicht mehr, er betet nur noch, daß Gott in seiner Gnade ihm Vergebung gewähren möge, denn er sei ein sündhafter, schwer sündhafter Mensch . . . . . seine Malerei ist elend gewesen, und sein Leben noch elender . . . . .

Hier verstummte der Greis, brach in Thränen aus und begann, sich an die Brust zu schlagen; im nächsten Augenblick aber war er mit feuchten Augen wie ein Kind eingeschlummert.

Nunmehr war das Schicksal des Bildes entschieden, und zwar in letzter Instanz, unwiderruflich. Im Dorfe wurde die Rückkehr der Abgesandten mit großer Ungeduld erwartet. Keines der Mitglieder hatte verstanden, was Vater Mitrofanus gesprochen, aber ein jeder hatte sich bemüht, ein Wort davon zum mindesten zu behalten, und zwar immer eines der unverständlichsten. Dieses hatte er dann während der ganzen Fahrt von Lawrow nach Busowiska mit einer geradezu körperlichen Anstrengung im Gedächtnis festgehalten, als trüge er eine fremde Katze im Arm, die sich jeden Augenblick losreißen und davonlaufen könnte. Im Dorfe wurden die Heimkehrenden mit Fragen überschüttet, auf die ein jeder mit der Überlegenheit eines Menschen antwortete, der etwas Geheimnisvolles erfahren und dies nun in ein Wörtlein, wie in eine Zauberformel zusammenfaßt. Die unverstandenen, glücklich nach Hause mitgebrachten Wörter des Vater Mitrofanus machten unter den Bauern die Runde und dienten als Losung zu weiterer Hetze. Sie wurden um so eifriger herumgetragen und mit um so größerm Nachdruck wiederholt, je dunkler ihr Sinn war. Busowiska teilte sich wie einstmals Byzanz in zwei feindliche Parteien. Die Partei der Bilderstürmer war vielleicht minder zahlreich, als die andre, dafür aber um so eifriger und erbitterter, wie eben jede Partei, die ein bestimmtes Angriffsprogramm hat. Verschiedene Drohungen wurden laut. Die Gewaltsamen wollten das Bild auf der Stelle hinauswerfen, und Makohon verkündete laut, er würde es in winzige Fetzen zerschneiden.

Nasta war von unbeschreiblichem Entsetzen erfüllt. Von alledem, was sie ringsherum hörte und sah, konnte sie nichts begreifen. Sie kreiste beständig mit fest zusammengebissenen Lippen um die Cerkiew, und ihre weitgeöffneten Augen funkelten unheildrohend, in großem Zorn, in Verzweiflung, in der Vorahnung von etwas Furchtbarem. Man erfuhr, daß Nasta eine Axt bei sich trage, die sie unter einem über die Schultern geworfenen Tuche verborgen halte. Man sagte, sie bringe sogar, wie ein Wachthund auf Posten, die Nächte zusammengekauert an der eichenen Schwelle der Cerkiew zu. Das Haupt der Ortsverwaltung, der Schulze Senyszyn, erschrak nun vor seiner eignen Verantwortlichkeit, und obwohl er selbst zur Partei der gemäßigten Bilderstürmer gehörte, begann er die heftig anwachsende leidenschaftliche Aufregung einzudämmen. Er nahm dem Makohon die Schlüssel der Cerkiew ab und behielt sie in eigner Verwahrung. Der Nasta aber redete er zu, sich zu beruhigen;

keiner würde es wagen, an ihrem Bilde zu rühren, die „Kommission" erst würde entscheiden, was da kommen sollte. Ob es nun so oder anders ausfallen würde, das Bild bliebe jedenfalls ihr Eigentum, und das Geld erhielte sie von der Gemeinde zurück. Dies beruhigte die Nasta ungemein. Als sie aber am folgenden Tage ihren gewohnten Postbotengang antrat, beschloß sie, Herrn Sigmund in Spas von allem zu verständigen und auch die Gräfin um Schutz für das bedrohte Bild zu bitten. Die Gräfin brauchte dann bloß ein Wörtlein bei Herrn Krzepela fallen zu lassen, und sofort würde dieser den Schulzen und die Geschworenen zusammenrufen, oder sogar selbst in der kaiserlichen Amtsmütze in Busowiska angefahren kommen, und darauf würde alles gut werden.

An demselben Tage aber, während Nasta, getröstet und beruhigt, mit ihrem Programm sich auf den Weg machte, langte der Geistliche Tarczanin aus Terszow im Dorfe an. Soroka benachrichtigte ihn mit unschuldvoller und betrübter Miene, daß in Busowiska ein ganzes Abenteuer im Anzug sei, daß die Leute sich heftig gegen Nastas Bild auflehnten. Wie ein Mordbrenner schlug er dann erst Lärm, als er bestimmt wußte, daß das von ihm selbst angelegte Feuer bereits zur mächtigen Feuersbrunst angewachsen und kaum mehr zu löschen war. Der Geistliche Tarczanin hatte vorher schon das Bild gesehen, sich aber darüber nicht geäußert. Die Muttergottes-Schnitterin hatte ihm ungemein als Bild gefallen, ihn durch die Lieblichkeit der Auffassung, die ein wahres, hohes Talent verriet, gefesselt. Doch war dies ein rein ästhetisches Gefallen gewesen, das ein gewisses religiöses Bedenken hinterlassen hatte. Der günstige Eindruck konnte in der Seele des Geistlichen eine Stimme, die sich gegen das Bild auflehnte, nicht zum Schweigen bringen. Der Geistliche Tarczanin hatte Sinn für das Schöne und eine höhere Anschauung über die Kunst, aber jene Stimme sagte ihm, daß dieses Bild hier in der Cerkiew von Busowiska nicht am richtigen Platze sei. Frei von jedem Vorurteil, schätzte er doch seine Konfession zu hoch, war er zu stark mit ihren morgenländischen Überlieferungen verwachsen, um nicht das Gefühl zu haben: dieses Bild stehe jenem Typus fern, der ihm lieb und wert war, weil er von Kindeszeiten her mit seiner Vorstellung verknüpft gewesen. Sein religiöses Gefühl hätte nichts dagegen einzuwenden gehabt, wenn das Bild in einem Privathause untergebracht wäre. Mit herzlichem Wohlgefallen hätte er in einer Gemäldegalerie diese ländliche Muttergottes, diese Madonna-Bäuerin und Ruthenin bewundert, hätte sicherlich ihre Photographie gekauft — für die Cerkiew aber wäre ihm dennoch eine andre lieber gewesen. Jetzt befiel ihn Unruhe und Besorgnis, es wurde ihm schwer, einen Ausweg zu finden. Kaum hatte er jetzt das Dorf betreten, als ihn eine Schar von Leuten belagerte. Die Gegner des Bildes, an ihrer Spitze die Abgesandten, die beim Vater Mitrofanus gewesen, stürmten auf den bestürzten Geistlichen ein und verlangten, er solle das Bild aus der Cerkiew hinauswerfen lassen.

„Wir wollen keine solche Muttergottes," rief der Fedyszyn. „Wir wollen eine korynthische haben!"

„Das ist eine Muttergottes ohne ‚Zinnober'," fügte der Zaberezny hinzu.

„Sie muß mit ‚Zinnober' sein, und genau so wie in der Cerkiew von Stoglow," schrie der Czeryszyn, der den Stoglow für einen Ort ansah.

„Oder wie in Podlinnik!“ fügte eine dritte Stimme hinzu.

„Und das ganze Bild muß neun Kopflängen haben und jede Länge neun Zoll!“ bemerkte der Schreiner Zubek.

„Wir wollen keine Madonna-Taglöhnerin, wir wollen keine Madonna-Bäuerin! Sie muß unbedingt mit ‚Zinnober‘ sein, wie man sie auf dem heiligen Berg malt! Wie auf dem Stoglow muß sie sein! Mit neun Kopflängen, korynthisch, und nicht so!“ riefen sie durcheinander.

Der Pfarrer konnte nur mit Mühe und Not die schreienden Bilderstürmer beruhigen. Durch ihre Gewaltsamkeit unterdrückten sie die fast ebenso große Anzahl der Anhänger des Bildes und ließen die Fachausdrücke des Pater Mitrofanus wie wuchtige Stockschläge auf sie niedersausen. Es mußte irgend etwas geschehen, um den Sturm zu beschwichtigen, hauptsächlich aber um das Bild zu retten, das sich in wirklicher Gefahr befand, denn wie leicht konnte einer der kühneren Fanatiker in das Innere der Cerkiew dringen und das Kunstwerk vernichten! Dem Pfarrer kam ein Gedanke, der für den Augenblick wenigstens einen Ausweg aus der heiklen Lage zu versprechen schien. Er beschloß, das Bild nach Terszow mitzunehmen und die weitere Erledigung der Angelegenheit der Zeit zu überlassen. Er ließ das Bild abnehmen, wickelte es eigenhändig behutsam ein, packte es auf sein Wägelchen, setzte sich selbst neben den Kutscher auf den Bock und fuhr davon. Triumphierend blickten die Bilderstürmer von Busowiska erst aufeinander, dann auf die kahle Stelle über dem Altar, als gerade Thekla, die eben erst den ganzen Vorfall erfahren hatte, erhitzt und atemlos in die Cerkiew gestürzt kam und beim Anblick des leeren Fleckes an der Wand in lautes Weinen ausbrach. Als ob sie ein Zeichen erwartet hätten, folgten dieselben Weiber, die vor einer Weile ohne jeglichen Widerspruch das Bild hatten forttragen sehen, dem Beispiele Theklas und brachen in ein noch lauteres Wehegeschrei und Weinen aus. Das Weibergeheul erwies sich als ansteckend, das Geschrei der Männer und Drohrufe gegen den Kirchen-Ausschuß, gegen Soroka und Kurzanski gesellten sich dazu. Endlich hörte Thekla auf zu weinen, trocknete sich die Augen mit einem geblümten Taschentuch, trat wutbebend an den Altar und nahm ihre Leuchter und Kerzen weg.

„Ihr werdet dies bereuen,“ rief sie, „der Herrgott wird euch strafen, denn ihr habt die Muttergottes fortgejagt. Ich gebe euch meine Leuchter nicht, und kein Mensch wird euch noch etwas geben. Ihr werdet immer solche kahlen Wände behalten, weil ihr die Muttergottes fortgejagt habt!“

Bei jeder unentschiedenen Frage geht es ähnlich zu. Ein energisches, die Sinne oder das Herz richtig treffendes Wort drängt die schwankenden oder gleichgültigen Geister zum Entschluß und neigt oft die Wagschale auf die scheinbar schon besiegte Seite. „Ihr habt die Muttergottes fortgejagt!“ Diese Worte Theklas fielen wie eine Rakete in die Versammlung. Es entstand großer Tumult, und jene Partei, die vor einer Weile noch gefrohlockt hatte, erschrak jetzt ob ihres eignen Triumphes. Im Fluge zog sich mehr als die Hälfte ihrer Anhänger von denen zurück, die Thekla als Schufte gebrandmarkt, weil sie die „Muttergottes fortgejagt hatten“.

VII.

Unterdessen war Nasta in Spas auf eine Katastrophe gestoßen. Nachdem sie Herrn Krzepela die Post übergeben hatte, machte sie sich auf den Weg, um Herrn Sigmund und die Frau Gräfin aufzusuchen. Da erfuhr sie, daß man Herrn Sigmund gestern wie leblos mit geschlossenen Augen von der „Schnecke" heruntergebracht habe. Er habe dabei weiß ausgesehen, wie ein Stück Papier; aus dem Munde sei ihm Blut geflossen. Anfangs habe man geglaubt, er lebe nicht mehr, nach einer Weile aber habe er die Augen geöffnet und versucht zu sprechen, was ihm jedoch nicht gelungen sei. Bei Nacht habe man überallhin nach Ärzten geschickt: nach Staremiasto, nach Sambor, sogar nach Lemberg sei ein Eilbote abgesandt worden. Die Gräfin weine, sagte man, wie um ein eignes Kind, und habe die ganze Nacht kein Auge zugethan, sondern wachend am Bett des Kranken gesessen. Da sitze sie jetzt noch. Unter dem Eindruck dieser Nachricht, die so auf sie wirkte, als hätte sie einen wuchtigen Beilhieb auf den Schädel bekommen, wobei sie vor lauter Ohrensausen nichts hören und vor den „Lichterchen", die ihr vor Augen tanzten, nichts sehen konnte — lief Nasta schnurstracks nach der Wohnung von Herrn Sigmund. Sie wußte nicht, weshalb sie hineilte, ob es überhaupt gestattet sei hinzugehen. Sie bewegte sich mechanisch, gehorchte nur dem gebietenden Drange des Instinkts, der ihr sagte, sie müsse zu dem Kranken gelangen. Wie ein treuer Hund wollte sie zum Gebieter, sich auf die Schwelle lagern, falls man sie hereinlasse, oder sich draußen vor die Thür legen, falls man sie hinausjage.

Niemand aber jagte Nasta hinweg. Sie gelangte ins erste Zimmer, das leer war, und blieb stille auf der Schwelle stehen. Von da aus konnte sie sehen, was in dem zweiten Gemache vorging. Sigmund lag wie eine weiße Wachsfigur lang ausgestreckt und unbeweglich da, die Augen aber waren offen und schienen noch größer, tiefer und glänzender als sonst. Die Gräfin saß ihm gegenüber, ihre Augenlider waren vom Weinen und von der Schlaflosigkeit ganz gerötet. Sie wandte kein Auge vom Kranken und sprach zu ihm mit leiser und weicher Stimme, wie man zu einem Kinde spricht. Herr Sigmund antwortete aber gar nichts und blickte nur mit brennenden Augen vor sich hin, so daß Nasta von bangem Schrecken erfaßt wurde. Die Gräfin nahm sich gewaltig zusammen, um ruhig, sogar heiter zu erscheinen. Als sie sich aber nach einer Weile umwandte, konnte man merken, wie schwer es ihr wurde, sich so zu beherrschen.

„Sie müssen sich rasch erholen, lieber Sigmund," sagte sie nach längerem Schweigen und blickte ihn so mütterlich lächelnd an, als wolle sie dieses Lächeln bis in das Herz des Kranken hineinleuchten lassen und dieses mit Trost neu beleben. „Es ist höchste Zeit, gesund zu werden, denn wir bekommen Besuch."

Sigmund lächelte auch, aber traurig.

„Wir werden Besuch bekommen," wiederholte die Gräfin, mit ihren gütigen Augen unverwandt den Kranken anblickend, „meine Cousine kommt heute abend . . ."

„Valentine," flüsterte Sigmund ganz leise, und er richtete auf die Gräfin einen langen Blick, in dem sich nicht Freude, sondern tiefe, innige Dankbarkeit malte. Das Lächeln auf seinen Lippen wurde noch trauriger und begann langsam zu schwinden,

als verlösche es, bis es gänzlich in der düstern Gleichgültigkeit des ganzen Antlitzes aufging.

Jetzt erhob sich die Gräfin und trat in das anstoßende Zimmer. Kaum hatte sie die Schwelle überschritten, als ihren Augen die Thränen so heftig entstürzten, daß sie weder Nasta noch den Arzt aus Lemberg bemerkte, der eben aus dem Wagen gestiegen war. Der Arzt ging zu dem Kranken ins Zimmer, während Nasta sachte hinausschlich und auf der Erde vor der Hausschwelle niederkauerte. Sie stützte den Kopf auf ihre hageren, schwarzen Hände und blieb so sitzen. Sie sah, wie der Arzt herauskam und mit einer Miene, die auf nichts Gutes schließen ließ, der Gräfin etwas sagte, worauf die Gräfin heftig weinte. Sie hörte darauf das Knarren der Wagenräder und das Ächzen der Glocke, und sie sah den Geistlichen Dzikowski aus Staremiasto im weißen Meßhemd, vom Organisten Wisniowski begleitet, kommen. Sie achtete auf das wiederholte Rauschen der Kleider der Gräfin und des grauen Fräuleins, die einige Male aus- und eingingen — bis schließlich alle langsam und traurig aus dem Zimmer des Kranken herauskamen und es stille, ganz stille ward. Nasta erriet, daß der Tod eingetreten sei. Sie stand jetzt auf und ging hinein. Herr Sigmund blickte nicht mehr mit glänzenden Augen ....

Jemand stieß Nasta an und weckte sie aus der Betäubung, in der sie auf den Verstorbenen blickte, ohne etwas zu fühlen, ohne an etwas zu denken. Es war die alte Frau des Kinasz aus Busowiska, so arm wie Nasta und ebenso vereinsamt.

„Gut, daß Ihr da seid, Nasta, ich brauche dann keine andre mehr zu holen," sagte die Kinasz, „wir werden die Nacht beim Verstorbenen beten und wachen. Die Frau Gräfin bezahlt's."

Der Organist Wisniowski zündete zwei Kerzen am Kopfende des Entschlafenen an und stellte zwischen dieselben ein Kruzifix. Das graue Fräulein brachte einen Korb Blumen und streute sie auf den entseelten Körper. So sollte alles bis zum nächsten Morgen bleiben, bis der Organist den Katafalk, Trauerflor und die Kerzen würde besorgt haben. Nasta und die Kinasz blieben allein. Die Kinasz war sehr fromm und verstand, wie eine geistliche Person zu beten. Kaum hatte sie sich hingesetzt, als sie schon flüsternd die Gebete herzusagen begann, eines nach dem andern, und sie waren alle verschieden. Nasta verstand nicht zu beten. Sie schwieg, indem sie die Kinasz anblickte, und wenn sie irgend ein Wort deutlich auffangen konnte, wiederholte sie es im Geiste in andächtiger Zerknirschung.

So wachten sie die ganze Nacht bis zum ersten Tagesgrauen. Als sich aber der Himmel mit dem ersten Morgenrot zu färben begann, überwältigte der Schlaf die beiden Weiber. Die Gebete der Kinasz verstummten, Nasta ließ den ermüdeten Kopf auf die Brust sinken. Ein leises Geräusch im Zimmer weckte beide aus dem Schlummer. Sie fuhren empor und schlugen gleichzeitig die Augen auf, um sofort aufzuspringen und wie versteinert in namenlosem Erstaunen und in heiliger Scheu stehen zu bleiben. Vor dem Leichnam Sigmunds hatte plötzlich etwas gerauscht, und eine erhabene, schlanke Gestalt wurde sichtbar. Die Morgenröte umwob sie wie mit einem wunderbaren Glorienschein, mit einem rosigen Schimmer .... das war die Muttergottes von Nastas Bild. Die beiden Weiber konnten sie ganz gut sehen; sie erkannten

auf der Stelle das Antlitz der Madonna und fielen auf die Knie, indem sie es nicht wagten, den Blick zu der himmlischen Erscheinung zu erheben.

Als sie sich von dem ersten Eindruck erholt hatten und aufblickten, war die Erscheinung schon entschwunden. Nur die ersten Strahlen der aufgegangenen Sonne drangen mit ihrem mächtigen, gleichsam triumphierenden Schein in das Gemach und bedeckten mit einem goldigen Schimmer das weiße Angesicht des Verstorbenen. Die am Vorabend auf das Lager gestreuten Blumen erfüllten die Luft mit starkem Duft.

Nasta konnte aus der Erstarrung lange nicht zu sich kommen. Sie bemerkte gar nicht, daß die Kinasz schon lange nicht mehr im Zimmer war. Wie von einer geheimnisvollen Kraft getrieben, war diese sofort nach jener Erscheinung nach Busowiska geeilt, um das Wunder zu verkünden und als Erste vor dem Muttergottesbilde ihr Gebet zu verrichten. Nasta kam erst durch das Geräusch der ins Zimmer eintretenden Leute wieder zu sich. Eben war der Organist eingetroffen, um den Katafalk aufzustellen. Die Frau Gräfin gab persönlich die Anordnungen für die Bestattung; dann kniete sie mit dem grauen Fräulein nieder und betete lange vor der entseelten Hülle.

„Et Valentine?" fragte sie ihre Begleiterin, nachdem sie sich vom Gebet erhoben.

„Madame Valentine est déjà partie," erwiderte Mademoiselle Pichot.

Die Lippen der Gräfin bebten, als stände sie vor einem gewaltigen Zornausbruch. Aber Mademoiselle Pichot faßte sie unter den Arm und begann, ihr leise zuzuflüstern: Frau Valentine traf gestern nachts schon nach der Katastrophe ein, wollte aber die Frau Gräfin nicht mehr wecken. Sie war nicht vorbereitet, die Nachricht von dem Ableben Herrn Sigmunds hat sie furchtbar erschüttert. Sie ist gar nicht schlafen gegangen, hat die ganze Nacht in den Kleidern verbracht. Beim ersten Tagesgrauen hat sie die sterbliche Hülle besucht und meine Begleitung dabei abgelehnt. Als sie herauskam, erklärte sie, sofort abreisen zu müssen, es leide sie nicht einen Augenblick länger an diesem Orte. Sie war sehr ergriffen und bleich — cette pauvre madame Valentine! Sie ist zu den Lanowskis nach Maniowice gefahren. Das ist nicht weit; zum Leichenbegängnis wird sie vielleicht herüberkommen.

Die Gräfin hatte mit Ungeduld Mademoiselle Pichots Geflüster zu Ende gehört.

„Ah, oui, je comprends! C'est la fête de madame Lanowska, on dansera aujourd'hui à Maniowice!" rief sie, bitter lächelnd.

Als Nasta nach Busowiska heimkehrte, war das ganze Dorf bereits in größter Erregung. Die Kinasz hatte schon überall das Wunder verkündet, daß die Muttergottes an der Leiche des Malers aus Lemberg, der sie so schön auf dem Bilde abgemalt hatte, erschienen sei. Die Kinasz stand in gutem Ansehen; sie war sehr fromm, ehrbar und durchaus wahrheitsliebend. Ihre Erzählung fand vollen Glauben und rief Erstaunen sowie auch unerhörte Bestürzung hervor. Ein Wunder war geschehen, und sie hatten das Wunderbild nicht mehr, hatten die Muttergottes fortgejagt! Theklas Worte hingen jetzt über Busowiska, wie einst die schwarze, von Schwefel und Feuer schwangere Wolke über Sodom und Gomorrha. Die Mitglieder des Kirchenausschusses waren starr vor Schreck, die Bilderstürmer fürchteten sich, aus dem Hause zu gehen, sich im Dorfe zu zeigen. Inmitten dieser allgemeinen Erregung erscholl plötzlich in der Nähe der kleinen Cerkiew ein fürchterlicher Aufschrei, als riefe jemand um Hilfe.

alles, was nur Füße hatte, lief nach der Richtung der Cerkiew, und dort erblickte man Nasta. Als diese das Bild nicht vorgefunden hatte, war sie vor die Cerkiew gelaufen, hatte die Arme in die Höhe gehoben und rief nun mit irrem Ausdruck in den Augen unabläßig und aus vollen Kräften: Hilfe! Hilfe!

Die vor der Cerkiew zusammengelaufene Menge begann lebhaft über die wunderbare Erscheinung der Muttergottes zu reden, während Thekla sich bemühte, Nasta zu beruhigen, und ihr, wie einem Kinde, unabläßig die Wangen streichelte. Ein jeder legte das Ereignis, das der ganzen Bildangelegenheit nun eine so außergewöhnliche Bedeutung verlieh, auf seine Weise aus. Es stellte sich heraus, daß ein jeder vorher etwas geahnt, gewußt, sich etwas gedacht, und bloß keinem etwas davon gesagt hatte. Wer Augen gehabt, der hatte sofort gesehen. War es denn ohne Grund gewesen, daß zu dem Bilde die Damen und Herren aus Spas nur so zugeströmt waren? Oder war es etwa der gewöhnliche Gang der Dinge, daß Nastas Altar im Nu mit Vorhängen, Bändern und Blumen so reich geschmückt war, daß er nicht mehr vergoldet zu werden brauchte? Und hatte gar dies nichts zu bedeuten gehabt, daß der alte Klymaszko sich sofort, lang wie er war, vor das Bild hingeworfen und davor mit der Stirne auf den Boden geschlagen hatte, ganz wie vor der „Plaszczennica"? Klymaszko, der vor dem lieben Gott in Gnaden steht, weil er soviele Kirchen zu seinem Preise erbaut hat! Man hatte gesagt, es sei keine rechte Muttergottes gewesen; nun konnte man es ja sehen. Die Muttergottes selbst hatte bezeugt, daß es ihr Bild sei, ihr richtiges, heiliges Bild. War sie doch ganz so an der Leiche des Malers erschienen, wie er sie abgemalt hatte, als hätte er sie leibhaftig gesehen. Und er mußte sie gesehen haben, weil er doch plötzlich gestorben war, denn das kommt nicht vor, daß ein Mensch, dem solche Gnade zu teil wird, auf dieser elenden Welt weiter wandeln kann. Ihm ist schon ein Sitz bereitet im Himmelreich. Eine schöne Sache hatten sie da angerichtet, was sollte nun jetzt daraus werden?

Der Urlauber Pylypko, der sich auf den Schlagbaum gesetzt hatte, hörte lächelnd diese gewichtigen, moralischen Bemerkungen und Klagen an, nahm seine Pfeife, an der eine übergroße Quaste hing, aus dem Munde und sagte:

„Was daraus werden soll? Ach, was seid ihr Bauern doch für ‚Trotteln', echte ‚Trotteln'." Die Leute in Terszow werden nun das Wunderbild haben, zu dem die Leute bis von Ungarn und Masuren her pilgern werden. Und zweimal im Jahr werden sie wie in Paclaw am Passionsberg große Ablaßfeste haben! Der Geistliche Tarczanin wußte wohl, was er that, als er das Bild mitnahm. So ein Bild ist ein großer Reichtum für den Pfarrer und für den Bauer. Die Menschen strömen hinzu, und das Geld fließt wie Wasser! Auch Soroka wußte, was er that, denn er war doch Kirchendiener in Terszow, und nicht in Busowiska. Das wird nun daraus werden, ihr Einfaltspinsel! Das leere Nachschauen werdet ihr haben!"

Pylypkos Worte schlugen wie ein Blitzstrahl ein. Sie leiteten die ganze Angelegenheit von ihrer mystischen Höhe auf festen Boden über. Dies geschah durch eine so schlagende, auf alle überzeugend wirkende Behauptung, daß auch jene, die sich noch gleichgültig oder zweifelnd verhalten hatten, nun in Eifer und Erregung gerieten. Der Kirchendiener Makohon, der bisher stillschweigend wie ein reuevoller Missethäter dagestanden hatte, fühlte plötzlich, daß er eigentlich kein Missethäter, sondern das am

meisten geschädigte Geschöpf auf Gottes Erden, das Opfer schwarzen Verrates sei! Wenn einer, so war er, die einzige geistliche Person von Busowiska, bestohlen worden, vernichtet, beraubt um alles, was ihm das Bewachen des Wunderbildes eingetragen hätte! Wäre ihm jetzt Soroka, der Verräter, der Heide, der Hundsfott, unter die Hände gekommen, mit welcher Wollust hätte er ihn mit diesen Fäusten erdrosselt, die er jetzt in hilfloser Wut zusammenballte!

„Wenn die Sache so steht," rief er leidenschaftlich, „dann geben wir das Bild nicht her! Wir holen es zurück!"

Pylypko lächelte verächtlich.

„Geben ist leicht, aber zurücknehmen ist schwer! Die Terszower sind nicht so dumm wie ihr: die geben das Bild nicht heraus!"

„Zurückholen, zurückholen!" rief die versammelte Menge im Chore.

„Vorwärts Leute! Nach Terszow! Äxte her und Knüttel und auf nach Terszow!" rief der Kirchendiener.

„Nach Terszow! Nach Terszow!" riefen nun alle, die Bauern, die Weiber, die Kinder.

„Zu Hilfe! Zu Hilfe!" schrie Nasta mit heiserer Stimme dazwischen, indem sie sich Theklas Händen entwand. „Nach Terszow! Nach Terszow!"

Nasta stürmte wie eine Furie wild voran, und hinter ihr her drängte sich die ganze Menge, die sich auf dem Wege mit Knütteln, Dreschflegeln und Äxten bewaffnete. Pylypko allein blieb zurück; seine militärische Stellung legte ihm Neutralität auf! Aber als treuer Sohn Busowiskas hielt er sich für verpflichtet, den Ausziehenden einen kriegskundigen Rat mitzugeben. Der Pfarrhof von Terszow, am Ende des Dorfes, sagte er, sei am besten von der auf die Felder von Staremiasto zu liegenden Seite zu bestürmen. Auf diese Weise würden die Terszower Leute sie nicht sehen, und ehe man im Dorfe Lärm schlagen würde, wäre die Sache vollbracht.

Nach Terszow war's nicht weit. Die Rotte von Busowiska befand sich bald vor der Pfarre. Der Geistliche Tarczanin war nicht zu Hause. Er hatte sich nach Strzelbica zum Dekan begeben, gerade um seinen Rat in der heiklen Madonnenangelegenheit einzuholen. Nur der Kirchendiener Soroka lugte hinter den Gebäuden hervor und wurde sofort in Gefangenschaft genommen.

„Wo ist unsre Muttergottes? Sprich, du Hundsblut!" riefen die Bauern, indem sie Soroka schüttelten. Zitternd wie Espenlaub, zeigte dieser auf die Thür der Sakristei, wo der Pfarrer das Bild aufbewahrt hatte. Er hatte es vor dem Vandalismus derselben Menge schützen wollen, die jetzt bereit war, für dasselbe Bild ihr eignes und fremdes Blut wie für die kostbarste Beute zu vergießen.

„Schlüssel her!" brüllten sie.

„Laßt mich los, dann hole ich sie," erwiderte Soroka, der die Besinnung wieder erlangt hatte.

Die Bauern befreiten Soroka aus ihren eisernen Fäusten, und der verräterische Kirchendiener machte einen Satz wie ein Hirschbock und verschwand hinter dem Garten des Pfarrhofes. Man lief ihm nach, aber Soroka eilte pfeilschnell vorwärts und hatte schon, fortwährend um Hilfe schreiend, die Landstraße erreicht. Es folgte ein Moment der Ratlosigkeit. Dann sah man Nasta in Verzückung, mit trunkenen Augen

und mit dem Ausdruck von Wahnsinn im Gesichte, dem nächststehenden Bauer die Axt entreißen. Die grauen Haarsträhne unter dem verschobenen Kopftuch hingen ihr wirr in die Stirn, und in wilder Leidenschaft begann sie die Thür der Sakristei einzuschlagen. Dieses energische Beispiel riß die andern fort, und binnen weniger Sekunden waren die Thüren herausgebrochen. Das Bild der Muttergottes befand sich thatsächlich in der Sakristei. Man begrüßte es mit einem freudigen Aufschrei.

Aber in diesem entscheidenden Augenblick blitzte auf dem Hügel, der die Landstraße von Staremiasto verdeckte, ein Bajonett auf, und der Helm eines Gendarmen ward sichtbar. Der fliehende Soroka hatte den Mann auf der Landstraße, auf seinem Heimwege vom Patrouillengange zur Stadt angetroffen und kam mit ihm zum Entsatz zurück. Der sonst so drohende und einschüchternde Anblick des Gendarmen übte diesmal seine erprobte Wirkung nicht aus. Die Bauern drängten sich schützend um das Bild, und Nasta hob die Axt in die Höhe und trat mit der wütenden Heftigkeit einer hungrigen Tigerkatze vor. Ein Hagel von Steinen, die Munition der den Zug begleitenden Jugend von Busowiska, prasselte auf den Gendarmen und auf Soroka herab, und die Bauern marschierten dabei mit dem entführten Bilde vorwärts. Der Gendarm versuchte es, ihnen den Weg zu versperren, Nasta aber schleuderte mit der Geschicklichkeit einer Indianerin ihre Axt auf ihn. Diese schlug klirrend an den Helm und glitt dann am Körper des Mannes entlang zu Boden.

Gleichzeitig hörte man einen Schuß und den dumpfen Fall eines Körpers. Es war Nasta, getroffen von der Kugel des Gendarmen. Beim Anblick des Blutes stürmten die Bauern von Busowiska voller Wut los, und der Gendarm konnte sich nur mit Mühe in den Pfarrhof retten. Jetzt schickte sich die Menge unbehindert an, den Rückzug nach Busowiska anzutreten. Nasta raffte sich auch mit blutender Brust von der Erde auf, aber sie fiel sofort zurück und mußte getragen werden. Zwei Weiber ergriffen das Bild, hoben es wie eine Fahne in die Höhe und Makohon stimmte „Allerheiligste Muttergottes, die du im Himmel thronst“ an.

Die Menge fiel ein, und die ganze Schar schritt, mit dem Bilde an der Spitze, in feierlicher Prozession gen Busowiska. Der Gesang und der Anblick der Menge lockte die Menschen vom Felde und aus den Hütten am Wege herbei. Sie schlossen sich dem Zuge an, der wie ein Bergbach anschwoll und bald zum gewaltigen Strom anwuchs. Der fromme Gesang brauste jetzt im mächtigen Chor und hallte weit in die Ferne, das Kesselthal des Dniestr entlang. Vor der neuen Cerkiew in Busowiska hielt die Prozession an, und als man Nasta auf den Rasen bettete, stellte es sich heraus, daß sie nicht mehr lebte.

Miſé Féréol.

Eine Erzählung aus der Camargue

von

Jacques Vincent.

Überſetzt von Anna Brunnemann.

I.

Es war am Tag der „arrivade“*) zu Arles. Man erwartete die Stiere.

Mit tollem Lärm und südlicher Lebendigkeit schoben sich in drängender Hast aufgeregte, sonntäglich geputzte Leute durch die engen, winkligen Straßen der alten Stadt des Marius. Die einen eilten dem Festzuge entgegen, die andern stürzten nach dem Forumplatz, wo die Arena errichtet war.

Wer niemals einem ähnlichen Schauspiel beigewohnt hatte, mußte von diesem Bilde, das mit klaren, kräftigen Strichen gezeichnet, reich an dunkeln Schatten und leuchtenden Schlaglichtern war, aus dem sogar hie und da ein roher Pinseleffekt naturalistisch herausſprang, fast bezaubert werden. Vollendet ward es durch den goldnen Sonnenglanz der Provence, und seinen Rahmen bildete der malerische Aufputz spanischer und italienischer Städte.

Breitgestreifte Behänge an den Thüren. Die hervorspringenden Erker und Balkone mit Blumen geschmückt. Breitgestreifte, lichte Stoffe quer über die Straßen gespannt und unter diesen im Winde schwankenden Wölbungen, zwischen denen das Blau des Himmels hervorlugte, eine lärmende, lebhafte, aufgeregt schwatzende Menge in freudigster Feststimmung.

Die alte Turmuhr auf dem Forumplatze verkündete die zwölfte Stunde. Vom Fenster eines Hotels schaute ein junger Mann mit sorglos heiteren Augen auf das bunte Gewühl herab und rauchte dabei gemütlich seine Cigarre. Es war übrigens ein hübscher, schlanker Mensch, den sein Reisekostüm, nach dem „chic“ des vollendetsten Gigerls, als Fremden kennzeichnete. Zu jeder andern Zeit würde er sogar die Zielscheibe der ewig regen Volksneugier gebildet haben, die sich hier für den Flug einer Fliege interessiert, wenn nur die Fliege von weit her kommt. Heute aber gab es etwas ganz andres zu sehen und zu denken. Überall rottete man sich zusammen, paarweise, familienweise, in ganzen Gesellschaften und belagerte die Schwellen der Häuser, die Cafés, oder pflanzte sich auf offener Straße auf. Unbespannte Karren dienten den „raffys“**) als Zuschauertribüne; bisweilen kletterte auch eine braune

*) Ankunft der Stiere. **) Bauern.

Dirne gewandt und ungeniert hinauf, und ward von den Umſtehenden mit luſtigen oder etwas boshaften Reden geneckt.

Man hat die Schönheit der Mädchen von Arles nicht übertrieben. Als ſtolze Abkömmlinge einer edeln, verfeinerten Raſſe, hat ſich der römiſche Typus faſt in ſeiner ganzen antiken Reinheit unter ihnen erhalten. Kaum eine andre Frau der Welt verbindet mit ſo viel natürlichen Gaben ſo geſchickt die Kunſt, dieſe zur Geltung zu bringen; kaum eine Tracht iſt origineller, kaum eine Haltung edler, eine Koketterie pikanter als die ihre. Mit ihren bunt geſtreiften Röcken, ihren „aisés“*) von farbigem Sammet, ihren Gazefichus, ihren lichtſeidenen Kopfbändern geſchmückt, rufen ſie ſich lachend an. Ihre Miene gleicht der einer Patrizierin und ihr Geplauder dem Gezwitſcher eines muntern Vogels. Wenig ſchüchtern auch trumpfen ſie die Burſchen ab, die ſich, ihre Jacken über die Schulter geworfen, ſehr heiter, ja bisweilen recht dreiſt, an ſie herandrängen.

Dem Fremden, der anfangs nur gleichgültig beobachtet hatte, fielen plötzlich zwei Mädchen auf, die mit einer bejahrten Frau unter dem Zelt eines Café ſaßen. Die eine war eine Blondine mit leuchtendem Haar, das reifen Ähren glich; mit einer Art naiven Keckheit betrachtete ſie ihn lächelnd und zeigte mit dem Finger nach ſeinem Fenſter hin. Ihre Blicke hatten ſich, als ob es ſelbſtverſtändlich ſei, begegnet; der junge Mann erwiderte das Lächeln, als aber die Gefährtin des lachenden Mädchens das Haupt erhob, ward er von ihren großen ſchwarzen Augen faſt geblendet. Es waren düſtere, herausfordernde Augen, faſt unnatürliche Augen mit langbewimperten Lidern; ſie ſchienen das ganze Antlitz auszufüllen. Da er jedoch erriet, daß man von ihm ſprach, und ſich durch eine ſo kecke Aufmerkſamkeit geſchmeichelt fühlte, hielt er einen Augenblick das Feuer aus. Dann aber witterte er zweifellos ein hübſches Abenteuer; er verließ das Fenſter, nahm eilig ſeinen Hut und ging hinunter. Wenige Minuten ſpäter ſetzte er ſich an einen Tiſch in der Nähe der beiden Schönen.

Nur in einem ſo bevorzugten Lande wie das der Provence kann man das Glück haben, in einer Frau die ſo verſchiedene Schönheit der Griechin, Römerin und Maurin vereint zu finden. Die Braune mit den großen Augen zeigte ſolch einen gemiſchten Typus von ſeltener, ganz eigenartig feſſelnder Schönheit. Sie hatte leuchtendes, ſchwarzes Haar, eine gerade Naſe, die mit der Stirn eine Linie bildete, bleiche Geſichtsfarbe, über die ſich doch ein warmer Schimmer breitete, glänzende weiße Zähne, die zwiſchen purpurnen Lippen hervorblitzten, eine prachtvolle Figur, eine ſchlanke Taille, und in ihrer Haltung, in ihren Bewegungen lag etwas von attiſcher Grazie, vermiſcht mit der hochmütigen Sorgloſigkeit eines ziviliſierten Wilden. Zerſtreut hörte ſie auf das Geſchwätz ihrer Freundin, die man eher für ihre Dienerin halten konnte, obwohl beide die gleiche ſchlichte Cornette aufhatten. Dieſe niedliche Kleine bemerkte auf einmal, daß das Fenſter leer war; ſie wandte ſich raſch um, ſah den Pariſer hinter ſich ſitzen und warf ihm einen recht ſpöttiſchen Seitenblick zu.

Schon wiegte ſich der Fremde in der Hoffnung auf eine nette Tändelei, doch als er eben ſeinen Stuhl etwas näher zu dem jungen Mädchen heranrücken wollte, trat ein Matroſe in Galauniform raſch auf dieſe zu.

*) Miedern.

„O je! Exupère!“ rief die Schwätzerin und verſtummte.

„Wie geht's, Planette?“ fragte der Seemann, indem er der Blondine ſeine breite Hand hinhielt, in welche ſie lebhaft einſchlug.

Dann wandte er ſich zu der ſchönen Braunen. „Nun, guten Tag, Miſé Féréol!“

Er nahm die Mütze ab, trocknete ſich die Stirn und ſetzte ſich zu ihnen.

Dieſer Zwiſchenfall ärgerte den jungen Elegant. Die Provençalinnen ſchwatzten mit dem Matroſen, ohne ihn weiter zu beachten. Miſé Féréol ſah ernſthaft, mit großen, aufmerkſamen Augen darein, während die übermütige Planette tauſend kleine Neckereien erfand. Sie wiegte das Köpfchen, neigte ſich rückwärts, rückte ſich eine Schleife mit viel unnötigem Zerren zurecht und ward ſo unbewußt zur reizenden kleinen Kokette, wie der Pfau faſt inſtinktiv mit ſeinem farbenprächtigen Schweife einherſtolziert.

Die ganze Luft ſchien Heiterkeit auszuſtrömen. Ein lauer Windhauch rauſchte in den Platanen; er ließ die bunten Bänder flattern und wiegte die leichten Zeltdächer hin und her. Von allen Seiten ertönten muntere Rufe. Wehe dem Kopfputz, deſſen „parpayoum“ (Schmetterling) ſeine beiden Flügel nicht ſymmetriſch ausbreitete. Mitleidlos ward der Sünderin vorgeworfen, auf Liebesabenteuer auszugehen. Fiel aber die „capella“, das über das Mieder gelegte Fichu, nicht in den üblichen ſtrengen Falten, ſo hatte gewiß das Herz zu wild geſchlagen und dieſe aus der Ordnung gebracht.

Die luſtige Aufgeregtheit und die ſüdliche Vertraulichkeit kamen dem Fremden hilfreich entgegen. Bald hatte er mit dem Matroſen eine Unterhaltung angeknüpft, und dieſer gab ihm gern über alles mögliche Auskunft, was er als Pariſer nicht zu kennen meinte.

„Die Stiere kommen um ein Uhr an,“ ſagte er, „ihre Hirten werden ſie führen; man hat ſie aus dem ‚Mas‘*) von Grand-Palun erworben.“

„Wirklich!“ rief der junge Mann, „dann gehören ſie ja mir!“

Das Wort verurſachte das größte Staunen.

„So ſind Sie alſo Herr Bodin?“ fragte Exupère, der Matroſe.

„Bodin — von Romaz,“ beſtätigte der Pariſer. „Sie kennen mich?“

„Na, und ob!“ war die Antwort.

Er wollte fortfahren, als ihn Planette haſtig am Ellenbogen ſtieß.

„Wir wohnen in Saintes, und Saintes iſt eine Meile von Ihnen entfernt.“

Auf die Fragen Romaz' teilte ſie ferner mit, daß ſie mit ihrer Freundin nach Arles gekommen ſei, um einen Sonntagsſpaß zu haben. Ein tolles Hurra ließ ſie kaum ausreden.

„Da ſind ſie! Da ſind ſie!“

Die Menge tobte, ſchrie und klatſchte in die Hände. Sie ſchien von einem wahnſinnigen Rauſche ergriffen zu ſein. Plötzlich zeigte ſich ein Stier auf dem Platze, bald darauf ein zweiter und ein dritter, die ſich mit geſenktem Kopfe, dampfenden Nüſtern und drohenden Stirnen einen Weg bahnten. Hinter ihnen ritten, mit einem Dreizack bewaffnet, ihre Hüter auf leichten Pferden aus der Camargue.

Ein entſetzlicher Lärm, ein unbeſchreiblicher Tumult entſtand. Die von allen

*) Landſitz.

Seiten umringten, eingezwängten Tiere brüllten. Einige tollkühne Dränger waren schon, bedenklich verwundet, niedergestürzt. Aus den Seitenstraßen eilten Seeleute herbei.

Die Frauen zeigten sich am kühnsten und leidenschaftlichsten: Mit schief sitzender Haube und fast losgelöstem Brusttuch stürzten sie den Tieren entgegen; sie verachteten die Gefahr und blieben gegen die Zurufe der Führer taub. Staunend, ja halb entsetzt sah Pierre de Romaz diesem Schauspiel entfesselter Volksleidenschaft zu; da bemerkte er plötzlich, wie Misé Féréol auf einen Stuhl geklettert war; sie bebte, ihr Auge flammte und wie wahnsinnig schwang sie ihr rotes Brusttuch, daß sie abgerissen hatte. Diese unbedachte Herausforderung reizte einen Stier, der mit gesenkten Hörnern auf sie losstürzte. Fast instinktiv wehrte ihn der Fremde mit seinem Hute ab, den das Tier aber sofort durchbohrte. Glücklicherweise war Exupère in der Nähe; mit blitzartiger Geschwindigkeit hatte er die Unvorsichtige um die Taille gefaßt, zurückgezogen, seinen Gurt um den Hals des Tieres geworfen — und nun hielt er den Stier gefangen. Donnernder Beifall ertönte, in den sich spöttische Bemerkungen über die naive Verteidigung des Pariserś mischten, der seinen durchlöcherten Hut aufhob und selbst über sein Mißgeschick lachte.

Der erste Akt des großen Dramas war gespielt; die wutschnaubenden, aber gebändigten Stiere ließen sich nach der Arena schleppen. Binnen weniger Minuten war der Platz leer, und in dem Gewühl hatte sich auch die Matrone mit den beiden hübschen Mädchen entfernt.

Todmüde, nach einer durchreisten Nacht, kehrte Pierre von Romaz nach seinem Hotel zurück; fast mechanisch lenkte er sofort den Schritt zum Fenster und sah noch einmal nach dem Café hinüber, das jetzt verlassen war. Dann ging er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, eine Melodie leise vor sich hinpfeifend, holte sich aus einem silbernen Behälter mit einem etwas willkürlichen Wappen verziert, eine Cigarre, zündete sie an und streckte sich behaglich auf das Sofa, um sich auszuruhen. Und dabei blieb ihm weiter nichs übrig, als seinen Notar zu verwünschen, der ihn zu dieser Reise veranlaßt hatte, um persönlich den Verkauf einer Besitzung in der Camargue abzuschließen.

Als Enkel eines reich gewordenen Fischers verachtete der junge Lebemann, vielleicht gerade aus Opposition gegen seine Herkunft, alle geschäftlichen Dinge. Da er indes mit Hilfe seines Bruders André recht nett mit dem väterlichen Erbteil gewirtschaftet hatte, so erschien der vorteilhafte Verkauf des alten Familiensitzes, der seit langem vernachlässigt und verlassen worden war, doch als eine sehr wünschenswerte Aufbesserung seiner Verhältnisse. Bald wiegte der dumpfe Straßenlärm seine müden Sinne ein; im Halbschlummer sah er noch das festliche Gewoge vor seinen Augen und fast bedauernd die bildhübschen Mädchen, die er nun nicht wiederzufinden glaubte.

II.

Gegen drei Uhr wurde Pierre durch den Besuch Maitre Chavagnas, des vorsichtigsten und angesehensten Notars der Stadt und ihrer Umgebung, geweckt. Klein, lebhaft, von rundlichem Gesicht, liebte es dieses gewissenhafte Männlein, sich größer

zu machen, indem es ſich auf die Fußſpitzen ſtellte, und gern eine recht bärbeißige Miene annahm. Im übrigen aber gehörte er zu den beſten Menſchen von der Welt. Mit der Vertraulichkeit eines alten Familienfreundes, der wenig Umſtände macht, hielt er Pierre beide Hände hin und ſagte in ſcheltendem Tone:

„Endlich! Leichtſinniges Subjekt!“

Der junge Mann lud ihn zum Sitzen ein, ohne ſich über ſeine grimmige Miene erſtaunt zu zeigen.

„Worüber beklagen Sie ſich, beſter Chavagnas; da bin ich ja!“

„Nach meinem dritten Briefe!“

„Das nennt man trotzdem Gehorſam!“

„Sie ſind ein arger Schelm — Sie wiſſen auch, wo Sie's her haben. Na, Sie ſind nun endlich da!“

Hier hielt der Notar inne und Pierre merkte, daß er nach dem Anfang zu einer großen Rede ſuchte.

„Ah, Chavagnas,“ lachte er. „Sie machen ja eine Leichenbittermiene! Geht das Geſchäft in Romaz nicht mehr?“

„Es geht ſchon noch. Aber augenblicklich iſt nicht allein von Romaz die Rede.“

„Wovon denn?“

„Es handelt ſich um Ihre leichtſinnigen Jugendſtreiche, um den Stand Ihrer eignen Angelegenheiten. Sie und Ihr Bruder —“

„Ich wittere eine Strafpredigt, Chavagnas!“ unterbrach ihn der junge Mann.

„Nur eine ſolche in knappeſter Form,“ erwiderte der Notar, während er mit ſeiner Tabaksdoſe ſpielte.

„Wie lang wird ſie ſein?“

„Sehr kurz. Mein lieber Junge: wenn Sie in dieſer Weiſe fortfahren, ſind Sie ruiniert!“

Trotz ſeines großen Leichtſinns fuhr Pierre erſchrocken empor. „Was, ruiniert?“ rief er aus. „Das muß ich ſagen, mein lieber Chavagnas, Sie verfahren nicht gelinde mit Ihren Drohungen. Ruiniert!?“

„Die Sache verhält ſich ſehr einfach: Beim Tode Ihres Vaters hatten Sie Ihr Erbteil bereits angegriffen. Die Wucherer ſind teuer. Gott weiß, was Sie ſeitdem für ein Leben geführt haben mögen. Sie haben ſich beide ſchön dafür bedankt, mich zum Beichtvater Ihrer Tollheiten zu ernennen. Kurz, heute beſteht Ihr ganzes Vermögen nur noch aus den Häuſern in Marſeille und den Ländereien in der Camargue.“

„Wieviel iſt das zuſammen wert?“

„Alle Hypotheken abgerechnet rund ſiebenhunderttauſend Franken, die Sie mit Ihrem Bruder André zu teilen haben.“

„Das iſt nicht gar viel!“

„Na, viele würden ſich ſchon recht damit zufrieden geben, aber bei Euch Verſchwendern muß man ſchon noch auf andre Hilfsquellen bedacht ſein.“ Dann berichtete Chavagnas noch einige Einzelheiten über die Angelegenheit Romaz.

„Sie haben alſo einen Käufer gefunden?“ fragte Pierre, der ſich doch unwillkürlich etwas ungemütlich fühlte.

„Ja; er bietet zweihunderttauſend Franken.“

„Gut; ſuchen wir raſch mit dieſer Verhandlung fertig zu werden, denn Sie begreifen wohl, beſter Chavagnas, daß die Überraſchung, die Sie mir hier bereitet haben, nicht gerade zu den Annehmlichkeiten meiner Reiſe zählt. Trotz aller dankbaren Zuneigung, die ich für Sie hege, möchte ich ſchleunigſt wieder abreiſen. Laſſen Sie mich doch morgen die Vollmacht ausſtellen!“

„O nein! Die Sache iſt nicht ſo ſchnell abgethan! Sie müſſen nach Romaz!“

„Weshalb?“

„Um Rémondi, den Käufer, aufzuſuchen. Er iſt noch in Marſeille. Ich werde ihm Ihre Ankunft melden, und er wird nach ſeinem Landſitz zurückkehren. Es liegt ihm viel daran, mit Ihnen ſelbſt zu verhandeln.“

„Um Himmelswillen — da verlangen Sie wenigſtens einen Aufenthalt von acht Tagen von mir!“

„Von vierzehn Tagen zum mindeſten!“

Der junge Mann ſträubte ſich lebhaft. Niemals würde er eine ſolch endloſe Langeweile ertragen können. Was ſollte er nur vierzehn ganze Tage hindurch beginnen, ſo aus allen ſeinen Gewohnheiten herausgeriſſen und in einem Landgut der Camargue vergraben! Chavagnas überzeugte ihn, daß es ein notwendiges Opfer ſei. Rémondi wäre ein eigenſinniges Original, das von ſeinen endgültigen Bedingungen niemals abſtehen würde. Pierre war folglich gezwungen, ſich ins Unvermeidliche zu ergeben.

„Was für ein Menſch iſt denn dieſer Rémondi?“ fragte er.

„Ein reicher Seifenfabrikant. O, der ſammelt, aber verſchwendet nicht!“ ſetzte Chavagnas etwas anzüglich hinzu.

„Danke beſtens! — Iſt denn Romaz wenigſtens noch bewohnbar?“

„Zu Lebzeiten Ihres Großvaters, Elias Rodin, war's prachtvoll. Aber — ein ſo verwahrloſtes Beſitztum —“

„Habe ich wenigſtens Nachbarn?“

„In der Camargue hat man keine Nachbarn. — Doch Sie ſind von La Tour, dem Schloſſe Rémondis, nur durch den kleinen Rhonearm getrennt.“

„Sehr verbunden! Der Seifenfabrikant!“

Der Notar ließ ihm dieſen letzten bittern Ausruf durchgehen. Er ſetzte dem jungen Manne, der mit der Miene eines geſchlagenen Hundes zuhörte, auseinander, welchen Weg er verfolgen müſſe, und gab ihm Verhaltungsmaßregeln, wie er den Verkauf einzuleiten habe. Nachdem alles abgemacht war, verpflichtete ſich der Pariſer dazu, ſchon morgen nach Romaz zu fahren, und im Fortgehen rief Chavagnas noch:

„So ganz beiläufig, Pierre, Rémondi hat eine Tochter!“

Pierre prallte zurück. „Chavagnas! Noch ein Wort, und ich reiſe ſofort wieder nach Paris!“

„Na, na! Beruhigen Sie ſich nur! Ich teilte es Ihnen eben ſo mit, weil es mir gerade einfiel. Sollten Sie mit Ihren achtundzwanzig Jahren nicht daran gedacht haben, ſich zu verheiraten? Alſo! Abgemacht! Sobald Sie unſern Mann dort treffen, ſchreiben Sie es mir!“

„Verlaſſen Sie ſich drauf! Und dann kommen Sie nur ſchleunigſt her!“

Chavagnas ging, doch unter der Thür konnte er nicht umhin, nochmals zu ſagen:

„Ach, ich vergaß vorhin hinzuzufügen, daß Fräulein Rémondi eine Million Mitgift erhält."

Diesmal fand Pierre keine Zeit zu einer Erwiderung, denn der Notar trippelte ſo ſchnell er konnte die Treppe hinab.

III.

Am folgenden Tage um neun Uhr war Pierre angekleidet und zur Abreiſe bereit. Ein mit Poſtpferden beſpannter Wagen wartete vor dem Hotel. Als die Koffer feſtgebunden waren, der Kammerdiener ſich auf dem Bock zurecht geſetzt und den Korb mit Mundvorrat ſorgfältig verwahrt hatte, ging es fort.

In den engen, krummen, mit eckigen Kieſeln gepflaſterten Straßen gingen die Pferde im Schritt. Da und dort hoben die alten Klatſchbaſen ihre Vorhänge ein wenig in die Höhe, ſtreckten den Kopf hervor und tauſchten ihre Bemerkungen über den Fremden aus. Nachdem die eiſerne Brücke paſſiert war, erſchien niedlich und freundlich die Vorſtadt Trinquetaille, die im platten Lande liegt. Dann wurden die Häuſer immer ſeltener. Und die Landſtraße ſchlängelte ſich ſtill und einſam durch die freien Felder dahin. Sie war mit Bäumen beſtanden, von breiten, von Unkraut ſtarrenden Gräben eingerahmt, aus denen ſchlankes Schilfgras, das Zeichen einer üppigen Vegetation, hervorragte. Im Schatten der aufgezogenen Plane ſitzend, eine Cigarre im Munde, die Beine ausgeſtreckt, ließ ſich Pierre mechaniſch fortbringen — ſein Geiſt war in melancholiſche Träumereien verſenkt. Die ſehr deutlichen Auseinanderſetzungen Chavagnas hatten ihn doch ein wenig beunruhigt. Die Ausſicht, zwei Wochen in der Camargue verbringen zu müſſen, vergrößerte ſeine Mißſtimmung. Dennoch fühlte er ſich, als er die friſche Morgenluft einatmete, von einem unbeſtimmten Gefühl des Wohlbehagens durchdrungen. Zur Rechten unterbrachen die Hügel des Languedoc, die ſich vom milchigen Weiß des Horizontes durch ihre feine violette, mit roſa untermiſchte Färbung abhoben, die Einförmigkeit der grünen Ebene. Aber gerade dieſe Einförmigkeit beſaß jenen Zauber tiefſter Ruhe, die alle Sorgen ſanft einſchläfert.

In der Umgegend von Arles gedeiht die Ernte prächtig. Schon gehören dieſe Landſtrecken zur Camargue, aber ſie ſind im Gegenſatz zu der ſpätern Wüſtenei ein herrlicher Blütengarten. Ihre außerordentliche Fruchtbarkeit läßt uns ſchwer auf eine ſolche ſeltſame Einöde ſchließen, wie ſie dennoch das Rhonedelta enthält. Dieſes ſo üppig ſtrotzende Land ſcheint wirklich ganz verlaſſen zu ſein. Nirgends ein Weiler!

Von Zeit zu Zeit nur ein Landhäuschen mit Strohdach, eine Schäferei mit trockenem Schilf bedeckt und mit einem Kreuze bekrönt! Bisweilen leiſer Flügelſchlag: eine Elſter ſchwebt aus dem hohen Graſe empor; ein fernes Singen: ein Pirol zwitſchert in dem Laubwerk.

Faſt eine Stunde lang hatte Pierre keine Menſchenſeele getroffen. Die Pferde eilten durch die taufeuchten Felder dahin, und die Ebene breitete ſich noch immer vor ihm aus. Da er ſich ſchon ganz an die Einſamkeit gewöhnt hatte, war er faſt erſtaunt, als er bei einer Biegung des Weges zwei Frauengeſtalten bemerkte, die nebeneinander her ſchritten. Der Wagen hatte ſie bald eingeholt. Als ſie ſich bei

dem Schellengeklingel umwandten, entfuhr Pierre ein leiser Schrei, denn er hatte die hübschen Mädchen vom Forumplatze wieder erkannt.

„Wie, Sie sind es?" sagte er. „Was thun Sie denn hier?"

„Wir gehen nach Saintes zurück."

„Zu Fuß?"

„Natürlich, wir können schon laufen."

„Das werde ich niemals zugeben!" rief er und sprang schnell aus dem Wagen. „Bitte, steigen Sie in meinen Wagen, wenigstens bis Romaz!"

Bei diesem Vorschlag sahen sie sich an.

„Sind wir nicht Nachbarn?" fügte er hinzu.

Misé Féréol versuchte sich zu weigern. Doch nach kurzer Verhandlung schwang sich Planette behend hinauf. Die jungen Mädchen setzten sich zurecht und Pierre ihnen gegenüber. Der Wagen fuhr weiter.

Diese nette Begegnung hatte dem Pariser ein wenig gute Laune wiedergegeben, und er hoffte, das Abenteuer nun zu erleben, das gestern die Ankunft des Matrosen Exupère vereitelt hatte. Die Unterhaltung entspann sich, zwar etwas gezwungen von seiten Misé Féréols, doch Planette, die von Natur so heiter und gesprächig war, fühlte sich bald ganz behaglich. Nach einer Viertelstunde schon machte sie die Honneurs ihrer Heimat; sie mengte mit großer Lebendigkeit alles mögliche durcheinander und schwatzte ohne logischen Zusammenhang von Rinderherden, Wasserleitungen, Wegebauten und Fischzüchtereien, alles Dinge, die dem jungen Manne äußerst gleichgültig waren. Er schien ganz in die wunderbare Schönheit Misé Féréols versunken. Sie blieb still, fast von hochmütiger Gleichgültigkeit, als ob sie die Unterhaltung gar nichts anginge. Von Zeit zu Zeit nur begegnete ihr großer, flammender Blick den Augen Pierres, und er fühlte seinen starken, beunruhigenden Einfluß; heiße Glut stieg ihm ins Gesicht. Das war wahrhaftig ein sonderbares Landmädchen, mit der Büste einer Göttin; wie ein schöner Marmor unter einer Draperie trat ihre prachtvolle Figur unter den Falten ihrer anmutigen Kleidung hervor. Der Unterschied zwischen Planette und ihr fiel ihm heute noch mehr auf, als bei ihrer ersten Begegnung. Man hielt sie unwillkürlich für eine vornehme junge Dame, die aus purer Laune Cornette und Kostüm einer Bäuerin angelegt hat; soviel Würde, Anmut, Adel und Eleganz sprach aus ihrer Haltung. Um sie aus ihrem Stillschweigen herauszureißen, sprach Pierre von dem Vorfall bei der Ankunft der Stiere, und von der Gefahr, in die sie dabei geraten war. Er spottete lustig über seine Ungeschicklichkeit, sie zu beschützen, und neckte sie, weil sie so tollkühn den Stier herausgefordert hatte.

„Sie ist toll!" rief Planette.

Das schöne Mädchen konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Eine leichte Röte färbte ihre Wangen. Sie antwortete mit ernster, tiefer Stimme, die für Pierre einen unaussprechlichen Reiz hatte:

„Was wollen Sie? Wir sind doch Halbwilde."

Planette ergriff eifrig diese Gelegenheit, um eine lange Erzählung zu beginnen. Sie beschrieb die Stiergefechte in der Arena mit einer solchen Lebendigkeit der Gesten und von so allerliebstem Lachen begleitet, daß das Interesse ganz wunderbar erhöht wurde.

Jenseits der Ebenen von Meyran gelangt man in die echte Camargue. Die Vegetation ist noch sehr üppig, dennoch fühlt man, daß sie zurückgeht. Der Anblick dieser Gegend steht vielleicht mit seinem seltsamen Kontrast zwischen überreicher Fruchtbarkeit und Sterilität einzig in der Welt da. Es ist eine Wüste mit reichlichen Oasen durchsetzt. Tod und Leben begegnen sich und ringen und kämpfen miteinander, bis am Ausgang des Deltas der Tod den Sieg davonträgt.

„Was! Ist das Schnee dort?" sagte Pierre plötzlich und zeigte mit dem Finger auf die Ebene, wo sich stellenweise eine helle Decke von anscheinend kristallisiertem Reif ausbreitete.

Planette lachte hell auf.

„Das sind die ‚sansouires'," erwiderte sie.

So heißen die breiten, kahlen Stellen des Bodens, die durch eine Art Aussatz aller Vegetation beraubt zu sein scheinen, während die Sonne den Salzgehalt des Erdreichs an die Oberfläche gelockt hat, so daß sie wie Schneefelder glänzen. Diese der Camargue eigentümliche Erscheinung verleiht der Landschaft den Charakter großartigster Wildheit, etwas von dem Eindruck afrikanischer Wüsten mit ihrem Flimmern, ihrer strengen Einförmigkeit und ihren seltsamen Luftspiegelungen. Auf diesen sterilen Steppen (landes) wachsen nur von Zeit zu Zeit einige Büschel Anganus, ein graues, holziges Gras; hier und da trifft man auf eine Rinderherde, unter der Obhut eines „Guardian", der träge am Boden liegt, seinen treuen Hund zur Seite.

Es läutete Mittag, als man in Albaron ankam. Angesichts dieses netten Weilers, der wie ein Garten vom kleinen Rhonearm bewässert wird, schlug Pierre vor, anzuhalten und zu frühstücken. Die Heiterkeit und die frische Luft hatten allen Appetit gemacht. Der Diener schleppte den Proviantkorb herbei, bald war alles auf dem frischen Grase zurecht gestellt im Schatten von wilden Rosensträuchern und blühenden Akazienbäumen. Die Jugend kennt noch jenen köstlichen, vollen Genuß des Augenblicks, der sie Vergangenheit und Zukunft vergessen läßt. Pierre dachte nicht mehr an alles Widerwärtige, was ihm in Aussicht stand. Er strengte sich sogar für die beiden Camarguerinnen an, geistreich zu sein, tischte da sein ganzes Repertoir auf, mit dem er in seiner Lebewelt Effekt machte und ahmte die gefeiertsten Komiker von Paris nach. Planette lachte über alles, ohne es zu verstehen. Misé Féréol ging nicht aus ihrer kalten, ernsten Ruhe heraus. Beim Dessert wollte er die jungen Mädchen zwingen, auch vom Portwein zu nippen.

„Also, Herr Bodin," fragte Planette, indem sie zierlich mit Pierre anstieß, „Sie fahren jetzt nach Romaz, um sich dort nieder zu lassen?"

„Im Gegenteil, ich komme, um es zu verkaufen."

„Wie, es zu verkaufen?"

„Mein Gott, ja!"

„Man sagt jedoch, daß es sehr schön ist," erwiderte sie, indem sie verstohlen einen Seitenblick auf ihre Gefährtin warf.

Pierre befragte sie dann, doch wußte sie nichts weiter darüber. Mit beschämter Miene gestand sie, daß sie das Landhaus kaum von weitem, beim Vorüberfahren gesehen habe.

Zwischen jungen Leuten mußte die Unterhaltung früher oder später eine Wendung

nehmen, die ein wenig aufs Hofmachen hinaus ging. Nachdem Pierre das maleriſche Koſtüm der Provençalinnen gerühmt hatte, fing er ganz natürlich bald an, den beiden hübſchen Vertreterinnen ſelbſt Komplimente zu ſagen.

„Wie alt ſind Sie?“ fragte er ganz ungeniert, indem er die Freundinnen nacheinander anſah.

„Ungefähr in gleichem Alter,“ erwiderte Planette; „ich bin achtzehn Jahre alt. Albine iſt zwanzig — und Sie?“

„O, ich, ich bin ein Greis — achtundzwanzig!“

„Schon?“

„Wie, das wundert Sie?“

„Ja!“

„Soll das ein Kompliment ſein?“

„Mädchen machen den Burſchen niemals welche.“

„O, nur heute einmal! Das ſchadet weiter nichts!“

„Soll ich die Wahrheit ſagen?“

„Natürlich, die ganze Wahrheit, und noch ein Glas Portwein austrinken!“

Sie leerte ihr Glas, und, mit ihrer roſigen Zunge über die Lippen fahrend, ſagte ſie:

„Alſo — Sie benehmen ſich gar nicht wie ein Mann; Sie thun mehr ſo, als ob Sie ein junger Burſche wären. Sind Sie böſe?“

„Gar nicht! Und wenn ich zehn Jahre älter wäre, würde ich mich noch immer ſehr geſchmeichelt fühlen.“

Die neugierige Planette brachte ſodann bald wieder die Unterhaltung auf den Verkauf von Romaz zurück, der ſie ſehr zu beſchäftigen ſchien. Als Pierre ſeinen Käufer genannt hatte, rief ſie aus:

„Was, Herr Rémondi? Um ſo beſſer! Ich fürchtete ſchon —“

„Was?“ fragte er.

„Nun!“ entgegnete ſie mit etwas ſchelmiſchem Lächeln. „Wir Bauern lieben vor allem unſre Landsleute. Doch, im Grunde kann mir's gleich ſein.“ Und ſie beſchäftigte ſich weiter mit dem Thema: „Herr Rémondi hat ein Fräulein Tochter, nicht wahr, Albine?“

Bei dieſer Frage ging Miſé Féréol ein wenig aus ihrer ſchweigenden Zurückhaltung heraus und lobte das junge Mädchen auf das Liebenswürdigſte.

Pierre hörte mit heuchleriſchem Intereſſe zu. Das glutvolle Leuchten der ſchwarzen Augen, die blitzenden, weißen Zähne, das weiche, tiefe Singen der Stimme entzückte ihn.

Sie mußten an die Weiterfahrt denken und beſtiegen wieder den Wagen. Pierre that, als ob er Miſé Féréol beſonders den Hof machen wollte; da ward ſie bald zuſehends kälter. Als er einmal verſuchte, ihre Hand zu ergreifen, zog ſie dieſe faſt ärgerlich zurück.

„Sie — Sie ſind eine Kokette,“ ſagte er. „Ich will wetten, daß ſie mit den Dorfburſchen nicht ſo ſpröde thun!“ —

Hinter Alberon ändert ſich plötzlich der Anblick des Landes. Die Öde und Troſtloſigkeit beginnt. Keine Bäume mehr; nur einige gebrechliche Tamarisken, einige

ſeltene Büſchel von Zwerg-Ulmen. Keine Häuschen, keine Schäfereien, dafür aber zahlreiche Rinderherden, die willkürlich verſtreut ſind; bisweilen die winzige, mit niedrigem, zugeſpitztem Dache bedeckte Hütte eines Hüters (guardian). Der ungleichmäßige Weg mit den vielen tiefen Wagengeleiſen verengt ſich immer mehr. Die große Einöde beginnt, der blau-grüne Moraſt, den nur hier und da breite Salzlager unterbrechen. Der Wind rauſcht; Dünſte ſteigen auf; der Horizont zeigt nur eine unbeſtimmte, ewig wechſelnde Farbe; das Waſſer iſt bald gelb, violett, rot oder braun, je nachdem die hohen Stachelhalme ſich darin ſpiegeln, oder nur die Wolken darüber hinziehen. Trotz alledem leuchtete die Aprilſonne über dieſe wüſte Ebene, über die Fieber ausatmende Maremme. Eine wunderbar reiche Vegetation bedeckte dieſe ſtagnierenden Waſſerflächen, man hätte ſie für Rieſenkörbe halten können, die mit zarten Blüten überfüllt waren. Da gab es prächtige Heckenblumen, vielfarbige Iris, zierliche Winden, die an den kräftigen Schilfhalmen emporkletterten, unzählige Moosarten zwiſchen den Salzfeldern verſtreut und, von Tauſendgüldenkraut überragt, ganze Büſchel friſch erblühter Sumpfroſen. Die Anmut des Bildes aber vervollſtändigte die zwitſchernde und ſingende Vogelſchar, die darüber hinflatterte.

Seit zwei Stunden waren ſie ſo gefahren.

„Wir gelangen jetzt in Ihre Beſitzungen," ſagte plötzlich Planette, als der Wagen über eine kleine Brücke fuhr, auf der zahlreiche Netze und Schilfgeflechte umherlagen. „Dieſe Fiſcherei gehört Ihnen."

Man fühlt in der Camargue unausgeſetzt die Nähe des Meeres. Ein trockener Wind erhebt ſich vom Ufer her, der alles unter ſeinem mächtigen Hauche niederbeugt. Je weiter man vorwärts dringt, deſto ſchmuckloſer wird das Sumpfland, nur die Ränder der breiten Lachen ſind noch mit Schilfrohr beſtanden. Ein ſcharfer Geruch erfüllt die Luft, ein Wohlgeruch, der töten kann. — Die Malaria herrſcht hier, wie das ſtets der Fluch ſolcher Sumpfgegenden iſt.

Immer weiter drangen ſie in dieſe erſchreckende Einöde. Der Weg war kaum mehr fahrbar; die Pferde verlangſamten ihren Lauf, und unter ihren Hufen erhob ſich ein leichter Salzſtaub. Pierre ſchwieg, denn unwillkürlich hatte ihn eine ſeltſame Traurigkeit übermannt. Da zeigte Planette auf ein kleines Wäldchen.

„Das iſt Romaz!" ſagte ſie.

Zehn Minuten ſpäter bog der Wagen in eine Allee ein, in deren Hintergrund ein breites, graues Dach auftauchte. Tiefe Gräben liefen zu beiden Seiten des Weges entlang, ihr Rand war mit dichtem Gras bewachſen. Dann kam man an einem Raſenplatz vorüber, wo Pflanzen und Strauchwerk in regelloſer Anordnung wuchſen. Das Landhaus erſchien; es war ſehr geräumig, aber ohne Kunſt und Geſchmack erbaut und beſaß nur ein Stockwerk; die Mauern waren unſcheinbar und ſtellenweiſe verwittert, aber ſie trugen einen herrlichen Mantel: Clematis, Jasmin, Kletterroſen, Gaisblatt, untermiſcht mit Weinreben, Epheu, Glycinen mit vollen blaßlilaen Trauben und vielfarbigem Volubilis. — Planette ließ den Wagen an einem großen Vorgebäude halten.

„Heda, Pächterin!" rief ſie.

Bei dieſem Rufe ſchob eine alte Frau den grünen Leinwandvorhang, der die Thür verdeckte, zurück und erſchien auf der Schwelle.

„Das iſt Herr Bodin," ſagte Planette und ſprang herab. Während ſich die beſtürzte Bäuerin bemühte, Pierre angemeſſen zu bewillkommnen, war Planette eilig ins Haus gegangen. Sie kam ſogleich wieder heraus. Miſé Féréol war unterdeſſen auch abgeſtiegen.

„Nun, adieu!" rief ihr Planette zu; „einen ſchönen Gruß an den Kapitän!"

„Aber mein Wagen wird Sie weiter fahren," beeilte ſich Pierre zu ſagen.

Da es Miſé Féréol verweigerte und ſich entfernte, wendete er ſich an Planette.

„Und Sie?"

„Ich bin an meinem Ziele! Ich bin hier zu Haus!" erwiderte ſie lachend.

„Zu Haus?"

„Zu dienen, Herr Bodin, ich bin die Tochter Ihres Pächters," ſetzte ſie mit einer zierlichen Verbeugung hinzu, und klapperte mit dem Schlüſſelbund, das ſie ſchon an ihrem Gürtel befeſtigt hatte.

„Seht den Schalk, der mich angeführt hat!"

Die Ankunft des Beſitzers hatte im „Mas" eine ziemliche Aufregung hervorgerufen. Zwei Burſchen, die eben Futterklee einbrachten, eilten ſchleunigſt herbei und luden das Gepäck ab. Mutter Iſoarde, die ſich von der großen Überraſchung ein wenig erholt hatte, zog Pierre ins Haus und nötigte ihn eifrig zum Sitzen, während ſie nach dem baille (Pächter) ſchickte. Und dann ſtellte ſie ſich vor ihn hin und betrachtete ihn mit ſteigender Bewunderung. Er war ja nur ein einziges Mal, und zwar als dreijähriger Junge, nach dem Landhaus gekommen; die gute Muhme ſuchte in den Zügen des jungen Mannes alle Züge des Kindes wieder auf. Bald aber regte ſich die fürſorgende Hausfrau in ihr. Daß er ſie auch nicht einmal benachrichtigt hatte! Auf dieſem abgelegenen Fleckchen Erde war es ſo ſchwer, Vorräte zu beſchaffen. Der Fleiſcher von Saintes ſchlachtete nur einmal wöchentlich!

Unterdes kam der Pächter herbei, und das Erſtaunen ging von neuem los. Bei all dieſen Unterredungen aber ſprang ein großer Hund um den Herrn herum und beſchnüffelte ihn faſt wie einen Freund; eine weiße Katze, die ſich auf das Fenſterſims zuſammengehockt hatte, betrachtete ihn mit großen, runden Augen, und eine gezähmte Elſter kam herbeigehüpft und begann im Dialekte des Landes zu plaudern. Pierre mußte unwillkürlich an einige Verſe der Odyſſee denken — er kam ſich vor wie Odyſſeus, der von ſeiner Amme erkannt wird. Schließlich machte er allem ein Ende, indem er Ermüdung vorſchützte.

Auf ein Zeichen des Pächters erhob ſich Planette.

„Wenn's gefällig iſt, Herr Bodin," ſagte ſie, „ich werde Sie führen."

Pierre folgte der allerliebſten Camarguerin und befragte ſie über die verſchiedenſten Dinge. Nach einer Weile ſagte er plötzlich:

„Wer iſt denn dieſe Miſé Féréol?"

„Die Tochter des Kapitäns."

„Welches Kapitäns?"

„Wie! Welches Kapitäns! Aber — es gibt ja nur einen — den Kapitän Féréol. Alle Welt kennt ihn."

„Hier jedenfalls, aber nicht in Paris," erwiderte er lachend.

„Das iſt wahr! Nun, es iſt ein alter Seemann. Er führte ſogar einmal das Kommando über ein Schiff Ihres Großvaters, Elias Bodin.“

„Und wohnt er in der Nähe?“

„Er wohnt in Saintes.“

Jetzt hatten ſie das Landhaus erreicht. Planette öffnete die Thür ſo weit es ging, durchſchritt die Vorhalle und ſtieg raſch die Treppe hinauf. Pierre folgte ihr. Schon hatte ſie die Läden im Zimmer des Großvaters zurückgeſchlagen.

„In einer Stunde werden Sie jedenfalls ſpeiſen können, Herr Bodin!“ rief ſie noch und empfahl ſich.

Während der Diener das Gepäck hereinbrachte, beſah ſich der junge Mann ſeine Wohnung. Nicht ein Schimmer von Traurigkeit lag auf dieſen weiten, wohlgeordneten und ſauber gehaltenen Räumen, in die das Licht voll hereinflutete. Dennoch überkam Pierre von neuem eine melancholiſche Stimmung. Was ſollte er in ſeiner Einſamkeit anfangen.

„Bah,“ tröſtete er ſich ſchließlich, „ich brauche ja nur ein paar Tage in dieſem Neſte zu hauſen.“

IV.

Pierre erwachte ſehr früh. Um ihn her ſummte es wie um einen Bienenſtock; tauſend verſchiedenartige Töne ſchallten aus dem Hühnerhofe herauf; ganz Romaz war mit der Morgenröte lebendig geworden. Er ſtand auf, kleidete ſich an und ging hinunter. Der Pächter und die „Muhme“ *) hatten ſchon auf ihn gewartet und ließen nun den ganzen Zug ihrer Leute an ihm vorbeidefilieren: Knechte, Fuhrleute, Rinderhirten, Salzarbeiter, Hirten und Wächter.

Die Anlage eines Landſitzes in der Camargue iſt ſehr kompliziert und wunderlich. Die Pachthöfe liegen ſehr weit auseinander; die Wege werden durch den kleinſten Regenguß derartig aufgeweicht, daß ſie nur ſchwer paſſierbar ſind; jeder Beſitz iſt von rieſiger Ausdehnung und deshalb muß ſeine Einrichtung allen Bedürfniſſen eines zahlreichen Perſonals entſprechen. Romaz glich faſt einem Weiler: Pferdeſtälle, Viehſtälle, Vorratshäuſer, Milchwirtſchaft, Käſerei, alles bildete aneinanderſtoßende Gruppen. Hier und da erhob ſich mitten darin eine Ruine aus der Römerzeit: Trümmer von Säulenſchäften, von Kapitälen, verſtümmelte Bildſäulen, Bas-Reliefs, die man zum Teil mit vandaliſcher Gleichgültigkeit zu den gewöhnlichſten Hantierungen verwendete. Die Ställe allein feſſelten die Aufmerkſamkeit Pierres. Dann um Mittag kehrte er ganz erſchöpft zum zweiten Frühſtück zurück, und nachdem dies genoſſen und eine kleine Sieſta gehalten war, wußte er nicht mehr, wodurch er ſeine Zeit ausfüllen ſollte. Die Langeweile nahte ſich ihm ſchon und machte ihn verdrießlich, und zwei volle Wochen lang war er vielleicht zu dieſem Leben verurteilt! Glücklicherweiſe ſagte man ihm noch an demſelben Abend, daß es auf den Teichen ausgezeichnete Jagdgelegenheit gäbe. Dieſe Ausſicht tröſtete ihn ein wenig, doch ſchon nach zwei Tagen bekam er es ſatt, allein herumzujagen und Enten zu ſchießen.

*) „Tante“. Bezeichnung für die Pächterin in der Camargue.

Planette aber hatte ihm Wunder von Saintes erzählt, und er zog es vor, ſich dieſen Ort einmal zu beſehen; am nächſten Nachmittag ließ er anſpannen und fuhr mit dem Pächter hinüber.

Nun gibt es wohl kaum in der Welt einen ſo armſeligen Winkel als das Dörfchen „des Saintes-Maries“. Der Weg dahin iſt ſchlecht gehalten, oft unfahrbar und führt quer durch den ungeheuern Sumpf von Grand-Mar. Weder Bäume noch Gärten, noch irgend ein grünes Fleckchen, nur ein paar baufällige Häuschen und eine einzige Straße, vielmehr eine lange Gaſſe, die ſich bis zum Meer hinabzieht. Der Wagen hielt vor dem Wirtshaus, und dieſes ſeltene Ereignis lockte die ganze Bevölkerung herbei. Pierre ſtieg mitten unter dieſen Wilden ab, die ihn mit neugierigen, aber dummen, ſtieren Blicken angafften. Der Wirt eilte ſchleunigſt herbei und öffnete die Thür zur Schenkſtube: ein blaugetünchter Raum mit niedriger Decke, in dem ſich trotz der dichten Schutzvorrichtungen an den Fenſtern ein Schwarm von Fliegen von wunderſamer Größe tummelte. Pierre wich entſetzt zurück und entfloh.

Jedoch beſitzt Saintes eine berühmte Kirche. Die Bevölkerung der Provence betreibt einen eifrigen Marienkultus. Es geht die Sage, daß Maria Salome, die Schweſter der heiligen Jungfrau, Maria Jakoba und Maria Sara, ihre Dienerin, als ſie, von Bethanien vertrieben, in einem Schifflein zu fliehen verſuchten, auf dieſen verlaſſenen Strand verſchlagen wurden. Sie ſollen hier geblieben und auch hier geſtorben ſein. An der Stelle, wo man ihre Gräber vermutete, ward eine Kirche errichtet. Ihre Reliquien, die in koſtbaren Schreinen ſorgfältig aufbewahrt ſind, werden nur während einer achttägigen Pilgerzeit ausgeſtellt, die alle Jahre eine zahlloſe Menſchenmenge hierherführt. Viele Zigeuner ſollen ſich darunter befinden, denn Sara iſt ihre Schutzheilige.

Pierre beſuchte die drei Tabernakel, hörte die lange Rede des Sakriſtan an, und trank ein Glas Waſſer vom wunderwirkenden Brunnen. Nachdem er alles beſichtigt hatte, ging er über den Marktplatz und bemerkte ein junges Mädchen, das haſtig an ihm vorbeiſchritt. Sofort erkannte er Miſé Féréol und zwar mit freudigſter Überraſchung. Dieſe ſelbſt blieb ganz erſtaunt ſtehen, und Pierre begrüßte ſie lebhaft.

„Wahrhaftig, ich mußte Ihnen begegnen, damit ſich meine Augen von ſo viel Häßlichem erholen können.“

Sie that, als höre ſie das Kompliment nicht.

„Sie haben unſre Kirche beſucht?“ fragte ſie mit ernſter Stimme.

„Ja, mein Fräulein — und meine Frömmigkeit iſt ſchon belohnt worden.“

„Welch rührende Erinnerung, nicht wahr?“ erwiderte ſie, gleichgültig gegen dieſe Galanterie.

„Ja!“

„Sie ſehen aber nicht ſehr überzeugt aus.“

„Das geſtehe ich offen!“

„Die Legende iſt trotzdem ſchön,“ ſagte ſie in reizend ſchlichter Weiſe.

„O, o — das iſt ja eine ganz heidniſche Bemerkung!“

„Heidniſch?“

„Für eine gute Chriſtin braucht eine Legende nicht erſt ſchön zu ſein, damit ſie daran glaubt.“

„Ich glaube daran, entgegnete sie; und gleichviel, ob wahr oder erfunden, dieser Glaube belebt für mich diese armselige Einöde!“

Er ging neben ihr her. Bei ihrer Wanderung durch das Dorf hob sich fast jeder Leinwandvorhang, der die Thüren bedeckt, und hier und da lugte ein mit hoher Cornette bedeckter Kopf hervor. Die Mädchen von Saintes verstecken sich vor den Fremden; es fehlt bei ihnen nicht viel, so würden sie ihre Cornetten ganz über den Kopf ziehen, so wie sich dereinst ihre schönen mauriſchen Urahnen hinter dichten Schleiern verbargen.

Pierre und Misé Féréol erreichten das Ende der Straße; man sah das gewaltige, wunderbar blaue Meer. Das Wetter war milde; am Strande lagen einige unbenutzte Kähne, und überall waren Netze aufgespannt. Über eine Hecke von Seegras, die ein alleinstehendes Haus mit grünen Läden umringte, schaute der Kopf eines martialisch ausschauenden Greises hervor. Der Alte schien überrascht, einen Unbekannten an der Seite Misé Féréols zu erblicken.

„Vater,“ sagte diese, „das ist Herr Bodin.“

„Was! — — Der kleine Pierre!“

„Natürlich,“ erwiderte lachend der junge Mann.

„Welch glückliches Zusammentreffen!“

Und eifrig öffnete er die Thür in der Hecke.

„Nur immer herein, nur immer herein!“ rief er mit starker, wohllautender Stimme.

Der Kapitän war ein Mann von ungefähr sechzig Jahren, von hohem, kräftigem Wuchs, mit tiefen, lebhaften Augen. Seine grauen Haare waren kurz geschoren, sein Kinn glatt rasiert, und sein kurzer Backenbart kennzeichnete ihn als Marineoffizier. An einem Beine fast gelähmt, ging er mit Hilfe eines derben Stockes.

„Kommen Sie! Setzen Sie sich da unter meine Bäume,“ sagte er zu Pierre, und spöttelte über seine drei Taxussträucher, die in dieser Einöde nicht wachsen wollten.

„Albine, hole eine Flasche Weißwein! Sie werden ein Tröpfchen aus unsrer Camargue kosten!“

Misé Féréol kam bald mit einer Flasche und zwei Gläsern zurück, die sie auf einen kleinen runden Holztisch stellte. Es war warm, und Pierre fand das Getränk köstlich.

„Durch meine Tochter wußte ich von Ihrer Ankunft,“ begann der Seemann. „Sie haben sie in Ihrem Wagen von Arles zurückgebracht. Ich hätte Sie schon lange besucht und Ihnen gedankt, aber — mein verwünschtes Gebrechen! — Ich habe Sie übrigens erwartet.“

Durch diesen familiären Ton kam das Gespräch bald in lebhaften Gang. Die Erinnerung an Elias Bodin, die im Herzen seines alten Kameraden noch recht lebendig geblieben war, knüpfte unwillkürlich ein Band zwischen Pierre und seinem Wirt.

„Ich habe Sie gekannt, als Sie nur so groß waren,“ sagte der Kapitän und deutete die Höhe seines Knies an. „Du lieber Gott! Was für eine Zeit darüber hingegangen ist!“

Er gefiel sich darin, die Vergangenheit wieder aufleben zu lassen; sie erwachte bei seinen warmen, farbenreichen Schilderungen, und er erzählte tausenderlei interessante Kleinigkeiten von dem Großvater, den Pierre nicht gekannt hatte.

Die ſtramme Geſtalt, das hochaufgerichtete Haupt, das offene charaktervolle Geſicht des Kapitäns, ſeine beſtimmte, klare Ausdrucksweiſe, wie ſie den Kommandierenden eigen iſt, ſeine ruhige, faſt erhabene Heiterkeit ließen ihn als einen Mann erkennen, der hoch über den Zufälligkeiten des Schickſals ſteht, und der bis zu ſeinem Ende die unveränderliche Energie einer edeln Seele und einer feſten Geſinnungsweiſe bewahren würde. Dazu beſaß er jene treffliche Geradheit im Auftreten, die beim erſten Blick für einen Menſchen einnimmt.

„Doch, was höre ich!“ rief er auf einmal, „Sie verkaufen Romaz?“

„Ja,“ entgegnete Pierre.

„Ich begreife es gern. Es iſt ſo weit von Paris! Nur der alte Bodin konnte es bewohnen. Man muß hier geboren ſein, um da leben zu können. Und Rémondi wird es kaufen?“

„Sie kennen ihn?“

„Das will ich meinen! Er iſt mein Freund!“

Während ſich Pierre ſo unterhielt und ganz erſtaunt war, einen ſolchen Geiſt in dem Neſt zu finden, betrachtete er von Zeit zu Zeit Miſé Féréol, die ſich nicht weit von den Herren mit ihrer Stickerei niedergeſetzt hatte. Jetzt war ſie nicht mehr die Bäuerin, die er in Arles im Nationalkoſtüm der Camargue geſehen. Zu Hauſe kleidete ſie ſich faſt wie eine junge Dame. Ein Waſchkleid, durch einen Gürtel gehalten, verlieh ihr eine natürliche Anmut. Beim Eintreten hatte ſie ihren großen Strohhut abgelegt und ihre ſchweren, braunen Flechten krönten die gerade weiße Stirn. Pierre betrachtete ſie mit ſchlecht verhehlter Bewunderung. Die auffallende Schönheit des Mädchens wurde durch dieſe einfache Eleganz nur noch mehr hervorgehoben. In dieſem weltverlorenen Dorfe erſchien ſie von ſeltſam feſſelndem Zauber. Er begriff nicht, wie er ſie während ihrer gemütlichen Fahrt durch die Felder der Camargue für ein Bauernmädchen halten konnte. Ihre Haltung, ihre Gemeſſenheit, das Benehmen eines wohlerzogenen jungen Mädchens hatten ja ſchon damals ſehr von den etwas gewöhnlicheren Manieren Planettes abgeſtochen; der Ton ihrer Unterhaltung, die faſt gewählte Ausdrucksweiſe mußten doch noch mehr Kennzeichen geweſen ſein.

Schweigend hörte ſie dem Geſpräch zu. Bisweilen aber ſah ſie auf, als ob ſie ſich durch die glühenden Blicke Pierres unangenehm berührt fühlte; ein Blitz ſchien dann aus ihren dunkeln Augen aufzuleuchten, und raſch ſetzte ſie ihre Arbeit wieder fort.

„Laß doch nur eine Weile das Arbeiten, Liebling!“ ſagte der Vater.

„Ich höre zu, wenn ich auch arbeite!“

Ein Schatten glitt über die Stirn des Kapitäns, während er ſie betrachtete, wie ſie eifrig ihre Nadel führte; doch ſofort fand er ſeinen heitern Ton wieder:

„Mein Gott! Ich habe noch nicht einmal daran gedacht, Ihnen für eine Anleihe zu danken, die ich ſeit langem bei Ihnen mache — und noch dazu ohne Ihre Genehmigung. Ich ſpreche von der Bibliothek Ihres Großvaters, der ich noch aus alter Gewohnheit Bücher entnehme. Es iſt unſre einzige Zerſtreuung. Albine lieſt mir vor — und was! Alle bekannten Prediger ſind durchgenommen worden und zahlloſe langweilige Schulmeiſter, die die Sterne weit beſſer als die Herzen der Mädchen zu erforſchen verſtanden.“

„Warte nur, Vater!“ unterbrach ihn hier Miſé Féréol. „Du weißt nur zu

gut, daß all die Prediger und Schulmeister, wie du sie nennst, unsre besten Freunde sind."

Von diesen Worten ein wenig betroffen, ergriff Pierre trotzdem die Gelegenheit zu einer galanten Bemerkung.

„Ich bin zu glücklich, mein Fräulein, Ihnen dienen zu können. Solange ich in Romaz Herr bin, hoffe ich, daß Sie fortgesetzt vollen Gebrauch von meiner Bibliothek machen werden."

Durch die offenen Fenster konnte man das Innere des kleinen Hauses überblicken. Ganz einfache, mit Zitz überzogene Möbel standen in dem Salon, und trotz seiner weiß getünchten Mauern sah er fast niedlich aus. Die Vorhänge und Möbel, obgleich schon abgenutzt, hatten nichts Trauriges an sich; die Zeit breitet über die Gegenstände oft einen milden Ton, eine sanfte Harmonie, die ihnen eine intime Anmut verleiht.

Als der Besuch schon über zwei Stunden gedauert hatte, verabschiedete sich der junge Mann endlich. Misé Féréol war aufgestanden, um ihn hinauszugeleiten und auf den richtigen Weg zu bringen. Er zeigte sich ihr gegenüber ganz reuevoll und suchte nach allen möglichen Entschuldigungen, um sein Benehmen von damals und seine etwas grobe Vertraulichkeit zu beschönigen.

„Sie müssen mich für einen ungeschliffenen Gesellen gehalten haben, damals, als ich Sie von Arles zurückbrachte. Ich bin wirklich zu ungeschickt in meinen Worten und Manieren gewesen. Verzeihen Sie mir jetzt, da ich meinen Irrtum voll und ganz erkannt habe?"

„Ich schulde nur meine Cornette an," erwiderte sie mit einem Lächeln, das ihr ebensogut für Nachsicht als für Stolz ausgelegt werden konnte.

V.

Ganz entzückt von seinem Besuche kehrte Pierre nach Romaz zurück. Die Unterhaltung mit dem Kapitän war geistreich und anregend gewesen. Die eigenartige Schönheit Misé Féréols hatte ihn bezaubert. Er vermutete in ihr eine seltsame Natur, wie sie ihm noch nie begegnet war. Alles reizte ihn: ihre kühle Zurückhaltung, mit der ihr Flammenblick nicht im Einklang stand, ihre schlichte Anmut, ja sogar jene wunderliche Gelehrsamkeit, die sie sich auf so ganz natürliche Weise angeeignet hatte. Jetzt wußte er, daß er bei den beiden eine angenehme Zerstreuung finden würde, wenn ihn die Langeweile, die sein Warten auf den Seifensieder mit sich brachte, überwältigte.

Sofort nach seiner Rückkehr trug er die mitgebrachten Bücher hinauf in die Bibliothek und wählte andre, die er ohne Verzug nach Saintes sandte.

„So haben Sie also den Kapitän besucht?" sagte ihm Planette, sobald sie sich begegneten. „Wie geht's Misé Féréol?" fügte sie etwas spöttisch hinzu.

„Ja, Sie kleiner Übermut! — Das war so einer von Ihren schlimmen Streichen. Sie haben mich noch in meinem Irrtum bestärkt!"

Diskret zwang sich Pierre, wenigstens zwei Tage vorüber gehen zu lassen, ehe er seine Nachbarn wieder aufsuchte. Er brachte sie, so gut es ging, damit zu, die

Gegend zu beſehen. Doch ſchon kannte er die entlegenſten Winkel des ganzen Beſitztums, Getreidefelder, Weingärten, die weiten Grasflächen, die hohen dichten Weideplätze, die fiſchreichen Teiche, die vielen Weidenbäume, die wie ungeheure Aigrettenbüſchel in die Höhe ſtanden. Dem allen zog er noch die Sümpfe von Grand-Palun vor, die Tauſende von Vögeln bevölkerten, und die kahlen Salzflächen, über welche die Stiere und die wilden Pferde trabten.

Nachdem zwei Tage verſtrichen waren, machte er ſich abermals auf den Weg nach Saintes; fürchtete aber, ein wenig zu bald wieder dort zu erſcheinen. Er fand den Kapitän im Garten ſitzend. Miſé Féréol ſtickte neben ihm an dem kleinen Tiſchchen.

„Wie! Sie ſind es?“ rief der Seemann. „Mein beſter Freund, ich wurde ſchon ungeduldig! Ich war im Begriff nach Romaz zu ſchicken, um mich nach Ihnen zu erkundigen.“

Ein ſolcher Empfang beruhigte Pierre. Er nahm ſehr beglückt zwiſchen Vater und Tochter Platz. Letztere hatte ſich begnügt, für ſein „Guten Tag“ mit einem leichten Nicken zu danken.

„Sicherlich wird Ihnen die Zeit in Romaz ſehr lang?“ fragte der Kapitän.

„Ich geſtehe es offen.“

„Was hatten Sie denn da vor, weil man Sie weder geſtern noch vorgeſtern zu ſehen bekam?“

„Ich fürchtete, aufdringlich zu ſein.“

„Aufdringlich? Bei uns? Gehen Sie doch! Begreifen Sie denn nicht, daß ſie hier zur Familie gehören?“

Im Verlauf der Unterhaltung erzählte der Kapitän die Kindheit Albines. Er war bald nach ihrer Geburt Witwer geworden und hatte ſie wie einen Knaben erzogen. Kräftig wie ein Schiffsjunge, von ſolidem Verſtand und vernünftigem Charakter, beſaß ſeine „pichounette“, allen nur erdenklichen Mut und große Geſchicklichkeit. Ihr hatte er's zu verdanken, daß er, obwohl ein halber Krüppel, noch ſeine Pflichten als Maire erfüllen konnte. Sie erſetzte ihn wohl zur Not einmal. — Miſé Féréol lächelte bisweilen, ſah aber dabei immer feſt auf ihre Arbeit.

„Übrigens,“ rief der Kapitän plötzlich aus, „wenn Sie fiſchen oder ſeefahren wollen, ich habe ein Boot. Albine, zeig's ihm doch! Dort am Ufer!“

Miſé Féréol erhob ſich, legte ihre Arbeit zuſammen, und ganz zwanglos bat ſie Pierre, ihr zu folgen. Aber kalt und ſchweigend ging ſie dann neben ihm her. Er fühlte ſich gegen ſeinen Willen durch dieſe außerordentliche Zurückhaltung faſt eingeſchüchtert und wußte nichts Paſſendes zu ſagen. Am Strande angekommen, führte ſie ihn zum Boot, das auf dem Trockenen lag.

„Es iſt vorzüglich gebaut,“ ſagte ſie und zeigte ihm das Steuerruder. „Es widerſteht den Wogen beſſer, als ein großer Kahn, und wir benutzen es auch als Rettungsboot.“

Der junge Mann betrachtete ſie; wie war ſie graziös in ihren Bewegungen! Sie zeigte ihm gegenüber alle Gewandtheit einer Weltdame. Er wunderte ſich, daß er dieſem Kinde einer halbwüſten Gegend nicht imponierte. Seine Pariſer Eleganz mußte ihr doch neu ſein.

Als ſie zurückkehrten, fragte der Kapitän: „Nun, gefällt Ihnen meine Barke?“

„Ausgezeichnet.“

„Gut, das nächſte Mal werden wir die Segel hiſſen. Sie werden meine Tochter als Matroſe kennen lernen. Die verſteht ebenſoviel wie ich!“

Nach dieſem Beſuche ging Pierre jeden Tag nach Saintes. Der Kapitän behandelte ihn wie einen Burſchen, den er einſt auf den Knien geſchaukelt hatte, und deſſen Platz im Hauſe nun für immer geſichert iſt. Er duzte ihn, wie er ſeinen Vater und Großvater geduzt hatte. Als er aber hörte, daß Pierre ſeine Tochter immer mit „Mein Fräulein“ anredete, rief er ihm lachend zu: „Sag doch kurzweg Albine!“

Die Vertraulichkeit, welche ihnen der Vater ſo aufzwang, verſetzte Miſé Féréol keineswegs in Staunen. Ohne ſonderliche Verlegenheit nannte ſie ihn gleichfalls Pierre. Kannte ſie ihn nicht ebenſogut, längſt, ehe ſie ihm begegnet war, ſowie ſie eben alle Bodins kannte? Es gibt ſolch unbekannte alte Freunde, die uns dennoch ganz nahe ſtehen, weil ſie unſre Unterhaltung, unſre Gedanken unausgeſetzt beſchäftigen. Als der junge Mann ſeinen Namen im Café zu Arles genannt hatte, fand ſie in ihm nur eine Erinnerung, einen Gefährten ihrer Jugendjahre wieder.

Bei ſolch intimem Verkehr blieben Pierre auch die Verhältniſſe ſeiner Nachbarn nicht länger fremd. Die Féréol lebten von einer kleinen Penſion, und das junge Mädchen erwarb außerdem noch einiges durch Kunſtſtickereien. Gerade jetzt aber mußten ſie noch eine Extraausgabe machen. Der Kapitän hatte einen Neffen erzogen, den er faſt ebenſoſehr wie Albine liebte; er hatte ihn auf die Seemannsſchule nach Toulon geſchickt, wo er ſein Examen als Kapitän demnächſt ablegen ſollte.

Trotz des milden und nachſichtigen Charakters des Alten gab es doch ein Thema, das ihn ſtets aufbrachte; und mit einer gewiſſen Hartnäckigkeit kam er immer wieder darauf zurück.

„Sehen Sie,“ ſagte er, „hier herrſcht das Fieber. Im Sommer ſterben die Leute wie die Fliegen. Und doch fehlt es nur an einigen Arbeitskräften, um das Land geſünder zu machen. Viel könnte gethan werden, jedoch niemand fällt es ein.“

„Ja,“ meinte Miſé Féréol, „wenn dein alter Freund Elias Bodin noch lebte!“

Mit einer Begeiſterung, die ihrer wunderbaren Schönheit einen faſt leuchtenden Glanz verlieh, ſprach ſie Pierre von dem Traume Elias Bodins! Unter der Leitung des Großvaters waren die erſten Pläne entworfen worden: ein ganzes Projekt für die Vernichtung der Fieberherde. Das Waſſer ſollte abgeleitet und ein andres Bewäſſerungsſyſtem eingeführt werden. Das ganze Land wäre umgewandelt worden, doch nun war das für immer vorbei.

Pierre hörte atemlos mit wachſender Bewunderung zu. Welch eigentümliche Natur — ſo neu für ihn, ſo ehrlich, ſo geradezu, ſo ſchlicht und ſo mutig! Er fühlte ſich von dieſem jungen Verſtand ganz beherrſcht. Der Kapitän wurde ſtets von ſeinem tückiſchen Bein ans Haus gefeſſelt, und ohne etwas Unpaſſendes darin zu ſehen, forderte er Pierre und Miſé Féréol oft zum Spazierengehen auf; er behandelte ſie wie Bruder und Schweſter. Sollte Albine einmal zu einem Dorfbeamten oder nach einem entlegenen Bauernhauſe gehen, ſo ſagte er einfach:

„Pierre wird dich begleiten!“ Und dann gingen ſie zuſammen fort.

Miſé Féréol, die in Gegenwart ihres Vaters ſo zurückhaltend war, behandelte Pierre, ſobald ſie allein waren, mit einer Art verſteckter Ironie, der ſie einen hoch-

mütigen Beigeſchmack gab. Bisweilen ließ ſie es ſogar nicht an offenen Angriffen fehlen. Sie fand ihn lächerlich in ſeiner gigerlmäßigen Ausſtaffierung. Sie ſpöttelte über ſeinen Sonnenſchirm, ſeine Handſchuhe, ſeine Gamaſchen, die fortwährend voll Sand ſteckten. Er ward ärgerlich und antwortete ziemlich gereizt, konnte aber ſo nichts bei ihr ausrichten. Schließlich veränderte er ſeinen Anzug, ſchlug einen weniger überlegenen Ton an und tauſchte ſeine etwas weibiſchen Manieren gegen ein ernſteres, männlicheres Benehmen aus.

Es gibt Gefühle, gegen die man weder mit Vernunftgründen noch mit Energie ankämpfen kann. Pierre hatte nichts vorausgeſehen; jetzt wollte oder konnte er ſich nicht mehr verteidigen. Die gebieteriſche Schönheit Albines hatte ihn bezwungen; er fand ſich thöricht, aber er überließ ſich willenlos dem Zauber, der ihn an ihre Seite feſſelte.

Unter dem glühenden Blick der Provençalin fühlte er ſich von berauſchenden Empfindungen beſtürmt, und den Abend brachte er ſtets in verzückten Träumereien zu. Im wogenden Getriebe ſeines Pariſer Lebens hätte dieſes ſchöne Mädchen vielleicht nur ein flüchtiges Begehren in ihm erweckt. Doch hier begünſtigten Einſamkeit, Müſſiggang, das neue eigenartige Milieu, die einzige Zerſtreuung, die er gerade durch den Beſuch in Saintes fand, ſeine wachſende Schwärmerei.

So vergingen die Tage ſchnell. Eines Nachmittags ſchritten ſie durch die Felder, von einem entlegenen Bauernhauſe zurückkehrend. Da ſie einige heftige Worte gewechſelt hatten, fragte Pierre mit einem leichten Anflug von Mißbehagen: „Offen heraus! Was haben Sie gegen mich?“

„Ich? Nichts!“

„Doch! Ich fühle, daß ich Ihnen mißfalle.“

„Sie haben mir weder zu gefallen, noch zu mißfallen.“

„Nein, wahrhaftig! Mit einer ſolch erhabenen Gleichgültigkeit gebe ich mich nicht zufrieden! Was ſoll ich thun, um Ihre Freundſchaft zu gewinnen?“

„Die haben Sie ja!“

„Warum alſo dieſe Feindſchaft, die ich mir nicht erklären kann?“

„Es beſteht keine Feindſchaft zwiſchen uns. Aber unſre Charaktere ſind ſo verſchieden, daß wir uns nicht verſtehen können.“

Und in dem Tone naiver Vertraulichkeit, mit dem ſie gewöhnlich zu ihm ſprach, warf ſie ihm ſeine Oberflächlichkeit, ſeine Unwiſſenheit, ſeine Trägheit, ſein Leben ohne Zweck und Ziel, kurz, ſeine ganze Nutzloſigkeit vor. Sie hatten den Strand erreicht; Miſé Féréol ſchlug vor, ein Weilchen auszuruhen. Sie ſetzten ſich, und die erhabene Stille um ſie her ſchien ihre Gedanken zu beſänftigen. Pierre ſah auf das blaue Meer hinaus.

„Was könnte ich wohl anfangen, um mich zu beſchäftigen?“ begann er plötzlich.

„An Gelegenheiten fehlt es Ihnen doch nicht!“

„Nun und welche?“

„Arbeiten Sie, um Romaz zu verbeſſern! Ihr Pächter iſt ein braver Mann, aber veraltet in ſeinen Anſichten, wie die meiſten unſrer Bauern. Mein Vater, der ſich auf alles verſteht, könnte Ihnen treffliche Ratſchläge erteilen.“

„Bah, ich verkaufe Romaz —! Ja, der Plan: Grand-Palun bleibt noch —

nicht wahr?" Und mit ironiſchem Lächeln ſetzte er hinzu: „Ich ſehe doch wohl nicht ſo aus, als ob ich Heldenthaten verrichten könnte."

„Das ſtimmt!"

„Sie ſind ſchlecht! Aber ich trage wirklich kein Verlangen danach, mich anders zu beſchäftigen als jetzt —"

„Als auf dem Lande zu liegen und eine Krabbe zu fangen —"

„Als mit Ihnen zu plaudern und Sie anzuſehen!"

„Werden Sie denn immer ſo thöricht bleiben?"

„Nein, Sie werden mich ſchon bekehren."

„Ich fürchte, das gelingt mir nicht!"

„Verſuchen Sie's nur!"

Bei dieſen Worten begegneten ſich ihre Blicke; ſie ſenkte raſch die Augen und eine Stille entſtand.

„Welchen Einfluß haben Sie nur über mich?" ſagte er endlich mit bewegter Stimme. „Alles, was Sie mir ſagen, intereſſiert mich — dieſe traurige Gegend mißfällt mir nicht mehr — Sie bewohnen ſie ja!"

Als ob es ſich um einen kindiſchen Streit gehandelt hätte, zuckte ſie nur mit den Achſeln. Dann erhob ſie ſich. Schweigend kehrten ſie nach dem Häuschen zurück.

VI.

Pierre hatte ſoeben gefrühſtückt, als ihm Planette Herrn Narciß Rémondi meldete, der wie der Wind den Schritten des Mädchens gefolgt war und jetzt das Vorzimmer mit ſeiner groben Stimme erfüllte.

„Nun, guten Tag!" rief er noch auf der Schwelle, mit dem eigentümlich komiſchen Accent der Marſeiller. „Dieſer Formenmenſch von einem Chavagnas wollte Ihnen ſchreiben, um meine Ankunft zu melden, aber — ich, ich bin ein ganz formloſer, gemütlicher Kerl und — da bin ich!"

Er lachte hell auf und reichte Pierre ſeine breiten Hände hin. Es war ein Fünfziger, von unterſetzter Figur, ſonnenverbranntem Geſicht, das ein ſtoppliger, brauner Bart bedeckte; er hatte kleine, tiefliegende Augen, aus denen eine etwas ſchelmiſche Gutmütigkeit, mit ein wenig Stolz verbunden, blitzte. Das war ſo ganz der Parvenu, der ehemalige Fabrikarbeiter, der durch Ausdauer und Kühnheit Millionen gewonnen hatte. Glücklich in einem Lehnſtuhl untergebracht, zündete er behaglich ſeine Pfeife an und ſagte in ſeiner lebhaft heitern Art:

„Ich bin entzückt, Ihre Bekanntſchaft zu machen! Ich habe auch keine Minute verloren. Um zehn Uhr morgens bin ich erſt in La Tour eingetroffen, und jetzt ſitze ich bereits in Romaz. Gerade anderthalb Stunden ſpäter!" beſtätigte er, indem er ſeine an dicker Stahlkette hängende Uhr herauszog.

„Ich bin ganz beſchämt, daß Sie mir ſo zuvorgekommen ſind," erwiderte Pierre.

„Das Vergnügen iſt ganz auf meiner Seite. Aber es iſt wirklich allerliebſt hier —" und ſeine Äuglein ſpazierten im Zimmer umher. „Gar nichts iſt hier verſchimmelt!"

„Das Lob gebührt Planette.“

„Das Mädel muß ein Juwel ſein! Und ſie iſt famos! Ich werde ſie Ihnen entführen!“

Er begleitete dieſen Scherz mit derbem Lachen.

„Gedulden Sie ſich nur noch eine Weile! Sie gehört doch wohl zum Inventar von Romaz?“

„Sie gehen aber ſtramm drauf los! Meine Frau würde Augen machen! Sehen Sie, ſoweit ſind wir noch nicht. Wir müſſen mancherlei beſprechen. Ich habe alles mit Chavagnas beraten. Jetzt komme ich, um Sie ohne weitere Umſtände nach La Tour hinüber zu holen. Sie werden wohl begreifen, daß auch meine Frau Sie kennen zu lernen wünſcht!“

„Sie ſind wirklich zu liebenswürdig!“

„Na — wiſſen Sie! So ganz unter uns! Sie führt ein wenig das Kommando. Und dann iſt Sie rein weg von Ihnen! Sie hat Ihren Namen in den Zeitungen geleſen — bei Theatervorſtellungen und allen möglichen großen Feſtlichkeiten —“

„Ich bin Frau Rémondi ſehr verbunden —“

„Sparen Sie Ihre Höflichkeiten für ſie ſelbſt auf. Sie werden übrigens auch meine Tochter ſehen. — Ein übermütiger, kleiner Balg! Die iſt mal luſtig. Das liegt ſo in der Familie!“

Bei dieſen väterlichen Lobpreiſungen mußte ſich Pierre unwillkürlich das Töchterlein als Ebenbild des Seifenſieders vorſtellen.

„Doch nun, vorwärts, wenn's gefällig iſt!“ rief Rémondi und ſtand auf.

Im Vorzimmer trafen ſie Planette.

„Viel Glück!“ flüſterte dieſe etwas boshaft ihrem Herrn ins Ohr.

Der Marſeiller beſaß eine gewiſſe urſprüngliche Komik; unter ſeiner etwas geſuchten Derbheit kamen oft eine ganz beträchtliche Schlauheit und ein ſelbſtgefälliger Stolz zum Vorſchein. Pierre hatte ſehr bald herausgefunden, daß ſich hinter dieſer halb naiven, halb affektierten Urſprünglichkeit eine ganz charakteriſtiſche Parvenu-Eitelkeit verbarg. Die ſüdliche Lebendigkeit, der leidenſchaftliche, auch etwas prahleriſche Zug im Weſen ſeines Gaſtes ließen ihm jedoch keine Zeit, lange Beobachtungen anzuſtellen. Ein Thema folgte auf das andre mit demſelben Wortſchwall und der gleichen Freigebigkeit von witzigen Bemerkungen.

Im Verlauf der Unterhaltung kam man auf Saintes. Pierre erwähnte die Féréol.

„Nun, was macht der Kapitän?“ fragte Rémondi. „Da haben Sie mal ein ſchönes Mädchen geſehen! Doch die Ärmſte führt ein recht trauriges Leben. Sie kommt gewiß morgen zu Claire herüber; es ſind ja gute Freundinnen. Da iſt auch ſein Neffe Honorat, ein netter, ſtrammer Burſche! Dem werde ich ein wenig auf die Beine helfen. Es ſind alles ſo treffliche Leute, aber gar nicht reich. — Na, da ſind wir ja auf einmal mitten im Sumpf,“ rief er dann plötzlich. „Halten Sie ſich die Naſe zu! Sie wiſſen, darin ſteckt die Peſt, und was für eine! Die iſt in den Handel mit eingerechnet, und zwar ohne Preiserhöhung. Verteufelt — und da ſind wir in Frankreich, mein beſter Herr von Romaz, in Frankreich!“

„Man ſoll aber doch, wie es ſcheint, durch gewiſſe Trockenlegungsſyſteme die Geſundheitsverhältniſſe des Landes beſſern können. Ich hörte, man habe dieſen Plan ſchon erwogen?“

„Einen Plan? Hunderte von Plänen! Längſt hat man ganz beſtimmt erklärt, es bedürfe nur eines Kanals, einer Trockenlegung und eines neuen Bewäſſerungsſyſtems, um alles umzugeſtalten.“

„Nun — und?“

„Und — Ingenieure ſind gekommen! Beruhigen Sie ſich; an denen hat's nie gefehlt! Seit zwanzig Jahren ſtudiert man daran herum! Beratungen über Beratungen! Immer neue Kommiſſionen — und — das bleibt eben alles. Sobald einer dieſer Herren ſich bemüht hat, glaubt die Regierung ihre Pflicht gethan zu haben, bis wieder ein andrer ſein Heil verſucht. Was dieſe Reiſen nur allein für Geld koſten! Dem letzten Ingenieur hat man ſogar ein großes Bankett gegeben.“

Sie waren an den Ufern der Rhone angekommen. Ein elegant ausgeſtattetes Boot lag am Ufer und vier Ruderer in phantaſtiſchem Koſtüm, deren Mützen die Aufſchrift: „La Tour“ trugen, beeilten ſich, alles zur Abfahrt bereit zu machen, als ſie ihren Herrn erblickten. Schnell war der Strom durchſchnitten, und man landete an einer Freitreppe von weißem Marmor, die zwei große, mit Blattpflanzen verſehene japaniſche Vaſen füllten.

Jenſeits der Rhone iſt alles ungemein fruchtbar. Von dem rötlichen Stein aus Fonvielle errichtet, ſah das Schloß Rémondi, das ſich mitten in einem herrlichen Park erhob, äußerſt vornehm aus. Seine eleganten, zierlich gebauten Türmchen machten einen guten Eindruck. Ein Kiosk, der am Ufer des Fluſſes errichtet war, und den hohe blühende Ziersträucher umgaben, verlieh dieſem großartigen Reichtum einen reizend gemütlichen, faſt heitern Charakter.

Mit innerlichem Stolz beobachtete der Seifenſieder verſtohlen ſeinen Gaſt, als ſie die breite Allee entlang ſchritten.

„Na — was ſagen Sie denn dazu?“ fragte er.

Ein junges Mädchen ward plötzlich zwiſchen den Bäumen ſichtbar. Als ſie einen Fremden gewahrte, blieb ſie erſtaunt, faſt verſchüchtert ſtehen.

„Claire,“ ſagte Rémondi, „ich bringe unſern Nachbar, Herrn von Romaz. Melde es deiner Mutter.“

Fräulein Claire grüßte lächelnd. Dann mit einem Male eilte ſie davon, und Pierre blieb nur der flüchtige Eindruck eines roſafarbenen Kleides und eines hellen Strohhutes, unter dem hervor ihn zwei große Augen neugierig angeſchaut hatten.

Sobald ſie verſchwunden war, kniff Rémondi die Augen zu und ſagte mit gewiegter Kennermiene:

„Und was ſagen Sie vollends dazu?“

„Meinen aufrichtigſten Glückwunſch! Fräulein Rémondi iſt reizend! Sie ſieht Ihnen ähnlich,“ ſetzte er etwas dreiſt hinzu.

„So ſagt man.“

Als ſie an dem gewaltigen Vorbau des Schloſſes angekommen waren, ſchob der Marſeiller Pierre immer vor ſich her, bis zum Salon, wo er ſeine Ankunft mit Stentorſtimme verkündigte.

Das Empfangszimmer von La Tour verriet durch ſeinen aufdringlichen Luxus die Eigenſchaften ſeiner Bewohner. Frau Rémondi lehnte nachläſſig auf einer Chaiſelongue von carmoiſinrotem Atlas. Ihre Toilette war furchtbar auffallend, und ihre Ohren ſchmückten große Brillanten. Ihre wohleinſtudierte, etwas ſchmachtende Haltung bildete einen lächerlichen Gegenſatz zu ihren üppigen Formen und zu ihrem von Geſundheit ſtrotzenden Teint. Beim Eintreten des Gaſtes ſprang ſie jedoch mit komiſcher Haſt auf.

„Welch freudige Überraſchung, Herr von Romaz!“ rief ſie mit gut geſpieltem Staunen.

„O, dieſe Frauen!“ lachte Rémondi. „Sie hat mich ja erſt nach Ihnen ausgeſchickt!“

Die Wangen der Schloßherrin erglühten, und mit einem niederſchmetternden Blick auf den Gatten ſagte ſie:

„Das heißt, ich erwartete Sie nicht ſo bald!“ Nur ſchlecht gelang es ihr, ihren Ärger zu verbeißen.

Frau Rémondi mochte etwa vierzig Jahre zählen. Sie war groß und ſtark, hatte einen kleinen Anſatz zu einem Schnurrbärtchen und konnte mit ihrem prachtvollen ſchwarzen Haar und ihren blendend weißen Zähnen noch ganz verführeriſch ausſehen.

„Ich überlaſſe dir unſern Gaſt, lieber Schatz,“ ſagte der Marſeiller. „Ich werde mich ein wenig um unſer Menu kümmern!“

„So klingle doch! Das iſt ja Sache des Kochs!“

„Nein, nein! Du weißt ja, die Sauce! Das verſtehe ich am beſten!“

„Ganz, wie du willſt! Doch vor allem, zieh deinen Leinenanzug aus!“

Als ihr Gatte ſich entfernt hatte, ſagte ſie zu Pierre:

„Ich bitte ſehr um Entſchuldigung, Herr von Romaz. Mein Mann iſt gewiß der beſte Menſch von der Welt, aber er hat ſo ſeine Anſichten. Ich ſuche ihm immer klar zu machen, daß er ſich bei unſerm Vermögen um eine Menge von Kleinigkeiten gar nicht zu bekümmern braucht. Entſchuldigen Sie, bitte, auch die große Vernachläſſigung ſeiner Kleidung. Das iſt nun einmal nicht anders. Es iſt faſt eine Charaktereigentümlichkeit oder Verſchrobenheit, die ich nicht mehr ändern kann.“

Pierre verſicherte höflich, daß ihm Rémondi wie ein recht netter Landedelmann vorkäme. Dieſe ſchmeichelhafte Bezeichnung ward mit einem liebenswürdigen Lächeln belohnt.

„Ich bin ganz das Gegenteil von meinem Manne,“ fuhr die Schloßherrin fort. „Ich geſtehe ſogar offen, daß wir, wenn es nach mir ginge, Marſeille verlaſſen würden. Wir ſind reich genug, um uns zur Ruhe zu ſetzen. Ich habe auch meine Tochter in Paris erziehen laſſen. Man hat dort weit vornehmere Manieren und gar keinen Accent.“

Fräulein Claires Eintreten unterbrach die Unterhaltung. Sie hatte ſich umgezogen und ein elegantes weißes Foulardkleid angelegt. Ihr kaſtanienbraunes Haar war hoch aufgeſteckt, und in der etwas wirren Maſſe prangte eine rote Roſe. Sie warf dem jungen Manne einen Blick zu, der ganz die ſoeben der ſtrengen Zucht entſchlüpfte Penſionärin verriet. Pierre gab ſich viel Mühe, ſie häßlich zu finden, doch gelang es ihm nicht.

„Claire," ſagte Frau Rémondi, „laß dir Herrn von Romaz vorſtellen."

„Iſt bereits geſchehen, Mama!" antwortete die Kleine in entſchiedenem Tone, der doch ganz anmutig klang. Sie wollte ihre Mutter abholen, um Triquet den gewohnten Beſuch abzuſtatten.

„Triquet, mein Herr," erklärte ſie, „iſt mein kleiner camargueſer Pony. Er iſt ſo weiß wie mein Kleid, launiſch wie ein kleiner Kobold und dabei noch ein furchtbarer Gourmand. Hier iſt ſeine Portion Zucker," ſetzte ſie hinzu und deutete auf eine Taſche, die an ihrem Gürtel herabhing.

Das alles wurde in einem ſo reizenden und natürlichen Tone und mit ſo guter Laune hervorgebracht, daß Pierre ſeine Vorurteile ſchwinden fühlte.

„Wie biſt du kindiſch!" erwiderte Frau Rémondi, die ſich langſam erhob.

„Ich verziehe ſie ein wenig. Seit vierzehn Tagen erſt iſt ſie aus dem Kloſter zurück."

Die Jungfer brachte der Schloßherrin einen Sonnenſchirm. Claire ſetzte ihren Hut etwas ſchief auf und ſtürmte voran, während zwei Windhunde, die vor der Eingangsthür gelegen hatten, ihr nachjagten und ſie freudig umſprangen.

Die Mutter folgte majeſtätiſch an Romaz Arm und ſuchte den Übermut ihres Kindes zu entſchuldigen.

Dann betrat man die Stallungen. Die britiſche Sorgfalt war durchaus für ihre Einrichtung maßgebend geweſen. Die Marſeiller zeigen hierin gern — wie überall — ihre luxuriöſe Großthuerei. Pierre bemerkte einige ſehr ſchöne Exemplare, die ſeinen vollen Beifall als Kenner fanden. Als ſie ihren Rundgang faſt beendet hatten, fanden ſie Claire, die auf ſehr niedliche Weiſe das roſige Näschen eines kleinen Schimmels küßte. Ihr Hut hatte ſie dabei geniert und ſie hatte ihn einſtweilen dem Tiere aufgeſetzt.

„O, ſehen Sie mal!" rief ſie, „wie komiſch es ausſieht!" Und ſie wollte ſich totlachen.

Doch alsbald ſah Pierre auch, wie die Mutter ihr einen Wink gab und das junge Mädchen ſich bemühte, das Benehmen einer wohlerzogenen jungen Dame nachzuahmen.

Nach einem kurzen Beſuche des Vogelhauſes und der Faſanerie kehrte man wieder ins Schloß zurück. Der Seifenſieder wartete ſchon und bat die Herrſchaften zu Tiſch. Das Diner ward mit überwältigendem Luxus aufgetragen. Zu viele Bediente eilten umher; das Service war äußerſt koſtbar und die Speiſenfolge eine denkbar ausgeſuchte. Der Wirt begleitete alles mit einem derben, ſelbſtzufriedenen Lachen. Seine Frau aber, die ein ſehr geziertes Benehmen an den Tag legte, beobachtete ihn unausgeſetzt und ſuchte ſeine allzu gemütliche Heiterkeit einzudämmen. Claire, die an ſolche Scharmützel gewöhnt war, und genau wußte, daß ſie alle um den kleinen Finger wickeln konnte, aß recht tapfer und ſchwatzte mit einer gewohnten Zwangloſigkeit, die bei ihr jedoch ſehr anmutig wirkte.

Der Kaffee wurde in dem reich vergoldeten Salon eingenommen. Dabei brachte die Kleine Pierre ein ganz mit Cigarren gefülltes japaniſches Kiſtchen.

„Hier iſt eine ſehr trockene," ſagte ſie, und berührte eine Havanna mit dem kleinen Finger.

„Wenn Sie ſie wählen —," bemerkte Pierre galant.

„Und — Sie können in Ruhe rauchen. Ich ſpiele nicht Klavier!"

„Das heißt, du willſt nicht ſpielen!" wandte die Mutter lebhaft ein. „Du biſt ein träges Kind!"

Die Lampen verbreiteten einen milden Schein. Am Tiſche ſpielte Rémondi eine Partie Trictrac mit ſeiner Tochter. Nicht weit von ihnen ſaß Frau Rémondi mit Pierre. Die Schloßherrin hatte in der Angelegenheit Romaz zu ſprechen begonnen.

Auf faſt natürliche Weiſe ſchien die ſtattliche Dame dann auf Claire zu kommen. Sie erzählte ſo nebenbei ihre mütterlichen Sorgen über die Verheiratung ihrer Tochter, denn das junge Mädchen ſtand bereits im achtzehnten Jahre.

„Wir haben ja nur ſie, und an guten Partien wird es ihr nicht fehlen. Aber wir legen keinen Wert auf das Vermögen. Nur muß der, den ſie wählt, aus guter Familie ſein, wenn er auch, wie alle jungen Leute, ein wenig flott gelebt hat. Mein Gott, die geben oft die beſten Ehemänner! Meinen Sie nicht auch, Herr von Romaz?"

Pierre verabſchiedete ſich bald darauf, und die ganze Familie gab ihm bis zum Boote das Geleit.

Prachtvoller Mondſchein erleuchtete die Landſchaft. Frau Rémondi hatte wieder Pierres Arm genommen, und Claire ging mit ihrem Vater voran. Den Kopf faſt ganz unter einem großen weißen Shawl verſteckt, wandte ſie ſich von Zeit zu Zeit um. Ihre großen dunkeln Augen blitzten aus dem Kindergeſicht hervor.

Als der junge Mann in das Boot ſprang, rief ihm Frau Rémondi ſehr liebenswürdig zu:

„Bedenken Sie, daß Sie uns immer willkommen ſind!"

„Ich hole Sie ſonſt herüber," ſetzte der Marſeiller mit einem kräftigen Händedruck hinzu.

„Gute Nacht, mein Herr!" rief Claire mit ihrer jungen, wohlklingenden Stimme.

„Die Million hat ſchöne Augen," dachte Pierre, als er heimfuhr.

VII.

Am nächſten Morgen unterhielt ſich Pierre damit, alle Erlebniſſe in La Tour noch einmal zu überdenken. Er lächelte ſtill vor ſich hin über die Geſtändniſſe der Mutter und die etwas allzuplumpen Andeutungen, die er, ohne eingebildet zu ſein, auf ſich beziehen mußte. Alles das ſchien ihm ein längſt verabredeter Plan zwiſchen Rémondi und dem ſchlauen Chavagnas zu ſein, der ganz der Mann dazu war, ſo etwas einzufädeln.

„Der Teufel ſoll mich holen, wenn mir geſtern abend nicht die gute Dame den Köder hinhielt!"

Dann beeilte er ſich wieder nach Saintes zu fahren, denn die Ankunft Rémondis hatte ihn ja geſtern daran verhindert. Bereits von der Dorfſtraße aus ſah er den Kapitän an der Thür ſtehen.

„Ich bin geſtern den ganzen Tag über in La Tour geweſen," ſagte Pierre.

„Das habe ich mir gedacht. Albine ist soeben fortgegangen, um Claire zu besuchen."

„Ah!"

„Sie wird vor Abend nicht zurückkehren. Du sollst sie mir ersetzen. Rufe Louison, damit sie uns etwas Frühstück bringt!"

Pierre war schon ein wenig mit der Wirtschaft des Alten vertraut. Er holte die Magd, die nahe bei der Kirche wohnte. Bald war die Mahlzeit bereitet. Er setzte sich dem Kapitän gegenüber auf Albines Platz, deren Abwesenheit ihn ganz verstört machte. Heute also würde er sie auch nicht sehen! Er fühlte, wie ihn eine große Leere umgab, und es überkam ihn ein tiefer Mißmut, ja, fast geradezu Traurigkeit.

Die freundschaftlichsten Beziehungen entstanden bald zwischen dem Landsitz und den Bewohnern von La Tour. Die ganze Familie kam herüber, um Pierre zu besuchen. Die Verkaufsangelegenheit bildete dafür hinreichenden Vorwand. Pierre fand bald seine Furcht, man werde ihm das Mädchen an den Kopf werfen, etwas verfrüht, und da ihn dieser Gedanke beruhigte, beeilte er sich keineswegs, den Handel abzuschließen.

„Man gewöhnt sich an alles," sagte er halb als Entschuldigung gegen sich selber, „und übrigens, um mein Geld vollends durchzubringen, komme ich noch zeitig genug nach Paris!"

In Wahrheit füllte Saintes jetzt sein ganzes Leben aus. Die reizende Claire vermochte ihn nicht von Albine abzulenken. Für ihn war Fräulein Rémondi nur eine allerliebste kleine Pensionärin, die man schon zur Weltdame dressiert hatte, und die lieblich schwatzte und sich wie ein Mädchen von guter Erziehung benahm. Er kannte diese Art von Dämchen genau. Er wußte, wie sie tanzten, mit welcher Handbewegung sie ihre Locken zurückstrichen und wie sie ihren Fächer bearbeiteten. Bei Misé Féréol aber war ihm alles neu, seltsam, anziehend. Das war das unbekannte und unbemerkt gebliebene Weib, das stets von neuem reizt und alle Gluten anfacht. Wenn er mit ihr sprach, so richtete sie auf ihn ihren großen, von langen Wimpern verschleierten Blick, dessen verführerischer Glanz so seltsam mit der Ruhe ihrer Worte kontrastierte. Bei jedem Wiedersehen ward er leidenschaftlicher. Bisweilen befiel ihn ein rasendes Verlangen, einmal diese schwarzen Haare küssen, oder diese schönen, etwas von der Sonne gebräunten Hände heiß drücken zu dürfen. Er fragte sich, welche Gedanken diese schöne Sphinx wohl unter ihrer fast hochmütigen Kälte mühsam niederzuhalten suchte. Einen Funken nur braucht's, dachte er, um den Vulkan einst ausbrechen zu lassen, denn es mußte eine wahre Feuersbrunst unter diesem Schnee flammen.

Schon spürte man die erste Hitze, und oft führten Pierre und Albine den Kapitän hinaus zum Strande. Ohne schützenden Hafen, wird das einsame Ufer des Saintes Maries nicht einmal von Fischern besucht. Der Horizont dehnt sich unermeßlich aus und ist von durchsichtiger Klarheit. Das Wasser hebt sich tief dunkel von dem hellleuchtenden Himmel ab. Im Schatten der Dünen, wo einige Seegrasbüschel ihr trauriges Dasein fristen, konnte man stundenlang ohne Müdigkeit die gewaltige Einförmigkeit betrachten, die so einfache und doch so blendende Farben

zeigt. — Pierre setzte sich dann immer zu Füßen des jungen Mädchens. Bisweilen verstummte er mitten in der Unterhaltung; das dumpfe Murmeln der schaumgekrönten Wogen wiegte ihn in ein wunderliches Träumen ein. Richtete der Kapitän dann plötzlich eine Frage an ihn, so fuhr er wie ein Schlaftrunkener empor und gab Veranlassung zu großer Heiterkeit.

Herz und Vernunft sind zwei ganz verschiedene Dinge. Pierre dachte nicht im geringsten daran, wozu seine Leidenschaft führen könnte. Trotz aller überschwänglichen Empfindungen war ihm noch nie der Gedanke gekommen, Albine zu seiner Frau zu machen. Die Vorurteile seiner Erziehung, seine Ansichten über die große Welt, hielten ihn einerseits davon ab, eine Thorheit zu begehen, zu der sich bisweilen leicht entzündbare Herzen hinreißen lassen. Anderseits aber gebot ihm der edle Charakter Misé Féréols eine Zurückhaltung, über die er sich unter andern Umständen wohl hinweggesetzt haben würde. Er überlegte also nicht, sondern fühlte nur, daß er liebte.

VIII.

Eines Tages verriet er sich. Sie befanden sich allein in dem kleinen Salon des Häuschens und ihr Gespräch war auf die Rémondi gekommen. Pierre hatte sich sehr ungeniert über den Seifensieder und die Seifensiederin lustig gemacht.

„Sie sind sehr schlecht, Pierre!“ sagte Misé Féréol, die sich trotzdem eines Lächelns nicht enthalten konnte.

„Sie müssen doch wahrhaftig selbst zugeben, daß ihre Großthuerei keinerlei Nachsicht verdient.“

„Es sind brave Leute, und das weiß ich zu schätzen! Ein Bauernmädchen, wie ich, versteht von den andern Dingen nichts.“

„Sie sind zu bescheiden. Jede Frau der großen Welt würde stolz sein, Ihnen zu gleichen. Von Ihnen geht ein unbeschreiblicher Zauber aus, dem man unterliegen muß.“

„Ich besitze weiter nichts, als eine große Liebe zu meinem Vater und Mut zum Leben — das aber ist eine Pflicht für jedermann.“

Sie schwiegen beide.

„Gewiß,“ hob er wieder an, „was ich auch thun oder sagen mag, ich bin Ihnen unausstehlich!“

„Was fällt Ihnen ein!“

Er zuckte ärgerlich mit den Achseln:

„Im Grunde — was machen Sie sich daraus?“

„Sie haben heute schlechte Laune,“ erwiderte sie lächelnd.

„Nein, ich dachte nur daran, daß Sie mich nie verstehen!“ sagte er in fast bitterm Tone.

Sie erwiderte nichts. Er betrachtete sie einige Sekunden lang mit einem Gefühl, das er kaum mehr beherrschen konnte. Dann sagte er mit leiser, aber sehr erregter Stimme:

„Ich kann nur noch mit einem Gedanken leben. Ich fühle, daß mein Wille

und meine Vernunft nicht mehr ſtand halten. Ich habe vergeſſen, weshalb ich kam, und ich denke an kein Fortgehen mehr. Nichts in der ganzen Welt intereſſiert mich! Ich durchlebe hier das größte Glück und die entſetzlichſten Qualen. Aber dieſer unausgeſetzte Kampf reibt mich auf! Albine — Ihre Verachtung iſt zu grauſam —"

Miſé Féréol war nicht aus ihrer gleichgültigen Ruhe herausgegangen. Ein paarmal nur hatte ſie leicht die Brauen zuſammengezogen. Die Augen auf ihre Arbeit geheftet, hatte ſie nicht einmal daran gedacht, dieſe lange Rede zu unterbrechen, von der jedes Wort eine Liebeserklärung enthielt. Fürchtete ſie ſich vor dieſer Leidenſchaft? Pierre konnte es nicht ergründen. Verſtand ſie denn nicht, daß es ſich um ſie handelte? Daß ſie raſend, wahnſinnig geliebt ward, daß die ſo mühſam zurückgedrängte Leidenſchaft übermächtig aus ſeinem Herzen und von ſeinen Lippen ſtrömte? Oder, fürchtete ſie noch größere Deutlichkeit — ſie ſtand auf einmal auf und ſagte in eiſigem Tone:

„Ich muß Sie jetzt als Wirtin wegſchicken, denn ich habe noch im Dorfe Einkäufe zu machen."

Halb betäubt begleitete er ſie bis zur Thür. Dort ging ſie wortlos und eilig davon.

Pierre war beſtürzt; er hatte ſich zum Geſtändnis ſeiner Liebe faſt unbewußt fortreißen laſſen. Nun grübelte er darüber nach, was er wohl für einen Eindruck auf Albine gemacht haben würde. Hatte er ſich nun nicht alles verſcherzt! — An jenem Abend ſollte er in La Tour ſpeiſen. Er ſchickte eine Entſchuldigung hin und ſchloß ſich daheim ein.

Dann überlegte er.

Der Salon des Großvaters mit ſeiner friedlichen Harmonie war dieſer Stimmung günſtig. In einem breiten Rahmen hing das Bild ſeiner Großmutter. Sie war ſchön geweſen, und der Großvater hatte ſie heiß geliebt. In einer Ecke gewahrte er ihren Nähtiſch, auf dem noch als pietätvolle Reliquie ein angefangenes Strickzeug lag. Hier und da ſtand ein Käſtchen mit ihrem Namenszug, Bandendchen lagen noch umher oder Kaſten, die die Hand Elias Bodins mit Zeichen bedeckt hatte. Rings auf kleinen Etageren befanden ſich Schiffsmodelle, zierlich aufgeſtellt, oder vernünftig ausgewählte Bücher. Alles das atmete Liebe und Behaglichkeit. Pierre gedachte an die Vergangenheit der beiden alten Gatten, an die langen Jahre, die ſie hier friedlich miteinander verlebt hatten. Und das Bild Miſé Féréols umſchwebte ihn, bald als hehre Erſcheinung, die ſeine Achtung verlangte, bald als verführeriſche Viſion, die ſein ganzes wildes Begehren entflammte. Was mußte nur ihr Herz beſtürmt haben, als ſie ihn heute angehört? Welchen Funken hatte er mit einem Male in dies leidenſchaftliche Herz, das aber noch den unſchuldigen Schlaf der Kindheit ſchlief, geſchleudert? Er ſehnte ſich, zu ihr zu eilen, ſie zu befragen, ſie an ſein Herz zu drücken und jenen Leidenſchaftsſturm zu entfeſſeln, der ihr unbewußt in der Seele ruhte. Doch nein, ſtumm und ungerührt hatte ſie nichts aus ihrer ruhigen Gleichgültigkeit geriſſen. Vom erſten Tage an hatte ſie ihn für einen Menſchen ohne Vernunft und Charakter gehalten, und ein ſolches Urteil nimmt eine Frau nicht zurück.

Am folgenden Tage ging er ſchon wieder nach Saintes. In ſeine Ungeduld miſchte ſich ein leichter Verdruß. Dieſes Bauernmädchen, das die Welt kaum kannte, hatte ſich ſo ſeines Lebensglückes bemächtigt.

Als er ankam, fand er den Kapitän allein im Gärtchen ſitzend und mit dem Ausbeſſern eines Netzes beſchäftigt. Sie ſprachen vom Fiſchfang, vom Winde, von tauſenderlei ihm gleichgültigen Dingen, und die Zeit verſtrich.

„Albine iſt wohl ausgegangen?“ fragte Pierre endlich.

„Nein, ſie war im Augenblick noch hier — irgend eine häusliche Angelegenheit wird ſie beſchäftigen.“

Vergebens verlängerte Pierre ſeinen Beſuch; er mußte fortgehen, ohne eine Spur von ihr geſehen zu haben.

Am folgenden Tage erſchien er ſchon ganz früh am Morgen bei den Féréol. Sie ließ ſich nicht blicken. Jetzt war die Abſicht unverkennbar: ſie ſuchte ihm auszuweichen.

Die geübteſte Kokette hätte kein beſſeres Mittel erfinden können, um ſeine Leidenſchaft bis aufs äußerſte zu ſteigern. Er erlitt ein wahres Martyrium. Mit einer hartnäckigen Ausdauer eilte er jeden Nachmittag nach Saintes, und immer hegte er noch eine leiſe Hoffnung. Sie erſchien nicht. Vielleicht ſollte es eine Prüfung für ihn ſein, oder es war aus Zufall. Es gibt ja bisweilen ein ſolch verhängnisvolles Zuſammentreffen der Umſtände. Sein Herz ſchlug ganz laut, wenn er auf das Haus zuging, doch der Kapitän war ſtets allein. Würde ſie noch kommen? Aufgeregt, zerſtreut wartete er ſtundenlang. Dann ſuchte er ſich betrübt und ärgerlich zu verabſchieden, ohne ſeine Gefühle zu verraten; als er ſich jedoch auf der Landſtraße befand, überließ er ſich ihnen ganz. Der Zorn übermannte ihn; er verwünſchte ſeine Thorheit und klagte jene Undankbare, die ihn zum beſten hatte, bitter an. Hatte er ein wenig Ruhe wiedergewonnen, ſo überkam es ihn wie falſche Scham, daß er ſeine Eigenliebe ſo in dieſem Kampfe beſiegen ließ, in welchem aller Vorteil auf ihrer Seite war. Sich ſelbſt war er es ſchuldig, nun auch ſeinerſeits Gleichgültigkeit zu zeigen, und hierin fand er nur wieder einen neuen Vorwand, nach Saintes zurückzukehren. Er rechtfertigte ihn vor ſeinen eignen Gedanken und ſah in ſeiner Verblendung nicht, daß unter all den ſchönen Vernunftsgründen nur Leidenſchaft glühte, die ſich immer tiefer einwurzelte.

So war eine Woche unter bitteren Enttäuſchungen verſtrichen; da traf Pierre eines Nachmittags Miſé Féréol an ihres Vaters Seite. Als ſie ihn erblickte, errötete ſie tief, nickte kaum bemerkbar mit dem Kopfe und ging fort, ihre Arbeit mitnehmend. Der Alte blieb ebenſo erſtaunt zurück wie ſein Gaſt.

„Achte nicht darauf,“ ſagte er verlegen. „Albine iſt wieder einmal menſchenſcheu!“

Aber Pierre hörte nichts mehr. Ein wunderbarer, wahnſinniger Gedanke ſtieg plötzlich in ihm auf. Dieſe Verwirrung, dieſes Erröten! — ſein Herz ſchlug zum Zerſpringen. Kaum konnte er ſich beherrſchen, und ſo gut es ging, erfand er einen Vorwand und verabſchiedete ſich.

Er ward geliebt! Geliebt! — Er wandelte wie im Traume. Dieſes elende Ländchen ſchien eitel Freude auszuſtrahlen. Der Sumpf mit ſeinem wüſten Seegrasrande, die vielfarbig flimmernden Gewäſſer hatten heute etwas Feenhaftes. Die Vögel ſangen luſtiger denn je.

Der Abend verging für ihn in köſtlich ſüßen Träumen; jede Erinnerung, die er ſich ins Gedächtnis zurückrief, beſtärkte ihn in ſeiner Hoffnung. Warum hatte er

es nur nicht früher erraten? War er nicht der einzige, der der ſchönen Miſé Féréol unter all den Bauern gefallen mußte! Mußte ſich ihr verfeinertes Empfinden nicht zu ſeinem gebildeten Weſen hingezogen fühlen! Ihre Liebe war unbewußt durch das vertrauliche Beiſammenſein entſtanden, und dann mit Schrecken ihre auflodernde Leidenſchaft ahnend, war ſie vor ſich ſelbſt geflohen. — Es gibt Minuten, die für Wochen von Seelenqualen entſchädigen.

IX.

Pierre kam in Saintes an.

„Hier darf niemand vorbei!“

Es war die niedliche Claire Rémondi, die ihm mit ihrem Sonnenſchirm den Weg verſperrte.

Er verneigte ſich lachend.

„Ich habe Ihr helles Kleid ſchon von ganz unten bemerkt.“

„Steht mir mein roſa Kleid etwa nicht?“

„Sie wiſſen ja ſelbſt, wie gut Ihnen alles ſteht, gnädiges Fräulein.“

„Auf dieſe Höflichkeit hin ſtrecke ich die Waffen!“

Sie ging vor ihm her bis zum kleinen Salon.

„Nun kommen Sie ſchnell und laſſen ſich eine große Neuigkeit erzählen: Honorat hat ſein Kapitän-Examen beſtanden, und wir geben ihm den Oberbefehl über die „Claire“, ein prächtiges Schiff von zwölfhundert Tonnen, das ganz neu von der Rhede in Liverpool kommt.“

Der Kapitän, ſtrahlend vor Glück, hörte nicht auf, Rémondi zu danken, der ſich mit derber Gutmütigkeit dagegen ſträubte.

„Schon gut! Ich habe meinen Vorteil bei dem Dienſt, den ich Ihnen erzeige. Honorat iſt ein kluger, treuer Burſche, und ich habe die beſten Ausſichten dabei.“

Miſé Féréol ihrerſeits zeigte Claire ihre ganze Freude. Welche Überraſchung für den armen Vetter, der ſich ſchon lange um eine Anſtellung bemühte!

Der Marſeiller machte den Dankesverſicherungen ein Ende, indem er raſch aufſtand.

„Claire,“ rief er, „komm ſchnell. Wir haben uns ſchon ſehr verſpätet.“

Der Wagen erwartete Vater und Tochter am Ausgang des Dorfes. Pierre und Albine wollten ſie bis dahin begleiten. Der Marſeiller bot Miſé Féréol den Arm und Claire nahm den des Herrn von Romaz.

„Jetzt kann der Feſtzug beginnen!“ ſagte ſie.

Die Rémondi waren nach einem letzten Lebewohl in ihrem Wagen untergebracht, und Pierre und Albine ſtanden ſich ſeit dem Tage, da er ſich verraten hatte, zum erſtenmale wieder allein gegenüber. Ein wenig verlegen, fand er keine Worte; er machte ſich ſogar darauf gefaßt, daß ſie nicht mit ihm zuſammen zurückgehen würde. Doch, als habe ſie plötzlich einen Entſchluß gefaßt, ſagte ſie:

„Pierre, wir wollen über den Strand zurückkehren!“

Dieſe entſchloſſene Miene, welche auf ſoviel Zurückhaltung folgte, verſetzte ihn

in nicht geringes Erſtaunen. Das ſo herausfordernd verlangte tête-à-tête ſchien ihm ein Geheimnis zu bergen. Er erſchrak faſt darüber. Eine dunkle Ahnung regte ihn auf, es war, wie eine unbeſtimmte Furcht, über die er ſich nicht Rechenſchaft ablegen konnte. Auch ſie ſchwieg und ging mit eiligen Schritten weiter. Bald hatten ſie ein geſchütztes Plätzchen zwiſchen den Dünen erreicht. Am Strande des Mittelmeeres ſind die von der Sonne durchleuchteten Stunden in ihrer goldenen Klarheit von einer wunderbar hehren Ruhe. Ein ſeltſames Geräuſch erfüllt die Luft, ein dumpfes, halb erſticktes Murmeln, daß wie die Stimme des ewigen Raumes aus fernen Weiten zu kommen ſcheint.

Ein breiter Schaumſtreifen umſäumte das Ufer, wie friſchgefallener Schnee. Miſé Féréol bedeutete den jungen Mann, ſich an ihre Seite zu ſetzen:

„Ich habe mit Ihnen zu reden, Pierre," ſagte ſie mit ruhiger und feſter Stimme, aus der ein reiflich überlegter Entſchluß herausklang. — „Mein Vater darf nicht erfahren, warum zwiſchen uns jetzt eine gewiſſe Gezwungenheit beſteht. Er beunruhigt ſich darüber und kann es nicht begreifen. Sie müſſen mir helfen, ihm auch nur die geringſte Sorge zu erſparen, unter welcher er noch mehr wie ich leiden würde."

Bei dieſem Anfang überlief es Pierre kalt. Ihre Blicke hatten ſich begegnet; ſie ſenkte ſchnell den Kopf und fuhr in milderm Tone fort:

„Verzeihen Sie mir, ich möchte Ihnen nicht wehe thun. Es iſt ganz natürlich, daß Sie nicht weiter über gewiſſe Dinge nachgedacht haben, die für mich ein tiefer Kummer werden könnten."

„Kummer! Albine! O, wiſſen Sie nicht, haben Sie nicht alle Aufopferung und Liebe erraten, die für Sie und Ihren Vater in meinem Herzen lebt?"

„Doch! Und eben, weil ich an dieſe Aufopferung glaube, rufe ich Sie jetzt zu meiner Hilfe auf, wie ſchwer das Ihnen auch ankommen mag . . ."

„Mein Gott, was wollen Sie ſagen?"

„Ich will Sie bitten, nicht mehr nach Saintes zu kommen, wo Ihre ſo häufige Gegenwart die armen Leute, unter denen wir wohnen, nur in Staunen verſetzen muß." —

„Was? Sie fürchten?"

„O, ich fürchte nichts!" erwiderte ſie, zuverſichtlich den Kopf erhebend. „Man kennt mich genug!"

„Nun — und?"

„Was man nicht wagen würde zu denken, denke ich ſelbſt," fuhr ſie fort. „Und der Stolz, den ich auf meinen Vater und auf mich ſelbſt beſitze, macht es mir zur Pflicht, mich gegen alles zu verteidigen, was eine vielleicht übertriebene Empfindlichkeit verletzen könnte, von der ich mich aber nie frei machen werde!"

Pierre hörte entſetzt auf dieſe kalte, harte Sprache, unter welcher ſich eine tiefe Erregung verbarg, die ihr heftig wogendes Mieder erraten ließ.

„Nicht wahr, Albine," ſagte er ganz außer ſich, „das alles iſt nur ein Spiel; Sie wollen mir eine Prüfung auferlegen — oder mich erſchrecken — Was Sie mir da ſagen, iſt unmöglich! Ich ſchwöre Ihnen, daß ich kein Wort davon verſtehe!"

Sie heftete einen langen Blick auf Pierre.

„Sie verſtehen mich nicht? Gut, ſo werde ich reden! Sie haben das naive

Vertrauen meines Vaters, den freien Verkehr, den er Sie mit mir, wie mit einem Bruder führen ließ, gemißbraucht. Sie haben ſich nicht geſcheut, ihn zu entwürdigen, indem Sie zwiſchen uns einige — ich weiß nicht mehr, was für galante Worte aus Ihrer Welt warfen, die mich gezwungen haben, Sie zu fliehen, denn ich fürchtete, Ihnen ſchließlich meine Verachtung zeigen zu müſſen."

„Albine! Nein! Nein! O, dies Wort nicht! Das iſt zu viel! Ich habe es nicht verdient! Gut, ich bin ſchuldig, ich bin halb toll geweſen! Sie wiſſen auch, daß ich leichtſinnig gelebt, daß ich niemals überlegt und immer ſchlecht gehandelt habe, denn das verhängnisvolle Vorbild meiner Welt riß mich mit fort! Nur zu oft hat es mich Ihr Spott, Ihre Nichtachtung fühlen laſſen! Aber Sie und Ihren Vater beleidigen! Großer Gott! Iſt es meine Schuld, wenn ich durch Sie zum Guten, Schönen und Wahren, zu allem, was Herz, Mut und Glauben erhebt, bekehrt, wähnte, Ihnen näher getreten zu ſein? Iſt es meine Schuld, wenn ich Sie um all des willen, was Sie aus mir gemacht haben, liebe, und wenn ich Ihnen meine Thorheit, mein Leid nicht mehr zu verbergen gewußt habe — — —"

„Nicht weiter!" rief ſie, ihn mit ſeltſamem Ungeſtüm unterbrechend.

„Aber warum? Albine, wenn ich Sie doch liebe?" erwiderte er und erfaßte ihre Hand.

Sie zog dieſe raſch zurück und ſtand auf, wie wenn ſie fliehen wollte. Doch mit einem Satze, ebenſo ſchnell wie ſie, war auch er emporgeſprungen. Er hielt ſie gewaltſam bei den Handgelenken zurück und flehte, kaum wiſſend, was er ſagte:

„Albine, ich bitte Sie — laſſen Sie uns nicht ſo auseinandergehen. Ich habe unrecht gethan. Ich hätte unſre Freundſchaft nicht zerſtören ſollen! Aber, was liegt Ihnen daran, daß ich Sie liebe? Ich werde ſchweigen!"

„Laſſen Sie mich!" rief ſie außer ſich, und ſuchte ſich los zu machen.

„Nein," begann er wieder heftig, „ich gebe ſie nicht eher frei, bis Sie mir geſagt haben, warum Sie ſo grauſam zu mir ſind!"

„Weil ich Sie nicht liebe! Und ich liebe Sie nicht, weil alles, was ich bisher von Männlichkeit an Ihnen geſehen habe, dieſe rohe Heftigkeit iſt, mit der Sie mich jetzt behandeln. Sie thun mir weh! Sehr weh!"

Durch dieſe Worte in tiefſter Seele verwundet, gab er ihre Hände frei. Sie entfloh und ließ ihn halb ſtarr vor Entſetzen über dieſe ſeltſame Scene ſtehen. Unfähig, ſich zu rühren, folgte er ihr mit den Augen, bis ſie hinter einer Sanddüne verſchwunden war, wo ein Haufen Seegras trocknete.

X.

Zuerſt blieb Pierre ganz niedergeſchmettert in ein dumpfes, faſt gedankenloſes Brüten verſunken. Dann richtete er ſich mit einem Male empor. Ein bitteres Lachen entrang ſich ſeiner Kehle. Wahrhaftig — nun war er auf die beſte Weiſe von ihr los gekommen! Von ſeiner heftigen Leidenſchaft hingeriſſen und durch ihren verächtlichen Widerſtand, den er zu beſiegen hoffte, gereizt, hätte er, falls ſie nicht ein Ende gemacht, vielleicht gefragt, ob ſie ſein Weib werden wolle. Obgleich er nun

froh war, einer ſolchen Dummheit entgangen zu ſein, empfand er doch ein brennendes Weh, ein quälendes Leid darüber, daß nun alles zwiſchen ihnen aus war.

Nach Romaz zurückgekehrt, wollte er vor ſich ſelbſt fliehen. Er aß eiligſt und begab ſich dann herunter zu Mutter Iſoarde. Er verſuchte mit Planette zu ſchwatzen und mit den Leuten zu ſcherzen, aber gegen zehn Uhr mußte er doch wieder in ſeine Einſamkeit zurückkehren.

Als er allein war und alles um ihn her ſchwieg, ſank er wie vernichtet in einen Lehnſtuhl. Die Erinnerung überwältigte ihn aufs neue, und er fühlte ſich machtlos, ſie zu verbannen. Die harten, verächtlichen Worte Albines kamen ihm immer wieder ins Gedächtnis zurück; ihre zornigen Blicke, ihr kalter, abſprechender Ton — alles hörte er nur allzu deutlich.

Von dieſen Vorſtellungen gepeinigt, ſtand er auf. Weit und ſchweigend breitete ſich die ſchlafende Ebene unter dem leuchtenden Himmel aus. In der Ferne hob ſich das Dörfchen Saintes vom bleichen Horizont ab. Er öffnete haſtig das Fenſter und ſtützte ſich auf die Brüſtung. Sie verachtete ihn! — Eine furchtbare Empörung durchſchüttelte ſein ganzes Weſen; er erſann ungeheuerliche Dinge, unerhörte Thaten, um ſein wahres Innere zu offenbaren.

Nach einigen Stunden fieberhaften Schlafes erwachte er, niedergeſchlagen, entmutigt. Sein Zorn hatte ſich beſänftigt. Eine traurige Einkehr in ſich ſelbſt belehrte ihn, daß ſeine bisherige Lebensweiſe wirklich unnütz und jämmerlich in den Augen dieſes Mädchens, das ſo ſtolz, ſo energiſch und an Mut und Kampf gewöhnt war, erſcheinen mußte.

Unbewußt beeinflußt die Umgebung; ſo gelangte Pierre allmählich dahin, die grauſame Geliebte faſt frei zu ſprechen; er verſtand ihre Strenge, und ganz im Innern geſtand er ſich ein, daß ſie recht habe.

Nach dem ſo beſtimmten Verbot Miſé Féréols durfte ſich Pierre nicht mehr in Saintes blicken laſſen. Als die gewohnte Beſuchsſtunde herannahte, ergriff ihn eine ſchmerzliche Niedergeſchlagenheit. So war es nun aus! Er würde ſie nicht wiederſehen! Um die neugierigen Fragen Planettes zu vermeiden, ging er aus und bog wie gewöhnlich in die Landſtraße ein. Doch nach wenigen Minuten kehrte er raſch um und, ſich nach dem Sumpfe zu wendend, ſchritt er aufs Geratewohl weiter, nur um den Gedanken zu entfliehen, die auf ihn einſtürmten. Kaum vor einem Monat war er in dieſer Einöde angelangt, und doch ſchien es, als läge ein Menſchenalter zwiſchen ſeinem jetzigen und ſeinem frühern Leben.

So hatte er die Gegend von Valcarès erreicht. Die Troſtloſigkeit dieſer unbebauten Ebenen iſt unbeſchreiblich. Stagnierende Gewäſſer, breite Flecken von verwüſtetem Erdboden, halb überſchwemmte Schilffelder — ſo dehnte ſich Grand Palun*) mehrere Meilen weit aus. Inmitten der Einöde ſtehend, betrachtete er dieſes traurige Land. Der faſt ausgetrocknete Teich ſchien dieſe Verlaſſenheit noch zu erhöhen. Das war der ſchrecklichſte Winkel der Camargue, die an und für ſich ſchon ſo trübſelig ausſah. Nur das Gebrüll wilder Rinder unterbrach die Totenſtille. Pierre ging mechaniſch weiter. Eine Stimme rief ihn plötzlich an:

*) Ein breiter Sumpf.

„He, mein Herr!"

Hinter ihm erhob sich ein Hirt, das rote Kopftuch unter den breiten Filzhut ums Haupt geschlungen, und den Dreizack in der Hand. Er hatte seinen Herrn erkannt.

„Nehmen Sie sich in acht, nicht einzusinken! Sie gehen geradewegs in die Gefahr hinein."

Pierre war sehr übellaunig:

„Schon gut! Schon gut!" sagte er.

Der Mann zuckte mit den Achseln und schwieg.

Bald fühlte er allerdings, daß der Boden unter seinen Füßen nachgab. Er kam näher zu dem Alten.

„So begleiten Sie mich!"

„Ich muß erst meinen „dondaïre" herbeirufen.

Der „dondaïre" ist ein abgerichteter Stier, der mit der Glocke am Halse die aufrührerischen Rinder verfolgen muß, die die Herde zu verlassen suchen.

Die Existenz eines Hirten, der mit den Tieren auf der Steppe lebt, ertötet alle Intelligenz; der Körper aber härtet sich unter allen Witterungseinflüssen gehörig ab. Hier fand Pierre einen Alten, der über seinem harten Beruf schon weiß geworden war. Er hatte sich wieder im Schatten ausgestreckt und starrte ins Leere. Pierre beneidete diese schläfrige Ruhe, diese Schwerfälligkeit, diese Stumpfheit der Seele, die vielleicht vor allem Leid bewahrte. Da richtete sich der Mann auf:

„Ich höre den „dondaïre" —

Ein leises Glockengeläut ward vernehmbar. Ein Stier rannte auf sie zu, dem ein zweiter folgte, welcher beim Hirten stehen blieb.

„Gehen wir jetzt!" sagte dieser.

Es bedarf einer langen Erfahrung, um sich auf die Steppen hinaus zu wagen. Oft verschwindet die wenig feste Oberfläche unter den Tritten.

An einer Stelle bemerkte Pierre dicke Pfähle, die halb verfault waren und auf dem Salzfeld eine Art Eindämmung bildeten.

„Was bedeutet das?" fragte er.

„Das war wegen des Flusses gebaut worden," antwortete der Hirte. „Eine Idee von Herrn Bodin! —"

Diese Worte riefen Pierre mit einem Male alles zurück, was in Saintes über die viel gerühmten Pläne verhandelt worden war. Er glaubte noch Albines Begeisterung für den Traum Bodins zu sehen: diese Wüste fruchtbar zu machen und ungezählte Unglückliche dem Elend und dem Tode zu entreißen. Als er diesen jetzt unnütz gewordenen Pfahlbau sah, überlegte er — ganz nachdenklich kehrte er wieder nach Hause zurück; unbestimmte Vorsätze durchkreuzten sein Hirn.

Im Zimmer des Großvaters befand sich ein umfangreicher Karton, der mit vier Nägeln an der Holztäfelung befestigt war. Bis dahin hatte er kaum den Plan von Grand Palun — aber eines verwandelten, gesunden und bevölkerten Grand Palun — beachtet. Jetzt studierte er ihn neugierig. Das Profil der Ebene war sorgfältig gezeichnet. Mit ein wenig Einbildungskraft konnte man sich vorstellen, was diese Arbeit sein mußte: ziemlich einfach in ihrer praktischen Ausführung und un-

geheuer in ihren Folgen. Da Trockenlegungs-Kanäle, in die die Sümpfe ihre Waſſer ergoſſen; hier führten geſchickt verteilte Waſſerleitungen das Waſſer der Rhone durch die unbebaute Steppe. An den Ufern des Valcarès hatte der Alte einen ganzen Weiler mit Häuſern, Hütten und Ställen ſkizziert.

Das Geräuſch der aufgehenden Thür zog ihn aus dieſer Betrachtung. Chavagnas war mit ſtrahlendem Geſichte eingetreten.

„Ah, Sie ſind es?“ ſagte Pierre.

„Mein Gott, ja! Rémondi hat mich nach La Tour gerufen, und ich ſollte nicht ſo nahe bei Ihnen vorbeifahren, ohne einmal vorzuſprechen! Alſo — es geht ja, wie es ſcheint, alles ganz vorzüglich, und wir haben nur den Verkaufsvertrag aufzuſetzen. Mein Kompliment!“

Ohne eine Erwiderung führte Pierre den Notar vor die vergilbte Karte.

„Kennen Sie die?“ fragte er Chavagnas.

„Das — das iſt der Plan von Grand Palun mit all den Arbeiten, die der gute Bodin unternehmen ſollte.“

Einen Augenblick ſahen ſie beide auf die Skizze. Dann nötigte Pierre den Advokaten zum Sitzen.

„Sagen Sie mal, Chavagnas,“ begann er, „mein Großvater hat Ihnen gewiß oft von dieſem Plane erzählt?“

„Es war ſein Steckenpferd!“

„So ſind Sie alſo der Vertraute ſeiner Ideen geweſen?“

„Selbſtverſtändlich. Ich habe ſogar bei mir ein Paket Entwürfe liegen, an denen ich ſelbſt ein wenig mitgearbeitet habe.“

„Man hat mir geſagt, die Sache ſei ernſt von einem Ingenieur erwogen worden.“

„Das iſt wahr! O, die Frage iſt gründlich ſtudiert worden! Wenn Ihr Großvater ein paar Jahre länger gelebt hätte, ſo würden Sie ſtatt Ihrer Steppe mit Rinderherden ein herrliches Beſitztum haben.

Ein Gedanke blitzte in Pierre auf und erhellte ſein Antlitz.

„Sie ſagen, Sie haben Papiere bei ſich, die dieſe Angelegenheit betreffen?“

„Gewiß! Pläne, Berichte, Berechnungen ꝛc. Das alles gehört zum Nachlaß, deſſen Erbe Sie ſind.“

Chavagnas ward von dem nachdenklichen Ausdruck auf Pierres Geſicht betroffen. Die Stirn in die Hand geſtützt, ſchien der junge Mann ſehr ernſt zu überlegen.

„Chavagnas!“ rief er, plötzlich emporfahrend, „ich beabſichtige, den Plan wieder aufzunehmen! Könnte es mit dem, was mir übrig bleibt, möglich ſein?“

Der Notar ſprang vom Stuhle auf.

„Da hätten wir einen andern! Was, Sie!“

„Wäre es denn nicht eine vorteilhafte Angelegenheit?“

„O! Es bedeutet ganz einfach, Ihr Einkommen verdreifachen!“

„So laſſen Sie mich über die nötigen Hilfsmittel einige Fragen ſtellen. Wie hoch würden ſich die Arbeitskoſten etwa belaufen?“

„Wahrhaftig! Sie fragen mich da ſehr viel. Auf alle Fälle kann ich Ihnen nur ſagen, daß es Ihnen bei einem ſolchen Unternehmen nicht an Geldern fehlen würde.“

„Gut! Schicken Sie mir alle Papiere, die ſich auf dieſe Angelegenheit beziehen.“

„Ich werde noch mehr thun! Wenn Sie beſtimmt alle dieſe Fragen zu ſtudieren wünſchen, ſo ſchicke ich Ihnen Maſſol.“

„Wer iſt Maſſol?“

„Der Ingenieur, der dieſe Arbeiten vor dreißig Jahren begonnen hat.“

„So ſchicken Sie mir auch Maſſol!“

„Alſo wirklich? Na, na! Und Paris?“

„Paris? Ich verzichte darauf!“

Bei dieſen Worten zeigte Chavagnas ſein ironiſches Lächeln, das ihm eigentümlich war. Er ſah Pierre an, wie ein Mann, der alle Geheimniſſe errät.

„So iſt es alſo ſo weit? Es ſteckt etwas dahinter!“ begann er wieder. „Nun, mein Lieber! Abermals: mein Kompliment!“

„Wozu?“

„Ah,“ lachte der Notar, „was ſoll ich länger damit hinter dem Berge halten. Ich weiß alles. Frau Rémondi, die in La Tour die erſte Stimme beſitzt, iſt begeiſtert von Ihnen. Ich habe ſoeben eine ſehr ernſte Unterredung mit ihr über das Schickſal einer gewiſſen jungen Dame gehabt! Sie Schelm haben Ihre Sache gut geführt. Wie es ſcheint, hat die hübſche kleine Claire ſchon das Herz voll ſonniger Träume! Kurz, auch der Vater iſt rein weg von Ihnen, und um nicht noch Umſtände zu machen, hat man mich förmlich beauftragt, Sie zu einem Antrag zu ermutigen, den Ihre Schüchternheit wohl noch nicht hervorzubringen wagt?“

Pierre hatte, ohne ſich zu rühren, zugehört.

„Mein lieber Chavagnas,“ erwiderte er in einem Tone, der alles weitere abzuſchneiden wünſchte, „laſſen wir ein für allemal dieſe Frage fallen, die nur auf einem Mißverſtändniſſe beruhen kann. Ich bin nur als Nachbar nach La Tour gegangen und werde auch nur als ſolcher dorthin zurückkehren, doch unter der Bedingung, daß man mir nicht andre Abſichten unterlegt. Fräulein Rémondi mag ein allerliebſtes Mädchen ſein, doch ſie gefällt mir nicht. Niemals — hören Sie wohl — niemals werde ich ſie heiraten!“

Chavagnas war wie verſteinert, als er eine ſo entſchiedene Abweiſung vernahm. Wohl verſtand er, daß der Entſchluß Pierres nicht derart war, um leicht erſchüttert zu werden. Der Notar mußte ſich darein ergeben.

„Eine Million!“ ſeufzte er.

„Laſſen Sie nur gut ſein!“ lächelte der junge Mann. „Haben wir nicht ſoeben eine andre Goldgrube entdeckt?“

Der Notar verweilte bis zum nächſten Morgen. Da er in Ackerbau-Angelegenheiten ſehr erfahren und dabei ſehr dienſtbereit war, brachten ſeine Ratſchläge Pierre ungeheuren Nutzen. Letzterer wollte ſich auf die Arbeit ſtürzen in der Hoffnung, ſeine unangenehmen Erinnerungen los zu werden. Noch im Laufe des Abends erledigte man die dringendſten Fragen. Nach Chavagnas Anſicht war Maſſol vielleicht für das Unternehmen ſchon ein wenig zu alt, doch er hatte einen Sohn, einen begabten Ingenieur, der ihn gewiß unterſtützen würde. An Geldern würde man mehr auftreiben können, als nötig war. Kurz, der Aufenthalt Pierres in der Camargue ſollte ſich verlängern; da aber der Verkauf von Romaz unumgänglich notwendig war, um

das Vermögen der beiden Brüder klar festzustellen, so erbot sich der Notar von Rémondi, ein Jahr Aufschub seiner Nutznießung zu erwirken. Bis dahin würde Pierre Zeit genug haben, sich in seinem andern Besitze ein Wohnhaus zu bauen.

Am folgenden Morgen sollte Chavagnas Grand Palun besuchen, ehe er wieder nach Arles zurückkehrte. Auf starken Pferden der Camargue durchstreiften sie unter der Führung eines Hirten die sumpfige Gegend. Als sie den Valcarès erreicht hatten, hielten sie an, um die ungeheure, trostlos verlassene Ebene zu betrachten.

„Mein Gott! Kann eine solche Umgestaltung nur möglich sein!“ murmelte Pierre, den die Arbeit, die er sich vorgenommen, fast erschreckte.

„So war es auch in der obern Camargue, und Sie haben doch Ihren Viehbestand gesehen!“

Chavagnas flößte Pierre viel Hoffnung und Vertrauen ein. Ein neues Interesse trat in sein Leben. Mit dem Feuer der Jugend, das die Einbildungskraft so schnell entflammt, wollte er sofort ans Werk gehen.

Vor allem aber versetzte ihn der Gedanke, in Albines Augen größer zu erscheinen, in einen Rausch von Begeisterung und Stolz. Endlich würde er sich für so viel Verachtung rächen dürfen!

XI.

Zwei Tage später langten, wie es der Notar versprochen, Massol, Vater und Sohn, in Romaz an und waren mit allen Dokumenten versehen, die sich auf den Plan Elias Bodins bezogen. Obgleich die Angelegenheit längst gründlich studiert worden war, mußte sie von neuem untersucht werden, trotz der Ungeduld Pierres, der diese notwendigen Präliminarien als überflüssige Verzögerungen ansah. Der Ingenieur übernahm die Oberleitung, übertrug aber die Ausführung seinem Sohne. Pierre war sehr damit zufrieden; der junge Mann hatte ihn von dem ersten Augenblick an für sich eingenommen. Als alles so entschieden war, kehrte der alte Massol nach einer inspizierenden Rundfahrt und einigen genauen Anweisungen wieder nach Arles zurück.

Endlich konnte Pierre den ganzen Eifer bethätigen, der ihn verzehrte. Er durchblätterte die Papiere, verglich die Pläne, sah die Berechnungen durch und ließ sich alles erklären. Seine Unwissenheit bedurfte einer langen, ausführlichen Unterweisung. Er ärgerte sich, daß er nichts von den technischen Ausdrücken verstand und er den elementarsten Auseinandersetzungen kaum zu folgen vermochte. Einen Teil des Tages verbrachte er mit dem jungen Massol auf der Steppe, um Terrainzeichnungen zu machen. Schon sahen sie beide im Geiste die Ebene sich umgestalten und bevölkern.

Als sich Pierre eines Tages zum Valcarès begab, begegnete er Miſé Féréol auf halbem Wege; obwohl er eine furchtbare Erregung in sich aufsteigen fühlte, wandte er den Kopf ab, doch das junge Mädchen blieb stehen und reichte ihm wortlos die Hand hin. Er verstand diese Bewegung nicht, oder wollte sie nicht verstehen. Sie aber sah ihn mit fast schmerzlichem Staunen an, und sagte mit sanftem, traurigem Lächeln in verlegenem Tone:

„Ich habe gehört, Sie wollen die aufgegebenen Arbeiten wieder fortsetzen.“

„Das habe ich allerdings in Abſicht!“ meinte er trocken.

„Darum,“ fuhr ſie noch ſchüchterner fort, „möchte ich Sie beglückwünſchen!“

„Ich verdiene Ihren Glückwunſch nicht,“ unterbrach er in demſelben kalten Tone, „ich habe Gelegenheit gefunden, ein gutes Geſchäft zu machen, und ich will ſie mir nicht entgehen laſſen! Das iſt alles!“

„O nein, nein! Es iſt ſo ſchön, was Sie da thun wollen!“

Dann fuhr ſie mit faſt demütiger, flehender Stimme fort:

„Pierre, ich bin hart und ungerecht geweſen. Es thut mir ſo leid! Doch — ich bin nun einmal etwas ſonderbar. Ich kann nichts dafür — vergeben Sie mir!“

Sie heftete ihre großen Augen auf ihn. Vor ſeinem ſtrengen, unnachgiebigen Ausdruck wurden ſie feucht.

Er wankte nicht.

„Ich danke Ihnen,“ ſagte er etwas ironiſch. „Sie hätten ſich jedoch dieſen Schritt erſparen können. Das, was Sie vorhin Ihre Ungerechtigkeit, Ihre Strenge nannten, iſt für mich ganz belanglos geweſen. Ich habe Ihnen alſo weder zu verzeihen noch zu zürnen.“

Einen Augenblick blieb ſie wie verſteinert ſtehen. Dann ſagte ſie mit leiſer, zitternder Stimme: „Adieu!“

„Adieu!“ antwortete er.

Nur wenig braucht es, um eine flüchtig verwiſchte Erinnerung wieder zu erwecken. Trotz ſeines tiefen Gekränktſeins, ſeines Zornes hatte Pierre nichts vergeſſen. Er hatte den Gedanken an Albine zu verdrängen geſucht, doch lebte er noch immer mächtig, beunruhigend in ſeiner Seele. Hatte er ſich nicht ihretwegen allein entſchloſſen, das Werk ſeines Großvaters zu Ende zu bringen? Ihre Handlungsweiſe verſetzte ihn in die größte Unruhe. Kaum konnte er aus den Gedanken, die ihn beſtürmten, wieder zu rechter Klarheit gelangen. Warum war ſie gekommen? Warum dieſe Entſchuldigungen? Warum das Geſtändnis ihrer Härte und die ſo offen gezeigte Reue? Was für ein Grund veranlaßte ſie, ſich vor ihm zu demütigen, ja ſich durch dieſen Schritt faſt zu kompromittieren, denn jetzt war ſie die Bittende? Er ſah ihr trauriges Lächeln, ihren ſchüchternen Blick, ihr ganzes verſtörtes Weſen wieder. Er vernahm ihre zaghafte, erregte, flehende Stimme — und es kamen ihm ſonderbare Vermutungen. Wenn er ſich in dieſer Unempfindlichkeit, dieſer Schroffheit getäuſcht hätte? Ihr zorniges Aufwallen, damals am Strande, als er die Hoffnung auszuſprechen gewagt, von ihr geliebt zu werden, war alſo keine Verachtung geweſen. Die allzugroße Heftigkeit erſchien ihm jetzt weit eher als Furcht vor dem Bewußtſein ihrer Schwäche. Die Gleichgültigkeit äußert ſich nie in ſolchen Gefühlsausbrüchen.

Einige Tage lang, obwohl eifrig mit ſeinen Arbeiten beſchäftigt, überließ er ſich einem ſeltſamen, ſchmerzlichen und zugleich ſüßen Kampfe. Faſt glaubte er, nicht mehr daran zu zweifeln, daß Albine ihn liebte. Durch einen gewiſſen Stolz jedoch zurückgehalten, wagte er nicht mehr, über das harte Lebewohl hinauszudenken, das ſie ihm bereitet hatte. Bisweilen wäre er gern, alles Kämpfens müde, nach Saintes geeilt; dann kam ihm plötzlich der Gedanke, der Kapitän wiſſe um alles. Vielleicht hatte ſie ſich verraten, alles bekannt, oder nun ihrerſeits durch ſeine Verachtung tief gekränkt, würde ſie ſich am Ende rächen, indem ſie ihm die Thür wies.

So verſtrich eine Woche unter heftigen Seelenqualen. Da erhielt Pierre eines Morgens ein Billet des alten Féréol. Man bedürfe ſeiner, er möge doch am Nachmittag kommen.

Die paar Zeilen verſetzten den armen Verliebten in eine närriſche Freude. Er glaubte darin einen Ruf Albines zu ſehen. All ſein Zorn verſchwand augenblicklich. Nach ſo viel Herzensqual fühlte er, daß er ſie nur noch heftiger liebte.

„Wir bleiben niemals bei den Gedanken an unſre Arbeit allein ſtehen," hat ein Weiſer geſagt, „ſie rufen andre, edle, großherzige in uns hervor." Schon war, halb unbewußt, in Pierre ein Gedanke aufgetaucht. Zunächſt erſchien er nur als unbeſtimmter Wunſch; nach und nach nahm er immer deutlichere Geſtalt an. Er hatte ſo mit einem Male mit der Vergangenheit gebrochen und das Leben wieder von ſeiner geſunden, tiefernſten Seite ins Auge gefaßt. Nun dachte er ſich ein langes, berechtigtes Glück an der Seite der Geliebten zu erringen, kurz, ſie zu heiraten. Und warum hätte er es nicht thun ſollen? Auch die Vernunft ſtimmte jetzt mit ſeinem Gefühl überein. Verdankte er nicht Albine ſein ganzes jetziges Leben, das edler, größer geworden war, das ſich eine mächtige Aufgabe geſtellt hatte? Verdankte er Albine nicht die Einkehr in ſich ſelbſt, die endliche Bekehrung?

Als er nach Saintes hinüberging, war er feſt entſchloſſen, ſich zu erklären. Er träumte ſchon von dem unerhörten Glück, das er Albine bringen würde. Mit ihr wollte er endlich reden und ihr ſeine Verzweiflung, ſeine hingebende Liebe, ſeine Dankbarkeit und all das Selbſtvertrauen, was ſie in ihm erweckt hatte, eingeſtehen. Er wollte ſie mit ganzer Seele bitten, ſein Weib zu werden. Welche Zukunft lockte glänzender, verheißender als dieſe!

Er erreichte das Dorf. Vor dem Hauſe mußte er eine Weile ſtehen bleiben, denn er bebte wie ein kleines, furchtſames Kind. Der Himmel war blau, das Meer lag groß und ruhig da wie ein ſtiller See. Mit Herzklopfen öffnete er die kleine Thür des Zaunes. Dort ſtand ſie und pflückte ein paar Roſen von einem verkrüppelten Strauche. Als ſie ihn bemerkte, ward ſie ſo bleich, daß er fürchtete, ſie könnte ſich zu ſehr aufregen. Er trat auf ſie zu, wagte aber nicht zu ſprechen. Einen Augenblick ſtanden ſie ſich regungslos gegenüber. Endlich preßte ſie mit ſichtlicher Anſtrengung hervor:

„Kommen Sie! Sie werden erwartet."

Der Kapitän war nicht allein. Ein ſchöner Burſche von etwa fünfundzwanzig Jahren, mit rieſenhafter Statur, braunem, regelmäßigem Geſicht und einem freien, energiſchen Blick, ſtand auf und begrüßte Pierre.

„Das iſt Honorat!" ſagte der Kapitän vorſtellend.

Der junge Mann reichte Pierre die Hand mit einem ſo gutmütigen Lächeln, daß es ſeine derben Geſichtszüge ordentlich verklärte.

Honorat! War er nicht faſt Albines Bruder? Pierre kam dem jungen Manne mit jener Überſchwenglichkeit der Verliebten entgegen, die alles lieben möchten, was der Angebeteten teuer iſt.

„Ich kenne Sie ſchon!" ſagte Honorat. „Die Briefe meiner Couſine haben mir von Ihnen erzählt."

„Du kennſt ihn ja auch, nicht wahr, Pierre!" rief der Kapitän.

„Der Kapitän hat recht! Man rechnet mich hier ein wenig zur Familie. Und bitte, thun Sie das auch!“

„Das iſt mir um ſo lieber,“ erwiderte der junge Seemann. „Du lieber Gott, ich rede geradehin, wie ein Matroſe. Ich verſtehe mich nicht auf ſchöne Phraſen, aber mein Herz iſt ſtets dabei. Sie ſehen in mir einen Freund, auf den Sie zählen können!“

Es gibt ſympathiſche Naturen, die uns auf den erſten Blick für ſich einnehmen. Dieſes Gemiſch von Kraft, Gutmütigkeit und ſtrenger Redlichkeit fiel Pierre beſonders auf. Selbſt ohne das Band, das ihn durch Albine mit dem hübſchen Burſchen verknüpfte, gefiel ihm dieſer durch ſeine ſtolze Offenheit. Er hatte hier keinen Weltmann mit abgerichteten Manieren vor ſich; ſeine knochigen, rauhen Hände verrieten den an jede harte Arbeit gewöhnten Matroſen; aber unter dieſer etwas rauhen Außenſeite verbarg ſich ein mutiges, unerſchrockenes Weſen, das heldenmütiger Aufopferung fähig zu ſein ſchien.

„Und,“ rief der Kapitän, „wie ſteht's mit deinem großen Plan, Pierre? Hätteſt du nicht ſo edle Dinge begonnen — nie würde ich dir verzeihen, daß du vierzehn Tage lang ausgeblieben biſt. Albine aber hat dich immer in Schutz genommen, als ich dich beſchuldigte, ſo ſchnöde deine Freunde zu vergeſſen.“

Pierres Blick traf Albine; ſie wandte ſich errötend ab.

„So iſt es wirklich wahr,“ fuhr der Kapitän fort, „du haſt die Arbeiten Bodins wieder aufgenommen?“

„Ja.“

„Weißt du, daß du da etwas Schönes unternimmſt?“

„Bah, Kapitän! Ich will wieder zu Vermögen gelangen. Wie Sie wiſſen, habe ich das meine ein wenig ſtark angegriffen.“

Honorat beglückwünſchte nun ſeinerſeits Pierre zu dem Unternehmen. Dies Lob vor Albine erfüllte ihn mit ſtolzer Freude. Er ſagte ſich, daß ſie wohl allein die Triebfeder verſtehen müſſe, die ihn dazu veranlaßt hatte; ſie allein beſaß das Geheimnis ſeines Herzens. Wie mußte ſie ſich in dieſem Augenblick über ihren günſtigen Einfluß beglückt fühlen.

Man ſprach weiter von dem Kapitän-Examen und von der Anſtellung, die Rémondi Honorat verſprochen hatte. Welch ein unerwartetes Glück für alle! Nun brauchte auch die hübſche Couſine nicht mehr ſo eifrig Hauben zu ſticken. Pierre lachte, im ſtillen der Überraſchung gedenkend, die er ſelbſt noch bereiten wollte. Seine Augen folgten Albine, die ab und zu ging, als ob ihr die Unterhaltung peinlich wäre. Bald ſetzte ſie ſich an ihren kleinen Tiſch am Fenſter und ſtickte einige Stiche. Dann ſtand ſie raſch auf, wie von einem unangenehmen Gedanken gequält.

Pierre fragte Honorat: „Sie bleiben nun gewiß auf lange Zeit bei uns?“

„Wir Seeleute,“ verſetzte der junge Mann mit einem leiſen Anflug von Traurigkeit, „berühren nur flüchtig die Erde. Unſer Beruf zwingt uns, zu verlaſſen was wir lieben.“

„Na, ſo ſchlimm iſt es nicht!“ rief mit einem Male der Kapitän. „Ich habe dich heute früh um einen Dienſt gebeten, Pierre — aber ich wollte dir nur eine große Neuigkeit verkünden.“

„Nun ſchnell heraus damit, Kapitän, auf daß ich mich mit Ihnen freuen kann —"

„Siehſt du, lieber Freund! Ich wollte dich bitten, der Trauzeuge meiner Tochter zu ſein. Dieſer Schlingel da wird ſeine Couſine heiraten."

XII.

Oft wundert man ſich ſelbſt darüber, wie man gewiſſe Schickſalsſchläge erträgt. Pierre fragte ſich, woher er wohl die Kraft gefunden habe, ſich nicht zu verraten, wie er es gemacht habe, um zu ſchweigen und bei dieſer Nachricht, die ihm niederſchmetterte, zu lächeln; wie er ſich endlich ruhig erheben konnte, um von allen und auch von ihr Abſchied zu nehmen. Er glaubte noch unter dem Banne irgend eines böſen Traumes zu ſtehen, den die Wirklichkeit verſcheuchen mußte. Albine verheirate ſich! Das war Wahnſinn, Unmöglichkeit! — Kaltblütig ſuchte er dieſes ungewöhnliche Ereignis ins Auge zu faſſen; ſchließlich gelangte er dahin, ihm eine ganz natürliche Auslegung zu geben. Allerdings konnte nichts einfacher hergehen; Vetter und Couſine waren ſeit früheſter Kindheit zuſammen erzogen und für einander beſtimmt worden! Aber mit der Ausführung des letztern Planes hatte es noch gute Weile. Albine mußte auch einwilligen. Und trotzdem ſchien es nicht mehr ein bloßer Wunſch zu ſein; man hatte ihn ja in aller Form zum Trauzeugen gebeten. In ihrer Gegenwart ſogar war die Bitte an ihn gerichtet worden, und ſie hatte dazu geſchwiegen. Warum? — Aber ebenſoſchnell beſchwichtigte ein neuer Hoffnungsſchimmer ſeine Befürchtungen. Ohne Zweifel war dieſe Verbindung ſeit langem beſchloſſen; und Albine hatte nicht gewagt, den Plan ihres Vaters mit einem Male zu zerſtören; vielleicht hatte ſie auf einen Aufſchub gehofft, der ihr geſtattete, den Vater ganz allmählich vorzubereiten; die Rückkunft Honorats hatte ſie ſelbſt überraſcht.

Es war ſechs Uhr. Die Sonne verſank hinter purpurnen Wolken; der Tag neigte ſich, und tiefes Schweigen ruhte über dem Landgut. Die Leute nahmen in der großen Küche ihre Mahlzeit ein. Pierre ſtand träumend ans Fenſter gelehnt. Nein, er konnte noch nicht auf dieſe Liebe verzichten. Warum ſollte ihn Albine getäuſcht haben? Sie liebte ihn! Hatte ſie es nicht deutlich genug gezeigt, als ſie nach Valcarès kam? Und trotz alledem bedrückte ihn eine ſeltſame Traurigkeit. Er ſah ſich vor einem Geheimnis, und ein Gefühl der Furcht beſchlich ihn. Die Augen auf das Dorf geheftet, ſagte er ſich, daß die Verlobten jetzt vielleicht am Strande ſpazieren gingen. Honorat würde ſich an dieſelbe Stelle ſetzen, die Pierre ſo oft eingenommen hatte. — In dieſer ſchmerzvollen Betrachtung glaubte er ein leiſes Geräuſch zu vernehmen. Die Thür ging auf. Es war Albine.

„Sie!" rief er faſt beſtürzt über dieſe Erſcheinung. Sie ging bis zur Mitte des Zimmers, ließ ihr Kopftuch fallen und ſagte:

„Ich weiß, daß ſie mich brauchen — und hier bin ich!"

Er blieb einen Augenblick regungslos und ſtarrte ſie an, wie in höchſter Extaſe. Verſcheuchte ihr Kommen nicht alle Zweifel!

Ruhig und ernſt ſchien ſie zu erwarten, daß er ſie frage. Sie ſahen ſich ſtumm

und ſprachlos in die Augen. Plötzlich rief er, als ob ein einziges Wort ſeine Gedanken zuſammenfaſſen könne:

„Sagen Sie mir ſchnell, daß es nicht wahr iſt! Sie verheiraten ſich nicht!“

„Ja, Pierre, ich verheirate mich,“ ſagte ſie mit feſter Stimme, die einen unerſchütterlichen Entſchluß verkündigte.

Es entſtand eine tiefe, dumpfe Stille. Albine ſtarrte ihn an; er hatte ſich erſchreckend bleich an einen Tiſch geſtützt. Einige Minuten vergingen. Endlich ſagte er kurz und hart:

„Was thun Sie dann hier? Warum ſind Sie dann neulich gekommen, als ich anfing, Sie zu vergeſſen! Begreifen Sie denn nicht, daß dieſer Schritt nur wieder Hoffnung in mir erwecken mußte?“

Sie bebte, faßte ſich aber ſogleich.

„Ich bitte Sie, klagen Sie mich nicht ſo hart an. Neulich bin ich nur gekommen, um Ihnen zu ſagen, daß ich Sie verkannt, falſch beurteilt hatte, und daß ich es bereute. Wollen Sie mir meine gute Regung vorwerfen? Kann ich dafür, wenn Sie dieſe falſch verſtanden haben? Ich wiederhole Ihnen, ich finde mich in Ihren geſellſchaftlichen Gewohnheiten nicht zurecht. Ich handle, wie es mir das Herz eingibt, und wenn ich mich jetzt hier befinde, ſo geſchieht es darum, weil ich Sie leiden ſah — ich wollte Ihnen ein wenig Mut bringen.“

„Ich brauche kein Mitleid,“ erwiderte Pierre hart, „nur aus mir ſelber ſchöpfe ich Troſt.“

„Sie ſind ungerecht!“ ſagte ſie. Dann, mit etwas zaghafter Stimme, fuhr ſie fort:

„Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Sie eine ſchmerzliche Erinnerung an mich bewahren würden.“

„Und was für eine Erinnerung ſoll ich denn haben,“ unterbrach er rauh, „wenn Sie, ohne ſich die Folgen Ihres Handelns zu überlegen, mein Lebensglück zerſtören! Wohl geben Sie heute zu, daß ich leiden muß, und Sie ſind dabei um die Meinung beſorgt, die ich etwa von ihnen hegen könnte. Dieſe Sorge iſt ziemlich verſpätet. Wenn Sie mich ſo wenig erraten haben, ſo haben Sie mich wenigſtens verſtanden. Warum haben Sie nicht geſprochen, wenn nur ein Wort genügt hätte, um mich aufzuklären! Warum haben Sie mir die Wahrheit verſchwiegen?“

Er ging mit großen Schritten durch das Zimmer, als ob er ſeine Erregung nicht bemeiſtern könne.

„Nehmen Sie ſich in acht,“ ſagte ſie. „Ich verdiene nicht, daß Sie mich ſo behandeln!“

„Nun, es war doch recht einfach, mir zu ſagen, daß Sie mit Ihrem Vetter verſprochen ſind.“

„Nein! Denn bis zu ſeiner Rückkehr iſt niemals von Heirat zwiſchen uns die Rede geweſen.“

„Niemals?“

„Niemals! Ich ſchwöre es Ihnen!“

„Und dann?“ rief er mit einem Aufleuchten von Hoffnung — dann können Sie noch —“

„Nein," ſagte ſie, „das iſt unmöglich!"

„Es iſt auch unmöglich," begann er mit hervorbrechender Leidenſchaft, „daß ich ohne Sie lebe, mit dem Gedanken, daß ein andrer Sie beſitzt! Albine! Sie haben wohl verſtanden, daß meine Liebe zu Ihnen mehr als eine gewöhnliche Liebe iſt. Sie haben aus mir einen Mann gemacht, und ich werde Sie gegen ſich ſelbſt verteidigen! Wie? Fühlen Sie denn nicht, daß ich verzweifelt bin, daß ich Sie nicht verlieren will und daß ich ihn, wenn's ſein muß, töten würde, um Sie frei zu machen! Aber, Sie ſind frei! Ihr Vater iſt zu gerecht, um Sie zu einer Heirat ohne Liebe zu zwingen. Honorat iſt zu rechtſchaffen, um Sie ohne Ihre Einwilligung zu erringen."

Als er geendet hatte, erhob ſie den Kopf und ſagte, ihm feſt ins Geſicht ſehend:

„Hören Sie mich an. Ich weiß nicht, ob Sie im Recht ſind, mir ſolche Vorwürfe zu machen. Bin ich aber im Unrecht, ſo klagen Sie nur meine Unwiſſenheit an. Anfangs habe ich Ihre Beſuche nur einem Bedürfnis nach Zerſtreuung zugeſchrieben, die ſie ja auch bei meinem Vater fanden. Später, als ich einen andern Verdacht ſchöpfte, bedeutete ich Sie, nicht wieder zu kommen. Aber ich hatte Sie zu hart von mir gewieſen, und nachdem ich eingeſehen, wie ſehr ich mich in Ihnen getäuſcht, wollte ich Sie um Verzeihung bitten. Das iſt mein ganzes Verbrechen."

Sie hatte in jenem Tone geſprochen, den nur eine völlige Selbſtbeherrſchung findet. Keine innere Erregung ſtrafte ihre Behauptungen Lügen.

„Und ich," ſagte er mit namenloſer Traurigkeit, „ich glaubte mich geliebt!"

„Geliebt!" rief ſie mit einer Heftigkeit, die faſt wie Schrecken klang. „Mein Gott! Welche Thorheit! — Aber Sie brauchten doch nur ein wenig vernünftig zu überlegen. Wie konnte ich mich in Sie verlieben, wenn ich einſah, daß dieſe Liebe ohne Ziel, ohne Ausſicht ſein mußte? — Dachten Sie bei den Gedanken an mich nicht an alles, was uns trennt? — Sehen Sie, Pierre! Sie kennen mich doch und Sie achten meinen Vater — Was hätten Sie mir denn ſein können?"

„Ihr Gatte?" erwiderte er.

Bei dieſem Worte zitterte ſie, doch in feſtem, ſtrengem Tone begann ſie wieder:

„Mein Gatte? Wagen Sie doch nicht jetzt zu ſagen, daß Sie daran dachten, mich zu heiraten!"

Er zögerte — dann ergriff er plötzlich ihre beiden Hände und rief:

„Ja, es iſt wahr — damals nicht! Ich lebte noch nicht. Aber Sie haben mich umgewandelt, Albine! Sie haben mir Würde, Mut, Selbſtvertrauen und Willen geſchenkt! Sie haben mich verſtehen gelehrt, was das wahre Glück iſt. Ich liebe Sie, aber ich liebe Sie heilig, für immer. Und als ich vorhin in Saintes weilte, hatte ich die feſte Abſicht, Sie zu bitten, mein Weib zu werden!"

Albine war totenbleich geworden. Für einen Augenblick ſchloſſen ſich ihre Augen, als ob ſie hinſinken wollte. Dann zog ſie raſch ihre Hände zurück.

„Adieu!" ſagte ſie mit zitternder Stimme, und hob das Tuch auf, das zur Erde gefallen war.

„Albine!" rief er, „ich laſſe Sie nicht eher fort, als bis ich alles gethan habe,

um uns beide zu retten! Jetzt verstehe ich alles: diese Heirat ist eine Schuld, deren Sie sich entledigen. Morgen spreche ich mit dem Kapitän!"

„Nein, nein, das werden Sie nicht thun!" unterbrach sie entsetzt. „Mein Vater darf nichts erfahren, hören Sie wohl?"

„Aber, Unglückselige, Sie opfern sich auf!"

„Nein, ich opfere mich nicht auf; ich will meinen Vetter heiraten!"

Sie war zur Thür gegangen.

„Albine, ein letztes Wort," flehte Pierre außer sich. „Wagen Sie wirklich zu behaupten, daß Sie ihn lieben?"

„Ja, ich liebe ihn!"

Und sie ging hinaus.

Er dachte nicht einmal daran, sie zurückzuhalten. Mit einem Satze eilte er ans Fenster. Er sah sie durch den Garten gehen. Sie wendete sich nicht um. Einige Minuten lang sah er sie noch auf der Landstraße; dann verschwand sie hinter einer Baumgruppe. Vernichtet sank er in einen Lehnstuhl; er hatte nur ein dumpfes Gefühl, als wenn jetzt alles um ihn her zusammengebrochen sei und er allein mitten unter Ruinen stände.

XIII.

Während der folgenden Tage mußte Pierre eine fast übermenschliche Energie aufbieten, um die dumpfe Starrheit abzuschütteln, in die ihn jene letzte, alles vernichtende Enttäuschung versenkt hatte. Verzweifelt arbeitend, hoffte er den Geist zu bändigen, indem er den Körper erschöpfte. Der Gedanke, Albine bringe nur ihrem Vater und ihrem Jugendgespielen ein Opfer, quälte ihn unausgesetzt. Alles, was er sich von ihren frühern Unterhaltungen und den letzten Scenen ins Gedächtnis zurückrief, schien ihm so voller Widersprüche zu sein — vergebens zermarterte er sein Hirn, um diese Widersprüche zu lösen — sie traten ihm nur noch schroffer entgegen. Überzeugt, daß Albine nur nicht wage, ein früher gegebenes Wort zurückzunehmen, stand er zwanzigmal im Begriff, nach Saintes zu eilen und dem Kapitän alles zu offenbaren. Doch, durfte er auch alles mit Sicherheit aussprechen?

Durfte er zu behaupten wagen, was sie selbst widerlegte? Wenigstens hätte er sich erst von ihrer Aufrichtigkeit überzeugen mögen. Fast erschien ihm das Vergessen jetzt ein leichtes, hätte er nur die Gewißheit, nicht geliebt zu sein. Nur der Zweifel wühlte jetzt so furchtbar in seinem Innern.

Eines Morgens befand sich Pierre in Grand Palun, wo die Arbeiter, unter Massols Leitung, schon die ersten Pfähle einrammten, da bemerkte er plötzlich Honorat, der auf ihn zu kam. Er konnte die Begegnung nicht vermeiden und versuchte, möglichst ruhig zu erscheinen.

„Sie werden mich entschuldigen," sagte der junge Kapitän mit offener, fröhlicher Miene, „wenn ich Sie bis hierher verfolge. Wir wundern uns nicht, daß Sie noch nicht wieder zu uns gekommen sind; Ihre Arbeiten nehmen Sie zu sehr in Anspruch — das sehen wir wohl ein. Aber ich konnte dem Wunsch nicht widerstehen, Ihnen einmal die Hand zu drücken."

Pierre stammelte eine Entschuldigung.

„Nun! Wie weit ist man hier?“ begann Honorat wieder. „Ich möchte schon auch mit da herumgraben. Und ich kann nur wiederholen: Was Sie da thun, ist vortrefflich. Welch gutes Andenken werden Sie überall hinterlassen!“

„Ich erwarte von niemand Dankbarkeit!“ erwiderte Pierre trocken.

Ein wenig verdutzt sah ihn Honorat an. Er war erstaunt, daß er ihn verletzt haben sollte.

„Verzeihen Sie mir,“ sagte er, „ich sage gerade heraus, was ich denke, ohne meine Worte auf die Goldwage zu legen. Ich bin nur ein Matrose. Doch die Schale ist rauher, als das, was drinnen steckt.“

„Sie haben mich falsch verstanden,“ stammelte Pierre, beschämt über seinen Mangel an Selbstbeherrschung. „Ich wehre nur ab, wenn man mir für eine Sache zu danken kommt, aus der mir selbst der größte Vorteil erwächst.“

„Vorteil oder nicht, Ihr Werk ist deshalb nicht weniger gut. Übrigens, Sie vergessen doch Ihr Versprechen nicht?“

„Mein Versprechen?“

„Natürlich! Sie sollten ja mein Trauzeuge sein. Ich heirate in vierzehn Tagen.“

Zum Glück fuhr der junge Mann fort:

„Fräulein Claire ist Albines Brautjungfer. Natürlich werden Sie sie führen. Alles Glück überkommt uns mit einem Male. Herr Rémondi hat mir ein halbes Jahr Gehalt vorausbezahlt. Deshalb stehe ich eben im Begriff, La Bastide, ein kleines, gesund gelegenes Landhaus an den Ufern der Rhone, La Tour fast gegenüber gelegen, zu mieten. Sie verstehen, daß ich nun, da ich reich bin, meine Frau vor allem vor der Sumpfluft schützen möchte.“

Pierre hörte nichts mehr. Ein Gedanke war ihm plötzlich gekommen.

„Hatten Sie schon lange die Absicht, Ihre Cousine zu heiraten?“

„Wahrhaftig, darauf kann ich nicht einmal genaue Antwort geben. Ich liebte sie, als ich noch ein kleiner Junge war; damals schon betrachtete ich sie als mein Weib. Ich habe niemals ein andres Ziel gekannt, als für sie zu leben; ich würde sterben, wenn ich sie verlöre. Von der Hochzeit aber ist bis jetzt noch nie die Rede gewesen, denn unsre Zukunft war sehr unsicher. Wenn man sich verheiratet, hat man auch an Kinder zu denken, und dieser Familienzuwachs bedeutet manche Ausgabe mehr. Wir hatten schon ein schweres Durchkommen für uns. Jedoch mein Kapitänsgrad, mein Oberbefehl über die ‚Claire‘, das hohe Gehalt — ich habe Albine gefragt, und der Vater hat eingewilligt. Das aber verändert keins meiner Gefühle, die ich immer gehabt habe.“

„Aber sie?“ fragte Pierre.

„Sie!“

„Es ist nur ein kleines Bedenken, dem ich — in sehr indiskreter Weise vielleicht — Ausdruck verleihe.“

„Indiskreter Weise? Aber warum! Ich bitte Sie, ja nicht zu glauben, daß Sie mir gegenüber indiskret sein könnten. Ein für allemal — nicht wahr? — wir sind Freunde.“

„Mein Gott, man verleiht der kindlichen Zuneigung oft eine zu hohe Be-

deutung," erwiderte Pierre. „Ihre Couſine iſt mit Ihnen erzogen worden; ſie könnte möglicherweiſe für Sie nur brüderliche Gefühle hegen."

Honorat ward plötzlich ſehr ernſt.

„Ah, was ſagen Sie mir da?"

„Ich erlaube mir nur eine einfache Frage."

„Aber wahrhaftig, Sie haben recht! Ich würde niemals daran gedacht haben."

Und nach kurzer Pauſe:

„Es iſt wirklich ganz richtig. Ich weiß gar nicht, ob ſie mich liebt — ob ſie mich anders liebt als einen Bruder; aber ich werde ſie fragen. — Großer Gott, wenn ich mich getäuſcht hätte!"

Mit der ganzen Offenheit ſeines Weſens und ohne ſeine Unruhe zu verbergen, bezeugte er Pierre ſeine Dankbarkeit für dieſen Beweis von Intereſſe und Überlegung. Ehe er ihn verließ, ſagte er, indem er ihm warm die Hand drückte:

„Ich danke Ihnen für Ihren guten Rat! Er kommt von einem wahren Freunde. Aber — beruhigen Sie ſich! Ich werde noch heute abend mit ihr ſprechen, und morgen werde ich Ihnen alles erzählen."

Das Herz faßt nur zu ſchnell wieder Hoffnung. Pierre hielt ſich für gerettet. Notwendigerweiſe mußte dieſe Erklärung ein aufrichtiges Bekenntnis zwiſchen Albine und Honorat herbeiführen.

Sie waren gewöhnt, einander zu verſtehen, und kannten ſich gut genug, um, wenn nötig, ihre Gefühle auch zu erraten, falls die Sprache zaudern ſollte. Die Wahrheit würde ſehr leicht dabei zum Vorſchein kommen, und er verlangte ja weiter nichts als Wahrheit; ſie ſollte ihm entweder das Glück, oder wenigſtens irgend einen Grund zum Vergeſſen bringen.

Mit welcher Ungeduld erwartete er am nächſten Morgen die Ankunft Honorats! Er hatte ſich auf einen Erdhaufen geſetzt und ſtarrte in die Landſtraße hinaus. Von dem, was er erfahren ſollte, hing ſein ganzes Lebensglück ab. Endlich bemerkte er den jungen Kapitän, ſah jedoch ſchon an deſſen heiterer Miene, daß alles verloren war.

„Nun, es iſt geſchehen!" rief der junge Seemann aus, und ſein hübſches Geſicht ſtrahlte. „Wir haben uns ausgeſprochen. Ja, lieber Freund, ſie liebt mich — ſo, wie ich ſie liebe, wie ihren Bräutigam, wie ihren Gatten! — Uff!" fuhr er fort, „mir iſt ein großer Stein von der Bruſt gewälzt. Sie dürfen ſich rühmen, mir einen ſchönen Schrecken eingejagt zu haben. Aber das macht nichts! Es war viel beſſer, auf den Grund zu gehen."

Eine Blutwelle ſtieg Pierre ins Geſicht; ſein Herz ſchlug zum Zerſpringen.

„Gott, was haben Sie? Sind Sie krank?" fragte Honorat teilnehmend.

„Ich habe mich ein wenig überangeſtrengt," ſtammelte Pierre.

„Nehmen Sie ſich in acht! In dieſer Gegend iſt die erſte Hitze oft ſehr gefährlich, beſonders, wenn man nicht an das Klima gewöhnt iſt. Soll ich nach Arles fahren und einen Arzt holen?"

„Nein, nein, danke! Es wird bald vorüber ſein!"

„Aber Sie müſſen nach Hauſe gehen. Ich werde Sie begleiten!"

„Auch das iſt nicht nötig!" ſagte Pierre ungeduldig.

„Dann will ich mich verabſchieden," meinte Honorat, der ſich faſt überflüſſig fühlte. „Doch vergeſſen Sie den großen Tag nicht!"

Pierre hatte keine Kraft mehr, zu antworten.

Vierzehn Tage ſpäter ward die unvermeidliche Thatſache vollzogen.

XIV.

Albine war verheiratet, und trotz alledem nagte noch ein furchtbarer Schmerz an Pierres Seele. Unausgeſetzt quälte ihn der Gedanke, ſie habe ſich nur geopfert. Schließlich mußte er ſich doch in ſein Schickſal ergeben; er begriff, daß ihm weiter nichts übrig blieb, als zu vergeſſen, und deshalb ſuchte er mehr denn je zu arbeiten und ſich ganz in ſein Werk zu vertiefen. Unter der Leitung Maſſols, der ſchnell ſein Freund geworden war, begann er in die ſchwierigſten Theorien des Ingenieurweſens einzudringen und war ſelbſt erſtaunt darüber, daß er an einer ſo trockenen Wiſſenſchaft Gefallen fand. Große und edle Gedanken ſchwellten ihm die Bruſt, wenn er mit dem Erwachen der Morgenröte über die Einöde dahinritt — ſie erſchien ihm als ein Schlachtfeld, daß er ſich Stück für Stück und Tag für Tag erobern mußte.

Noch mancherlei läſtige Verpflichtungen blieben ihm jedoch aus ſeinen frühern Beziehungen zurück. Er mußte den Kapitän Féréol beſuchen, und das junge Paar, dem er ſchon ein paarmal geſchickt ausgewichen war, ſprach in Romaz vor. Das Wiederſehen war ein recht gezwungenes; da ſich jedoch der junge Mann an die ſonderbare Art und Weiſe, die Pierre ihm gegenüber ſtets an den Tag legte, gewöhnt hatte, ſchien er nicht weiter erſtaunt darüber zu ſein. Übrigens drängte Albine auch bald zum Aufbruch.

Einmal aber hatte Pierre einen heftigen Rückfall ſeiner Liebesſehnſucht. Er erfuhr, Rémondi habe Honorat nach Marſeille geſchickt, um die Bemannung der „Claire" vorzunehmen. Von einem raſenden Verlangen ergriffen, Albine wiederzuſehen, ſchlug er am Abend den Weg nach La Baſtide ein, und der Gedanke, ſie allein dort zu wiſſen, verſetzte ihn in freudige Aufregung. Er wandte ſich durch eine Baumgruppe dem Rhoneufer zu. Das Haus tauchte auf, von weißem Mondlicht übergoſſen. Leuchtkäfer ſchwirrten umher, und die Sträucher ſchienen mit kleinen Flämmchen beſetzt zu ſein. Ein dumpfes Surren und Schwirren erklang aus den hohen Gräſern und dem ſpärlichen Laubwerk; der Fluß wälzte ſeine kühlen, klaren Fluten durch breite, grüne Raſenflächen. Plötzlich bemerkte er an einem der Fenſter eine weiße Geſtalt, die ſofort verſchwand. Doch bald darauf erſchien Albine auf dem Vorbau des Hauſes, kam in den Garten herab und ging an einen kleinen Brunnen, ganz dicht neben der Stelle, an welcher er ſich befand. Eine furchtbare Erregung bemächtigte ſich ſeiner. Nur durch eine Hecke von ihr getrennt, ſpürte er faſt ihren Hauch. Wie ſollte er nur dem Verlangen widerſtehen, hervorzutreten, mit ihr zu ſprechen! Doch als er eben der Verſuchung nachgegeben hatte, ſtand ſie auf und kehrte ins Haus zurück.

Einige Tage ſpäter kam Rémondi, um ihn und Maſſol zu Tiſch zu laden.

„Die Féréol werden auch da ſein," ſetzte er hinzu, als ob er damit die Einladung noch verlockender machen wollte.

Pierre hatte keinen Grund, abzulehnen, und ſeine Eitelkeit gab nicht zu, daß der ſchlaue Seifenſieder etwa Verdacht ſchöpfen könne. Früher oder ſpäter mußte ja ſowieſo eine Begegnung in La Tour ſtattfinden; war es da nicht beſſer, ſich gleich heute tapfer ins Unvermeidliche zu fügen? Aber der Gedanke, ſie wiederzuſehen, quälte ihn, und er ſuchte ſchon im voraus Selbſtbeherrſchung zu gewinnen. Als er im Schloß ankam, ſah er Frau Rémondi, von einer Gruppe von Frauen umgeben, auf der Terraſſe ſitzen; trotz aller guten Vorſätze konnte er ein leiſes Zittern nicht unterdrücken, als er Albine an ihrer Seite bemerkte.

„Ah, da iſt Herr von Romaz," rief die Schloßherrin. „Kommen Sie, ſetzen Sie ſich hierher! Die Herren haben eben einen Rundgang gemacht, um die Ställe zu beſichtigen, doch Sie werden wohl nicht viel Luſt verſpüren, ihnen noch nachzugehen."

Pierre ließ ſich auf den dargebotenen Platz nieder, und bemühte ſich, ſeiner Erregung Herr zu werden, indem er ſich lebhaft an der Unterhaltung beteiligte.

In ein leichtes Muſſelinkleid gehüllt, das den Hals ein wenig frei ließ, eine dunkelrote Schleife in den ſchweren braunen Flechten, ging von Albine bei aller Einfachheit gerade jener eigenartige Zauber aus, der ſie von allen unterſchied. Wohl war ſie nicht an die elegante Geſellſchaft gewöhnt, doch ließ ſie ein angeborener Takt auch die feinſten, kaum bemerkbaren Wohlanſtändigkeits-Bedingungen erraten. Ihre etwas ernſte Haltung, ihr geſetzter Ton, ihr leicht verſchleiertes Lächeln, ihre ſtrenge Anmut verliehen ihr etwas ſelten Vornehmes. Claire gegenüber zeigte ſie eine zärtliche Güte, jene Nachſicht, die man für ein reizend liebenswürdiges Kind beſitzt. Sie ſprach in verbindlichſter Höflichkeit mit Frau Rémondi; doch man konnte dieſe höchſtens für außerordentliche Liebenswürdigkeit, niemals aber für die Unterwürfigkeit einer Untergebenen halten. Als man Pierre nach den Arbeiten in Grand Palun gefragt hatte, rief Claire:

„Albine muß ſie ganz genau kennen!"

„Warum?" fragte ihre Mutter.

„Weil ich ſie dreimal ſchon nicht zu Haus getroffen habe, als ich ſie beſuchen wollte. Jedesmal kam ſie von den Sümpfen zurück."

Pierre ſah Albine an.

„Es iſt wahr," erwiderte dieſe einfach. „Du haſt dich nicht geirrt. Einer unſrer Fiſcher in den Hütten da unten iſt am Fieber erkrankt. Ich ſuche ihn ein wenig zu pflegen."

Als Rémondi mit ſeinen Gäſten zurückkehrte, wurde Pierre von Honorat und dem Kapitän in Beſchlag genommen.

Das Diner verlief ohne beſondere nennenswerte Ereigniſſe. Zahlreiche Gäſte waren erſchienen, und Pierre hatte ſeinen Platz fern von Albine erhalten. Als man den Speiſeſaal verließ, ſetzte ſich Pierre, den die Wärme und vielleicht auch die krampfhaft unterdrückte Erregung etwas abgeſpannt hatte, auf die verlaſſene Terraſſe.

Eine Mutloſigkeit hatte ihn überfallen, und doch ärgerte ihn ſeine Schwäche. Warum ergab er ſich nicht ins Unvermeidliche! Welche Hoffnung ſuchte er noch immer heimlich zu nähren? Wozu dieſe immer neue Aufregung, wenn er doch mit

ihr an einem Orte, faſt Thür an Thür leben mußte, ihr überall begegnen konnte? Schon aus Stolz mußte er es jetzt für unbedingt notwendig halten, zu vergeſſen und ſich in ſein Schickſal zu ergeben.

Schritte ſchreckten ihn aus dieſer Betrachtung empor. Eine Frauengeſtalt kam aus dem Gebüſch auf ihn zu, und bald erkannte er das weiße Kleid Albines. Sie blieb ſtehen, und, den Arm auf das Geländer geſtützt, ſah ſie träumend vor ſich hin. Einige Minuten vergingen, in denen er ſie mit den Blicken verſchlang und den Atem anhielt. Sie rührte ſich nicht; da konnte er nicht länger widerſtehen; er erhob ſich und trat zu ihr.

„Albine!“ flüſterte er.

„Sie?“ rief ſie, ſich raſch umwendend.

Und dann, als ob ſie den etwas beſtürzten Ausruf bereue, fuhr ſie in natürlicherm Tone fort:

„Ah, Sie ſind es!“

Sie ſchwiegen beide. Zum erſtenmale ſtanden ſie ſich ſeit der herzzerreißenden Scene von Romaz allein gegenüber. Als ob zwiſchen ihnen nur noch von Erinnerungen die Rede ſein könne, fragte er:

„Sind Sie wenigſtens glücklich?“

„Ja!“

Dann drängte ſie ins Haus zurück, ſicherlich um weitern Fragen zu entgehen. Claire aber erſchien an der Thür des Salons.

„Da ſtecken Sie beide! Albine, ich ſuche dich!“ Und ſie zog ihre Freundin mit fort in den Garten.

Dasſelbe Boot ſollte ſie ſpäter zurückführen, denn La Baſtide lag auf dem Wege nach Romaz. Honorat hüllte ſein junges Weib mit ſorgfältiger Zärtlichkeit in einen warmen Shawl, und Claire und Rémondi begleiteten ſie zum Landungsplatze. Albine ſetzte ſich neben ihren Gatten und Pierre ihnen gegenüber. Bald trieb man im Strome.

„Das war noch mal ein gemütlicher Abend,“ ſagte Honorat. „Mir werden leider nicht viele mehr blühen!“

„Sie reiſen alſo bald ab?“ fragte Pierre.

„In fünf Tagen. Wir haben eben alles feſt abgemacht!“

Er rückte näher an ſeine Frau heran und ſchien ſie in trauriger Zärtlichkeit an ſich zu drücken — er hatte den Arm um ihre Taille gelegt. Im Dunkel, als das Boot durch den Schatten eines Erlengebüſches ſtrich, glaubte Pierre zu ſehen, daß ſie ſich küßten. Man legte in Romaz an. Honorat reichte ihm die Hand:

„Ich beſuche Sie noch einmal vor meiner Abreiſe!“

Lange ſah Pierre dem Boote nach. Noch glaubte er Honorat zu ſehen, wie er innig ſein Weib umſchlang. Dann raffte er ſich auf, hob den Kopf empor, und als wollte er ſich ſelbſt trotzen, lachte er laut auf:

„Biſt du ein Dummkopf! Sie betet ihn an!“

XV.

Gewiß war die Leidenſchaft Pierres tief und aufrichtig geweſen. Durch ein Hindernis geläutert, hatte ſie einen Mann aus ihm gemacht, ihn verwandelt, wie neu geſchaffen. Doch — kein Gefühl iſt ewig. Gott hat unſern Kummer nach unſern Kräften bemeſſen, und uns Vergeſſenheit geſchenkt. Oft iſt es Sache des Willens — noch öfter aber Sache der Zeit. So lange er ſich geliebt glaubte und ein heroiſches Aufopfern hinter dieſer Heirat vermutete, klammerte ſich ſeine Seele hoch an dieſe unmögliche Liebe, aller geſellſchaftlichen Schranken zum Trotz. Aber — was war von der Vergangenheit übrig geblieben? Eine Illuſion, ein Trug war das alles geweſen! Mit einem Male ſchien es in ihm ausgelöſcht zu ſein. Er fand ſich ſo thöricht, ſo albern, daß er alles Träumen aufgab.

Als Honorat zu ihm herüberkam, um ihm nochmals Lebewohl zu ſagen, drückte er ihm ohne Neid die Hand. Seine Abweſenheit würde ihn, das fühlte er, künftig gleichgültig laſſen. Endlich war er geheilt.

Da Albine nun für ihn verloren war, tauchte doch von Zeit zu Zeit in Pierre unwillkürlich der Gedanke auf, das Glück wohne ja ganz in ſeiner Nähe. War nicht Claire hübſch und reich? Schien die liebliche Anmut ihrer Jugend, ſchien ihre reine Herzensgüte nicht wie dazu geſchaffen, ſein armes, verwundetes Herz wieder zu heilen, und ſeine Zukunft durch einen warmen, freundlichen Liebesſtrahl zu vergolden?

Ohne ſich's zu geſtehen, faſt ohne es ſelbſt zu bemerken, fand er ſich häufiger in La Tour ein. Der Seifenſieder war trotz ſeiner etwas lächerlichen Großthuerei ein kreuzbraver Mann, der allen Schwierigkeiten des Lebens feſt ins Auge ſchaute. Seine unverwüſtliche, ermutigende Heiterkeit war ordentlich wohlthuend. Pierre fand in ihm einen trefflichen Berater, einen allzeit bereitwilligen Freund.

Frau Rémondi und Claire zeigten das lebhafteſte Intereſſe an dem Unternehmen. Faſt immer bildete es den Hauptgegenſtand der Unterhaltung. War das nicht das geſchickteſte Mittel, Pierre zu gewinnen.

Er hatte Albine ſeit Honorats Abreiſe nicht wieder geſehen. Wohl wußte er, daß ſie ein paarmal aufs Schloß herübergekommen war, doch zweifellos hatte ſie ihn ängſtlich zu vermeiden geſucht. Die Rémondi warfen ihr faſt vor, daß ſie ſich ſo wenig blicken ließ. Claire aber nahm ihre Freundin in Schutz, und ſchob es auf die Abreiſe Honorats.

„Oft finde ich ſie in Thränen; ſie lieben ſich ſo!"

Eines Sonntag nachmittags ſprach Pierre mit dem jungen Mädchen von Albines Wohnung.

„Wie, Sie kennen La Baſtide nicht!" rief ſie aus.

„Nein," ſagte er und ward ganz rot.

„Gut, ſo fahren wir zuſammen hin!"

Frau Rémondi ſpielte mit Maſſol Schach.

„Der Vater wird euch begleiten," ſagte ſie zu ihrer Tochter. „Und bringe mir Albine zum Abendeſſen mit herüber."

Pierre dachte nicht einmal daran, ſich zu ſträuben. War er nicht geheilt?

Rémondi war auf Claires Ruf herbeigeeilt. Einige Minuten ſpäter ſtiegen ſie

alle drei fröhlich in das Boot, das, von zwei Ruderern getrieben, ſchnell vorwärts eilte. Das junge Mädchen unterhielt ſich damit, die niedlichen Hände ins Waſſer zu tauchen.

„Wenn deine Mutter das ſähe!“ ſagte der Seifenſieder lachend.

Bald waren ſie am Ziel. Rémondi ließ landen, und die beiden jungen Leute ſprangen ans Ufer.

„Ich gehe bis zum Pachthof und werde Sie hier wieder abholen.“

Obgleich der Garten nur klein war, zeigte er eine ſüdliche Üppigkeit; dichte Roſenbüſche wechſelten ab mit Magnolien- und Orangenbäumen. Als Pierre ſo neben Claire dahinſchritt, ſtürmte doch die alte Erinnerung mächtig auf ihn ein. Dort hinter dieſer Hecke hatte er eines Abends gelauert, als er Albine allein zu Hauſe wußte. Wie weit lag das alles hinter ihm!

Sie ſtiegen ein paar Stufen empor, die ein mit Epheu bewachſenes Gitterdach überſchattete. Claire fragte eine junge Magd:

„Iſt deine Herrin da?“

„Ja, drinnen im Zimmer, Fräulein!“

„Gut, treten Sie immer in den Salon ein, Herr von Romaz. Wir werden gleich zu Ihnen kommen.“

Der Salon von La Baſtide war ein beſcheidenes Empfangszimmer, friſch, lauſchig und ſo ſorgfältig geordnet, daß es faſt elegant erſchien. Das Halbdunkel, das in der Camargue in den Zimmern vorherrſcht, um das Eindringen der Hitze zu verhindern, verlieh ihm noch etwas beſonders Behagliches. Eine Bambusmatte bedeckte den Boden, und die perſiſchen Gardinen, in freundlichen, lebhaften Farben gehalten, fügten dem Ganzen einen heitern Ton hinzu. Pierre ſetzte ſich auf einen Divan. In jeder Wohnung ſpiegelt ſich die Frau des Hauſes in ihren kleinen Eigenſchaften wieder. So hatte auch Albine dieſem kleinen, ſo beſcheidenen und doch ſo zierlichen Salon ihre Perſönlichkeit aufgeprägt. Es ſchwebte darin etwas von ihrer ernſten Anmut, ein zarter Hauch ihrer angeborenen Vornehmheit.

Vor dem Kamin ein geſchmackvoll geſtickter Schirm; zwiſchen den beiden Fenſtern ein zierliches Bücherregal aus Mahagoni. Pierre bemerkte darauf einige Bände, die er ihr geſchenkt hatte. Auf dem Tiſch ein Arbeitskorb, in den Ecken hohe Blumenſtänder mit Palmengruppen. Hier mußte wohl das Glück wohnen; es war ein echtes Neſt für Verliebte, das man liebevoll ausſchmücken konnte. — So felſenfeſt er ſich glaubte, es überkam ihn doch eine unendliche Traurigkeit — glücklicherweiſe hatte er nicht lange Zeit dazu, ſich ihr hinzugeben.

„Das ſind ſchöne Streiche, Herr von Romaz!“ ſagte Albine, heiter eintretend. „Es ſcheint, daß Sie mit vom Komplott ſind. Sie wollen mich beide entführen. Aber beruhigen Sie ſich,“ ſetzte ſie hinzu, als Pierre etwas verlegen nach einer Antwort ſuchte, „Ihre Sache iſt bereits gewonnen. Dieſes tyranniſche kleine Mädchen hat mich bei meiner ſchwachen Seite angegriffen und meine Armen beglückt. Was könnte ich ihr denn noch verweigern?“

„Nichts, nicht einmal ein Glas Milch,“ erwiderte Claire lachend. „Ich ſterbe vor Durſt. Laß uns was draußen hinbringen.“

Bald saßen sie alle drei in der Laube, und die Magd brachte eine Schüssel Früchte und köstliche Sahne.

„Glauben Sie, Herr von Romaz, daß diese menschenscheue Person allerlei Beschäftigungen vorschützt, um sich ganz hier zu vergraben," sagte das junge Mädchen. „La Bastide ist reizend, aber wenn man es einmal kennt, braucht man nur die Hände in den Schoß zu legen und sich zu langweilen. Du lieber Gott, muß einem hier die Zeit lang werden!"

„Die Zeit erscheint niemals zu lang, wenn man sie gut ausfüllt," erwiderte Albine.

„Aber — womit?"

„Es wäre höchst uninteressant, alles zu erzählen; aber ich versichere dich, es fehlt mir weit öfter noch an Zeit, als daß ich sie zu lang finde!"

„Das begreife ich nicht! Es ist etwas andres, wenn man, wie Herr von Romaz, ein so gewaltiges Werk im Kopfe hat. Nicht wahr, Albine, das ist etwas Großartiges? Sag's ihm nur mal ins Gesicht; du verstehst es doch immer so zu loben, wenn er nicht da ist."

Pierre und Albine sahen sich mit einer leichten Verlegenheit an.

Als sie im Schlosse anlangten, warf Frau Rémondi Albine ihre große Zurückgezogenheit vor. Albine antwortete in reizender Weise, und Pierre erriet tausend Dinge, die sie verschwieg. Sie gefiel sich in der Einsamkeit; so konnte sie wenigstens an den Abwesenden denken und ihm nachweinen, wie Claire gesagt hatte. —

Der so hinterlistig eingefädelte Plan Chavagnas schien doch jetzt seiner Verwirklichung näher, als Pierre je geglaubt haben würde. Eine reizende Kameradschaft hatte sich zwischen ihm und der hübschen „Million" gebildet; Vater und Mutter waren darüber entzückt und sahen die anmutige Idylle im Geiste sehr bald zu einem allgemein befriedigenden Ausgang kommen.

Eines Abends saßen Rémondi und sein Gast rauchend auf der Terrasse. Plötzlich legte der Seifensieder schnell seine Pfeife beiseite und kreuzte entschlossen die Arme.

„Nun, Sie Schlingel," fragte er, „was haben Sie mir zuguterletzt noch zu sagen?"

„Ich? Nichts, mein bester Herr Rémondi, höchstens, daß Ihre Terrasse das Paradies der Provence ist. Welch köstliche Frische hier!"

„Köstliche Frische! Das gebe ich zu. Und weiter?"

„Weiter? Ich versichere Sie, daß man das nach einem heißen Tage in Grand Palun zu schätzen weiß!"

„Selbstverständlich! Fahren Sie fort!"

„Ich soll fortfahren?"

„Na, fangen Sie endlich davon an!"

„Wovon denn?"

„Parbleu! Soll ich erst ein Teleskop von Marseille kommen lassen, um etwas zu sehen. Das ist, denk' ich, denn doch nicht nötig!"

„Ich verstehe Sie nicht!"

„Gut, dann muß ich deutlicher reden! Sie Schelm, Sie stehlen mir das Herz meiner Tochter!"

Pierre fuhr in die Höhe und ließ seine Cigarre fallen.

„Hier haben Sie eine andre," ſagte der Marſeiller, und hielt ihm ſein Etui hin. „Stecken Sie ſie an! Nun, und was haben Sie darauf zu ſagen?"

Pierre ſtammelte einige Worte.

„Leugnen Sie nicht! Es iſt unnötig! Man müßte blind ſein, um es nicht zu ſehen."

Und darauf in plötzlich verändertem Tone:

„Ah! Sie lieben meine Tochter! Gut! Ich gebe ſie Ihnen."

„Aber — wahrhaftig —" ſtammelte Pierre faſt ſprachlos.

„Gut! Schon gut! — Danken Sie mir nach der Hochzeit!"

„Indeſſen —"

„Laſſen Sie nur! Sie ſagen mir nichts Neues. Ich kenne Ihre Stellung. Sie ſind flott geweſen. Na, was ſchadet das. Die paar Jugendtollheiten, darüber laſſen wir uns keine grauen Haare wachſen. Die tollſten jungen Leute werden die beſten Ehemänner."

„Doch — bei einer ſo ernſten Angelegenheit —"

„Ja, ja — bei einer ſo ernſten Angelegenheit muß man wiſſen, woran man iſt. Ich gebe meiner Tochter rund eine Million als Mitgift, und Romaz mache ich ihr noch obendrein zum Hochzeitsgeſchenk."

Von neuem ſuchte ihn Pierre zu unterbrechen.

„O, ich weiß wohl, daß die Verliebten ſich nicht viel um die Geldangelegenheiten kümmern. Doch ſpäter als Familienvater ſieht man ſich die Sache gern genauer an. Alſo, ich wiederhole: Eine Million und Romaz. Ich bin kein Knauſer — ich habe nur ein Kind, ſein Glück iſt das meine, und wenn ich Seife fabriziere, ſo thue ich es, damit ſie einſt eine große Dame werde. Abgemacht. In drei Monaten, an ihrem achtzehnten Geburtstag, iſt die Hochzeit. Jetzt wollen wir die Damen begrüßen!"

Und er nahm Pierre beim Arme und betrat mit ihm den Salon.

„Herr Rémondi und ſein Schwiegerſohn," verkündete er mit Stentorſtimme.

Minutenlanges Staunen folgte. Frau Rémondi ſank in ihren Seſſel zurück und verſuchte, ein von tiefer Ergriffenheit zeugendes „Ah —" zu ſtöhnen.

Dann reichte ſie dem jungen Mann mit gut geſpielter mütterlicher Zärtlichkeit, hinter der doch ihre große Genugthuung durchblickte, die beringte Hand. Claire barg ihr errötendes Antlitz an der Schulter der Mutter.

Angeſichts der ſo energiſch in Scene geſetzten Verlobung war es ſchwierig für Pierre, ſich noch zu ſträuben; ſelbſt das leiſeſte Zögern wäre verletzend erſchienen.

Als Chavagnas zufällig am nächſten Tage ankam, ſtand er vor der vollendeten Thatſache.

XVI.

So war Pierres Zukunft ſicher vorgezeichnet. Er brauchte nur mutig vorwärts zu ſchreiten und genoß endlich eine tiefe Ruhe des Geiſtes, die auf den Entſchluß ſeines Herzens, zu geneſen, ſich wieder liebevoll hinzugeben, folgte.

Es bedeutete für ihn die Morgenröte eines neuen Lebens, eines ernsten, friedlichen Lebens, das vielleicht ein wenig melancholisch, aber besänftigt, rein und klar vor ihm lag. Claire war wirklich reizend! Ihre Rolle als Braut entzückte sie. Sie fühlte sich ganz als Dame und der von ihr als Pensionärin oft beneideten Würde vollkommen gewachsen. Sie verschwendete viel Zärtlichkeit an Pierre, nahm von selbst seinen Arm, machte all ihre Rechte auf ihn geltend und hielt ihm allerliebste kleine Reden, in denen sie ernste Zukunftsfragen zu erwägen suchte. Ganz ernsthaft that sie dabei und hörte geduldig lange geschäftliche Auseinandersetzungen an. Wenn sie diese einmal nicht verstand, so gab sie stets ihrem Verlobten recht.

Sobald er sich nur blicken ließ, eilte sie ihm entgegen und rief:

„Wie weit sind wir?"

Sie durchstöberte die Papiere und Zeichnungen, die Massol immer bei sich hatte und breitete sie auf dem Salontische aus. Dann sagte sie: „Unsre Gräben" und verfolgte mit ihrem niedlichen Finger die Linien, die sich vor ihren Augen vielfach durchkreuzten. Jeder Fortschritt, jede Veränderung mußte ihr vorgelegt werden, und sie wollte alles bis auf die Namen der künftigen Wege wissen.

Des Morgens bestieg sie zuweilen Friquet und ritt mit ihrem Vater nach Grand Palun.

Schon von weitem begrüßte sie Pierre mit ihrer Reitpeitsche. Als sie bei ihm angelangt war, sprang sie herab, nahm ihr langes Reitkleid auf und begann ihre Inspektionswanderung. In der heißen Periode ist der Morgen die einzige Erholungszeit dieses von glühender Sonne versengten Fleckchens Erde. Der Valcarès, fast versiegt, funkelt wie ein krystallenes Meer. Am Horizonte erscheinen phantastische Luftspiegelungen. Der Schall der Spaten und Hacken vermengt sich mit dem lauten Zirpen der Grillen. — Dann ruhte Claire sich unter einem Zeltdach aus.

Alles versetzte sie in Staunen: die Ausrüstung des Ingenieurs, das malerische Feldlager, das Handwerkszeug, die Arbeiter. Ehe sie sich entfernte, pflückte sie große gelbe Anemonen mit fahlen Blättern, die am Rande des Teiches wuchsen; sie schmückte damit die Ohren ihres Pferdes und ihr Reitkleid. Pierre betrachtete sie im ganzen Zauber ihrer naiven Koketterie. Er hob sie in den Sattel; sie reichte ihm die kleine Hand und rief mit ihrer frischen, klaren Stimme:

„Auf heute abend! Vergessen Sie mich nicht bis dahin!"

Albine hatte bei der Nachricht von Claires Verlobung eine lebhafte Freude gezeigt. Pierre begriff, daß es für sie eine Art Befreiung bedeuten mußte. Immer kalt und zurückhaltend, fand sie jetzt so herzliche Glückwunschworte, ein so inniges Aussichherausgehen, daß er ganz überrascht war. Sie gab sogar ihre strenge Zurückgezogenheit auf und nahm öfter eine Einladung in den intimen Kreis des Schlosses an. —

Die Zeit des Fiebers war herangekommen. Man glaubte schon die Arbeiten unterbrechen zu müssen, denn mehrere der Arbeiter in Grand Palun waren erkrankt. Rémondi fürchtete für seinen Schwiegersohn, doch Pierre wollte nichts von Besorgnis hören und verdoppelte seinen Eifer. Was sollte werden, wenn er nicht ein gutes Beispiel gab? Es schien fast, als reize es ihn, der Gefahr zu trotzen. Er schickte sich selbst an, Pflegestätten zu organisieren, und Albine half ihm dabei. Jedes Jahr

um dieſe Zeit ſpielte ſie übrigens Arzt und Krankenpflegerin. Dieſe Fieberanfälle haben einen ganz beſtimmten Charakter und zeigen immer die gleichen Symptome; dieſelben Mittel genügen alſo, um ſie zu bekämpfen. Man würde übrigens in der ganzen Camargue kaum einen mittelmäßigen Arzt auftreiben können; nur mit Mühe erhielt man die allernötigſten Arzeneien beim Krämer von Saintes. Albine hatte bei ſich eine Art Apotheke eingerichtet, die den dringendſten Bedürfniſſen entgegenkam; eifrig ging ſie, Kranke zu beſuchen. Sie war gleichgültig gegen die Gefahr, von tiefem Mitgefühl beſeelt, das ſich jedoch nie in nachgiebige Schwäche verlor, und ſogar am Lager eines Sterbenden bewahrte ſie ihre heitere Ruhe. Ihre Seele ſchien hoch über allem irdiſchen Elend zu ſchweben und ſchon ins Jenſeits zu ſehen.

Da ſie ihr Barmherzigkeitswerk wieder zuſammengeführt hatte, ſuchten ſich Pierre und Albine nicht mehr auszuweichen, noch ſich Zwang aufzuerlegen. Sie benachrichtigte ihn über das Befinden ſeiner Leute; er erhielt ſie im Laufenden über alle Neuerkrankungen.

„Ihnen verdanke ich, daß ich meine armen Tagelöhner behalten kann," ſagte er einmal. „Sie wiſſen recht gut, wer ſtets zu ihrer Pflege bereit iſt. Ohne Sie würden ſie mich längſt im Stich gelaſſen haben."

„O nein! Auch Sie haben einen großen Anteil daran. Sie machen ſie tapfer durch Ihr Beiſpiel!"

Nach und nach hatte Frau Rémondi es Albine überlaſſen, die Verlobten zu begleiten. Ihr angeborenes Phlegma machte es ihr ſehr ſchwer, munter mit ihnen umherzuſtreifen, und es wäre grauſam geweſen, hätten ſie infolgedeſſen auf manchen reizenden Ausflug verzichten müſſen. Die junge Frau nun zeigte ſich überaus gefällig und bot ihre Begleitung auf jedem Spaziergang an. Claire ſchwärmte für ſie und benutzte dieſes Anerbieten faſt jeden Morgen. Sie holte Albine ab; beide durchwanderten ſchon ganz frühzeitig die einſamen Pfade der Camargue; dann überraſchte man zumeiſt den Bräutigam in Grand Palun. Dort wurde nun eine Stunde lang vergnügt umhergeſtreift, bis ſich Pierre bereit zeigte, die Damen zurückzubegleiten. Zunächſt aber kehrte man in La Baſtide zum Frühſtück ein. Albine war wie umgewandelt und ihre faſt ausgelaſſene Heiterkeit verſetzte Claire immer aufs neue in Staunen.

„Nein, wie du dich verändert haſt!" neckte ſie einmal die Freundin. „Du kannſt jetzt wirklich lachen!"

„Ja, ich genieße dein Glück!" erwiderte dieſe.

An Sonntag-Nachmittagen war Pierre ſtets frei und entführte die beiden jungen Damen. Welch luſtige Einkehr in irgend einem Pachthofe! Claire ſchwatzte gern mit den „raffys" (Bauern) und ſpielte mit den Kindern des Pächters. Pierre und Albine blieben dann allein. Sie zeigte ihm eine vertrauliche Offenheit und behandelte ihn als Kameraden; obwohl ſie wie eine ältere Schweſter nachſichtig und protektorhaft that, fühlte man doch ihre tiefe, ernſte Hochachtung heraus. Nichts Gezwungenes war mehr zwiſchen ihnen, und ſie hatten lange Geſpräche miteinander. Wie gut wußte ſie in ſeine Gedanken einzudringen und ſie zu verſtehen! Dieſer raſche Geiſt erfaßte alles im Großen. Wo andre nur die belangloſe kleine Einzelheit ſchätzen, erriet ſie die volle Tragweite der Hingebung des jungen Mannes an ſein edles Werk. Und

ihr gegenüber zeigte ſich Pierre ganz, wie er war. Ohne ſich darüber Rechenſchaft abzulegen, nahmen ihre Seelen ſtets einen hohen Flug. Sie begegneten ſich in denſelben Regionen; die gleichen Worte drangen über ihre Lippen, und ſie wunderten ſich nicht einmal darüber.

Während einer Reiſe Rémondis nach Marſeille erbot ſich Pierre einſt, Albine nach Hauſe zu begleiten. Er that es fortan regelmäßig, und dieſe Gewohnheit wurde auch nach der Rückkehr des Fabrikherrn feſtgehalten. Sie ſaßen nebeneinander im Boot und fühlten ſich trotz der beiden Ruderer einſamer, als bei ihren tête-à-tête in La Tour. Eine leichte Verwirrung bemächtigte ſich ihrer; ſie vermieden es, miteinander zu ſprechen. Faſt als Schutzwehr zog Albine beſtändig den Namen Claires ins Geſpräch; „ſie iſt ein zu liebes Weſen," ſagte ſie oft. Pierre ließ ſie reden und hörte nur auf den Klang jener Stimme, die ſich wieder tief in ſein Innerſtes einſchlich. Unwillkürlich waren ſie immer vertraulicher geworden. Ihre Freundſchaft, die Pierre ſtets ſo lebhaft betonte, gab ihm das Recht, ihr tauſenderlei kleine Dienſte zu erzeigen, die ſie willig über ſich ergehen ließ. Ehe ſie fortging, hüllte er ſie ſorgfältig in ihr Plaid ein und bot ihr den Arm, um ſie zum Landungsſteg zu führen. Während der Fahrt bog er behutſam die Äſte beiſeite, dabei ſtreifte ſein Arm wohl leicht ihr Haupt, oder ſeine Hand berührte die ihre.

Eines Abends, als ſie bereits gelandet waren, gingen ſie mechaniſch weiter und fuhren fort zu plaudern. Der Tag war erdrückend heiß geweſen, und die Nacht hatte jenen leuchtenden Glanz, jene duftende Milde, die eine geheimnisvolle Harmonie über alles ausgießt. Am ſternbeſäten Himmel leuchtete der Mond, und der Fluß rollte mit ſanftem Rauſchen dahin.

Von der wunderbaren Schönheit der Nacht ergriffen ſank Albine auf einen Steinſitz.

„Welch köſtlicher Abend!" rief ſie überwältigt aus.

Pierre ſetzte ſich neben ſie.

Eine ſeltſame Müdigkeit hatte beide befallen; ſie ſchwiegen. Albine ſah träumend ins Leere.

„Wiſſen Sie," ſagte Pierre, „daß ich nicht mehr fern von hier leben könnte. Dieſe Wüſte würde mir fehlen."

„Ja, das begreife ich," erwiderte ſie. „In dieſem armen Winkel der Provence hatte uns Gott vergeſſen. Sie ſind nicht nur ein Wohlthäter, Sie ſind für uns ein Schöpfer geworden."

„Aber Sie haben ja alles gethan!"

„Ich!?"

„Sie müſſen es doch wohl erraten haben! Ihr Einfluß, Ihre Ratſchläge, Ihr Wille haben mich geleitet; Sie haben alſo den größten Anteil daran."

„Pierre!"

„Können Sie es übers Herz bringen, mir dieſe einzige Belohnung zu verweigern, das Glück, von Ihnen verſtanden zu werden? Warum ſollte ich verſchweigen, was ich Ihnen verdanke? Verſchweigen, daß Sie mir die Wahrheit gezeigt, daß Sie in mir tauſend ungeahnte Gedanken, mein Herz, meinen Geiſt, meinen Mut erweckt haben! Vielleicht habe ich an einem gewiſſen Tage gelitten, ja, furchtbar gelitten.

Doch um so besser! Ich möchte all den Kummer nicht wieder mit der Hohlheit, die mich einst gefangen nahm, vertauschen. Albine — ich bin nur das, was Sie aus mir gemacht haben!"

Vom milden Mondlicht übergossen, heftete sie ihre großen Augen auf ihn und sagte mit wunderbar sanftem Lächeln:

„Mein Freund!" Ihre Stimme hatte fast etwas Feierliches.

Warum sollten sie zittern? Was konnten sie jetzt noch fürchten? War er nicht der Bräutigam Claires?

War nicht die zärtliche Freundschaft der beiden jungen Frauen der sicherste Schutz vor Gefahr! Er wiegte sich in dem Wahne, statt des Liebhabers ganz Freund geworden zu sein, und dieser Gedanke machte ihn arglos und vertrauensselig gegen sich selbst.

So gibt es oft Zeiten im Leben, in denen man sich ganz dem Genusse der Gegenwart hingibt und alle Sorgen um die Zukunft sanft einschläfern läßt. Pierre war glücklich. Sein vertraulicher Verkehr mit Albine hatte nichts Bedenkenerregendes mehr an sich. Er wußte sie für immer in seiner Nähe; er war endlich in diese lange für ihn verschlossene Seele eingedrungen und durfte es ihr sagen, und dieses neue Band befestigte sich von Tag zu Tag immer mehr.

Im Laufe dieser ruhigen Existenz, die zugleich alle Befriedigung in der Arbeit, wie alle Freuden des Herzens in sich einschloß, erhielt Pierre einen Brief seines Bruders André, der ihn mit Fragen bestürmte. Bis dahin hatte ihn eine gewisse Scheu, seine Thaten zur Schau zu stellen, zurückgehalten, dem Bruder davon zu berichten. Er hatte alles, sogar seine Verlobung, nur flüchtig angedeutet. Jetzt floß ihm das Herz über und er schrieb:

„Du willst mein Geheimnis wissen, lieber André; doch, um es ganz zu verstehen, müßtest Du, wie ich, lange Stunden der Einkehr in Dich selbst gehabt haben, in denen man sich zum erstenmale ganz kennen lernt. Es ist eine seltsame Entdeckung, die wir Weltkinder da machen; es ist auch ein peinliches Erwachen zur Vernunft. — Ich bin jetzt soweit gekommen. So lange uns der Sturm fortreißt, lassen wir uns treiben, sorglos und unbesonnen; haben wir aber einmal Muße zum Nachdenken, so ist es, als ob uns eine Stimme von oben warnte und uns keine Ruhe ließe — ein Gefühl des Überdrusses, der Entmutigung überkommt uns. Ich habe das erkannt, als ich mich hier allein inmitten so vieler Familien-Erinnerungen befand. Ich habe das Leben unsres Großvaters mit der thörichten Lebensweise verglichen, durch die wir unsre Jugend vergeudet haben. Er war nur ein einfacher Fischerssohn; er hat gearbeitet, gekämpft — und viel errungen! — Wir müssen angesichts dessen schamrot werden. Wir haben uns nicht einmal die gesunde Frische unsrer Jugend bewahrt.

„Nach einigen Jahren, die wir auf der Schulbank gefaulenzt haben, sind wir keck ins große Leben eingetreten, in das, was wir das große Leben nennen. Ist das nicht, bei kaltem Blute betrachtet, ganz unsinnig? Welcher von uns kann behaupten, daß er nur einige Tage wahrhaften Glücks besessen hat? Diese nichtssagende Oberflächlichkeit, diese Trägheit, dieses spöttische, überlegene Thun, diese Geziertheit und Gefühlsroheit, all das wäre nicht so schlimm, wenn es nur als lächerliche Verkehrtheit angesehen würde.

„Aber, was weit ernſter iſt: es gilt in unſrer Welt als menſchliche Würde. Ich bin von ihr angeſteckt worden.

„Auf dem Divan eines ‚Klub‘ hingeſtreckt, fühlte ich mich der Menſchheit gegenüber zu nichts verpflichtet, weil ich die Arbeit andrer bezahlen konnte. Das Geld verleiht uns das Recht, als unverſtändige Narren dahinzuleben, uns mit fünfundzwanzig Jahren zu ruinieren, unſre Sprache und unſre Manieren in zweifelhafter Geſellſchaft auszubilden und mit dreißig Jahren die Gicht zu haben. Ich höre, wie du dich gegen das Geſagte empörſt! Ich für mein Teil kann jetzt nicht anders reden. Ich habe bis auf den Grund dieſes öden Lebens geſchaut; ich habe wahre Menſchen um mich geſehen, und ich habe mich vor mir ſelbſt geſchämt, daß ich ſo ſchwach, ſo unfähig, ſo unnütz war. Du lachſt; ich aber habe echte Thränen vergoſſen, als ich entdeckte, daß mein Arm zu kraftlos war, um einen Spaten zu heben. Ich beneidete den Arbeiter, der jeden Tag ſeine Pflicht erfüllte; ſeine ſchwieligen Hände beneidete ich und verwünſchte die meinen, dieſe weißen, trägen Hände! Endlich habe ich mich, Gott ſei Dank, ſelbſt überwunden. Heute durchſtreife ich in glühender Hitze die Ebene. Um mich her lauert das Fieber. Ich bin ſtolz darauf, ihm zu trotzen. Es iſt mir, als ob ich mich endlich für ſoviel Jahre von Dummheit und Unthätigkeit entſchädigen müßte. Ich lebe, ich arbeite. Ich habe ein Ziel, einen Ehrgeiz, einen Willen. Ich fühle mich ſtark und entſchloſſen. Es iſt eine Bekehrung — das gebe ich gern zu. Du meinſt, dahinter müſſe eine Frau ſtecken. — Auch darin haſt Du recht!

„Steckt nicht immer eine Frau hinter allem, was wir Gutes, oder Schlechtes thun? Von der aber erzähle ich Dir nichts.

„Meine Vermählung wird nun beſtimmt demnächſt ſtattfinden. Thue ich recht oder unrecht daran? Ich weiß es ſelbſt nicht! Du wirſt auf alle Fälle zur Hochzeit kommen.“

XVII.

Einige Tage ſpäter ward Pierre von ſeinem Bruder André an einem erdrückend ſchwülen Hundstagnachmittag überfallen.

„Was — du hier?“

„Uff! Da bin ich endlich! Mein Gott, welches Land! Ich bin halb tot!“ rief der Reiſende, und umarmte den Bruder ungeſtüm.

„Wie nett von dir, mich hier in meiner Einſamkeit aufzuſuchen.“

„Parbleu! Deinem Briefe nach fürchtete ich, du wäreſt auf dem beſten Wege, Eremit, Karthäuſer, Bettelmönch und was weiß ich zu werden! Da wollte ich ſehen, ob ich dich noch zu rechter Zeit retten könnte! Alſo, was geht denn hier vor? — Was iſt das für eine Heirat?“

Eben trat Planette ein und brachte einige Erfriſchungen.

„Na, na,“ lachte André, „die Mädchen hier ſind nicht zu verachten! Das ſöhnt mich ein wenig mit dem Lande aus.“

„Haſt du ſchon gefrühſtückt?“ fragte Pierre.

„Ja, miſerabel! In einem Dorfe, das, glaube ich, Albaron heißt. Man hat

eine alte Henne und ihre beiden Eier aus einem Winkel hervorgeſucht. Letztere mögen ſie wohl an der Sonne gekocht haben."

André war zwei Jahre jünger als Pierre und niemals nach Romaz gekommen. Dennoch bemühte ſich die gute, alte Pächtersfrau, ſeine Ankunft auch nach Kräften zu feiern. Von Planette unterſtützt, beeilte ſie ſich, ein Zimmer zurecht zu machen. Inzwiſchen plauderten die beiden Brüder.

„Mein Gott, Pierre, wie braun du geworden biſt!" ſagte André, „und dann die ſchwarzen Hände! — Na, jetzt haſt du's ja erreicht, ſie ſind ſchwielig geworden."

„Findeſt du?"

„Wie du dich verändert haſt."

„Ich hoffe es."

„Wie, du hoffſt es? Steht dir übrigens nicht übel, das ſonnenverbrannte Geſicht. Du ſcheinſt größer geworden zu ſein, und es iſt ſo was Strammes in dich gekommen. Und — das Gegrabe? Die Arbeiter, deine Wüſtenei, die fruchtbar gemacht werden ſoll? Was iſt das für eine Geſchichte?"

„Eine ſehr kurze Geſchichte, mein lieber Pierre, ich arbeite."

André riß die Augen weit auf.

„So? Das kommt ganz auf den Geſchmack an. Bisweilen hat man ſo einen Anfall. Na, ſchadet nichts. 's iſt aber doch komiſch bei dir!"

André hörte nicht auf zu fragen. Pierre erzählte, wie in ihm die Idee aufgeſtiegen war, den Plan ihres Großvaters fortzuſetzen; doch hütete er ſich wohl, den Hauptgrund zu geſtehen. Alles ging nach ſeiner Ausſage vortrefflich, und in nächſter Zeit ſchon war ein günſtiges Reſultat zu erwarten.

„Aber, du biſt ja auch verliebt," meinte André. „Ich wette, die kleine ‚Seifenſiederin' ſteht hinter allen deinen Plänen. Sie hat dich zuerſt zu dem großen Werke bewogen; du wollteſt in ihrer Nähe bleiben. Übrigens iſt das eine abgekartete Geſchichte zwiſchen dem Alten und unſerm geriebenen Chavagnas. Der hat dich lediglich deshalb hierher citiert; und du biſt auf den Leim gegangen."

Planette meldete, daß das Zimmer in Ordnung ſei.

„Geh, zieh dich um!" ſagte Pierre. „Ich nehme dich auf den Abend mit nach La Tour, um dir deine Schwägerin in spe vorzuſtellen."

André machte ſehr ſorgfältig Toilette. Nach einer Stunde präſentierte er ſich wieder, geſchniegelt, wie aus dem Ei geſchält.

„Dir zu Ehren habe ich auch den Wagen anſpannen laſſen, um bis zur Rhone zu fahren. Ich gehe für gewöhnlich zu Fuß," meinte Pierre.

Rémondi, dem letzterer ein paar Zeilen geſandt hatte, ſtand ſchon wartend an der Landungsbrücke. Man begrüßte ſich überaus herzlich.

„Sie müſſen aber bis zur Hochzeit dableiben!"

Frau Rémondi hatte große Toilette gemacht und thronte wie eine Fürſtin in blendendem Glanze im vergoldeten Salon. Claire ſaß neben ihr, im roſa Kleide und zum Anbeißen hübſch. Nach einigen Komplimenten gegen Frau Rémondi, die dieſe in Entzücken verſetzten, hielt André, einem augenblicklichen Impuls gehorchend, dem jungen Mädchen beide Hände hin.

„Ah, meine allerliebſte kleine Schwägerin!"

Sie ward ein wenig rot.

„Wie finden Sie die Camargue?“ fragte ſie.

„Man muß Sie ſehen, um zu begreifen, daß Pierre hier bleiben konnte.“

André war ein verführeriſcher Burſche. Er zählte ſechsundzwanzig Jahre, beſaß tadelloſe Eleganz, und trug die neueſte Mode mit der Zwangloſigkeit eines echten Kavaliers; er war lebhaft in ſeinen Bewegungen, von ſchlankem Wuchs; ſeine dunkelbraunen, ſammetartig glänzenden Augen zeigten jenes kecke Blitzen, das dem gewandten Pariſer Salonlöwen eigen iſt. Ein feines Bärtchen, das ſeine Lippen zierte, verlieh ihn noch etwas ganz beſonders Schneidiges. Dabei verſtand er mit dem echten Pariſer „esprit“ zu plaudern, oberflächlich aber anmutig, witzig, ſogar fortreißend. Es gelang ihm, eine ganze Geſellſchaft zu beleben. Er ſchien wie dazu geſchaffen, alle Herzen zu bezaubern.

Da ihn Rémondi als vornehmen Gast behandelte, hatte er wieder höchſt eigenhändig eine ſeiner Saucen gebraut. Der junge Mann that ihr alle Ehre an. Dann ſchwatzte er über das Theater, klatſchte ein wenig über die große Pariſer Welt, und ſuchte wohl auch allem einen kleinen pikanten Beigeſchmack zu geben, was die Provinzler ſtets amüſiert.

Albine ließ ſich an dieſem Abend nicht blicken.

„Unſre Freundin iſt heute nach Saintes gegangen,“ ſagte Claire. „Der Kapitän hat einen heftigen Gichtanfall bekommen und wahrſcheinlich bleibt ſie ein paar Tage drüben.“

Als die Brüder nach Romaz zurückkehrten, beglückwünſchte André Pierre auf das wärmſte. Die „Million“ ſei ganz entzückend, und die biedern „Seifenſieder“, ſo originell ſie auch ſein möchten, würden ihrem Schwiegerſohn das Leben ſo angenehm wie möglich machen.

Am folgenden Morgen gegen acht Uhr weckte Pierre den Bruder.

„Was, du ſchläfſt noch, Faulpelz! Wenn du meine Wüſte beſehen willſt, mußt du dich beeilen. Ich glaube, du kannſt ſeit geſtern ſchon ein Liedchen von der Hitze ſingen.“

„Sapriſti! Da haſt du recht!“

„So ſpute dich; ich laſſe immer ſatteln.“

André erſchien bald in weißem Leinenkoſtüm, und fort ging's.

Dem jungen Weltmann leuchtete vollkommen ein, daß eine vorteilhafte Heirat, und noch dazu mit einem ſo bildhübſchen Mädchen, Pierre an Romaz gefeſſelt haben mußte. Doch konnte er ſich nicht recht erklären, warum die Urbarmachung einer Wüſtenei mit zur Sache gehören ſollte.

„Eine ganz abſcheuliche Gegend!“ bemerkte er.

An der Steppe angekommen, ſtiegen ſie ab und betrachteten das maleriſch belebte Bild der Arbeiterkolonie.

„Was für ein ſonderbares Vergnügen findeſt du nur daran, die Kerls dort graben und ſchaufeln zu ſehen?“ ſagte André! „Nichts iſt häßlicher als dieſe Sahara, und ich kann mir nicht denken, daß die umgegrabenen Erdhaufen dort für dich von Reiz ſein können.“

„Großes Kind!“ erwiderte Pierre. „Aber dieſe Arbeiten bedeuten für uns ein Vermögen!“

„Ein Vermögen!“

„Dieſe wilde Steppe wird eine der fruchtbarſten Gegenden werden.“

„Ach — meinetwegen!“

„Wenn ich die Sümpfe ausgetrocknet und die Salzfelder durch beſondere Anpflanzungen ihres Salzgehaltes beraubt habe, werde ich große Kanäle anlegen laſſen, die mir gutes Waſſer der Rhone herbeiführen. Ich werde einige ‚Sansouires‘ zur Salzgewinnung behalten und die ‚Bordigues‘.*)

„Was für ein Kauderwelſch redeſt du denn da? ‚Bordigues‘, ‚Sansouires‘ — das ſind böhmiſche Dörfer für mich!“

„Selbſtverſtändlich!“

„Wie ſoll ich mich da hinein finden?“

„Laß dir nur geſagt ſein, daß wir binnen wenigen Jahren eine der ſchönſten Beſitzungen in der Camargue unſer eigen nennen werden. Grand Palun geht einer großen Blütezeit entgegen und wird viel einbringen. Bald werden wir die Baukoſten bezahlt haben, und dann haben wir nur unſre Einkünfte in Empfang zu nehmen.“

André hatte ganz verdutzt zugehört. Dieſer Schluß war ja ſehr erfreulicher Natur.

„Aber — du biſt ein großer Mann! Du!“ rief er bewundernd aus, und nach einer Weile ſetzte er hinzu:

„Du ſagſt: wir, als ob ich auch etwas dabei gethan hätte.“

„Gewiß,“ erwiderte Pierre mit gutmütigem Lächeln, „du biſt zur Hälfte dabei beteiligt.“

André drehte ſich auf dem Abſatz herum, um ſeine Rührung zu verbergen. Dann kreuzte er entſchloſſen die Arme über der Bruſt und ſagte:

„Nun, und — was gibſt du mir zu thun?“

„Nichts!“ erwiderte Pierre, „fahre nur fort, mit dir und aller Welt zufrieden zu ſein!“

André war nur für einige Tage gekommen, doch nach Verlauf einer Woche dachte er noch nicht an die Abreiſe.

„Nimm dich in acht!“ ſagte Pierre ein wenig ſpöttelnd. „Auch du wirſt in der Camargue feſten Fuß faſſen.“

Das Landgut erſchien ſeltſam belebt. Hunde ſpürten umher, tote Vögel lagen an allen Ecken und Enden, Pferde galoppierten durch die Alleen, luſtige Mädchen lachten, wenn André erſchien, denn er fand an allem ſein Vergnügen. Die Leute ſchwärmten für ihn, und ſogar der ernſte Maſſol verzieh ihm ſeine Tollheiten und nahm ihm die Neckereien über den ganzen komplizierten Ingenieur-Apparat nicht übel. Faſt jeden Abend begaben ſich die Brüder nach La Tour. Obgleich André der Schönheit Albines volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, zog er ihr doch unbedingt die niedliche Claire vor.

„Ich kann die Braunen nicht beſonders leiden. Sie ſind mir von jeher unheimlich vorgekommen. Es ſteckt etwas Tragiſches in dieſer Camarguerin.“

*) Waſſergräben.

Die Prophezeiung Pierres war auf dem besten Wege in Erfüllung zu gehen. André, schien sich in der Camargue einzuleben. Er ließ seinen Bruder arbeiten und brachte den größten Teil des Tages in La Tour zu. Für die Schloßbewohner war er ein Orakel. Er stellte in Romaz wie bei den Rémondi alles auf den Kopf, die Möbelbezüge, die Treibhäuser, die Stallungen, sogar das Boudoir der „Seifensiederin", alles mußte erneuert und verschönt werden. Rémondi befragte ihn über das Parfüm seiner Seifen. Die Toilette Claires wurde von ihm begutachtet. Obgleich sich das junge Mädchen anscheinend gegen die Kritik auflehnte, sah er sie doch bald in der gewünschten Farbe erscheinen. Friquet selbst hatte einem solch gewandten Meister nicht widerstehen können. Bei den Spaziergängen mit dem „kleinen Bruder" mußte er seinen Eigensinn aufgeben und auf dessen Stimme hören.

Doch unter seiner anscheinenden, sorglosen Oberflächlichkeit beobachtete André sehr scharf. Mehrere Male hatte Pierre bemerkt, wie er Albine aufmerksam ansah. Eines Abends sagte er, als sie nach La Bastide zurückgefahren waren:

„Die Frau — die hinter allem steckt — Pierre — das ist sie."

Pierre entgegnete nichts.

XVIII.

Zwar hatte man den Vermählungstag noch nicht festgesetzt, doch war bei einem abermaligen Besuche Chavagnas bereits alles Geschäftliche des Heiratskontrakts abgemacht worden. Pierre glaubte eine Veränderung in Albines Wesen wahrzunehmen. Zuerst konnte er sich kaum davon überzeugen, später aber trat sie ganz entschieden immer deutlicher hervor. Die anfängliche Befangenheit hätte man vielleicht auf die Gegenwart Andrés schieben können; befremdend aber erschien eine gewisse Launenhaftigkeit. Albine zeigte sich ungeduldig, sie ward oft ohne Grund rot, sie zitterte, oder fuhr heftig auf. Das eine Mal sprach sie mit einer Lebhaftigkeit, die zu große Leidenschaftlichkeit zeigte, dann wieder versank sie in anhaltendes Schweigen, aus dem sie nichts emporrütteln konnte. Was ging in ihr vor? Oft dachte Pierre daran, sie zu fragen, doch hielt ihn noch immer eine gewisse Scheu zurück. Gewiß sehnte sie sich nach Honorat; seine lange Abwesenheit rieb sie auf.

Eines Tages nahm Claire ihren Verlobten beiseite:

„Du bist der große Freund Albines," sagte sie, „kannst du mir nicht erklären, was sie gegen mich hat?"

„Gegen dich?" versetzte Pierre, auf das Höchste erstaunt.

„Ja, sie ist böse auf mich! Das weiß ich ganz genau — und weil sie so viel Vertrauen zu dir besitzt, hat sie dir vielleicht etwas angedeutet."

„Kleines Närrchen! Albine liebt dich von Herzen und hat auch nicht den geringsten Grund, böse auf dich zu sein."

„Doch, ich versichere dich, sie hat etwas. Gewiß, sie liebte mich zärtlich, aber schon seit geraumer Zeit fühle ich diese Liebe merklich erkalten. Sie stößt mich fast zurück, wenn ich sie küssen will. Früher sprachen wir oft von dir; sobald ich aber jetzt deinen Namen nenne, unterbricht sie mich rasch und sucht das Gespräch abzu-

lenken. Es iſt, als ob ſie alles, was ich thue und ſage, ärgerte. Es thut mir wirklich ſehr weh — ich weiß nicht, wie ich mir's erklären ſoll. Vielleicht habe ich ſie unbewußt durch meine Unbeſonnenheit verletzt. Du wärſt ſehr lieb, wenn du ſie einmal darüber befragen wollteſt."

Dieſes Bekenntnis ließ ſeltſame Gedanken in Pierre aufſteigen. Da ſeine Beobachtung nun rege war, fand er bald heraus, daß Claire nicht übertrieben hatte. Wirklich zeigte Albine eine faſt feindliche Kälte, eine ſonderbare Bitterkeit gegen das junge Mädchen. Kalt, trocken, biſſig, faſt boshaft, verſuchte ſie ſogar zuweilen Claires harmloſe Kindereien, die ſie ſonſt gern hatte, zu verſpotten. Wenn die Kleine ſie umarmen wollte, ſtieß ſie ſie faſt hart zurück. Einmal ſah er ſie unter einem Kuſſe, dem ſie nicht ausweichen konnte, totenbleich werden. Und trotzdem kam ſie eifriger denn je nach La Tour herüber; ſie überraſchte ſeine Bewohner zu allen Stunden und blieb ganze Tage da. Noch immer begleitete ſie das Brautpaar, aber ihr oft mütterlich zärtlicher Ton hatte ſich in eine leichte Spötterei verwandelt. Fand ſie die jungen Leute zärtlich nebeneinander ſtehen, ſo warf ſie bisweilen eine ſo bittere, ironiſche Bemerkung dazwiſchen, daß Pierre ganz beſtürzt aufſah. Warum dieſer plötzliche Haß? Eine thörichte, abſonderliche Vermutung ſtieg in ſeinem Innern auf: „War Albine eiferſüchtig?"

Er war feſt entſchloſſen, ſie wegen ihres Benehmens gegen Claire zur Rede zu ſetzen. Das junge Mädchen ließ nicht ab, ihn darum zu bitten, und er ſelbſt empfand einen brennendes Verlangen, die Wahrheit zu erfahren. Als Albine eines Abends allein auf der Terraſſe ſtand, redete er ſie an. Sie fuhr zuſammen und wollte ſich entfernen.

„O, nein! Reißen Sie nur nicht aus!" ſagte er, ſeine Aufregung hinter einem Scherz verbergend. „Ich komme feierlichſt als Abgeſandter, und Sie müſſen mich unbedingt anhören."

„Mein Gott, was gibt es denn?" fragte ſie halb lachend, halb erſchrocken.

„Ich muß wegen Claire mit Ihnen reden," entgegnete er und ſetzte ſich zu ihr.

„Wegen Claire?" erwiderte ſie abweiſend. „Aber weshalb? Was habe ich mit dieſem Kinde zu thun?"

„Sie kennen ihr gutes, kleines Herz! Nicht wahr? Alſo, ſeit einigen Tagen quält ſie ſich — ſie hat ſich an mich gewendet, und ich ſoll Sie fragen —"

„Mich fragen?" rief Albine. „Aber was gehen mich die Launen eines Kindes an, denen Sie ſo große Wichtigkeit beizulegen ſcheinen? Wenn ſie etwas verdrießt, warum ſoll ich daran ſchuld ſein?"

„Das nicht, aber ſie bildet ſich ein, Sie ſeien nicht mehr dieſelbe zu ihr. Sie glaubt an Ihnen eine gewiſſe Kälte, ein Mißfallen zu bemerken und macht ſich Vorwürfe, ſie möge Ihnen vielleicht unbewußt eine Kränkung zugefügt haben."

„Das iſt entſchiedene Einbildung. Warum ſollte ich nicht mehr dieſelbe ſein? Warum ſollte ich mich ihr gegenüber verändert haben? Kurz, was ſollte ich überhaupt gegen ſie empfinden?"

„Das habe ich mich auch gefragt," geſtand Pierre aufrichtig, „denn auch ich beobachte Sie, und mir iſt das Gleiche aufgefallen."

„So — was ſoll das heißen?" rief ſie faſt feindſelig.

„Das ſoll ſoviel heißen," entgegnete er ſehr erregt, „daß dieſe Heirat, die Sie einſt ſo zu billigen ſchienen —"

„Gewiß, ich habe ſie gebilligt," unterbrach ſie heftig, „und ich billige ſie noch immer. Die Kleine iſt ja reizend; Sie werden ſehr glücklich ſein, Sie werden ſie anbeten. Sollten Sie mich etwa für eiferſüchtig halten?" fügte ſie mit einem etwas nervös klingenden Lachen hinzu.

Sie ſchwiegen beide. Pierre ſah zu Boden und ſuchte nach Worten. Bald erhob ſie ſich und ging in den Salon zurück. Er folgte ihr.

An einem Tiſche ſtand Claire mit André, und beide betrachteten ein Album. Albine fiel dem jungen Mädchen um den Hals und küßte ſie ſo ſtürmiſch, daß dieſe einen leiſen Schrei ausſtieß.

„Du thuſt mir weh!"

Albine ließ ſie los.

„Ich hab' dich herzlich lieb, ſei nur ruhig, Kleine!" ſagte ſie innig.

Claire dankte Pierre durch einen Blick.

Dann wollte Albine heimkehren; André und Pierre erboten ſich, ſie zu begleiten. Sie nahm von ſelbſt Andrés Arm, und ziemlich ſchweigend fuhr man darauf nach La Baſtide. Dort ging ſie wortlos dem Hauſe zu, kaum das „Gute Nacht" der Brüder erwidernd.

Am nächſten Morgen wurde Rémondi geſchäftlich nach Marſeille berufen und lud André ein, ihn zu begleiten. Dieſer nahm die Aufforderung mit Vergnügen an. Pierre kam die Abweſenheit ſeines Bruders ſehr gelegen, denn er bedurfte einmal der Einſamkeit, um über vieles nachzudenken. Seit geſtern abend fühlte er ſich in einer verzweifelten Lage, die er mit Bangen überdachte. Albine war wirklich eiferſüchtig. Dieſe Liebe, auf die er ſo lange vergeblich gehofft hatte, ward ihm endlich geſchenkt, geſchenkt zu einer Stunde, wo er ſich ihrer nicht mehr freuen durfte, wo er ſein Leben einer andern geweiht hatte, die er zu heiraten im Begriff ſtand. Was ſollte er thun? Wie ſollte er dieſes Verlöbnis löſen, das ihn für immer band? Und ſie? War ſie nicht verheiratet? Sie, die ein ſo edles Gewiſſen beſaß, durfte ſie ſich dieſe nach und nach entſtandene Leidenſchaft eingeſtehen, die halb unbewußt ihre ganze Seele erfüllte? War es nicht eine verbrecheriſche Leidenſchaft, der ſie nur mit Entſetzen ins Auge ſehen durfte? Nein, ſie lebte noch in dem Wahne, ihre Schwäche zu beſiegen. Sobald ſie herausfinden würde, daß er ſie durchſchaut hatte, mußte ſie ihn fliehen. Trotz alledem fühlte Pierre einen ſeltſamen Glücksrauſch in ſich — er ward ja geliebt!

Der Gedanke, Albine wiederzuſehen, verſetzte ihn in eine unbeſchreibliche Aufregung; heute ja ſollten ſie zuſammen in La Tour ſpeiſen. Würde ſie kommen? Furcht und Ungeduld beſchleunigten ſeine Schritte, ſo daß er viel früher als gewöhnlich dort erſchien — und doch war ſie ſchon da. Sie ſah bleich aus und ſchien ein wenig nervös zu ſein, doch war ſie ſanft, faſt zärtlich gegen Claire. Jetzt wußte er genau, was er von ihrer Selbſtbeherrſchung zu halten hatte. Ihr Lachen war nur erzwungen; es war, als ob man die Thränen hindurchfühlte. Zum Unglück mußte ſich noch gerade Frau Rémondi, von einer heftigen Migräne befallen, bald zurückziehen und überließ das Brautpaar Albines Schutz; wie gewöhnlich führte ſie Pierre dann auch nach Hauſe. Nach ihrem ſeltſamen Geſpräch von geſtern konnte ſie nur ein

faſt peinliches Gefühl überkommen, als ſie ſich wieder allein gegenüberſahen. Sie hatte faſt keine Kraft mehr zu heucheln und verſchanzte ſich hinter einem hartnäckigen Schweigen, das er nicht zu brechen wagte. Wortlos geleitete er ſie nach ihrer Wohnung zurück.

Die unglückſelige Migräne der Schloßherrin währte drei Tage, während welcher Pierre und Albine ſich ſtets beklommen fühlten, denn Claires harmlos naive Gegenwart war für ſie keine Rettung aus dem grauſamen tête-à-tête. Albine ſaß ſtundenlang leſend auf der Terraſſe; dieſe immer aufs neue erzwungenen Begegnungen waren für ſie zur Qual geworden. Er verſtand, daß ſie kaum weiter zu kämpfen vermochte, und deutlich glaubte er in ihrem Innern zu leſen, wie ſie nur die Ankunft Rémondis, oder die Geneſung von Claires Mutter erwartete, um auf irgend welche Weiſe ein Ende zu machen. Und auch er fühlte ſich ſeinen Empfindungen gegenüber ſo machtlos geworden. Wiederholt ſagte er ſich, es ſei die höchſte Zeit, ihre weiteren Begegnungen einzuſtellen.

Da am nächſten Tage kam Albine in ſo ſichtlicher Erregung nach La Tour, ſo daß Claire ſie ganz beſorgt fragte, was ſie denn habe.

„O — eine freudige Überraſchung!“ preßte ſie mühſam hervor. „Dieſen Morgen erhielt ich einen Brief von Honorat, der mir ſeine Rückkehr für ſehr bald in Ausſicht ſtellt.“

Zwar erſchien Albine ganz niedergeſchlagen, doch glaubte Pierre auch wieder eine gewiſſe Ruhe aus ihrem Weſen herauszufühlen; vielleicht war ihr dieſe Nachricht zwar erſchreckend, doch zugleich rettend erſchienen.

Eine neue Qual wurde ihnen auferlegt, als Claire nach dem Eſſen für kurze Zeit zu ihrer leidenden Mutter hinaufging. Nervös verſuchte das arme Weib zuerſt eine Zeitung zu durchblättern, dann ging ſie ans Fenſter und ſtarrte hinaus.

Pierre wagte nicht ein Geſpräch mit ihr anzuknüpfen, und in der herzklopfenden Stille glaubte er plötzlich ein unterdrücktes Schluchzen zu vernehmen. Verwundert ſah er ſich nach Albine um: da ſtand ſie, das Geſicht in den Händen vergraben, und weinte bitterlich. Ihm war, als müſſe ihm das Herz brechen.

Als Claire wieder eintrat, ging Albine ſogleich auf ſie zu und bat, ſie zu beurlauben, ſie fühle ſich ſehr unwohl. Ihr ganzer Körper zitterte und doch wagte der junge Mann nicht, ſie wie ſonſt in den wärmenden Shawl zu hüllen. Beim Gutenachtſagen ließ ſie ſich faſt mechaniſch von Claire küſſen.

„Nun, Pierre, ſo biete ihr doch den Arm!“ rief das junge Mädchen verwundert.

Etwas verlegen gehorchte er.

Albine erbebte. So gingen ſie bis zur Landungsbrücke. Dort reichte ſie einem der Ruderer die Hand, um ins Boot zu ſteigen. Dann ſetzte ſie ſich, und wie gebrochen ſchloß ſie die Augen. Pierre aber mußte nur immer an das Schluchzen denken, das ihm das Herz zerriſſen hatte. Der Stoß des Bootes, das in La Baſtide anlegte, weckte ſie aus ihrer Erſtarrung. Er ſprang zuerſt ans Land; dann ſchien ſie nur mit Anſtrengung ausſteigen zu können. Sobald ſie auf der Erde ſtand, hatte ſie nur noch Kraft genug, ſich an ſeinen Arm zu klammern.

„Iſt Ihnen nicht wohl?“ fragte er beſtürzt.

Sie raffte sich auf und ging mühsam, auf seinen Arm gestützt, dem Hause zu. Als sie an der Bank vorüberkamen, auf welcher sie vor kurzem so köstlich selige Minuten verträumt hatten, sank sie kraftlos auf sie nieder.

„Ich — ich kann nicht mehr," stammelte sie.

Einige Minuten vergingen. Pierre hörte, wie Albine mühsam nach Atem rang. Sie hatte so etwas unbeschreiblich Trauriges, Hilfloses an sich. Bald nahm ihn der alte Zauber wieder gefangen, und vor einem abermaligen Leidenschaftsausbruch verschwand alles Zögern und Grübeln.

Überwältigt sank er zu Albinens Füßen nieder.

„Albine," rief er halb außer sich, „Albine, wollen wir zusammen entfliehen?"

„Ja — ja!" und ihr Haupt sank an seine Brust; sie brach in heftiges Schluchzen aus.

Ihre Leidenschaft hatte alle Vernunft, alles Gewissen, alles Pflichtgefühl in den Hintergrund gedrängt. Pierre hielt sie umschlungen, und ihre Thränen offenbarten ihm endlich die so lange mühsam bekämpfte Liebe zu ihm. Das war berauschend.

„Ja — ja, fliehen wir," wiederholte sie, und dabei durchrüttelte sie krampfhaftes Schaudern. „Laß uns weit, weit fort von hier gehen. Ich leide zu lange — sonst muß ich daran sterben —"

Nun entwarfen sie einen Fluchtplan.

Morgen früh um sechs Uhr sollten sie sich treffen. Albine würde mit der Post nach Arles fahren. Schon mehrere Male hatte sie der Pächter mitgenommen. Dann sollte sie am Forumplatze aussteigen, weil er dort gewöhnlich hielt, und zu Fuß nach einem kleinen Hotel am Bahnhof gehen. Pierre würde sich schon früher dort einfinden. Ehe nur ein Verdacht auftauchen konnte, würden sie Marseille erreicht haben, und von da wollten sie sich nach Italien wenden.

Für diesen Abend mußten sie scheiden. Pierre schloß sie noch einmal in die Arme.

„Nur noch wenige Stunden," flüsterte er, „und dann trennen wir uns nicht mehr!"

Dann ging er und teilte seinem Pächter mit, daß Frau Honorat morgen frühzeitig den Wagen nach Arles benutzen würde.

XIX.

Albine befand sich allein in ihrem Zimmer. Sie öffnete einen Schrank und entnahm ihm ein dunkles Kleid; dann packte sie sich noch einige Toilettengegenstände ein. Weiter wollte sie nichts mitnehmen. Sie handelte mit ängstlicher Hast, nur von dem einen Gedanken getrieben: Entfliehen! Fast riß sie die Knöpfe vom Kleide, als sie es ablegte, um es mit dem dunkeln Reiseanzug zu vertauschen. Dann setzte sie ihren Hut auf und band einen dichten Schleier um; nun war sie bereit! — Jetzt erst ward es ihr bewußt, daß sie doch den Morgen zu erwarten habe. Sie setzte sich in einen Lehnstuhl neben ihr Bett und sann. Sie wollte fliehen! Ihm angehören! Nur daran konnte sie denken. Alles andre — — es schien vergessen —. Vater,

Gatte, Haus und Heimat — all die tauſend lieben Bande — vergeſſen! Gab es noch eine Vergangenheit für ſie? Gab es in ihrer Seele noch Platz für andre Gefühle neben dieſer verzehrenden, wahnſinnigen Leidenſchaft? Er wollte vorausgehen — ſie ſah ihn bereits auf der Landſtraße — auch er ſehnte nur den einen Moment herbei, ſie für immer zu beſitzen. Für immer!

Unterdeſſen verging die Zeit und ſchon fiel der helle Morgenſchein herein. Sie eilte ans Fenſter. Die Sterne waren erblichen, und über der weiten Ebene lag's wie ein bläulicher Schleier. Der Horizont war zart roſig gefärbt — eine dunkle Maſſe hob ſich mit ſcharfen Konturen von dem purpurnen Grunde ab: das war die Kirche von Saintes. Nicht einmal da überfiel ſie die Erinnerung, beſchlich ſie eine Spur von Reue. Allmählich verzogen ſich die aufſteigenden Dünſte, und die ganze Landſchaft ſchien wie aus einem Nebel emporzutauchen, der ſich langſam, von den goldnen Sonnenſtrahlen zerriſſen, zuſammenballte. Es ſchlug ſechs.

Ein tiefer Seufzer entrang ſich Albines Bruſt, faſt ein Erlöſungsſchrei. Endlich durfte ſie zu ihm gehen! Doch als ſie die Thür erreicht hatte, ertönten Schritte in der Hausflur; die Magd war bereits aufgeſtanden. Von dieſer Seite hatte ſie zwar keinen Verdacht zu befürchten, nur konnte das Mädchen, das nicht vorbereitet war, über ihr frühes Ausgehen verwundert ſein, vielleicht auch etwas Befremdendes an ihrem Weſen bemerken. Lieber wartete ſie, bis ſie drunten die Läden geöffnet haben würde und hinaus in den Garten ging. Als das Geräuſch nachließ, näherte ſie ſich vorſichtig der Thür, horchte noch einmal hinaus — jetzt war alles ſtill. Bereits hatte ſie einen Fuß auf die Treppe geſetzt, als ein Mann mit raſchen Schritten herauf eilte. Zu Tode erſchrocken ſtürzte ſie ins Zimmer zurück: da ſtand auch ſchon Honorat vor ihr.

„Ich bin es!" rief er und kam mit ausgebreiteten Armen auf ſie zu.

Doch mit einemmale blieb er ſtehen und ſeine Arme ſanken wie gelähmt herab. Albine, die ſich, bleich wie eine Tote, auf den Kaminſims geſtützt hatte, flößte ihm Entſetzen ein.

„Albine!" flüſterte er.

Sie antwortete nicht. Regungslos, verſtört, mit vor Schrecken ſtarren Augen ſchien ſie kaum mehr zu atmen, und ihr Herz ſchien ſtill zu ſtehen. Honorats Erſcheinung, die gerade in dieſem verhängnisvollen Augenblick vor ihre Augen trat, konnte nur ein Wunder ſein. Eine Sekunde hatte genügt, ihr das ganze entſetzliche Vorhaben in ſeiner nackten Wahrheit, und nicht mehr vom Rauſch der Phantaſie beſchönigt, zu zeigen. Sie verließ ihren Vater, ihren Gatten, um einem Geliebten zu folgen! Honorat ſah auf das unberührte Bett, auf den offenen Schrank, er bemerkte die Reiſetaſche, die zu Boden gefallen war, die ganze Unordnung, die von einer durchwachten, aufgeregten Nacht zeugte. Endlich näherte er ſich ihr, ergriff ihre beiden Hände und ſchüttelte ſie, als wolle er ſie aus ihrer Starrheit erwecken.

„Albine!" wiederholte er, „Albine — wohin wollteſt du gehen?"

Sie lachte auf wie eine Wahnſinnige.

„Sage es mir!" Er preßte ihre eiſigen Hände. „Was gibt's, was geht hier vor? Iſt ein Unglück geſchehen?"

Sie machte ſich ungeſtüm los.

„Ja," sagte sie mit dumpfer Stimme. „Es ist ein Unglück geschehen, ein großes Unglück!"

„Mein Gott — dein Vater —?"

Ein Schauder durchrüttelte ihren ganzen Körper. „Er ist nicht tot," sagte sie mit seltsamer Stimme, „aber — ich würde ihn getötet haben!"

Jetzt hielt er sie für wahnsinnig. Er wollte ihre Hände ergreifen, aber sie entzog sich ihm heftig.

„Ich beschwöre dich, mein armes Weib!"

„Dein Weib!" In ihrem Antlitz spiegelte sich ein verzweifelter Entschluß wieder. „Dein Weib wollte für immer fortgehen, dich verlassen! Hörst du? Verstehst du? Für immer fortgehen mit einem andern!"

Er verstand nicht. Zu Tode erschrocken, wähnte er einen furchtbaren Wahnsinnsausbruch zu sehen.

„So glaube mir doch," sagte sie mit abgerissener, atemloser Stimme. „Ich verdiene weder Zögern noch Zweifel. Ich bin nicht wahnsinnig — leider! Wenn dich Gott nicht in diesem Augenblick hergesandt hätte, wäre ich schon weit fort von hier, und du könntest nur noch an meine Schmach denken."

Honorat hatte die Arme über der Brust gekreuzt. Während sie sprach, verwandelte sich sein Antlitz nach und nach, der Ausdruck war furchtbar.

„Ist es wahr, was du da sagst?" fragte er.

„Ja, es ist wahr."

Für einen Moment befiel ihn ein solcher Zorn, daß sie glaubte, er würde sie töten. Dann aber senkte er das Haupt, und Thränen glänzten in seinen Augen.

„Mein Gott, was hatte ich dir denn gethan?" fragte er in einem Tone der Verzweiflung, in dem doch noch seine ganze Zärtlichkeit zitterte.

„Du hast mich geliebt, seit ich auf der Welt bin. Du hast für mich, für meinen Vater gearbeitet. Dir verdanke ich alles! Ich weiß, du würdest sterben, um mir einen Kummer zu ersparen, oder um uns Freude zu machen. Ich weiß, daß ich dein Lebensglück bin, daß du nur immer an mich denkst —, und daß ich mich durch eine ewige Aufopferung für dich niemals dankbar genug erzeigen könnte."

„Aber?"

„Aber — ich liebe!"

Bei diesen Worten stürzte er auf sie zu.

„Ja, töte mich! Dann wirst du noch Gnade für Recht ergehen lassen!"

Aber plötzlich wankte er und sank wie trunken auf einen Stuhl. In Totenstille vergingen einige Minuten.

Hoch aufgerichtet, in der Mitte des Zimmers stehend, betrachtete Albine den armen Honorat. Sie hatte sein Lebensglück vernichtet. Den Kopf in den Händen vergraben, weinte er wie ein Kind. Auch der kühnste Mut bricht unter einem Seelenschmerze zusammen. Wer könnte gegen ihn ankämpfen oder sich vor ihm retten!

Er hob das Haupt. Um Jahre schien er gealtert. Aus eingesunkenen Augen starrte er sie an, als ob er sie zum erstenmale im Leben sähe.

„Was willst du thun?" fragte er.

„Was du bestimmen wirst."

„Sein Name?“

„Niemals!“

Wieder vergingen einige Sekunden, und Albine konnte im Geſicht Honorats den Kampf leſen, der in ihm vorging. Endlich murmelte er mit gebrochener Stimme:

„Arme Unglückliche!“

Sie ſank auf die Knie, von dieſem Mitleid niedergeſchmettert.

„Steh auf!“ ſagte er und wendete ſich ab, als wolle er der Verſuchung widerſtehen, ſie ans Herz zu drücken.

„Geh, umarme deinen Vater!“

XX.

Pierre wartete in Arles. Ehe er das Landhaus verließ, hatte er ſeine Angelegenheiten geordnet. Ein Brief an ſeinen Bruder André klärte dieſem alles auf. In einem zweiten beauftragte er Chavagnas, ſeine Verbindlichkeiten gegen Rémondi zu löſen und Maſſol die Anweiſung zu geben, das Werk in Grand Palun fortzuſetzen. Das war die Abrechnung mit der Vergangenheit. In eine Art von Rauſch verſetzt, wie ihn die unverhoffte Erfüllung eines heiß erſehnten Glückes gewährt, überließ er ſich nun ganz ſeinen Gefühlen. Seine große Verantwortlichkeit für das Leben jener, die fortan ganz ihm angehören wollte, kam ihm nur verworren zum Bewußtſein. Die Leidenſchaft hatte ihn ſo gefangen genommen, daß er nicht mehr überlegte. Sein Verlöbnis, ſein gegebenes Wort, der Skandal einer ſolchen Flucht — er dachte nicht daran. Sie liebten ſich, darin lag ſeine ganze Zukunft! Er wollte ſich in Sizilien niederlaſſen. Ein einſames Landhaus an irgend einem mit Orangenbäumen geſchmückten Strand würde ſie aufnehmen, und dort ſollte ihr Leben geheimnisvoll und weltvergeſſen dahinfließen — ſie wollten nur ſich ſelbſt angehören.

Ans Fenſter gelehnt, konnte er die ganze Straße überſehen. In jeder Frau glaubte er Albine zu erkennen. Welcher Verdacht hätte auch in ihm aufſteigen ſollen? Ihre Abreiſe war ja mit einem ſolchen Feuer, einer ſolchen Übereinſtimmung ihrer Wünſche beſchloſſen worden! So verging eine Stunde, während welcher eine lebhafte Unruhe in ihm aufſtieg. Dennoch war kein Irrtum möglich. Je weiter die Zeit überſchritten wurde, deſto ungeſtümer bedrängten ihn allerlei Befürchtungen. Er dachte an einen Unfall. Da ſchlug es bereits elf Uhr, und nun hielt er es nicht mehr aus. Wenn er ihr entgegenging, ſo mußte er ihr unterwegs begegnen! Von Ungeduld verzehrt, half er ſelbſt ſein Pferd ſatteln und ritt davon. In der Stadt glaubte er ſie bei jedem Schritt zu treffen. Nun er ſie aber nirgends erblickt hatte, war er überzeugt, daß etwas vorgefallen ſein müſſe. Einmal auf dem Lande, beeilte er ſich nach Möglichkeit; ſo erreichte er Albaron. Alle kannten den Pächter, aber ſein Wagen war noch nicht durchgekommen. Er ritt weiter und ſuchte den tollen Galopp ſeines Pferdes noch zu beſchleunigen. Nichts zu ſehen auf der Landſtraße! Atemlos erreichte er Romaz: Da ſtand der ausgeſpannte Wagen! Er eilte zur Mutter Iſoarde, die ihm ſagte, Albine habe La Baſtide nicht verlaſſen. Bebend wagte er nicht weiter zu fragen; er ſchloß ſich in ſein Zimmer ein, wo ihn tauſend Gedanken beſtürmten.

Es war ihm jetzt klar. Halb berauſcht durch ſeine Küſſe hatte ſie in alles einwilligen, alles verſprechen können; fern von ihm, ſich ſelbſt überlaſſen, war ſie zur Beſinnung gekommen. Die Erinnerung an andre hatte ſie überwältigt. Plötzlich vernahm er ein heftiges Klopfen an der Thür, und ohne ſein „Herein“ abzuwarten, ward dieſe geöffnet. Ein Ausruf entſetzten Staunens entrang ſich Pierre, als er Honorat bemerkte. Jetzt begriff er alles. Das entſtellte Geſicht des jungen Seemanns, ſein fieberglühender Blick, ſeine gebrochene Haltung, das alles zeugte von einer herzbrechenden Scene, die ſich abgeſpielt haben mußte.

„Sie, Sie ſind es!“ ſtammelte Pierre, ohne den Mut zu finden, ihm die Hand zu reichen.

Ganz erſchöpft ſank Honorat in einen Seſſel. Als er ſich ein wenig erholt hatte, begann er:

„Ich muß mich Ihnen anvertrauen. Mir iſt etwas Furchtbares widerfahren.“

„Etwas Furchtbares?“ preßte Pierre hervor.

„Ja; ich weiß, welch zuverläſſiger Freund Sie ſind, und an wen ſollte ich mich ſonſt wenden?“

Es gibt Lagen, in denen die Heuchelei faſt eine Pflicht der Redlichkeit des Herzens wird. Pierre kämpfte gegen ſeine Aufregung, und mit einer Stimme, die er ſo ruhig wie möglich erſcheinen ließ, fragte er:

„Was geht denn vor?“

„Als ich heut morgen ankam, fand ich Albine zur Abreiſe bereit. Sie — wollte von mir gehen — um einem andern zu folgen. Verſtehen Sie? Wäre ich einen Augenblick ſpäter gekommen, ſo hätte ich ſie nicht mehr gefunden. Iſt das nicht entſetzlich! Man könnte wahnſinnig darüber werden.“

„Aber, gewiß — haben Sie nur Verdacht — und übertreiben,“ ſagte Pierre tonlos.

„Sie hat mir alles geſtanden!“

Und in einem Tone von unendlichem Schmerz, in dem zugleich ſein ganzes Mitleid, ſeine ganze Liebe erzitterte, fügte er hinzu:

„Die arme Unglückliche! Ich kenne ſie beſſer, als ſie ſich ſelbſt kennt —. Habe ich ſie nicht erzogen? War ſie nicht meine Schweſter, lang ehe ſie meine Frau wurde? Weiß ich nicht, daß ſie nicht für das Böſe geſchaffen iſt? Wenn ſie dennoch gegangen wäre, würde ſie bald vor Scham und Reue geſtorben ſein.“

„Und nun!“ ſagte Pierre, „nun iſt doch alle Gefahr vorüber. Sie ſind ja da.“

„Großer Gott! Wie feige man wird, wenn man liebt!“ erwiderte Honorat und klammerte ſich an dieſe Worte faſt wie an eine neue Hoffnung. „Das habe ich mir auch ſchon geſagt. Glauben Sie, ich verſuche mir einzureden, ſie habe einen Moment des Wahnſinns gehabt, aber nun, da ich wieder hier bin — und um ihres Vaters willen — werde ſie zur Beſinnung kommen. Fortgehen! Als ob die Entfernung unſre Heirat auflöſte! Aber er! Verſtehen Sie — ich muß ihn töten, und deshalb bin ich zu Ihnen gekommen. Erinnern Sie ſich noch an den Tag, da Sie mich faſt gewarnt haben? Ach, wenn ich damals auf Sie gehört hätte. Sagen Sie's offen! Wiſſen Sie etwas?“

„Nein, nein,“ entgegnete Pierre haſtig. „Der Rat, den ich Ihnen damals gab, war nur ein einfaches Bedenken. Ich wollte ſie vor einer Illuſion warnen, der man

ſich nur zu leicht hingibt. Aber — ich wußte gar nichts — gar nichts," fügte er mit leiſer, faſt klangloſer Stimme hinzu.

„Suchen Sie! Wir wollen zuſammen ſuchen! Ich bitte Sie inſtändigſt darum!" begann Honorat mit erneuter Heftigkeit. „Ich könnte nicht einen Burſchen in Saintes verdächtigen. Behandeln Sie mich als Mann! Ich ſchwöre Ihnen, ich werde ruhig bleiben, ich werde nach Beweiſen forſchen, ehe ich handle; aber, um Gottes willen, klären Sie mich auf — und wäre es nur, um ein Unglück zu verhindern!"

„Ich wiederhole nur — ich weiß nichts!" Pierre war mit ſeinen Kräften zu Ende.

„Gut, aber ich werde es erfahren!" rief Honorat und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch. „Und der Schuldige wird es mir teuer bezahlen! Ich leide zu entſetzlich!"

Als Honorat ſich entfernt hatte, blieb Pierre in furchtbarer Stimmung vor ſich hinbrütend ſitzen. Er hatte geſchwiegen; er hatte die faſt übermenſchliche Kraft gefunden, ſich zur Ruhe zu zwingen. Welch gräßliche Prüfung für ihn, den gekränkten Gatten vor ſich zu ſehen, der kam, um ihm ſeinen Kummer anzuvertrauen, der ihn gar mit Bitten beſtürmte, ihn zu rächen! Er war empört und zugleich gedemütigt; ſein Gewiſſen, ſein Stolz, ſeine Manneswürde ſtritten in ihm, und er fragte ſich, was wohl der Ausgang ſeiner abſcheulichen Heuchelei ſein würde. Aus Liebe zu Albine aber wollte er ſeine Bedenken zu erſticken ſuchen. Er war es der armen Frau, die ſich um ſeinetwillen in Elend und Verderben geſtürzt hatte, ſchuldig, das tiefſte Schweigen zu bewahren. Er zitterte bei dem Gedanken, ſie einem Heftigkeitsausbruche Honorats überlaſſen zu ſehen. Was konnte er ihr nicht alles in einem Anfall von Wut oder Verzweifluug anthun? Was war wohl ſchon vorgegangen, da ſie bereits alles bis auf ſeinen Namen geſtanden hatte? Und wie ſollte er ihr helfen, ſie retten? Bedeutete nicht jeder Verſuch dazu eine neue Gefahr?

Im Laufe des Tages brachte Planette einige Zeilen von Albine, in denen ſie ihn beſchwor, ſich nicht zu verraten.

XXI.

In gewiſſen Lebenslagen muß man willenlos den Weg weiter gehen, den man einmal eingeſchlagen hat. So ſehr Pierre ſich auch innerlich dagegen empörte und ſträubte, er konnte den häufigen Beſuchen Honorats nicht ausweichen und mußte immer von neuem ſein Vertrauter werden.

Der arme Menſch empfand jetzt doppelt das Verlangen, einen Freund zu beſitzen. Faſt alltäglich kam er herüber; er ſah düſter, wütend aus, ſeine Augen funkelten. Er ſtöhnte über ſein entſetzliches Martyrium: Albine floh ihn. Wenn er an die Scene dachte, die ſich am Morgen ſeiner Ankunft abgeſpielt hatte, überkam es ihn wie Wahnſinn, und doch gefiel er ſich darin, ſie ſich immer wieder ins Gedächtnis zurückzurufen und ſich an ſeiner eignen Qual zu weiden. Er brach in Vorwürfe, in Verwünſchungen gegen ſie, gegen das Schickſal, gegen Gott aus. — Dieſe Heftigkeit flößte Pierre Grauen ein. Die glühende und zähe Liebe, die er unter dieſer blinden Wut gären fühlte, ſchien dieſe Gefahr in ſeinen Augen nur noch zu vermehren. Von einer jener Regungen verzweifelter Wut und maßloſer Heftigkeit

dieſer leidenſchaftlichen, etwas rohen Natur ſtand das Schlimmſte zu befürchten. Albine war einem ſolchen Ausbruche preisgegeben, und Pierre dachte nur daran, ſie zu ſchützen. Trotz ſeiner eignen furchtbaren Aufregung fand er Worte, um den Wütenden zu beſänftigen. Bisweilen endete deſſen Kriſe in einem herzzerreißenden Schluchzen. Dieſer Koloß, dieſer tapfere, unerſchrockene Seemann, den keine Gefahr bezwungen haben würde, ſchluchzte, von einem jammervollen Schmerz beſiegt. Dann ward er ſchwach, ſanft, faſt zärtlich und überließ ſich freundlicheren Erinnerungen. Er erzählte von der Vergangenheit, von den erſten Tagen ihrer Vereinigung, von den liebevollen Briefen, die ſie ihm ſchrieb, als er auf hoher See war. Er berichtete von ihrer Herzensgüte, die man nur ſchwer unter dem kalten, faſt hochmütigen Weſen vermuten konnte; er rühmte den ehrenhaften Charakter dieſer nach dem Edelſten ſtrebenden Seele.

„Damals log ſie nicht," rief er, „damals liebte ſie mich. Sie war glücklich und litt nicht — jetzt aber leidet ſie. Stundenlang bleibt ſie an ihrem Kammerfenſter ſitzen, den Kopf in den Händen verborgen. Ich ſehe es vom Garten aus — ſie hat keinen Mut mehr, ſich mit der Wirtſchaft zu beſchäftigen, und geht nicht einmal mehr aus, um ihren Vater zu beſuchen."

Und ohne die furchtbare Erregung Pierres zu ſehen, ohne die Bläſſe zu bemerken, die plötzlich ſein Geſicht überzog, ſchilderte Honorat immer anſchaulicher die Seelenqual Albines. Er ſelbſt war von Mitleid ergriffen und beklagte ſie faſt, aber den andern, den Schändlichen, wie er ihn nannte, überhäufte er mit Verwünſchungen.

„Wer iſt es? Wo weilt er? Wie konnte ſie ihm begegnen —? Es kann erſt ſeit unſrer Vermählung geſchehen ſein, denn ſie hatte mich nicht getäuſcht, als ſie mich heiratete. Und außerdem — Sie wiſſen's ja — habe ich ſie vorher gefragt —. Wenn ſie damals einen andern liebte, hätte ſie mir's geſtanden. Aber — nichts — ich kann es nicht begreifen. Ich habe ihr ſeinen Namen nicht entreißen können. Für einen Augenblick dachte ich, es ſei irgend ein Thunichtgut von La Tour. Aber ich weiß, welches Leben man in meiner Abweſenheit dort führte. Wegen Claires Verlobung iſt der geſellige Verkehr nur auf die intimſte Nachbarſchaft beſchränkt worden. Die kenne ich genau, und von dieſer Seite ſteht nichts zu befürchten. Und dann iſt, wie es ſcheint, Albine nicht von Ihrer und Claires Seite gewichen."

Wie ſcharfe Meſſerſtiche verwundeten all dieſe Worte die Seele Pierres. Er war gezwungen, zuzuhören und gezwungen, zu ſchweigen. Bisweilen packte ihn ein wahnſinniges Verlangen, ſich zu verraten und dem Gatten, der ihn zum Vertrauten ſeines Haſſes machte, zuzurufen: „Dieſer andre — bin ich!" Aber der Gedanke an Albine hielt ihn zurück; vor allem mußte er ſie beſchützen. Es erſchien wie ein Hohn des Schickſals, doch er mußte Honorats Zorn zu beſchwichtigen ſuchen. Er allein durfte ſprechen und konnte gehört werden. — Honorat ließ ſich auch zureden, und jedesmal, wenn er nach Hauſe zurückkehrte, trug er Geduld und Mut mit davon, ſo daß Pierre für einige Stunden wenigſtens beruhigt war.

Andre Sorgen geſellten ſich noch zu dieſer abſcheulichen Komödie. Solange ſich Pierre ſelbſt täuſchte und über die Gefahren ſeiner Leidenſchaft, die nur noch heimlich in ihm gärte, keine Rechenſchaft ablegte, bildete er ſich ein, allmählich geheilt zu werden; er hatte ſich in eine Vereinigung mit Claire ergeben und war feſt entſchloſſen, wenigſtens ſeine Pflicht als Gatte zu erfüllen. Aber dieſer Wahn war zerſtört. Sollte

er das unſchuldige Kind betrügen? Ihm ſeine Exiſtenz, ſein Glück, ſeine Zukunft rauben? Sollte er ſeinen Jammer, ſeine Verzweiflung mit ſoviel Jugendfriſche und Hoffnung einen? Nein; ſeine Rechtſchaffenheit lehnte ſich dagegen auf. Dieſe Heirat war unmöglich, ſie durfte nicht ſtattfinden. Auch glaubte er bereits einige Kälte in dem Benehmen der Familie Rémondi entdeckt zu haben. Sollten ſie ſeine Beziehungen zu Albine ahnen? Er überlegte, und tauſend Erinnerungen ſtanden vor ihm, Einzelheiten, die ihm mancherlei zu denken gaben.

Der Marſeiller, viel weniger mitteilſam und gut gelaunt, hatte in der jüngſten Zeit jede Anſpielung auf das Ereignis, das er einſt ſo herbeiſehnte, vermieden. Seit langem ſprach er auch nicht mehr von dem Plane eines Hausbaues, zu dem er Pierre ſonſt ſo liebevoll zugeredet hatte. Er zeigte ſich bisweilen ſehr zurückhaltend gegen ſeinen Schwiegerſohn; es ſchien, als wolle er am liebſten ſein gegebenes Wort brechen und ihre Vereinbarung in Vergeſſenheit begraben. Auch Claire hatte ihre übermütige Heiterkeit ſeit einigen Tagen ganz verloren. Sie ſchien das Alleinſein mit ihm zu fliehen. Schöpfte auch ſie Verdacht? Doch weshalb ſollte er die Urſache dieſer Veränderung ſo weit ſuchen? Wie oft hatte er bemerkt, daß ſein eigner Kummer ohne ſeinen Willen zu laut wurde, um unbemerkt zu bleiben. Jeden Abend fühlte er, wie ſchweigſam, wie in ſich verſunken, faſt mürriſch er ſcheinen mußte. Brauchte es mehr, um Zweifel und Befürchtungen in ſeiner Umgebung auftauchen zu laſſen? Vielleicht wünſchten die Rémondi jetzt dieſen Bruch, ohne ſeine gewaltſame Herbeiführung zu wagen? Wie dem auch ſein mochte, er nahm ſich vor, ſo bald wie möglich davon zu ſprechen, und mit einem Gefühl der Erlöſung wollte er dann die Camargue verlaſſen.

Drei Tage ſpäter kehrten Rémondi und André von ihrer kleinen Reiſe zurück und ſprachen zuerſt bei ihm vor.

„Aber," ſagte der junge Mann, der in ſeinem Zimmer einen Brief gefunden hatte, „was bedeutet denn das?"

Pierre erinnerte ſich des Briefes, den er in der Nacht ſeiner Flucht ſelbſt auf Andrés Tiſch gelegt hatte. Bei aller Beſtürzung hatte er vergeſſen, ihn fortzunehmen.

„Lies," ſagte er, „du mußt ja doch einmal alles erfahren!"

André verſchlang die Seiten, die ihm den ganzen Fluchtplan des Bruders enthüllten. Zwei- oder dreimal entſchlüpfte ihm ein Fluch aus ſeinen Klubgewohnheiten, und als er zu Ende war, fragte er:

„So willſt du fort?"

„Nein. Vor einigen Tagen ſchrieb ich dir das. Es ſind Dinge vorgefallen, die meinen Plan vereitelt haben."

„Nun, mein armer Pierre, diesmal biſt du mit blauem Auge davongekommen! Wirklich, nur die grundgeſcheiten Menſchen können auf ſolche Thorheiten geraten. ‚Närriſches Schickſal!' wie Rémondi ſagen würde. Hatteſt Du ſo weit den Kopf verloren! Ah, denkſt du etwa, daß man ſo ſein Leben lang ewig an der reinſten Liebe zehrt? — Nun, ich will dich nicht zu ſehr ſchelten, denn im letzten Augenblicke biſt du ja zur Einſicht gelangt."

Pierre lächelte traurig.

„Ihr Gatte iſt zurückgekehrt; ich war ſchon fort — ſie aber konnte mir nicht mehr folgen.“

„Verteufeltes Glück das! Das war mal einer, der zu rechter Zeit zu kommen verſtand! Glaube mir, alter Junge, bei ſolchen Geſchichten iſt die Enttäuſchung ſtets ein harter Schlag. Man hat ſich ein ſchönes Luftſchloß aufgebaut, und man ſtellt ſich ganz verzweifelt an, wenn alles zuſammenbricht. Aber das ſind Träume, leere Träume, mein armer Freund; man muß ſie nur mal nüchtern beſehen. Geh — du wirſt bald wieder vernünftig werden, und ich wette, in vierzehn Tagen ſchon biſt du glücklich, daß alles ſo kam, wenn du's auch jetzt für das größte Unglück hältſt.“

Als die Brüder an jenem Abend in La Tour ankamen, fanden ſie Honorat in eifrigem Geſpräch mit Rémondi auf der Terraſſe ſtehen.

André und der junge Seemann wurden miteinander bekannt gemacht, und Pierre fiel das ängſtliche, faſt ſtarre Staunen auf, mit dem letzterer ſeinen Bruder betrachtete. Sobald ſich Gelegenheit bot, fragte er auch:

„Iſt Ihr Bruder ſchon ſeit lange hier?“

„Ungefähr ſeit drei Wochen!“

Honorat zitterte vor Aufregung; er blickte dabei unverwandt auf André. Ein furchtbarer Verdacht war in ihm aufgeſtiegen. Der verführeriſche, elegante junge Mann, der da ſo plötzlich vor ihm erſchien, mußte ihm zu denken geben. Und — fiel nicht ſeine Abreiſe nach Marſeille ungefähr mit dem Fluchtplan Albines zuſammen? Das beſtätigte den Eiferſüchtigen in ſeiner Annahme. Pierre aber, der nie des Bruders erwähnt hatte, war offenbar der Mitſchuldige bei dieſem ſchändlichen Verrat. All dieſe Gedanken ſchienen aus Honorats Blicken zu ſprechen. Er konnte ſich nicht mehr beherrſchen und verabſchiedete ſich.

Anſtatt nun in Honorats aufſteigendem Verdacht einen neuen Grund zu Befürchtungen zu erblicken, ſah ihn Pierre als günſtigen Zufall an, der der Einbildungskraft des Eiferſüchtigen eine andre Richtung geben und ihn künftig von den läſtigen Beſuchen in Romaz befreien würde In wenigen Tagen gedachte er überdies die Camargue zu verlaſſen und ſtrebte jetzt vor allem danach, mit den Rémondi ins Reine zu kommen.

Doch ein Schritt, der, aus der Ferne betrachtet, leicht erſcheint, bietet oft bei ſeiner Ausführung unüberſteigliche Hinderniſſe. Dieſe Menſchen waren zu redlich mit ihm verfahren, ſie hatten ihm zu viel Vertrauen geſchenkt. Er mußte ihnen die größte Feinfühligkeit und Hochachtung entgegenbringen. Er ſann — und beobachtete. Seltſam! Claire, die ſich ihm gegenüber ſo gezwungen, ſo zurückhaltend benahm, fand in der Unterhaltung mit André all ihre reizende, kindliche Munterkeit wieder. Als ſie einmal zuſammen lachten und Pierre ſie unterbrochen hatte, ſchwieg das junge Mädchen ganz verlegen ſtill. Er verſuchte, einige freundliche Worte an ſie zu richten, aber ſie nahm dieſelben ziemlich kühl auf; und erſt, nachdem er ſich zurückgezogen hatte, plauderte der kleine Mund wieder luſtig wie zuvor. Sicherlich beſtand zwiſchen den beiden eine ganz auffällige Sympathie. Jung, reizend, lebensluſtig hatten André und Claire ſich unbewußt genähert, ein Art Wahlverwandtſchaft zog ſie zu einander hin. Mochten die Eltern es eingeſehen haben — kurz, ſie ſchienen ſelbſt von der offenen, fortreißenden Heiterkeit Andrés ganz entzückt zu ſein. Auf einmal

hatte Pierre die Löſung des Rätſels gefunden! Er wartete noch einige Tage, um ſeine Beobachtungen noch mehr beſtätigt zu ſehen. Da vertraute ihm André eines Abends ganz melancholiſch an, er werde kurz vor der Hochzeit abreiſen. Claire aber ſah immer trauriger aus.

An dem darauf folgenden Nachmittag führte Pierre das junge Mädchen auf die Terraſſe, und ſagte ſich neben ſie ſetzend mit milder Offenheit:

„Ich habe dir einen großen Kummer anzuvertrauen, der ſchwer auf mir laſtet. Du biſt ſo gut, ſo reizend, ſo ganz dazu geſchaffen, um glücklich zu ſein, und in mir ſind viele Bedenken aufgeſtiegen. Ich bin viel älter, als ich es meinem Alter nach ſein ſollte — ich bin von düſterer Gemütsart, und ſo redlich ich mir auch Mühe gebe, ich kann nur ſelten lachen.“ Mit der Zärtlichkeit eines älteren Bruders entlockte er ihr nach und nach ein halbes Geſtändnis. Sie gab ſchließlich zu, daß auch ſie die Heirat fürchtete.

„Ein andrer,“ ſagte er ſcherzend, „würde meiner Meinung nach viel beſſer zu dir paſſen.“

„Ein andrer?“

„Der nicht gar ſo weit von hier iſt —“

„André?“ rief ſie aus und verriet ſich durch dies eine Wort.

„Jetzt iſt es heraus,“ ſagte er und faßte ihre beiden Hände. „Ich vermute, daß auch André mir ein großes Geheimnis verbirgt —“

„Glaubſt du?“ fragte ſie ganz verwirrt.

„Ganz ſicherlich! Laß mich ihn nur fragen? Sieh mal, dort ſchielt er herüber —. Aber — nicht mich betrachtet er ſo andächtig.“

Augenblicklich war Pierre an Andrés Seite.

„André — ich habe eine Entdeckung gemacht!“

„Eine Entdeckung?“

„Leugne nicht! Du biſt verliebt!“

„Ich?“ ſagte André und ward bis über die Ohren rot. „Du ſcherzeſt?“

„Fällt mir gar nicht ein. Ich rede in vollem Ernſte.“

Und Pierre erzählte ihm, was er ſeit einigen Tagen beobachtet hatte; wie ſo vieles ſeine Beobachtungen immer mehr beſtätigte; endlich die Scene mit Claire.

„Sieh — die unſchuldige Kleine hat ſich verraten. Folge ihrem Beiſpiel!“

André that ganz verwundert. Er ſuchte ſich zu ſträuben. Welche Dummheit! Er fand ja Claire allerliebſt, aber ſie war ja die Braut ſeines Bruders.

„Starrkopf! Ich ſage dir doch, ich will euch miteinander verheiraten!“

„Und du?“

„Weißt du nicht, daß ich nur ein Opfer brachte? Nach den jüngſten Ereigniſſen aber würde meine Heirat eine Feigheit, eine ſchändliche Handlung ſein. Ich war feſt entſchloſſen, mein Verlöbnis zu löſen. Ich hätte es ſo wie ſo heute gethan, auch wenn mir nicht glücklicherweiſe noch der Gedanke gekommen wäre, daß ihr beide, du und Claire ineinander verliebt ſeiet.“ Pierre vergaß ſein eignes Leid, um die Freude der jungen Leute zu teilen! Das neue Bündnis wurde nun ganz im Geheimen geſchloſſen;

vorläufig wollten ſie nur Chavagnas davon benachrichtigen, der mit der nötigen Vorſicht die Eltern einweihen ſollte.

In faſt heiterer Stimmung kehrten die Brüder nach Romaz zurück.

„Dein Glück tröſtet mich ein wenig," ſagte Pierre. „So hat meine traurige Reiſe doch zu etwas genützt!"

„Sapriſti! Ja! Das muß ich dir ſagen! Ich muß es herausſchreien! Wie gut war es! Ich liebe ſie! Ich bete ſie an! Mein Gott, ich hätte gar nicht gedacht, daß ich ſo glücklich ſein könnte!"

André war ganz begeiſtert. Offenherzig erzählte er, wie er für Claire geſchwärmt habe von dem Tage an, da er ſie zum erſtenmale geſehen. Und ſie habe ſich auch in ihn verliebt, ohne ſich's ſelbſt einzugeſtehen. Welch liebliches Lächeln hatte ſie für ihn gehabt, als er kam, und mit welch traurigen Blicken hatte ſie ihn ſcheiden ſehen.

Seit ſeiner Begegnung mit André war Honorat nicht wieder in Romaz erſchienen, und nur durch Planette hatte man einige Nachrichten aus La Baſtide erhalten. Nach und nach war Albine wieder zu ihren alten Gewohnheiten zurückgekehrt. Sie ging oft nach Saintes hinüber, und Pierre hoffte, die Zeit, dieſe gewaltige Heilkünſtlerin, würde alles wieder gut machen. Er hielt ſich bereit, um ſofort nach Chavagnas Ankunft abreiſen zu können. In wenigen Tagen würde das Drama ſeines Lebens, deſſen Geheimnis er mit namenloſem Seelenſchmerze in weite Ferne tragen wollte, zu Ende ſein.

XXII.

Aber auch die noch ſo geſchickt ausgeklügelten Pläne ſind dem Zufall unterworfen. Pierre war noch nicht am Ziele — herbe Prüfungen ſtanden ihm abermals bevor. Ein ungeahnter Vorfall machte die Lage, aus der er ſich endlich zu befreien hoffte, nur noch verwickelter und trieb ihn in noch ſchrecklichere Seelenqualen, als er bisher erduldet hatte.

Eines Abends trafen die Brüder mit den Féréol in La Tour zuſammen. Pierre und Albine hätten ſich beinahe durch ihre Aufregung verraten, aber André wußte ſich geſchickt zwiſchen beide zu drängen. Er bot der jungen Frau den Arm und führte ſie zu Tiſch, was Pierre ruhig geſchehen ließ, wohl fühlend, daß ſie der Hilfe bedürfe. Die Erinnerung überwältigte ihn; er mußte ſie immer wieder anſehen — allen guten Vorſätzen zum Trotz. Wie furchtbar hatte ſie ſich verändert! Wie beredt ſprach jeder Zug in ihrem Geſicht von den Qualen ihrer Seele: ihre hohlen Wangen, ihre farbloſen Lippen, die ganze düſtere Freudloſigkeit ihrer Erſcheinung.

Während des übrigen Abends ſpielte André ſeine Rolle als rettender Freund weiter und wich nicht von Albines Seite. Claire aber hatte ſich wieder vertraulich an den „großen Bruder" gewendet und plauderte ihm von ihrer Liebe vor. Pierre fühlte ſich anfangs vollkommen beruhigt, dann aber befiel ihn eine entſetzliche Angſt, denn Honorat ließ Albine und André nicht aus den Augen. Bisweilen blitzte es

rachſüchtig in ihm auf, dann wurde er totenbleich und wandte ſich ab, wie um einer ſchrecklichen Verſuchung auszuweichen.

Albine zog ſich zeitig zurück, und während ſie ſich im Vorzimmer fertig machte, wurde ihr Gatte eifrig von Rémondi gebeten, am morgenden Jagdfrühſtück teilzunehmen. Pierre hörte deutlich, wie er dankend annahm, und dann blieb den Brüdern nichts andres übrig, als wie gewöhnlich gemeinſam mit den Féréol das Boot zu benutzen. Doch André, um Pierre keinen weitern Zwang aufzulegen, befahl den Ruderern, ſie ſofort über den Fluß zu ſetzen.

„Es iſt ein herrlicher Abend, ich ziehe vor, zu gehen," ſagte er.

„Sie haben recht," entgegnete Honorat trocken. „Das iſt das beſte für uns alle."

In dieſen Worten lag etwas ſo Verletzendes, eine ſo gehäſſige Herausforderung, daß Pierre lebhaft den Arm Andrés faßte, um ihn an einer ſcharfen Antwort zu verhindern. Man trennte ſich ohne Gutenachtgruß.

Schweigend gingen die Brüder nach Hauſe. André zündete ſich daheim eine Cigarre an, trommelte etwas aufgeregt den Takt einer Melodie auf dem Tiſch und ſummte ſie dazu leiſe vor ſich hin.

„Du lieber Himmel, Pierre," ſagte er dann lachend, „du ſiehſt ja aus wie einer, der gehenkt werden ſoll."

„André, Honorat iſt eiferſüchtig auf dich!"

„Parbleu, du biſt nicht der einzige, der dahinter gekommen iſt. Das habe ich den ganzen Abend über gemerkt."

„Mir iſt dieſe Eiferſucht ſchon ſeit langem aufgefallen. Aber ich war thöricht genug, mich eher darüber zu freuen. Da ich für dich darin nicht die geringſte Gefahr erblickte, hatte ich es als eine glückliche Ablenkung begrüßt. So, meinte ich, würde die Wahrheit ſchwerer an den Tag kommen. Wie konnte ich auch vorausſehen, daß wir ſie in La Tour treffen würden. Er mied uns ja ſichtlich, ſeit er dir dort begegnete."

„Auf alle Fälle iſt dieſer Irrtum ein Glücksumſtand. Ein Eiferſüchtiger muß auf irgend jemand verfallen. Wenn er mich nicht in Verdacht gehabt hätte, ſo kannſt du ſicher ſein, daß ihm heute abend ein Licht über dich aufgegangen wäre — deine Miene —"

„Du verſtehſt mich nicht," wiederholte Pierre, „kann nicht dieſer Zorn jeden Augenblick losbrechen? Und morgen ſollen wir uns wieder begegnen —"

„Und was weiter?"

„Wenn er dich herausforderte?"

„Wenn er mich herausfordert, werde ich ihm ſchon zu antworten wiſſen. Soll ich etwa jetzt vor Angſt vergehen? Sei ruhig! Dieſer Seebär ſchreckt mich noch lange nicht."

„Aber, alter Junge, das fürchte ich ja gerade. Höre, ich will nicht, daß du mit ihm zuſammentriffſt!"

„Als wenn das in einem Lande, wo's nur eine Straße gibt, ſo leicht wäre!"

„Spotte nicht, André! Ich fürchte etwas ſehr Ernſtes. Du mußt eine Begegnung mit ihm auf alle Fälle zu vermeiden ſuchen."

„Gut — aber wenn ich mich auch dir zu Gefallen fügte, würde er mich nicht zu finden wissen?"

„Dann bleibt mir weiter nichts übrig, als alles zu gestehen!"

„Laß dir nochmals gesagt sein, daß du damit eine schöne Geschichte anrichten würdest! Höre du mich nun auch einmal an, und du wirst sehen, daß auch ich logisch denken kann, wenn ich mir Mühe gebe. Zunächst darfst du nicht reden, denn du würdest nicht dich allein, sondern Albine mit dir kompromittieren."

Was sollte Pierre erwidern? Was thun? André hatte recht. Vor dieser schrecklichen Alternative blieb nichts weiter übrig, als alles geduldig abzuwarten.

Schon bei Tagesanbruch waren die beiden Brüder auf; Pierre hatte nicht geschlafen. Er trat in Andrés Zimmer, der eben ein sehr elegantes Kostüm, das man ihm für die Jagdgelegenheit aus Paris gesandt hatte, anlegte.

„Hier," sagte er, als er eine kleine, welke, weiße Rose ins Knopfloch steckte: „Ein Talisman. Hast du bemerkt, wie entzückend Claire gestern aussah, als sie diese Rose in ihrem blonden Haar trug?"

Eine Stunde später erschienen sie in Romaz. Honorat war noch nicht da.

Zu Mittag versammelten sich alle Jäger an einer Waldlichtung, wo ein ausgezeichnetes Frühstück bereit stand, und die Damen bereits auf die Jäger warteten. Zahlreiche Gäste nahmen daran teil. Pierre hoffte, daß sich Honorat und André unter der Menge leicht aus dem Wege gehen würden. Er sah Albine oft neben dem Gatten auftauchen, als wolle sie ihn hüten, denn auch sie hegte vielleicht die gleichen Befürchtungen. Rémondi bot ihr den Arm, um sie zu Tisch zu führen; da wollte es ein unglücklicher Zufall, daß sie neben André zu sitzen kam. Der Morgen war prachtvoll und die Toiletten sehr elegant. Überall herrschte die freudigste Feststimmung, und der junge Pariser legte seine ganze übersprudelnde Heiterkeit an den Tag. Als ihm vollends ein Gast zu seiner schönen Nachbarin gratulierte, vergaß er alle guten Vorsätze und konnte dem Vergnügen nicht widerstehen, einen hübschen Toast auf Albine auszubringen, eine reizende Galanterie, die ihm eine wahre Beifallssalve eintrug.

Honorat war dabei aschfahl geworden, und kaum war man vom Tisch aufgestanden, als er auch schon den jungen Unbesonnenen in Beschlag nahm und beiseite zog. Mit ernsthaften Befürchtungen ließ Pierre die beiden nicht aus den Augen.

„Was ist vorgefallen?" fragte er hastig, als er André wieder allein sprechen konnte.

„Pst! Da ist Rémondi! Ich werde dir später alles erzählen."

Erst auf dem Heimwege erfuhr Pierre, daß seine Aufregung nicht ohne Grund gewesen war.

„Jetzt ist alles abgemacht!" meinte sein Bruder fast fröhlich.

„Abgemacht? Was soll das heißen?"

„Übermorgen werden wir uns schlagen."

„André, du weißt, das, was du sagst, ist unmöglich!"

„Nein, nicht unmöglich — es war sogar ziemlich bestimmt vorauszusehen."

„Ich erlaube dieses Duell nicht."

„Du hast vor allen Dingen gar nichts mit ihm zu thun. Ich bin persönlich beleidigt worden."

„Aber doch meinetwegen!"

„Das geht mich nichts an. Ich hatte verſprochen, geduldig zu bleiben, aber alles hat ſeine Grenzen. Ich bin auch kein Engel.“

Pierre blieb einen Augenblick ſtarr vor Schrecken.

„Bah!“ begann André wieder, „es iſt ſo das allerbeſte. Wir haben uns in aller Form geeinigt; er wird an einen befreundeten Offizier ſchreiben, um uns Zeugen zu verſchaffen. Morgen findet ein großes Diner in La Tour ſtatt, und dem wollen wir beiwohnen, um keinen Verdacht zu erregen. Übermorgen früh reiſt dann jeder für ſich nach Marſeille, wo alles für unſern Empfang bereit ſein wird. Du ſiehſt, wie klug wir es angefangen haben.“

XXIII.

Pierre war feſt entſchloſſen, das Duell zwiſchen André und Honorat zu verhindern. Die ganze Nacht verbrachte er außer Bett, in quälendes Sinnen vertieft. Da ihm ſein Bruder geſagt hatte, daß ſie morgen noch zum Jagddiner nach La Tour gehen wollten, um jeden Verdacht abzulenken, konnte es ihm leicht gelingen, den jungen Kapitän allein zu ſprechen. Dann wollte er ihm das Geheimnis der neuen Verlobung anvertrauen und hoffte, daß dies genügen würde, um den Eiferſüchtigen von ſeinem Irrtum zu überzeugen.

Der Tag verſtrich ſehr langſam. Als ſie endlich nach La Tour hinübergingen, war André ſo heiter wie immer und vermied gefliſſentlich jede Anſpielung auf das bevorſtehende Ereignis.

Einen ſeltſam fragenden, flehenden Blick warf Albine Pierre bei ihrer Begrüßung zu, der den jungen Mann lebhaft beunruhigte. Über Honorat aber ſchien mit dem Bewußtſein, ſich bald rächen zu können, eine tiefe Ruhe gekommen zu ſein. In ſeinen Augen ſtand ein unabänderlicher Entſchluß zu leſen: der, entweder zu töten oder ſelbſt zu ſterben.

Das Diner verlief ohne weitern Zwiſchenfall. Während ſich die Gäſte in den Gärten zerſtreuten, hielt Pierre den rechten Augenblick für gekommen, um Honorat nach dem dunkeln Park zu ziehen. Er ſtellte ſich wartend auf die Freitreppe, um ſeinen Feind ſofort in Beſchlag zu nehmen, wenn ihn Rémondi, der gerade mit ihm ſprach, freigegeben haben würde. Da trat Albine neben ihn.

„Ich muß mit Ihnen ſprechen!“ ſagte ſie. „Warten Sie am Kioſk auf mich!“

Sicherlich ahnte ſie etwas. Er gehorchte und ging nach dem Pavillon.

Die Mondſtrahlen drangen in hellen Fluten herein und erleuchteten den kleinen Raum mit magiſchem Scheine. Albine ſaß bereits auf einem Divan. In ihre Betrachtung verloren blieb er ein paar Augenblicke ſtehen; endlich trat er näher. Als ſie ihn bemerkte, ſtürzte ſie auf ihn zu.

„Pierre!“ ſchrie ſie außer ſich.

Und halb ohnmächtig ſank ſie in ſeine Arme.

„Pierre,“ begann ſie wieder in verzweifeltem Tone, „ich weiß alles.“

Dieſer Verzweiflung gegenüber ſah er ſich ganz ratlos.

„Mein Gott, was haben Sie?“

„O, verſuche nicht, mich zu täuſchen! Es iſt unnütz. Ich habe einen Brief Honorats an ſeinen Freund in Marſeille gefunden. Er will einen Zeugen haben. Ihr ſchlagt euch morgen!“

„Nein!“ erwiderte Pierre. „Es handelt ſich nicht um mich! Um André!“

„Um André!“

„Ja, Honorat hat ihn in Verdacht. Doch du wirſt begreifen, ich kann doch nicht zugeben, daß ſich mein Bruder für mich ſchlägt? Nicht wahr?“

„Ein Duell zwiſchen Honorat und dir!“ ſtöhnte ſie ganz faſſungslos. „Das iſt nicht möglich!“

„Doch, denn wenn ich ſchweige, bin ich ein Feigling!“

„Nein! nein! Dann beweiſt du mir nur, daß ich noch würdig genug bin, von dir ein Opfer zu fordern. Honorat hat nichts zu rächen! Ich werde ihm alles bekennen, meine Verirrung, meine Kämpfe. Er kann mich beſchuldigen, wahnwitzig, undankbar geweſen zu ſein — aber ich weiß, daß er nie einen ſchwereren Verdacht hegen wird. Begreifſt du nicht, daß mich der bloße Gedanke, er ſetze ſein Leben dafür ein, meine Ehre zu retten, töten würde?“

„Nein, Albine! Aber, fürchte nichts!“ entgegnete er bitter. „Sein Leben iſt mir heilig — und was liegt mir jetzt an meinem? Er kann mich töten; ich werde zu ſterben wiſſen, um dir einen Kummer zu erſparen.“

Albines Antwort war kaum vernehmbar. Mit verſchränkten Armen ſtand plötzlich Honorat vor ihnen.

„Sie waren es!“ rief er.

Außer ſich ſprang Albine empor und warf ſich zwiſchen beide.

„Pierre, um meinetwillen beſchwöre ich dich! geh!“

Dann war ſie mit ihrer Kraft zu Ende und ſank halb ohnmächtig zurück. Honorat ſtarrte ſie an — ſie war totenbleich und atmete kaum. Entſetzen faßte ihn; er glaubte, er hätte ſie getötet. Er wagte nicht, ſie zu berühren und konnte doch die Augen nicht von ihr abwenden; das Furchtbare erſtarrte jegliches Leben in ihm, denn er hatte die ganze Unterhaltung mit angehört, und die volle Wahrheit war ihm mit einemmale offenbar geworden. Rein und ſeiner würdig war ſie geblieben. Sie liebte, aber ſie ertrug ihr hartes Geſchick mit ruhiger Ergebung.

Mit einemmale ward es licht in ihm; er überdachte die Tage vor ſeiner Verheiratung — dann die eigenſinnige Weigerung ſeiner Frau, nach La Tour zurückzukehren. Sie wollte Pierre aus dem Wege gehen, und er hatte nichts begriffen. — Er hatte ſie faſt gezwungen, aus ihrer Einſamkeit herauszutreten! Hatte nicht auch Pierre verſucht, zu fliehen, und war er's nicht ſelbſt geweſen, der die beiden wieder aufs neue verknüpfte? Mit der eigentümlichen Hellſichtigkeit der Verzweiflung verſtand er jetzt jede Phaſe dieſer glühenden, elementaren, erbarmungsloſen Liebe. Faſt wich ſein Zorn vor einem unendlichen Mitleid.

Endlich ſtieß Albine einen Seufzer aus. Sie öffnete die Augen. Einen Augenblick lang ſchien ſie wie von einem ſchweren Traume befangen zu ſein, dann richtete ſie ſich lebhaft empor. Honorat ſtützte ſie und ſie gingen hinunter zum Boot.

XXIV.

In La Baſtide angelangt, ſchritten die Féréol ratlos heim. Albine ging in ihr Zimmer; Honorat folgte ihr. Gänzlich erſchöpft ſank ſie dort in einen Stuhl.

Er ſtand vor ihr, anſcheinend ganz ruhig. Ein furchtbarer Schmerz ſpiegelte ſich in ſeinen Zügen wieder, aber ſeine Haltung, die er in heftigem innern Ringen ganz feſt zu bewahren verſuchte, ſprach von dem energiſchen Willen, ſeine Leidenſchaft zu bändigen. Eine Weile blieb er ſtumm; dann fragte er in ernſtem, ruhigem Tone:

„Du liebteſt ihn ſchon vor unſrer Heirat, nicht wahr?“ Albine ſenkte das Haupt.

„Warum biſt du dann mein Weib geworden? Warum haſt du mich getäuſcht, als ich dich auf ſeinen Rat hin aufs Gewiſſen fragte, ob dein Herz noch frei ſei, und du meine Liebe erwiderteſt?“

„O, wirf mir das nicht vor!“ rief ſie mit erloſchener Stimme. „Sagteſt du mir nicht auch, du müßteſt ſterben, wenn ich nicht dein Weib würde?“

Er ging in ſich — er wußte es wohl.

„Ja, das iſt wahr,“ erwiderte er und wurde bleich. „Ich hatte nichts geſehen, nichts erraten. Es iſt wahr; ich hatte dich erſchreckt, und du fühlteſt Mitleid mit mir. Ich habe kein Recht, mich zu beklagen. Mir allein muß ich bittere Vorwürfe machen.“

„Honorat!“ unterbrach ſie ihn, niedergeſchmettert durch dieſes Zugeſtändnis. „Mich beklagſt du mit deinem gequälten, großmütigen Herzen!“

Er antwortete nicht gleich.

„Was haſt du leiden müſſen! Wie haſt du mich verabſcheuen müſſen! Ja, es gibt ſolch unſelige Wendungen des Schickſals, denen gegenüber wir machtlos ſind. Ich wollte dich glücklich machen. Mein ganzes Leben lang habe ich nur dieſen einen Gedanken gehegt. Und doch habe ich dich, du armes Weib, geopfert, gequält! Verſtehſt du jetzt, wie dieſe Erkenntnis mich entſetzen muß!“

Mit krampfhafter Bewegung hatte ſie ſeine Hände ergriffen.

„Und ich — ich hielt dich einer ſchändlichen Treuloſigkeit fähig, dich — die ſich geopfert hat!“ fuhr er fort.

„Genug, genug!“ flüſterte ſie, „ich bitte dich —“ ihr Kopf ſank auf ſeine Schulter, und ſie ſchluchzte laut.

„Sieh,“ ſagte er, „ich hätte damals mehr Mut gehabt, als du glaubteſt. Ich hätte mich damit begnügt, nur dein Bruder zu ſein —. Aber — was ſoll ich jetzt thun? Wie kann ich dich retten?“

Von ſoviel Großmut überwältigt, fand Albine keine Antwort. Mit von Thränen überſtrömten Augen hatte ſie ſich wieder aufgerichtet. Sie ſah ihn an; ſie ſah, daß er ſeinen Zorn, ſeine Eiferſucht vergaß, um nur voll Mitleid des großen Opfers zu gedenken, was ſie ihm einſt gebracht hatte. Dieſes Mitleid hätte ſie noch ausnutzen ſollen — nein! Sie blieb ſtumm, denn ſie fühlte, daß aus jedem ihrer Worte ihre Liebe zu Pierre immer wieder durchbrechen würde.

Endlich ſagte ſie mit gebrochener Stimme:

„Honorat! Ich habe dein Lebensglück vernichtet! Wäre ich aufrichtig geweſen, dann hätte ich dir nicht dieſen furchtbaren Kummer bereitet. Doch ſieh, ich hielt mich für ſtärker, edler und aufopferungsfähiger. Aber ich bin entſchloſſen, dir mein ganzes

Leben zu weihen. Ich bin thöricht, ich bin grausam gewesen. Viel habe ich wieder gut zu machen, und ich werde es thun. Laß uns mit der traurigen Vergangenheit brechen! Rette mich vor mir selbst! Führe mich fort, weit fort von hier! Ich will mit dir auf einige Zeit an Bord gehen! Ich schwöre es dir, niemals werde ich es bereuen! Ich werde dich so glücklich machen, daß du mir dereinst noch verzeihen mußt!"

Ein trauriges Lächeln erhellte das Antlitz des Kapitäns.

„Wirklich, du würdest mit mir gehen?" fragte er.

„Ja, morgen schon, wenn du willst."

Er preßte sie in einer leidenschaftlichen, fast verzückten Umarmung an sich. Dann nahm er ihren Kopf zwischen beide Hände und sah ihr tief in die Augen.

Aber bald darauf ließ er die Arme sinken und sagte in dumpfer Trauer:

„Narr, der ich bin!" und er brach in heftiges Schluchzen aus.

Er weinte lange, und sie wußte nicht, wie sie ihn trösten sollte.

Vor dieser düstern, freudlosen Zukunft empfanden beide bange Furcht. Was würde ihr Leben fernerhin sein! Trotz ihrer Ergebung, ihrer gegenseitigen Überwindung mußte doch immer das Bild des andern zwischen ihnen auftauchen!

Honorat raffte sich endlich empor. Er schämte sich seiner Schwäche.

„Ich gehe jetzt, armes Kind," sagte er. „Du mußt halbtot vor Müdigkeit sein."

Am nächsten Morgen ging Albine hinunter. Das arme Weib hatte einen heldenmütigen Entschluß gefaßt. Durch die Großmut ihres Gatten tief ergriffen, war sie wieder ernst an ihre Pflichten gemahnt worden und hatte sich fest vorgenommen, das Vergangene zu begraben. Mit Aufbietung ihres ganzen Willens wollte sie jene verbrecherische Liebe ertöten, so ertöten, daß Honorat sie dereinst für gänzlich geheilt halten sollte — und so wollte sie ihm noch einmal das verlorene Glück wiedergeben.

Honorat war schon fort. Da befiel sie wieder eine entsetzliche Angst, denn sie vermutete ihn mit Recht in Romaz, und harrte in furchtbarster Aufregung auf seine Rückkehr.

„Woher kommst du?" fragte sie, sobald sie ihn erblickte.

„Ich komme von La Tour."

„Bist du wirklich nur dorthin gegangen?"

„O, sei ruhig! Ich habe ihn nicht gesehen!"

Sie blickte ihm tief in die Augen.

„Du fürchtest für ihn?" fragte er bitter. „Nein, nein, ich kann mich nicht einmal mit ihm schlagen! Er würde sich nicht verteidigen."

Sie wandte das Gesicht ab, da nahm er sich zusammen:

„Schreibe ihm, er möge abreisen!"

Dankbar küßte sie ihm die Hände.

„Ich muß dich übrigens auch verlassen. Rémondi hat eine wichtige Botschaft aus Neapel erhalten. Die ‚Claire' soll in acht Tagen in See stechen, und ich selbst werde schon heute abend in Marseille erwartet."

Albine erbebte und ward ganz bleich. Wie konnte jetzt eine so schnelle Abreise dazwischen kommen — aber, als sie in das entschlossene Gesicht Honorats blickte, wagte sie kein Wort der Erwiderung.

„Ich werde mich sofort von deinem Vater verabschieden, und inzwischen wirst du meine Sachen packen."

Nach dem Essen blieben sie noch eine Weile zusammen. Albine kämpfte mit den Thränen. Honorat setzte sich zu ihr.

„Ich habe mein Bestes gethan, armes Weib," sagte er. „Glaube mir, es wird noch alles gut werden. Du bist ein edles Wesen und verdienst, glücklich zu werden. Vielleicht wirst du mir später verzeihen, daß ich dich nicht verstanden habe. Aber ich brauche ein wenig Zeit, um mich zu beruhigen, meine alte Festigkeit wiederzugewinnen. Ich habe soviel gelitten! Jetzt ist es wirklich besser, wenn ich gehe, wenn ich mit mir allein bin."

Zwei Stunden später verließ Honorat La Bastide. Zuvor hatte er mit dem alten Kapitän verabredet, daß Albine während seiner Abwesenheit bei ihm wohnen sollte.

XXV.

Ein Monat war vergangen und Pierre abgereist.

Albine blieb fest in ihrem Entschluß, ihre Leidenschaft zu bändigen. Sie hatte ihre alte Lebensweise wieder aufgenommen und verbrachte ruhige Tage, einen gewissen Stolz darein setzend, daß sie sich selbst besiegen konnte. Der Kapitän Féréol, dem Honorat gewiß alles gebeichtet hatte, suchte sie unbemerkt zu unterstützen, bisweilen glaubte sie bestimmt, er wisse alles und wagte sogar, vor ihm zu weinen.

„Sei ruhig, mein Kind," sagte der Alte bewegt, „alles geht vorüber — alles ist wieder gut zu machen!"

Honorat schrieb regelmäßig, und seine Briefe brachten ein wenig Zerstreuung in die trübselige Einsamkeit von Vater und Tochter. Der junge Mann schien wieder mit Leib und Seele bei seinem Beruf zu sein und sich nach und nach zu trösten. Er dankte Albine für ihre lieben Briefe, die ihm wieder neue Hoffnung zu geben schienen. Einmal schrieb er ihr sogar, er glaube an ihre innere Umwandlung, und er freue sich herzinnig auf seine bald bevorstehende Rückkehr. So hellte sich der düstere Horizont allmählich auf.

Eines Nachmittags saßen der Alte und Albine in der Laube — da erschien Exupère.

„Honorat schickt dich? Kommt er bald?" rief Albine freudig aus.

Aber sie erschrak, als sie das bestürzte Gesicht des jungen Matrosen gewahrte, und wagte kaum, ihn zu fragen.

„Honorat?" stieß sie endlich hervor.

Statt aller Antwort senkte der junge Mann den Kopf. Albine stieß einen Schrei aus und fiel ohnmächtig zu Boden.

Als sie zu sich kam, erfuhr sie, daß Honorat während eines Sturmes von einer Sturzwelle ins Meer geschleudert worden war.

Claire und André sind verheiratet. Lange hat Albine gegen ihr Herz gekämpft, lange hat sie sich gegen die Bitten ihrer Freunde gesträubt. Endlich aber gab sie nach. Und so hofft Pierre endlich auf das Glück, sie sein Weib nennen zu dürfen.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 124960920

H. Hirt'sche
Druck- u. Buchbinderei, Leipzig.